32101 063967580

Digitized by Google

575
297
v.4

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

# Deutsche

# Jahrbücher

für

## Politik und Literatur.

Vierter Band.

Berlin.
Verlag von J. Guttentag.
1862.

Digitized by Google

Digitized by Google

# Inhaltsverzeichniß
## des Vierten Bandes.


| | Seite |
|---|---|
| 1. Die Kaiseridee und die Realpolitik deutscher Nation. — Von **Adolf Helfferich.** | 1 |
| 2. Ueber Verfassungsgeschichte und Fragen des Staatsrechts in Preußen. I.—II. Fällt die Auflösung des Abgeordnetenhauses unter die Verantwortlichkeit der Minister? III. Was geschieht, wenn das Etatgesetz nicht zur Vereinbarung gelangt? — Von **Eduard Lasker.** | 32 |
| 3. Uebersicht der Pläne, die Türken aus Europa zu vertreiben und ihr Gebiet zu vertheilen. — Von Dr. **Hermann Reuchlin.** | 49 |
| 4. Die Völkerverhältnisse der orientalischen Halbinsel jenseits des Balkan. — Von **Franz Pulszky.** | 69 |
| 5. Das nordamerikanische Heimstättegesetz. — Von Dr. **C. Wiß.** | 83 |
| 6. Was man heuer in Berlin unter Volkserziehung versteht. — Von **Ludwig Noack.** | 96 |
| 7. Wider die Grundanschauungen des philosophischen Idealismus. — Von Dr. **J. Duboc.** | 118 |
| 8. Der vierte Vereinstag der deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften | 139 |
| 9. Politischer Monatsbericht. — Von **H. B. Oppenheim.** | 146 |
| 10. Die Vorbedingungen einer Flotte. — Von **Robert Waldmüller.** | 161 |
| 11. Das Fürstenthum Ratzeburg. — Von Dr. **Julius Wiggers.** | 170 |
| 12. Geschichtschreibung und Geschichtschreiber der Gegenwart. II. — Von **J. Scherr.** | 189 |
| 13. Die neue Schöpfungslehre Darwin's. III. — Von Dr. **C. Wiß.** | 203 |
| 14. Die Gruppe des Laokoon. — Von **J. L. Klein.** | 234 |
| 15. Die letzte Allokution des Papstes. — Von **Karl Grün.** | 249 |
| 16. Victor Hugo: „Les Misérables." — Von **F. Wortmann.** | 260 |
| 17. Karl von Dalberg, Fürst-Primas und Großherzog von Frankfurt. — Von Dr. **Ferdinand Wolff.** | 267 |
| 18. Zur Literatur des Fichte-Festes. — Von **Moritz Brasch.** | 278 |
| 19. Briefe aus London. I. — Von **Hermann Müller-Strübing.** | 293 |
| 20. Die Schlachten bei Richmord und ihre politischen Folgen. — Von Dr. **W. Löwe** (von Calbe). | 301 |
| 21. Politischer Monatsbericht. — Von **H. B. Oppenheim.** | 312 |
| 22. Ueber Verfassungsgeschichte und Fragen des Staatsrechts in Preußen. II. 4) Das Kapitel vom Könige. — Von **Eduard Lasker.** | 329 |
| 23. Die Reorganisation des Zollvereins. — Von Dr. **Hermann Rentzsch.** | 343 |
| 24. Italienische Zustände seit dem Tode Cavour's. — Von **Franz Pulszky.** | 365 |
| 25. Das schöne Land Tyrol. — Von **H. B. Oppenheim.** | 380 |
| 26. Die Krisis in den Vereinigten Staaten. Zweiter Artikel: Der Kampf für die Union bis zur Schlacht von Bull Run. — Von **Reinhold Solger.** | 389 |
| 27. Kunst und Politik. — Von **Adolf Helfferich.** | 425 |
| 28. Die Modelle zum Schiller-Denkmal. — Von **J. L. Klein.** | 446 |
| 29. Der Zauberer von Rom und die römische Frage. — Von **Ludwig Seeger.** | 474 |
| 30. Briefe aus Bayern. II. | 481 |
| 31. Politischer Monatsbericht. — Von **H. B. Oppenheim.** | 488 |


(RECAP)

4502.13

Digitized by Google

# Die Kaiseridee und die Realpolitik deutscher Nation.

Von Adolf Helfferich.

Die im Völkerleben wirksamen Ideen weisen jeder Zeit von der geschichtlichen Thatsache zurück auf den philosophischen Gedanken: gleichwohl ist es ein gewagtes Unternehmen, in einem gelehrten Spielereien glücklicher Weise entwachsenen Zeitalter, wie das unsrige, von einem Bündniß der Philosophie mit der Politik auch nur andeutend zu reden. Der Philosoph wenigstens hat alle Ursache, sich möglichster Zurückhaltung zu befleißigen, wenn von dem Einfluß der Philosophie auf die Entwickelung des Staatslebens die Rede ist: gerade bei den ausgezeichnetsten Philosophen findet sich ein geringes Verständniß von der geschichtlichen Macht der Ideen, von Platon an, der die beiden Dionysius für sein Staatsideal zu gewinnen hoffen konnte, bis auf Schelling, dem Metternich ein philosophischer Staatsmann zu sein dünkte. Und dennoch wäre es schlimm bestellt um den weltgeschichtlichen Fortschritt, wenn der reine Gedanke eben nur eine leere Abstraktion und keine welterhaltende Macht wäre; wenn es außer allem Bereiche der Möglichkeit läge, obschon sachte und mittelbar, nach bestimmten Richtungen hin diejenigen Hebel in Bewegung zu setzen, die das staatliche Zusammenleben der Menschen bedingen.

Die Solidarität der Ideen ist eine ganz andere, als die Solidarität der Interessen, unendlich wirksamer, als die äußeren Beziehungen der Völker untereinander ahnen lassen. Um von vielen nur ein Beispiel anzuführen, so wird man es gewiß nicht bloßen Zufall nennen wollen, daß der herrschsüchtige Gedanke des Papstthums, sich die oberste Entscheidung nicht nur in Sachen des Gewissens, sondern zugleich in allen weltlichen Dingen anzueignen, genau zusammentrifft mit dem Bestreben weltlicher Fürsten, unter dem Vorwand kirchlicher Vasallenpflichten sich ihren weltlichen Dienstpflichten mehr und mehr zu entziehen, und im Namen der Kirche unter Gläubigen und Ungläubigen Eroberungen zu machen, deren Recht zuweilen ebenso zweifelhaft, als der Beweggrund unter falscher Farbe eigennützig war. In seinem weltgeschichtlichen Kampfe



Digitized by Google

mit dem deutschen Kaiserthum hat Hildebrand diese eigenthümliche Eroberungspolitik eingeleitet, die in den Kreuzzügen sich selbst zu Grunde richtete, weil sie, gleich dem abendländischen Kaiserthum, das Maß des Erreichbaren überschritt. Der Anfang dazu war von dem Augenblick an gemacht, als nicht lange nach der naturgemäßen Scheidung zwischen Frankreich und Deutschland mehrere halbbarbarische Völkerschaften, bisher in der Abhängigkeit vom deutschen Kaiserthum, Ungarn, Polen, Böhmen in ihren nationalen Gefühlen so erstarkt waren, daß ihre Fürsten es wagen konnten, sich in Rom um das Souveränitätsrecht zu bewerben. Zuerst im Westen, dann auch im Norden und Osten wurde die deutsche Kaiserkrone immer mehr mit ihren idealen Ansprüchen ab- und auf ihre natürlichen Grenzen zurückgewiesen; was war also näher gelegt, als das Bestreben, sich den Süden frei zu erhalten und in der Abhängigkeit des Papstthums die Ehre der kaiserlichen Würde zu wahren! Allein dabei stieß man wiederum auf nationale Antipathien, und die von den weltlichen Umstrickungen sich mehr und mehr freimachende Papstgewalt gewann einen immer weiteren Gesichtskreis für die von ihr angestrebte christliche Weltherrschaft. Im Ganzen muß man sagen, daß das Papstthum die Erbschaft des in Verfall gerathenen Kaiserthums antrat, und die Hebel, die es ansetzte, um sich in der über alle Erwartung günstigen Lage zu erhalten, sind genau betrachtet dieselben, deren sich die aufgehende Sonne des deutschen Kaiserthums bedient hatte, um sich den Besitz seiner Eroberungen zu sichern. In immer weiter vorgeschobenen Markgrafschaften war das Reich gewachsen: das nach der Weltherrschaft gierende Papstthum sandte eine Abenteurerbande nach der anderen auf Eroberungen aus, die mittelbar dem Patrimonium Petri zu Statten kamen. Nur dafür mußte Sorge getragen werden, daß die von der Schlüsselgewalt angeworbenen Landsknechte den Spieß nicht umkehrten und außer dem Ei auch das Huhn in ihren eigenen Topf brachten.

Zu sagen, Herrschsucht sei das einzige Motiv gewesen, das Gregor VII. leitete, erklärt nichts. In Cluny hatte die Idee von einer Reform der Kirche an Kopf und Gliedern nicht blos Wurzel geschlagen, sondern bereits auch eine weltgeschichtliche Bedeutung erlangt. Sendboten der ascetischen Richtung verbreiteten sich durch das ganze christliche Abendland und wußten überall durch das Gewissen die Politik zu beeinflussen. Auch Hildebrand hat seine hierarchischen Grundsätze in der Schule der Cluniacenser sich angeeignet; allein sein scharfer Verstand erkannte sofort, daß ein französisches Mönchskloster nicht der geeignete Ort und strenge Mönchsascese kein ausreichendes Mittel wäre, um die katholische Kirche in eine selbständige und gebieterische Stellung emporzuheben. Die allseitigste und unermüdlichste Bearbeitung zarterer Gewissen war einem eisernen Zeitalter nicht gewachsen: dieses verlangte nach derberen und draftischeren Motiven, und Hildebrand

Digitized by Google

brachte sie mit seltener Ausdauer zur Anwendung, indem er an die Stelle der inneren Kirchenreform eine möglichst durchgreifende Machtstellung des römischen Papstthums setzte und mit Hülfe von normännischen Abenteurern, zweideutigen Geldwechslern, banditenmäßigen Volksführern und Verführern die unabhängigen Fürstengewalten an den Hörnern faßte.

Der Erfolg dieser durchaus tyrannischen, auf die wilden Instinkte der Massen, den Ehrgeiz landesbedürftiger Kapitäne und den frommen Eifer überspannter Weiber gleichmäßig berechneten Idee war ein überraschender: im Jahre 1063 eilte ein französisches Heer unter Herzog Wilhelm von Aquitanien dem Könige Sancho Ramirez von Aragon zu Hülfe; 1066 eroberte Wilhelm von der Normandie England als Dienstmann des Papstes, nachdem er in seinem eigenen Lande erklärt hatte, wenn ein päpstlicher Legat sich in Regierungsangelegenheiten zu mischen erdreiste, werde er ihn an der höchsten Eiche aufknüpfen lassen; 1072 zog der Normanne Robert als Sieger in das längst dem Islam verfallene Palermo ein; 1085 eroberte Alfons VI. von den Arabern Toledo zurück — ganz unermeßliche Erfolge und ebenso viele Siege des römischen Papstthums als Niederlagen des deutschen Kaiserthums. Auf der ganzen Linie befand die Kurie sich in der Offensive, während der Kaiser sich nicht einmal seiner geistlichen und weltlichen Lehnsleute zu erwehren vermochte und in Italien die Oberherrlichkeit des Reiches sich nur dem Scheine nach durch unverhältnißmäßig schwere Opfer aufrecht erhalten ließ. Ueberall durchkreuzen und bekämpfen sich handgreifliche Interessen, aber stehen nicht gerade die siegreichen im Dienste einer Idee, die selbst in ihrer geschichtlichen Verzerrung und nichts weniger als uneigennützigen Geltendmachung die bereits zweifelhaft und an mehr als einer Stelle anbrüchig gewordene Macht des Kaiserthums weit überragte! Was ehedem der Kaiserkrone ihren blendenden Glanz verliehen, die Triebfedern der Ordnung und der Freiheit, das war ihr allgemach abhanden gekommen: den kirchlichen Gewalten dagegen war es Ernst mit der Heilung der Gebrechen, mit der Beseitigung der feudalistischen Verweltlichung des christlichen Amtes, mit der Herstellung sittlicher Ordnungen. Und das war nicht einmal die Hauptsache: das Papstthum kam den demokratischen Instinkten und Bedürfnissen der Völker entgegen, wogegen das Kaiserthum sich mehr und mehr absolutistisch und feudalistisch verhärtete und isolirte. Darum erscheint jener wunderliche Einsiedler des Monte Avellana, der ebenso gelehrte und geistreiche, als in den strengsten Bußübungen ergraute Petrus Damiani, auf der damaligen Weltbühne fast wie ein Gespenst: innigst von der Nothwendigkeit der Kirchenreform überzeugt, ist ihm das gewaltsame und herrschsüchtige Gebahren Hildebrands nicht weniger zuwider, und unerschütterlich steht seine Hoffnung zu dem Berufe und dem Rechte des Kaiserthums.



Digitized by Google

Eine überlebte Form kann nur durch eine neue Idee gesprengt und unschädlich gemacht werden; Ideen aber wachsen nicht unmittelbar aus den praktischen Bedürfnissen und den geschichtlichen Thatsachen hervor, sondern haben ihren Ursprung jeder Zeit in der Werkstätte des philosophischen Denkens. Ihr Werth ist für jedes Zeitalter ein anderer, und darum gerade kann die Politik der fortwährenden Anregung durch neuerstehende philosophische Systeme nicht entrathen. Nie war der Kampf um die heilvollen oder unheilvollen Wirkungen des von Hildebrand auf den Tod verfolgten deutschen Kaiserthums so lebhaft entbrannt, als eben jetzt, und danken wir den Göttern, daß dem so ist, daß die Geschichtschreiber aufgehört haben, die deutsche Geschichte wie einen Leichnam zu behandeln und ihre Meisterschaft darin zu suchen, an demselben möglichst viele Fäserchen und Haargefäße bloßzulegen. Die Tendenzgeschichte als solche ist nicht zu loben, aber jedenfalls verdient sie den Vorzug vor jenem fischblütigen Indifferentismus, der unausgesetzt Jagd macht auf den Buchstaben des Thatsächlichen. Das Nächste, was wir in Deutschland abzuschütteln hatten, war die engherzige konfessionelle Auffassung des Geschichtlichen, und es läßt sich nicht bestreiten, daß protestantische Historiker zur Rechtfertigung der Idee des Papstthums mehr gethan haben als katholische, nicht selten des Guten zu viel. Gegenwärtig, nach langem Harren, fängt auch die deutsche Staatsidee an, zu ihrem Rechte zu gelangen: das germanische Kaiserthum ist zu einem Zankapfel geworden zwischen großdeutscher und kleindeutscher Auffassung. Es ist Rankes Verdienst, in dem Grundgedanken des durch Karl den Großen wiedererweckten römischen Kaiserthums tiefere und sinnigere Bezüge aufgefunden zu haben als seine Vorgänger. Die enge Verbindung zwischen Staat und Kirche bei fortdauerndem Widerstreit beider Prinzipien, die monarchisch-ständische Konstitution jeder einzelnen Landschaft und der daraus entspringende innere Gegensatz — das sind ihm zufolge die beiden charakteristischen Kennzeichen des romanisch-germanischen Völkersystems. Auf diesem Widerstreit der geistlichen und politischen, der monarchischen und der ständischen Tendenzen und der Wechselwirkung unabhängiger Nationalitäten innerhalb einer Alles umfassenden, doch nie abgeschlossenen, mehr idealen als repräsentativen Einheit soll das eigentliche Leben des Abendlandes, die Kontinuität seiner Bildung, sein Uebergewicht in der Welt überhaupt beruhen[1]). Es war ohne Widerrede ein feierlicher Augenblick, als zu Weihnachten 800 der Frankenkönig Karl im Schmucke des römischen Schirmherrn gegenüber dem Hauptaltare der Peterskirche Platz nahm, und nach beendigter Messe unerwartet und wie von Begeisterung ergriffen der Papst vortrat, um dem knieenden Könige eine goldene Krone aufzusetzen; als das versammelte Volk mit lautem

[1]) Ranke, Englische Geschichte II, 228.

Digitized by Google

Jubel in den Ruf ausbrach: „Leben und Sieg Karl, dem Augustus, dem großen friedestiftenden Kaiser der Römer!“ Und nicht Geringes haben die Karolinger geleistet, indem sie muthig dem heranstürmenden Islam die Stirn boten. Alles gewann eine größere und strengere Gestalt: der Ehrgeiz des fränkischen Heerkönigs und der Religionseifer der romanischen Bischöfe traten in den engsten Bund. Die Verbindung mit Deutschland gab einen kriegerischen, die Verbindung mit Italien einen geistigen und wissenschaftlichen Antrieb. Jedermann wurde inne, mit seinem Willen oder wider denselben, daß er zu einem umfassenden religiösen und politischen Ganzen, dem wiederhergestellten Kaiserthum gehöre[1]). Auf dieser Anschauung ist die historische Schule, die Ranke um sich versammelte, eifrigst eingegangen. G. Waitz[2]) bemerkt zwar richtig, die Wiederherstellung alter, einmal untergegangener Institutionen führe nie dahin, daß sie in derselben Weise wie früher ins Leben treten: unter den alten Formen und Namen stecke jedesmal ein neuer Inhalt, eine neue Kraft; so sei es beim deutschen Kaiserthum das germanische Element gewesen, das, mit dem Christenthum aufs Engste verbunden, die Kraft hergab, welche die alten Formen mit neuem Leben erfüllte. Er bleibt aber die Antwort schuldig, ob „der großartige Versuch, die Verbindung des deutschen Volks mit den Elementen der antiken Bildung, mit dem Christenthum und der Kirche zur Grundlage einer staatlichen Bildung zu machen, unter dem alten Namen des Reichs (imperium) eine Vereinigung aller derer anzustreben, die im Zusammenhang mit der römischen Kirche standen“[3]), kein verfehlter war. Recht als deutscher Idealist behandelt W. Giesebrecht dieses merkwürdige deutsche Kaiserthum: nicht die Despotie des römischen Kaiserstaats, vielmehr die Theokratie des Alten Bundes soll die Maxime dargeboten haben, der Karl der Große folgte. Sein Ideal soll gewesen sein das Gottesreich auf Erden, in dem der Kaiser von Gott selbst zu seinem Statthalter eingesetzt ist, damit er alles Volk, nach Nationen, Ständen und Rangstufen gesondert und geordnet, den göttlichen Absichten gemäß leite und regiere.[4])

Nachdem das deutsche Kaiserthum über ein halbes Jahrhundert im Grabe liegt, könnte es unverfänglich erscheinen, in welchem Lichte die Historiker die deutsche Reichsgeschichte erblicken mögen; dennoch ist es so gleichgültig nicht, wenn man erwägt, wie die in dem Vordergrunde unseres politischen Lebens stehende deutsche Frage eine geschichtliche Unterlage haben muß, um eine der Anschauungsweise der deutschen Nation entsprechende Lösung zu finden. Wir Deutsche thun es einmal nicht anders: selbst die dringendsten

[1]) Ranke, Französische Geschichte I, 15.
[2]) Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte III, 183.
[3]) A. a. O. IV, 535.
[4]) W. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit I, 116.

Digitized by Google

Bedürfnißfragen vermögen uns keine rasche Entschließung abzugewinnen, wenn der geschichtliche Zusammenhang nicht bewiesen und gerettet ist. War das geschichtliche Kaiserthum ein berechtigter Standpunkt und ein Segen für die deutschen Völker, so hat es Manches für sich, den im Jahre 1806 abgerissenen Faden wieder aufzunehmen und im Sinne des Konstitutionalismus weiter zu spinnen. Solchen aus und für Oestreich erschallenden Stimmen jeglichen Anspruch auf Berücksichtigung bestreiten zu wollen, wäre ungerecht und unverständig: eine Erneuerung der Kaiserkrone auf dem Haupte der Habsburger brauchte ja so wenig eine bloße Wiederherstellung des deutschen Reichs zu sein, als die Krönung Karls des Großen bloße Wiederherstellung des römischen Kaiserstaates war. Entsprach das deutsche Kaiserthum vollständig den Verhältnissen und Bedürfnissen der deutschen Nation, so müßte es sich in einer der Neuzeit angepaßten Weise auch wiederherstellen lassen.

Aus dem Grunde verdienen Schriften wie die Vorlesungen Fickers: „Das deutsche Kaiserreich in seinen universalen und nationalen Beziehungen", Beachtung, soweit die deutsche Zunge klingt. Ficker ist ein gründlicher und gewissenhafter Gelehrter und mit nichten Anhänger jener beschränkten pfäffischen Bestrebungen, die Tyrol sprüchwörtlich gemacht haben. Daß er sein angestammtes Herrscherhaus liebt, wird ihm kein Anhänger des monarchischen Prinzips verargen, so wenig als den versuchten Nachweis, daß die die nationalen Grenzen weit überschreitende Machtstellung, welche unsere Nation in den Zeiten des Kaiserreichs in Italien, in Burgund und Lothringen einnahm, daß die Anerkennung, welche ihre Stellung an der Spitze der Christenheit durch den ausschließlichen Anspruch ihrer Herrscher auf die Kaiserkrone fand, das Gedeihen ihres nationalen Staatswesens in keiner Weise beeinträchtigte. Anders verhält es sich, wenn für die Neubildung Deutschlands daraus gefolgert wird, daß, wie früher schon, so auch jetzt, das Unterfangen, ein die ganze Nation umfassendes, aber auch auf sie eingeschränktes Staatswesen herzustellen, weder gelingen könne, noch, da seine Durchführung eine weitere Schmälerung der äußern Machtstellung Deutschlands voraussetzt, selbst im Falle des Gelingens die Unabhängigkeit der Nation, die Erhaltung ihres Gebietes genügend verbürgen würde; daß auch Versuche zu engerer Vereinigung der Nation selbst nur dann ohne Gefahr und mit Aussicht auf Erfolg unternommen werden können, wenn sie geschehen unter dem Schirme einer noch immer vorhandenen, nur genügender zu sichernden, in Weise des alten Kaiserreichs über die nationalen Grenzen hinausgreifenden äußern Machtstellung.

Als der heftigste Gegner dieses großdeutschen Standpunktes und damit zugleich aller Bewunderer des deutschen Kaiserthums erschien Heinrich von Sybel. Zunächst gegen Giesebrechts Auffassung gerichtet war seine Rede über die neuern Darstellungen der deutschen Kaiserzeit, die er im November

Digitized by Google

1859 zur Feier des königlichen Geburtstages in der Münchener Akademie der Wissenschaften hielt. Daß eine Erörterung, die dem deutschen Kaiserthum vorwirft, es habe von Anfang an die Tendenz einer theokratischen Weltherrschaft verfolgt, damit die nationalen Interessen stets beschädigt und endlich sich selbst den Untergang bereitet — daß eine solche Auffassung lebhaft an den kurz zuvor geschlossenen Frieden von Villafranca, gleichviel ob mit oder ohne Absicht, erinnerte, ist sehr begreiflich; nicht minder, daß Ficker von seinem Standpunkte aus darin die Absicht erblickte, „den neuesten politischen Bestrebungen eine geschichtliche Stütze zu verleihen", ohne sich darum verwerflicher Insinuationen schuldig zu machen. Dessenungeachtet glaubte Sybel in einer längeren historisch-politischen Abhandlung „Die deutsche Nation und das Kaiserreich" das, was er für einen unbegründeten Vorwurf hielt, zurückweisen und die Kaiserfrage noch einmal ausführlich durchnehmen zu müssen. Er thut es, um damit den Beweis zu liefern, daß keine andere Verfassungsform historische Berechtigung habe, als jene des engern Bundes neben Oestreich und des weitern Bundes mit Oestreich, also im entschiedensten Gegensatz zu Ficker, der in der östreichischen Monarchie die echte Inkarnation des germanischen Staatsgedankens, in Preußen dagegen unangenehm viel slavisches Wesen, Centralisation und Unfreiheit erblickt.

Die Wärme und Unumwundenheit, womit Sybel Geschichte schreibt, die zeitgemäße Perspektive, in die er nach dem Vorgang Macaulays die geschichtlichen Erscheinungen rückt, haben etwas Verführerisches und Wohlthuendes; seiner „Geschichte der Revolutionszeit" gebührt das noch schwerer wiegende Lob, durch gründliche Erforschung zahlreicher Archive in vielen Stücken die erste wahrheitsgemäße Schilderung dieser denkwürdigen Epoche geliefert und eine Menge Irrthümer beseitigt zu haben, die sich wie eine Krankheit von einer Generation auf die andere fortschleppten. Und trotz alledem leidet der Verfasser an einem Gebrechen, das, in mäßigem Grade beigebracht, allerdings manchem Historiker zur Zierde gereichen würde — er hat, wenn der Ausdruck gestattet ist, zu viel Temperament, eine leidenschaftliche Ader, die ihm sein Konzept gar zu leicht verrückt und mit den Thatsachen durchgeht. Es war eine Paradoxie, als er den Satz durchzuführen suchte, ein wahres Königthum habe sich bei den Deutschen erst nach der Zeit der großen Wanderungen und wesentlich unter römischem Einfluß entwickelt; und selbst die Geschichte der Revolutionszeit ist nicht frei von gewissen Uebertreibungen, sei es im Guten, sei es im Bösen, durch deren Ausmerzung sein Buch nicht wenig an Brauchbarkeit gewinnen würde. Preußens Friedrich Wilhelm II. hat von verschiedenen Seiten unbillige Beurtheilungen erfahren: allein wenn Sybel und nach ihm auch Häusser, um das Unrecht gut zu machen, fast Alles an der Politik des schwachen Fürsten preiswürdig finden, so zwar, daß Sybel das größte Unrecht darin erblickt, wenn man

Digitized by Google

Friedrich Wilhelm II. mit Kaiser Franz II. auf gleiche Linie stellt, so gestehe ich, daß ich so Etwas nicht zu begreifen im Stande bin. Die gute Absicht in Ehren, allein wenn es der Sache gilt, läßt man viel besser die Persönlichkeiten fallen, als daß man sie durch einen falschen Schein zu retten sucht. Dadurch namentlich gewinnt das Sprüchwort, daß man sich vor seinen Freunden mehr zu hüten habe, als vor seinen Feinden, einen tiefen, wahrhaft weltgeschichtlichen Sinn.

So kann man sich nicht wundern, daß auch die Streitschrift gegen Ficker gar manche schiefe und unhaltbare Behauptung enthält. Wer wird es so leicht glauben, daß die deutsche Monarchie schon zur Zeit der Hohenstaufen ein wesenloser Schemen und jeder große Fortschritt der Nation von ihrer Kaiserpolitik völlig unabhängig war! Wer wird sich überreden lassen, Kaiser Friedrich Rothbart habe auf gebietende Herrschaft in Deutschland verzichtet, sei weiter nichts gewesen, als der Führer einer starken Fürstenpartei! Solche und ähnliche Schwächen wußte denn auch Ficker in seiner Entgegnung (Deutsches Königthum und Kaiserthum) sich trefflich zu Nutzen zu machen: um das Habsburgische Kaiserthum als eine Unmöglichkeit bei der Lösung der deutschen Reformbestrebungen erscheinen zu lassen, bedürfte es einer solchen vernichtenden Herabsetzung des Karolingischen und Staufenschen Kaiserthums nicht, und in der That stände es schlecht um die Zukunft Deutschlands, wenn seine politische Wiedergeburt von der Brauchbarkeit oder Verwerflichkeit des weiland heiligen römischen Reichs abhinge. Für Herrn Onno Klopp[1]) mag es erwünscht sein, seinen politischen Sympathien durch möglichst grelle Beleuchtung seiner Antipathien einigen Vorschub zu leisten: die deutsche Reformpartei, der es um den Kern der Sache zu thun ist, kann sich weder bei dem Einen noch bei dem Andern Raths erholen, oder wenn es möglich wäre, so läge der Rath jenseits der Monarchie.

Was uns Noth thut, das ist das Eine: lassen wir die Lehren der Geschichte nicht unbeachtet, aber hüten wir uns, ein von der geschichtlichen Vergangenheit abgezogenes Schema als maßgebend für die politische Neubildung unseres Vaterlands in Anspruch zu nehmen! Allzuscharf macht schartig, allzu gründlich verwirrt und lähmt. Es liegt ein tiefer Sinn darin, wenn die „Times" neulich hinsichtlich der auf dem Festlande so beliebten „Rundschreiben" bemerkte: „Wir können uns keinen englischen Premierminister vorstellen, der bei seinem Amtsantritt dem Lord-Statthalter von Irland und dem Lord-Advokaten von Schottland brieflich in den abstraktesten Ausdrücken die allgemeinen Grundsätze auseinandersetzte, von denen er sich bei seiner Verwaltung leiten lassen will, und diese Beamten ermahnte, entschieden ohne leichtfertige Verwegenheit und vorsichtig ohne Schwäche alle

[1]) Die gothaische Auffassung der deutschen Geschichte und der Nationalverein.

Digitized by Google

Extreme zu vermeiden". Es ist wahr: die Sprache der englischen Staatsmänner ist weniger anspruchsvoll und philosophisch, und wenn sie je einmal aus dem Tone des praktischen Geschäftsmannes fallen, so nimmt ihre Rede die Gestalt einer bloßen Form an, die einmal üblich ist. So die in der Thronrede enthaltene Versicherung, daß die Voranschläge mit der gebührenden Rücksicht auf Ersparniß ausgearbeitet worden, so am Schlusse die Berufung des göttlichen Segens. Ich sollte meinen, das deutsche Kaiserthum hätte auch für uns blos die Bedeutung einer Form, jedenfalls aber geschichtliche Geltung nur unter gehöriger Berücksichtigung der veränderten Zeiten und Umstände. Die Kaiseridee Karls des Großen wird für jeden Unbefangenen zu Recht bestehen, aus dem ganz einfachen Grunde, weil die deutschen Stämme, und zwar gerade die unvermischt gebliebenen, ohne eine einheitliche und christliche Herrschaft der Gefahr ausgesetzt gewesen wären, von Osten her durch heidnische Slaven und Magyaren, von Süden vielleicht durch den Islam erdrückt, wenigstens unterjocht zu werden. Eine Trennung der romanischen und germanischen Elemente ergab sich von selbst; als aber einmal Frankreich von Deutschland abgeschieden war, hätte man wünschen müssen, daß das deutsche Königthum freiwillig auf den idealen Nimbus der Kaiserkrone verzichtete und sich häuslich einrichtete, anstatt ohne einen festbegrenzten Horizont sich in die nebelgraue Ferne zu verlieren[1]). Gerade das Umgekehrte thaten die Ottonen. Nicht genug, daß sie den Schwerpunkt des Reichs mehr und mehr von Deutschland nach Italien versetzten, feingebildete Römer lieber als Deutsche sein wollten: ihre verwandtschaftlichen Beziehungen zum byzantinischen Kaiserhause hatten die noch weit schlimmere Wirkung, daß die deutschen Könige mit den ceremoniellen Formen sich zugleich die despotischen Grundsätze dieser Zwitterregierung aneigneten. Damals kamen statt der germanischen die byzantinischen Amtsnamen auf: man sprach von einem Protos a secretis und Protovestiarius Regis, von einem Comes sacri palatii, von Logotheten und Archilogotheten. Auch der Patricius ward nicht verschmäht und auf den kaiserlichen Bekleidungsstücken prangte das Motto:

Roma caput mundi regit orbis frena rotundi.

Und all die Eitelkeiten und Fremdthuereien hätten sich am Ende überwinden lassen, wenn das deutsche Königthum von Anfang an einen seiner Stellung entsprechenden geographischen Mittelpunkt gehabt und von diesem aus nach und nach, wie es die anderen Dynastien machten, die Herzogthümer an sich genommen und dadurch die Krone erblich gemacht hätte.

Das Unglück Deutschlands wollte es, daß das Haschen nach einer

[1]) A. Helfferich, Raymund Lull 35.

Digitized by Google

idealen Kaiserkrone mit ihren religiösen Attributen kein reales deutsches Königthum aufkommen ließ, und jeden Gedanken an eine Hauptstadt des deutschen Reiches schon im Keime erstickte. Vergebens haben selbst die Staufer, dieses thatkräftige Fürstengeschlecht, gegen die Ungunst der Verhältnisse angekämpft: so viele Herzogthümer der regierende König in seiner Hand augenblicklich vereinigen mochte, so lange das Reich keinen Mittelpunkt hatte, rang selbst die gewaltigste Hausmacht vergebens nach einer festen Einigung des jeweiligen Territorialbesitzes. Aber lächerlich wäre es, das Kaiserthum als solches dafür verantwortlich machen zu wollen: ganz mit demselben Rechte ließe sich behaupten, die angelsächsischen Grafschaftskönige tragen die Schuld von der Unterjochung Englands durch die Normannen. Die Habsburger zwar haben über dem Glanze der Kaiserkrone die handgreiflichen Vortheile ihres Hauses nichts weniger als aus den Augen verloren; aber wie wollte man vom äußersten Osten des Reichs, von Wien aus, die deutschen Länder und Herrschaften unter einen Hut bringen! Es war geradezu eine geographische Nothwendigkeit, keineswegs ausschließlich der böse Wille des betreffenden Herrscherhauses, daß die Habsburger ihr absolutes Regiment zunächst den ihrem Szepter unterworfenen nichtdeutschen Völkerschaften aufnöthigten und dadurch den Sonderabsolutismus im Reiche in kläglichster Weise förderten. Wer wollte es schlechthin in Abrede stellen, daß die Habsburger, wenn sie ihre Hauptstadt mitten in Deutschland hatten, einen deutschen Einheitsstaat hätten gründen können, ja müssen? Und selbst das ist nichts weniger als ausgemacht, daß alsdann das Joch des Absolutismus nur um so schwerer auf dem Nacken der deutschen Völker gelastet hätte. Die schlimmste Despotie ist die partikularistische, kleinstaatliche: indem sie den Unterthanen jeden weiteren Gesichtskreis versperrt, entzieht sie ihnen selbst die natürlichen Antriebe zur Freiheit, macht sie unempfindlich für die höchsten Güter der Menschheit. Mochten die Habsburger als Herren Deutschlands noch so sehr ihren despotischen Gelüsten nachhängen; waren die deutschen Völker geeinigt, so wuchs mit dem Bewußtsein der nationalen Kraft das Bedürfniß nach ungesonderter Selbstentwickelung.

Eben darum aber enthält es einen Widersinn, an die Möglichkeit einer Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthums in Wien zu glauben. Unlängst hat L. Stein[1]) sich die Mühe genommen, den Deutschen begreiflich zu machen, daß Wien allein die Stadt sei, in welche das einstige deutsche Kaiserthum einziehen könne. Mitteleuropa, sagt er, ist das großartigste Länder-system der Welt, sobald man es nicht auf Deutschland und Oestreich beschränkt. Seine östliche Grenze ist das schwarze Meer und Rußland; seine

[1]) Zur Physiologie der Städtebildung. In der Deutschen Vierteljahrsschrift. 1861. Nr. 96.

Digitized by Google

südliche der Balkan; seine südwestliche die Alpen; seine westliche Frankreich; seine nördliche die Nord- und Ostsee. Deutschland ist das hauptstadtlose Land, dagegen die kleine Marchebene der Punkt, auf welchem sich alle Linien aus allen Ländern der östreichischen Monarchie kreuzen. Auf diese Weise erscheint Mitteleuropa in zwei großen, höchst eigenthümlichen Formationen. Einerseits das im geographisch-staatlichen Sinne ganz unorganische Deutschland, andererseits das in höchst eigenthümlicher und reicher Art geordnete Oestreich. Die beiden Gebiete haben sich „natürlich" bisher gegenseitig gar nicht verstanden, weil sie zu disparater Natur waren; wenn aber erst das mitteleuropäische Reich vollständig sein wird, so — nun ja, Stein spricht es nicht aus, aber seine „Dialektik" verräth es so deutlich, als ob er mit Fingern darauf deutete.

Ob das nicht derselbe geographische Mißbrauch ist, der von den Historikern mit dem deutschen Kaiserthum getrieben wird? Würde Einer herkommen und sagen: das mitteleuropäische Reich Bruck's bedürfe zu seiner Abrundung schlechterdings der illyrischen, italischen und pyrenäischen Halbinseln, des Mittelmeeres wegen, Frankreichs, um das Flußgebiet des Rheines zu vervollständigen, Rußlands zum Abschluß der Elbe-, Oder- und Weichsel-Niederungen, endlich Großbritanniens, um in den Besitz einer stattlichen Insel und hübscher Schiffsgelegenheiten zu gelangen, so würde er damit ebenso gut im Rechte sein als Stein. Gerade das Riesenhafte und darum Abenteuerliche, was in dem Begriff und Beruf des deutschen Kaiserthums lag, hat die Entwickelung Deutschlands so wesentlich aufgehalten; man sollte also billiger Weise keine allzu große Eile haben, einen noch aufgedunseneren Koloß in Aussicht zu nehmen. Nur eine Föderativ-Republik wäre die denkbare Form für einen derartigen Reichsunfug, der sich übrigens von selbst beseitigte Angesichts der nationalen Antipathien, gegen die in ähnlicher Lage selbst die nordamerikanische Union nichts vermöchte. Die Zeiten sind vorüber, da man die Macht eines Staates nach seinen Grenzen bemaß und einen idealen Maßstab an Verhältnisse legte, denen nur eine natürliche Machtentwickelung Bestand zu verleihen vermag. Jener Frankenkönig Theodebert I. (534 bis 548) that sehr wohl daran, daß er als der erste deutsche Fürst Goldstücke mit eigenem Bild und Namen schlug: das aber erlaube ich mir zu bezweifeln, ob das deutsche Volk sich darüber zu freuen hat, daß in der Gründung des fränkisch-römischen Reichs sich der geschichtliche Gedanke erfüllte, von dem jener Solidus des Theodebert vielleicht das älteste Dokument ist. [1])

Dem deutschen Kaiserthum ist es ergangen wie der mittelalterlichen Philosophie — beide entarteten zu leeren Formen ohne Inhalt und mußten,

[1]) Th. Mommsen, Geschichte des römischen Münzwesens 750.

Digitized by Google

als die Zeit erfüllet war, unrettbar zusammenbrechen. Was an ihnen blendet, ist großentheils bloßer Schein, weil die richtige, den Bedürfnissen der menschlichen Natur entnommene Handhabe fehlt. Wäre Oestreich nicht abseits von Deutschland gelegen, so ließe sich kaum daran zweifeln, daß die Habsburger schon frühzeitig in den erblichen Besitz der Kaiserkrone und zu einer wirklichen Herrschaft über die deutsche Nation gelangt wären. So aber traten sie der Halbkultur des Ostens näher als Deutschland, dem sie den Rücken kehrten und selbst in der Blüthe ihrer Machtentwickelung immer als halbe Fremdlinge gegenüberstanden. In besserer Lage würden sie wahrscheinlich der Reformation eine andere, für die Einigung und Gesittung der Deutschen günstigere Wendung gegeben haben. Politisch hat die Reformation uns keinen Nutzen gebracht, eher Schaden, denn den Greueln des dreißigjährigen Krieges hätte sich nur dadurch vorbeugen oder doch wenigstens ein rasches Ende bereiten lassen, daß unter den protestantischen Fürsten zugleich mit den religiösen auch neue politische Ideen und Charakterfestigkeit zu ihrer Durchführung zur Geltung gekommen wären. Indem alle Welt den Tendenzen eines abgestandenen Zeitalters treu blieb, half es wenig, daß auf kirchlichem Gebiete der Gehorsam jenem Ausspruch Bonifaz VIII. verweigert wurde: „Wir erklären und sagen, bestimmen und verkünden, daß es allen menschlichen Kreaturen zur Nothwendigkeit des Heils gereicht, dem römischen Oberpriester unterthan zu sein". Geschachert und gefeilscht wurde nach wie vor um das unechte Gold der Reichskrone, und wenn es hoch kam betrafen die Abfindungen statt des klingenden Geldes die oligarchischen Vorrechte der Kurfürsten. Jener Erzbischof Albrecht von Mainz, Bruder des Markgrafen Joachim I. von Brandenburg, hat für Karl V. gestimmt, „weil kein deutscher Fürst des Vermögens sei, das Reich von sich selbst und von dem Seinigen zu erhalten". Seinem eigenen Bruder, der doch die Lüderitze, Köckeritze, Itzenplitze so nachdrücklich zu Paaren trieb, versagte er seine Kurstimme, fand aber für seine Person nichts Arges darin, einerseits einem Hutten und Luther seine Gunst zuzuwenden, andererseits für sein theuer bezahltes Pallium sich durch Tetzels Ablaßkram zu entschädigen. Gelüstete es ja auch Ritterschaft und Städte nach einem ausländischen Herrn, um den drohenden Bedrängnissen der Territorialität zu entgehen.

Indem außer den Habsburgern kein einziger deutscher Fürst die Gelegenheit beim Schopfe zu fassen verstand, höchstens auf Augenblicke sich aufraffte, war eine lange trostlose Zeit über der germanische Staat völlig verloren gegangen. Es entbrannte ein fortwährender Kampf von Gewaltthätigkeiten und Intriguen zwischen Kaiserthum und halbfreier Territorialität, und ohne Mühe gewahrt man, wie im Grunde keine Partei andere als die engsten, zum Theil schmutzigsten Privatinteressen verfolgte. Der dreißigjährige Krieg war mit nichten ein Religionskrieg, vielmehr der Hautausschlag einer gänzlich

Digitized by Google

zerrütteten Organisation, äußeres Symptom eines längst begonnenen Auflösungsprozesses. Unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges bemerkte der scharfblickende Paul Sarpi: „Deutschland ist einer Krise nahe; es wird sich zeigen, ob es seine alte Achtung wiedergewinnen, oder in die Lethargie, der es seit Langem verfallen ist, noch tiefer versinken wird". So ungeheuer die Erfolge waren, welche Anfangs das jesuitische und absolutistische Kaiserthum über den gänzlich unfähigen und zerfahrenen Protestantismus davon trug, so zwar, daß es sich in den dauernden Besitz der Ostsee zu setzen hoffen durfte — sein Bewenden konnte es dabei unmöglich haben, weil nichts dahinter steckte als der ideenloseste Despotismus im Bunde mit dem rohesten Landsknechtswesen. Kein einziger Fürst hatte es verstanden, sein Land im Geiste der Reformation zu organisiren. Schweden allein war mit gutem Beispiele vorangegangen: das Königthum, wie Droysen[1]) die Lage treffend bezeichnet, stand dort nicht mehr der Libertät gegenüber, sondern an der Spitze der Nation; das ständische Regiment umgeformt in Berathungen der vier Stände und deren unmaßgeblichen Rath; die Kirche auf Grund der Augustana, ohne die Konkordienformel, bischöflich in sich geordnet; vor Allem ein Heerwesen, auf Aushebung nach Kopfzahl und auf der Pflicht des Adels gegründet, der Krone zu dienen; der Edelmann, welcher nicht als Soldat oder Beamter dient, sondern „daheim den Kehricht hütet", seines Erbtheils für verlustig erklärt: — das war eine Staatsordnung, die dem spanisch-katholischen Despotismus gegenüber etwas vermochte. Für augenblickliche Machtentfaltung reichte es aus, aber doch nur unter der Leitung eines kriegslustigen und kriegserfahrenen Feldherrn; der Spielraum für die sich selbst entwickelnde Volksfreiheit in Staat und Kirche war viel zu spärlich zugemessen, um die Nation gegen Despotie und Oligarchie zu schützen.

Seinen gehörigen Antheil an den politischen Resultaten des siebzehnten Jahrhunderts kann Gustav Adolf für sich und seine Schweden getrost in Anspruch nehmen, so sehr man ihm denselben von katholischer und protestantischer Seite zu verkümmern gesucht hat. Er machte den Anfang mit einer Reihe geschichtlicher Thatsachen, welche sein Jahrhundert ohne Widerrede zum bedeutendsten in der Geschichte Europas machen, so erbärmlich im Ganzen die unmittelbaren Früchte des westfälischen Friedens waren. Die Tendenzen der Einheit auf Kosten der Freiheit, welche das Haus Habsburg im Reiche mit so glühendem Eifer verfolgt hatte, waren für immer gebrochen, und mit ihnen zugleich die weltliche Macht des Papstthums; der von Ludwig XIV. an Statt der Habsburger aufgenommene Plan einer Universalmonarchie scheiterte zuletzt kläglich; was aber die Hauptsache, die eigentliche Bejahung zu den verneinenden Ergebnissen war — in Deutschland trug die Gewissens-

[1]) Geschichte der preußischen Politik II, 2, 631.

freiheit, in England der Konstitutionalismus den Sieg über das frühere Gewaltregiment davon, und was immer noch gegen die beiden Grundpfeiler der Gesittung versucht und angezettelt werden mag, auf die Dauer läßt sich der alte Zustand der Unfreiheit nicht wiederherstellen.

Und gerade hier ist der Punkt, wo auch die Philosophie in die Bewegungen dieses merkwürdigen Jahrhunderts eingreift. Seit dem Untergang Griechenlands hatte es bis auf Descartes keine eigentliche Philosophie gegeben, denn was man während des Mittelalters so nennt, ist weiter nichts als eine Ansammlung unverdauter Gedankenreste, die in der Regel Einer dem Andern nachschreibt. Bis zum dreizehnten Jahrhundert gab Boëthius, später dann Psellus den Ton an, denn außer dem dürftigen Gerüste der formalen Logik verstanden die Scholastiker so gut als gar nichts von der Philosophie[1]). Die Alles in den Staub drückende Achtung vor der Ueberlieferung hatte keineswegs nur das Gewissen, sondern zugleich das gesammte Denken und Handeln geknechtet. Im Grunde war das ganze Leben kulturlos, und selbst die Dichtung hatte einen tieferen Gehalt nur so lange und insoweit, als sie unmittelbar aus dem Bewußtsein des Volkes hervorging. In ihrer Unmittelbarkeit und Volksthümlichkeit, in der Abkehr von allem Traditionellen lag der Nerv der Reformation, und daraus hätte sich eine Volkskirche und ein Volksstaat entwickeln sollen. Keines von Beiden geschah: ein Buchstabendienst verdrängte den anderen, und nur darum hatten die Jesuiten mit ihrem Restaurationswerke so leichtes Spiel. Erst unter der greulichen Verwüstung des dreißigjährigen Krieges kam es zu einer solchen Scheidung der Geister, die Keime zu neuen Lebensbildungen enthielt und ins Dasein förderte. Vor Allem kam es darauf an, nach einem Jahrhunderte langen fruchtlosen Kampfe um eingebildete Interessen wieder festen Boden unter den Füßen und einen sichern Blick in die wirklichen Bedürfnisse der Gegenwart zu gewinnen. Damit, daß die Fürsten sich vergeblich abmüheten, heute das durch auswärtige Feinde in seinen Grundvesten erschütterte Kaiserthum zu stützen, morgen die kaiserlichen Eingriffe in ihre Landeshoheit abzuwehren, war nichts erreicht, als daß der Adel sich die Verwirrung und Schwäche des unbehülflichen Reichskörpers bestens zu Nutzen machte und Alles an sich riß, was nicht niet- und nagelfest war. Am Früheſten und Gründlichſten geschah dies in Brandenburg, wo unter Johann Georg (1571) das einheimische Adelsregiment gewissenhaft jede erledigte Pfründe und Bestallung an sich nahm.

Es schien ein allgemeines Verhängniß zu sein, daß unter dem Zuspruch der Philosophen noch einmal die Gewalt eine verzweifelte Anstrengung machte, um das keimende Recht zu ersticken. In Frankreich siegt der Ab-

[1]) Prantl, Geschichte der Logik II, 262.

Digitized by Google

solutismus über die Aristokratie und deren protestantische Neigungen; in England steuert das entartete Königthum, nur freilich mit ohne Vergleich schwächeren Mitteln und gegen einen zäheren und entschlosseneren Gegner, auf dasselbe Ziel los, und in Deutschland ist das Kaiserthum, als es siegreich bis zum baltischen Meere vordrang, nahe daran, mit den Territorien auch die letzten Reste der Volksfreiheit niederzuwerfen. Wenn auch nicht unmittelbar, so leistete doch mittelbar die Philosophie diesen Bestrebungen, deren enger Zusammenhang mit dem das Gewissen knechtenden Jesuitismus nicht scharf genug ins Auge gefaßt werden kann, überall Vorschub. Zwar hat sich Descartes, dessen äußeres Leben in unruhigen Gegensätzen verlief, mit Staatswesen und Politik nicht näher abgegeben, aber sein ganzes System ist, beim Lichte betrachtet, eine gewaltsame Konstruktion, ein zwangsmäßiges Unterordnen alles Endlichen unter eine substantielle Herrschermacht, so daß für freie Entwickelungen und geschichtliches Leben kaum noch eine Stelle übrig bleibt. Es ist derselbe philosophische Dogmatismus, der dem unbedingten Herrenrecht der Fürsten das Wort redete und blinden Gehorsam forderte. Ist es doch einem so freisinnigen und ehrenhaften Denker wie Spinoza in seiner Einsamkeit begegnet, daß er, ohne es zu wissen und zu wollen, dem Absolutismus eines Ludwig XIV. in die Hände arbeitete. In seiner theoretischen Philosophie entschieden von Descartes beeinflußt, hat Spinoza seine Rechtslehre auf die Hobbes'sche Theorie der Gewalt gegründet: Recht ist Macht und nur durch die Furcht vor größerem Schaden wird der Einzelne abgehalten, dem Andern keinen Schaden zuzufügen. Der Naturalismus des Systems kann nicht umhin, auch die Rechtsidee zu naturalisiren, die Strafandrohung zum wirksamsten Hebel des Gesetzes zu machen. Die menschliche Schwachheit oder die Gewalt der Affekte macht das Gesetz zu einem Nothbehelf, den Staat zu einer Zwangsanstalt, denn damit ist der Menschheit, wie sie einmal ist, wenig geholfen, daß, wenn die Menschen ganz unter der Leitung der Vernunft lebten, ein Jeder ohne Beeinträchtigung des Anderen sein natürliches Recht auszuüben vermöchte. Was ist denn der Inhalt und die Lebensbedingung eines solchen vernunftgemäßen Naturrechts? Eben darin haben die Despoten aller Zeiten ihre Rechtfertigung gesucht, daß sie sich für die bestellten Treiber und Zuchtmeister der verwilderten Menschen ausgaben und tyrannische Gesetze durch den Drang der Umstände für geboten erklärten. Ist das Recht Macht, so müssen die jeweiligen Machthaber auch die einzig berechtigten Gesetzgeber sein, unbedingt darüber zu entscheiden haben, was bös oder gut ist; und in der That verhehlt zwar Spinoza seine Vorliebe für die Demokratie nicht, aber er weiß sich mit der Aristokratie und Monarchie nicht weniger abzufinden. Seine gelegentliche Aeußerung in einem Briefe, es sei seine Gewohnheit nicht, die Irrthümer Anderer aufzudecken, ist bezeichnend zugleich für die Nachsicht, womit er von der Höhe seines idealen

Digitized by Google

Standpunktes herab das Unrecht entschuldigte. So sehr er die Freiheit liebte und dem Fanatismus der kirchlichen Sektirer entgegenarbeitete, so fehlte ihm gleichwohl das Verständniß derjenigen Freiheit, die aus den Elementen und Gegensätzen des geschichtlichen Lebens so zu sagen herauswächst. Wenn er den Frieden sucht, so ist es die vernunftmäßige Ergebung in das Unabänderliche, also das Gegentheil freier Selbstbestimmung, die nur an positiven und realen Entwickelungen Genüge findet. Eine der Freiheit förderliche Rechtsordnung ist eben nichts mehr *blos* Natürliches, sondern ein durchgeisteter Organismus, und wenn Spinoza von keinem Völkerrecht etwas wissen will, weil die Staaten sich zu einander verhalten, wie die Menschen im Naturzustand, und lediglich aus Furcht vor Nachtheil und aus Hoffnung auf Gewinn friedlich zusammen leben, so war dies genau die Politik Ludwigs XIV., der die beschworenen Verträge nur so lange hielt, als sie ihm vortheilhaft waren.

Jede Despotie hat einen *fatalistischen* Untergrund, und darin traf auffallender Weise die Politik Ludwigs mit der Philosophie Spinozas zusammen. Sein alles Individuelle erdrückender Substanzbegriff ist das Gegenstück zu dem l'état c'est moi. Im Widerspruch mit beiden Devisen haben *Leibniz* und der *Große Kurfürst* ihre Aufgaben gefaßt: *jener, indem er den allmächtigen Substanzbegriff und seine fatalistischen Konsequenzen durchbrach, dieser dadurch, daß er an Stelle des unhaltbar gewordenen Staatsbegriffes im Sinne des germanischen Kaiserthums ein reales, den Fortschritten der Zeit entsprechendes Fürstenthum und Staatswesen setzte.* Seiner ganzen Lebensauffassung und Lebensstellung gemäß gehörte Leibniz einem mit seinen Anschauungen und Einrichtungen in der Auflösung begriffenen Zeitalter an: er, der überall zu Hause war, fühlte sich nirgends heimisch, und dennoch schlug sein Herz für Deutschland darum nicht weniger warm. Wer wollte leugnen, daß auf die unstete Wanderlust der Deutschen der in unabsehbare Fernen sich verlierende Horizont der Kaiseridee, die ohne einen festen Mittelpunkt von Pfalz zu Pfalz wandernde Kaiserkrone nicht ohne Einfluß blieb! Es war, als ob ein Flüchtling eine zuverlässige Bergestätte suchte. Kaum anders ist es Leibniz ergangen. So vielen Herren er auch diente, so voll Aller Mund von seinem Lobe war — eine seinen Verdiensten entsprechende Stellung wurde ihm nicht zu Theil, doch nur weil er seinem Vaterlande treu blieb und den verführerischesten Lockungen vom Ausland widerstand. Aber gerade je enger gebettet er lebte, je individueller die Leistungen seiner riesenhaften Gelehrsamkeit anknüpften, desto allseitiger durchforschte er das Leben, desto höher und weitreichender waren seine Gedanken. Was Goethe später von einem guten Gedichte forderte, daß es Gelegenheitsgedicht sein müsse, das hatte längst vor ihm Leibniz in der Wissenschaft befolgt: fast

Digitized by Google

alle seine gelehrten Arbeiten waren Gelegenheitsschriften, und hätte er an einer Universität gelehrt, gewiß würden ganze Bände von Dissertationen die Früchte seiner akademischen Thätigkeit in sich aufgenommen haben. Gerade darin aber bekundet sich sein wissenschaftlicher Realismus, die entschiedene Abkehr von dem scholastischen Balast, den noch immer die nachreformatorischen Studien mit sich schleppten: es sollte einmal Ernst gemacht werden mit einer praktischen, das Leben und seine Elemente erfassenden Wissenschaftlichkeit.

Dem entspricht denn auch der Grundgedanke seines philosophischen Systems. Anstatt daß die Einheit bleiern auf dem Einzelnen liegt und schon den Versuch einer selbständigen Entwickelung in den nothwendigen Kreis eines unerbittlichen Kausalitätsgesetzes zurückdrängt, hat nach Leibniz jedes Wesen einen unveräußerlichen Anspruch auf Selbständigkeit, und von dem Streben der eingeborenen Kräfte hängt es allein ab, welche Stellung im Zusammenhang des Ganzen der Einzelne einnimmt. Hatten die vorangehenden Denker alles Ursächliche auf mechanische Bewegung zurückgeführt, deren Wirkungen über einen übrigens unerklärten und unerklärlichen äußeren Anstoß nicht hinausreichten, so ward nunmehr das dynamische Verhalten als die wesentlichste, ja einzige Eigenschaft der Körper nicht nur, sondern überhaupt alles Existirenden begriffen, somit der corpuskulare Mechanismus in eine Reihenfolge selbstthätiger Dynamiden verwandelt. Nach Descartes bleibt die in der Welt vorhandene Summe von Bewegung stets dieselbe, so sehr sie sich in den einzelnen Theilen verändert: Leibniz behauptet ohne Vergleich richtiger, das Maß der wirksamen Kräfte sei ein konstantes, und deutete damit eine Wahrheit an, die zu den fruchtbarsten der neueren Physik gehört. Wir können keine Arbeitskraft erzeugen, sondern wir müssen sie nehmen aus dem allgemeinen Vorrath der Natur; allein eben dieser Vorrath — und das wußte man im siebzehnten Jahrhundert noch nicht — besteht aus einer Menge chemischer, mechanischer, elektrischer und magnetischer Kräfte, von denen die eine sich in die andere verwandelt. Wie kein Atom Materie, so kann kein Kraftmoment verschwinden.

Ich nenne das den Grund- und Eckstein aller Realphilosophie; den eigensten Gedanken Leibnizens ausgesprochen hat R. Virchow[1]), wenn er das unumstößliche Ergebniß der auf Thatsachen sich stützenden neueren Biologie in dem Satze zusammenfaßt, daß die Idee von der Einheit des Lebens in allem Lebendigen in der Zelle seine leibliche Darstellung findet. Das Allgemeine kann nur die Form sein, in welcher das Einzelne zur Erscheinung kommt, die naturgemäße und unbehinderte Lebenserscheinung des Einzelnen aber ist das Wesen, der Zweck des Allgemeinen. So namentlich

[1]) Vier Reden über Leben und Krankſein 8.



Digitized by Google

auch in der Politik. Darum ist der große Kurfürst ein Geistesverwandter Leibnizens: er hat den scholastischen Staatsbegriff in Deutschland über den Haufen geworfen, wie Leibniz den scholastischen Substanzbegriff. Wie in der Natur, so hat in der Politik ein Recht zu leben nur, was sich durch sich selbst, aus eigener Machtvollkommenheit, in Kraft seines eigenen Seinsgesetzes behauptet. Friedrich Wilhelms Größe liegt weit weniger in den Erfolgen, die seine Politik hatte, als in der Einsicht von den Bedürfnissen seiner Zeit und in dem Grunde, die er zu ihrer Befriedigung legte. Er hat von allen deutschen Fürsten zuerst mit klarer Entschiedenheit mit der Vergangenheit Deutschlands, namentlich auch mit der Vergangenheit seiner eigenen Vorgänger, gebrochen, es als den ersten Grundsatz einer gesunden Staatsregierung hingestellt, sich durch keine überlieferten Vorurtheile binden, durch keine schwächlichen Rücksichten beirren zu lassen, Menschen und Dinge so zu nehmen, wie sie sind. Zeitlebens stand er fest zu Deutschland, aber keineswegs zum abgelebten Schattenbilde des deutschen Kaiserthums. Die organisatorische Macht im Völkerleben liegt nicht in dem idealen Schematismus allgemeiner Staatsformen, vielmehr in dem Kern des Gegebenen, in der geschickten Benutzung der Umstände, vorausgesetzt, daß der Anfassende weiß, was er will. Für das durch den dreißigjährigen Krieg zerrüttete, aus Rand und Band gegangene deutsche Reich gab es keine andere Möglichkeit der Rettung, als einen festen Willen, der für den neu beginnenden Krystallisationsprozeß einen dauernden Mittelpunkt schuf. Man wendet zwar ein, daher eben rühre die Zersplitterung Deutschlands; allein welcher Vernünftige wird behaupten wollen, die damalige Reichsverfassung, schleppend und völlig machtlos, wie sie war, habe überhaupt noch eine reale Einheit dargestellt und sei etwas Anderes gewesen, als ein nichtssagendes Anhängsel der östreichischen Politik! Hier hilft kein Beschönigen, keine Träumerei von unmöglichen Einigungsversuchen. Als Kaiser Leopold auf den Einfall gerieth, die getrennten Konfessionen im Reiche zu vereinigen, ließen nicht nur einige Gelehrte und Theologen, unter ihnen Leibniz, sich dazu bereit finden; außer Ernst August von Hannover war auch Friedrich Wilhelm nicht abgeneigt, sich auf Unterhandlungen einzulassen; daß nichts daraus wurde, war so wenig seine als Ludwigs XIV. Schuld, wohl aber die Unredlichkeit der Jesuiten, auf deren Betrieb der bigotte Kaiser die protestantischen Ungarn zu Paaren trieb und die Religionseinigung in der schlecht verhüllten Absicht aufs Tapet brachte, mit dem Untergang des Protestantismus der östreichischen Suprematie den Weg zu bereiten und so ohne Lärm die wenigen guten Früchte des westphälischen Friedens wegzuräumen.

Es ist wahr, Leibniz[1]) mißt dem Hause Oestreich das Verdienst bei,

[1]) Gesammelte Werke, herausgegeben von Pertz. Erste Folge. IV, 234.

Digitized by Google

daß Deutschland noch aufrecht stehe, daß der Name des Reiches nicht untergegangen sei; auch Schleiermacher hat in dem verhängnißvollen Jahre 1813 an Friedrich Schlegel geschrieben[1]), nach der Befreiung gehe sein höchster Wunsch auf ein wahres deutsches Kaiserthum, kräftig und nach Außen hin allein das ganze deutsche Volk und Land repräsentirend, das aber nach Innen den einzelnen Ländern recht viel Freiheit lasse. Allein Leibniz dachte dabei an frühere Verdienste der Habsburger und Schleiermacher an ein anderes Oestreich als das Metternich'sche, dem das kostbare Blut der Befreiungskriege als Kitt dienen mußte zur Befestigung seines Absolutismus. Eine an sich noch so blendende Idee macht das in der Erscheinung Unmögliche nicht möglich und darum auch nicht wünschenswerth. Hätte sich die preußische Regierung, im Widerspruch mit den Ueberlieferungen preußischer Politik, damals nicht so nachgiebig gegen die ungerechtfertigten und übertriebenen Forderungen des Wiener Kabinets gezeigt; bestand sie darauf, die deutsche Einheit auf den Grund deutscher Freiheit zu bauen, so wäre nicht blos Deutschland, sondern selbst Oestreich vieles und großes Unglück erspart worden. Was die deutschen Mittel- und Kleinstaaten seit 1815 an brauchbaren und freisinnigen Einrichtungen erlangt haben, das verdanken sie ihrem Brechen mit der östreichischen Politik und der leeren Kaiseridee; aber wir Deutsche insgesammt sind unter der wachsamen Bevormundung unserer Regierungen noch nicht einmal dahin gelangt, jenen Realismus, wie der große Kurfürst ihn anstrebte, so weit befestigt und der Gegenwart angepaßt zu haben, daß ein sicheres Ringen nach einem gemeinsamen Ziele möglich wäre.

Was war nun aber das Neue und Eigenthümliche in der Handlungsweise Friedrich Wilhelms? Zunächst und namentlich, daß er ein für alle Mal den kläglichen Halbheiten den Rücken kehrte und mit vollem Bewußtsein als deutscher und protestantischer Fürst auftrat. Nicht das ist das tief Schmerzliche in den unseligen Verwickelungen des dreißigjährigen Krieges, daß Deutsche gegen Deutsche standen — in den um dieselbe Zeit ausgefochtenen Bürgerkriegen Frankreichs und Englands war es nicht anders —: unser eigenstes Elend war und blieb, daß mit Ausnahme der Jesuiten keine Partei recht wußte, was sie wollte, und Alle die Entscheidung in die Hände des Auslands legten. Nachdem der englische Esser sich einmal für das Parlament und gegen den König erklärt hatte und an die Spitze der sich bildenden Parlamentsarmee trat, warf er seinen Namen, Gut und Blut in die Waagschale der Partei, an deren Spitze er trat. In Deutschland hatte die Liga durch Tilly, den Onno Klopp[2]) zu einem milden, frommen, herzensguten Menschenfreund herauszuputzen ver-

[1]) Unter dem 15. Juni. Briefwechsel mit Freunden. 1861.
[2]) Tilly im dreißigjährigen Kriege.



Digitized by Google

stand, die gesammte Reichsverfassung umgestürzt, und Kaiser Ferdinand II. durch Erlassung des Restitutions-Edikts das Fortbestehen des Protestantismus in Frage gestellt, natürlich, wie Klopp genau weiß, in der väterlichen Absicht, allein Recht und Gerechtigkeit zu üben, gegen sein eigenes Interesse! Und dennoch, als Gustav Adolf zur Befreiung seiner bedrängten Glaubensgenossen herbeieilte, waren seine natürlichen Verbündeten die Ersten, welche ihn im Stiche ließen. Rathlos zwischen dem protestantischen Könige und dem herzlosen Jesuitenkaiser hin und her schwankend, fielen allgemach der Sachse, der Pommer, der Brandenburger, die Welfen von der Sache des Protestantismus ab, ohne sich gleichwohl zu einem thatkräftigen Entschlusse zu Gunsten des Kaisers und der von ihm rücksichtslos vertretenen Interessen ermannen zu können. Beim Beginn des Jahres 1635 waren sämmtliche protestantische Fürsten Deutschlands, die etwas zu bedeuten hatten, auf die kaiserliche Seite zurückgetreten: was war natürlicher, als daß die Schweden bereitwillig die ihnen von Richelieu gebotene Hand ergriffen! Angesichts solcher Unklarheiten und Halbheiten der protestantischen Partei war es ein Glück, daß Liga und Kaiser auch nicht im besten Einvernehmen standen: im anderen Falle und ohne fremde Hülfe wäre der deutsche Protestantismus unter den Streichen seiner Gegner unfehlbar erlegen und Deutschland wieder zu einem Vasallen Oestreichs geworden.

Als Friedrich Wilhelm die Herrschaft über seine furchtbar verwüsteten Länder antrat, ließ er es sich angelegen sein, auf eigenem Boden wieder festen Fuß zu fassen. Mit durchgreifender Entschlossenheit entledigte er sich der schmählichen Netze, in die sein schwachsinniger Vater sich hatte verstricken lassen. „Sein Haus war tief gesunken, in sich selbst zerrüttet, bei Freund und Feind verachtet; selbst der einzige ruhige Besitz, den Georg Wilhelm noch gehabt, der Preußens, war mit seinem Tode außer Kraft“ [1]). Aber in Holland hatte er die Luft der Freiheit und selbständiger Entschließungen geathmet, von seinem Großoheim gelernt, daß ein Fürst mit seinem Volke gehen muß, um es zu Etwas zu bringen, das Diadem mit Ehren zu tragen. Er sollte bauen, was so lange wüst gelegen; dazu aber mußte er den Grafen Schwarzenberg, eine Kreatur Oestreichs, und mit ihm die verwilderte Soldateska allererst abschütteln. Mit ebenso viel Umsicht als Entschlossenheit setzte er es durch. Nunmehr galt es, den schwedischen Trotz gebührend abzufertigen, dem ungnädigen Polen so dreist in das Auge zu blicken, als dem Mißvergnügen des Kaisers. Er ließ es nicht geschehen, daß Bayern, wie es vorschlug, mit Frankreich, Sachsen mit Schweden wegen des Friedens unterhandelte, denn der auf solcher Grundlage zu Stande gekommene Friede hätte die Zerreißung des Reichs, seine Stellung unter ein

[1]) Droysen III. 1, 215.

Digitized by Google

französisches und ein schwedisches Protektorat bedeutet. Der Lohn zwar, den er für seine patriotischen Bemühungen erntete, war der, daß bei den Friedensverhandlungen alle Mächte gemeinschaftliche Sache machten, Brandenburg niederzuhalten. Die Theilung Pommerns gab die Marken, die Odermündungen Schweden Preis, wofür Magdeburg und Minden keine volle Vergütung waren. Vor der Hand ließ er es geschehen: er wußte, daß seine Stunde doch kommen würde. Nichts Glücklicheres konnte ihm und seinem Volke begegnen, als daß der Kurfürst keinen einzigen Bundesgenossen hatte, auf den er unbedingt zählen konnte. Ganz und gar auf sich selbst, seine eigene Thatkraft und den entschlossenen Gebrauch der ihm zu Gebote stehenden Hülfsmittel angewiesen, war er von Niemand abhängig, als von seinen Ideen und Entschließungen, und bei den unvermeidlich eintretenden Verwickelungen suchte er Freund und Feind da, wo es dem Vortheil seines Landes entsprach. Das war seine Ursprünglichkeit, sein Brechen mit der Vergangenheit, das Neue und Ungewöhnliche seiner Erscheinung. Oft hat er nachgeben, Mächtigeren sich augenblicklich unterordnen müssen; aber nie verzagte er, nie verlor er über der Ungeduld, seine Pläne scheitern zu sehen, die Größe und Machterweiterung seines Staates aus den Augen.

So war er denn auch der erste deutsche Fürst, der ein Volksheer im Gegensatz zu Milizen, Landsknechten und Söldnerhaufen schuf. Es ist doch unbestreitbar, daß Gustav Adolf das, was man in unserer Sprache ein stehendes Heer nennt, ins Leben rief; je länger aber seine Schweden in Deutschland kämpften, desto mehr vermischten sie sich mit deutschen Elementen, die zuletzt weitaus die Ueberzahl bildeten und zu einer gewaltthätigen Soldateska entarteten. Frankreich hat damals seine Kriege mit Spanien und dem Kaiser großentheils durch deutsche Truppen geführt; in England wurden die Kavaliere Anfangs von deutschen Offizieren befehligt und deutsche Unteroffiziere schulten das Parlamentsheer. Es ist neuerdings mit Recht darauf hingewiesen worden[1]), daß schon der große Kurfürst den Werth eines festen, in all seinen Beziehungen mit dem Herrscherhause aufs Innigste verknüpften Offizierkorps erkannte, daß von ihm, nicht erst von Friedrich dem Großen und dessen Vater, der Grundsatz stammt, die Offiziere der vaterländischen Armee möglichst immer wieder aus den Söhnen von Offizieren zu ergänzen. Deshalb kann man aber nicht sagen, es sei ihm darum zu thun gewesen, innerhalb des Landesadels noch einen besonderen Schwertadel zu bilden: nur darauf nahm er sein Absehen, aus seinem eigenen Volke heraus sich eine Armee zu bilden und einen vaterländisch gesinnten Kern zu gewinnen, an den sich fremde Elemente anschließen konnten, wenn deren

[1]) Hundt von Hafften, Der Standpunkt unserer Armee der Verfassung und sich selbst gegenüber.

Digitized by Google

Anwerbung durch die Noth geboten schien. Tüchtigkeit und Botmäßigkeit waren die militärischen Tugenden, auf die er das größte Gewicht legte und die seine Kriegsobristen so gefürchtet machten.[1])

Nicht minder realistisch suchte der Kurfürst sein Verhältniß zu seinen Landständen einerseits und zu den Reichsständen andererseits zu gestalten. Es ist nahezu ein geschichtlicher Gemeinplatz, daß die von Germanen gegründeten Verfassungen des Abendlands dem fortwährenden Ringen der ständischen Berechtigungen mit der Autorität der höchsten Gewalt ihr eigenthümliches Leben zu danken haben. War das Uebergewicht des einen oder des anderen Faktors allzu merklich, so hatten jedesmal die Völker dafür zu büßen: die Gemeinfreiheit gedieh allerwärts am Besten durch das Gleichgewicht zwischen der ständischen und der monarchischen Gewalt. Die Reformation gab dem mittelalterlichen Kampfe zwischen Staat und Kirche eine aus dem Rahmen des Universellen mehr und mehr heraustretende, sich auf die Ansprüche des nationalen Ständewesens beschränkende Richtung. Indem die politischen mit den religiösen Interessen verschmolzen, trachteten die ständischen Gewalten eifrigst darnach, den Regierungen in staatlichen und kirchlichen Dingen die freie Hand so viel möglich zu binden. In Frankreich bestritten die streng katholischen Stände der Krone das Recht, im Widerspruch mit dem alten Landesgesetz den Hugenotten Toleranz zu bewilligen, für sich die Finanzen zu verwalten, Krieg zu erklären, Frieden zu schließen. Ohne Heinrichs IV. militärische Ueberlegenheit wäre, ohne Rücksicht auf die Erblichkeit, ein Wahlkönig auf den französischen Thron gesetzt worden. Noch nicht ein halbes Jahrhundert später eiferten in England die protestantischen Stände gegen die Duldung der sich nicht zur Staatsreligion Bekennenden und wollten den Schwerpunkt der gesammten Staatsverwaltung in das Parlament verlegen. Fragt man, warum in beiden Ländern der unter ähnlichen Verhältnissen begonnene Kampf einen diametral entgegengesetzten Ausgang nahm, dort mit dem königlichen Absolutismus, hier mit der parlamentarischen Gleichberechtigung endete, so ist darauf zu erwidern, daß in Frankreich die drei Stände durch ein äußerst lockeres Band zusammengehalten wurden, das englische Parlament dagegen im Bewußtsein der Nation tiefe, in die Sachsenzeit hinabreichende Wurzeln geschlagen hatte, überhaupt eine durchaus volksthümliche, selbst dem Adel unschätzbare Institution war. Dazu kommt der durchaus verschiedene Rechtssinn beider Völker. Gewiß, auch die französischen Parlamente, als die verfassungsmäßigen Organe der Rechtspflege, haben es an energischer Opposition und Wahrung ihrer Befugnisse nicht fehlen lassen: allein ihre Einsprachen trugen ganz und gar eine politische Färbung, den Charakter von Parteierklärungen, wobei das Recht als solches zu kurz kom-

[1]) v. Mörner, Märkische Kriegsobristen des siebzehnten Jahrhunderts.

Digitized by Google

men mußte. Im Einzelnen haben wohl auch die englischen Gerichtshöfe das ihrer Fürsorge anvertraute Recht gebogen und gekrümmt: das Rechtsbewußtsein als solches in seiner geschichtlichen Kontinuität blieb davon unberührt. Für uns Kontinentale hat es denn doch etwas Ueberraschendes, daß die englischen Juristen, trotz Sternkammer und Hoher Kommission, auch nach der Hinrichtung Karls I. von dem verfassungsmäßigen Rechte nicht lassen wollten. Jener sonst so geschmeidige Bulstrode Whitelocke, der auf Befehl der Gemeinen unter ihren Augen das Siegel mit dem Wappen des Königs zerbrechen ließ, wollte schlechterdings nicht zugeben, daß damit zugleich die Landesgesetze zerbrochen würden. Als die wegen des Prozesses verspäteten allgemeinen Gerichtsverhandlungen begannen, weigerten sich von zwölf Richtern sechs, unter den veränderten Umständen ihr Amt fortzuführen; die anderen sechs zeigten sich nur unter der Bedingung bereit dazu, daß der dem Könige geleistete Eid aufgehoben und von dem Hause die feierliche Erklärung gegeben werde, die fundamentalen Reichsgesetze aufrecht zu erhalten und ihnen gemäß Recht sprechen zu lassen. Es geschah. Anders hätten Gesetz und Verfassung der unerhörten Anomalie einer berathenden und ihre Beschlüsse dem Parlament aufnöthigenden Armee nicht zu widerstehen vermocht.

Dank dem schwankenden und unklaren Verhältniß zwischen Kaiser und Reichsständen ist es in Deutschland nicht einmal zu einem ernstlichen Widerstreit zwischen dem monarchischen und dem ständischen Prinzip gekommen. Die Fürsten schützten ihre Rechte als Reichsfürsten vor, um sich den Forderungen ihrer Landstände zu entziehen, und mahnte der Kaiser sie an ihre reichsständischen Pflichten, so entschuldigten sie sich mit den Gerechtsamen ihrer Landstände — eine widerliche Komödie, die wegen der Ohnmacht der ständischen Verfassung deren unfehlbaren Untergang unschwer voraussagen ließ. Man hat es den deutschen Kaisern als Verdienst angerechnet, daß sie, darum angesprochen, hie und da die Landstände gegen die Fürsten in Schutz nahmen: was hatte aber ein solcher Schutz zu bedeuten von Seiten des Reichsoberhaupts, das seine eigenen ständischen Verfassungen mit Füßen trat! Durch den kleinlichen Eigendünkel seiner Stände in der mißlichen Zeit seines Regierungsantritts vielfach verletzt und gehemmt, war Friedrich Wilhelm, als er wieder Herr im eigenen Lande geworden, zwar weit entfernt, die ständischen Verfassungen seiner Länder zu beseitigen, wohl aber wollte er sie nicht als unübersteigliche Schranken gegen die Einheit des von ihm regierten Staates bestehen lassen. Er war, um mich eines glücklichen Ausdrucks von Droysen zu bedienen, keineswegs gemeint, wie es nach dem Sinn der Herrenstände in den Marken, dem Rheinland, Preußen gewesen wäre, nur der Inhaber verschiedener obrigkeitlicher Rechte und landesherrlicher Güter in verschiedenen Territorien zu sein, in jedem je nach der

Digitized by Google

Herrenstände Rath und Interesse eine andere Politik zu treiben, in Preußen sich nach Polen, in Cleve nach Holland, in den Marken nach Schweden zu richten, wie es vordem gewesen. Die Macht des Staates und die Wohlfahrt Aller sollte über den Partikularismus der Kirchthurmspolitiker hinausgehoben, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit geweckt werden, ohne das es keinen konstitutionellen Staat giebt. Als er die Privilegien von Magdeburg bestätigte, geschah es mit dem Zusatz: inwiefern solche seiner erbfürstlichen Hoheit nicht entgegen sein würden. Nicht wie in Frankreich, Dänemark, Schweden hatte er es auf eine unumschränkte Monarchie abgesehen, aber er durfte es nicht geschehen lassen, daß die Stände des Herzogthums Preußen, die den zähesten Widerstand leisteten, sich einen Rückhalt an dem König von Polen suchten. Und indem er den Städten überließ, statt der bisherigen Steuer die Accise einzuführen, löste sich unter den Ständen das frühere Band von selbst: nur noch in seinen eigenen Angelegenheiten behauptete der Adel seine Gerechtsame. Es versteht sich im Grunde von selbst, daß die Einheit der Regierungsgewalt einen tüchtigen Beamtenstand erheischte: auch dafür hat der Kurfürst gesorgt, und wenn er zuweilen Ausländer in die ersten Stellen zog, so leitete ihn offenbar die Rücksicht, durch die Standesvorurtheile der Einheimischen sich nicht beirren zu lassen[1]). Seehandel, Gewerbe, Wissenschaften fanden an ihm einen großmüthigen Förderer.

Nicht anders stellte er sich zu Kaiser und Reich. Die Wohlfahrt Beider lag ihm am Herzen: ihm zumeist hatte das Haus Oestreich es zu danken, daß die deutsche Kaiserkrone Leopold I. und nicht Ludwig XIV. zu Theil wurde. Zugleich aber sagte ihm sein gesunder Menschenverstand, daß blinder Gehorsam gegen die östreichisch-spanische Hauspolitik ungefähr der schlechteste Dienst wäre, den er der Ehre und Unabhängigkeit Deutschlands leisten würde, daß er vielmehr sich um das Reich und selbst um den Kaiser nicht besser verdient machen könne, als wenn er die Widerstandskraft seines eigenen Staates vermehre, des einzigen in Deutschland, der für sich allein etwas Durchgreifendes vermochte. Ob er nicht besser gethan hätte, der Assoziation, die sich gegen die schamlosen Reunionen Ludwigs XIV. bildete, seinen vollen Beistand zu leihen, anstatt die Vermittelung des für Deutschland so nachtheiligen und schmählichen Friedens zu übernehmen, mag dahingestellt bleiben. Die Lauheit und Saumseligkeit der Verbündeten, die beleidigende Hintansetzung, die er im Frieden von St. Germain unlängst erfahren, endlich die Gefahren, die von anderer Seite drohten, mochten für ihn maßgebend sein. Noch bluteten seine Unterthanen aus den Wunden, die ihnen die Jahre langen Kriege geschlagen. Welchen Antheil er aber auch

[1]) Ranke, Neun Bücher Preußischer Geschichte I, 69

Digitized by Google

nehmen mochte an den verwickelten, in den mannigfachsten Richtungen sich durchkreuzenden Begebenheiten seiner Zeit, nur mit Vorbedacht und nach möglichst genauen Erkundigungen ergriff er seine Partei. Auch darin wußte er von allen Reichsfürsten zuerst seine Selbständigkeit, die wahre Politik der freien Hand zu wahren, daß er an allen Höfen von Belang seine eigenen Augen und Ohren haben wollte. Wo es nöthig war, unterhielt er Gesandte, und man muß es diesen zum Ruhme nachsagen, daß sie mit Umsicht und unermüdlichem Eifer den Vortheil ihres rastlosen und scharfblickenden Auftraggebers wahrnahmen. In der Diplomatie namentlich gilt der Spruch: wie der Herr, so der Diener. Bis nach Madrid reichten seine diplomatischen Beziehungen: es liegen dort lateinisch verfaßte Briefe von des Kurfürsten eigener Hand. Ezechiel Spanheim schrieb ganz im Tone der venetianischen Relationen. Wohl hatte Sebastian Foscarini nach Colberts Tod seiner Signoria berichtet, in Frankreich müßte es zum Aeußersten kommen, wenn es nicht den Ministern gelänge, den bedenklichen Plan einer allgemeinen Koalition zu durchkreuzen: aber wie wahr erwies es sich, als Spanheim am Vorabend des neu ausbrechenden Krieges (1. Dezember 1688) nach Berlin schrieb, daß alle Vortheile, die Frankreich trotz seiner Isolirung habe, dem Kaiser und dem Reiche abgehen: savoir ceux de l'union, de l'unité des forces qui ne dépendent que d'une teste, de l'argent, des magazins!

Bahnbrechend und als der entschiedenste Widersacher des französischen Absolutismus hat der Kurfürst endlich die religiöse Frage aufgefaßt und in seinen Ländern zur Entscheidung gebracht. Den wiederholten Protesten Kursachsens zum Trotze, drang er im westphälischen Frieden mit dem Artikel durch, der den Reformirten das gleiche Recht mit den Lutheranern gewährte; den ersten Gebrauch von seiner neuorganisirten Armee machte er gegen den Herzog von Pfalz-Neuburg, der in Jülich, Berg und Ravenstein die gewährleistete Religionsfreiheit brach; nach der Aufhebung des Edikts von Nantes bot er den verfolgten Reformirten in seinen Ländern eine Zufluchtstätte und wandte sich ganz und gar von Frankreich ab und dem Kaiser zu. Ihm verdankt Deutschland die Beseitigung der konfessionellen Beschränktheit und Despotie, die in der Konkordienformel ihren Ausdruck gefunden. Der Protestantismus lernte sich in seiner Zusammengehörigkeit und natürlichen Bundesgenossenschaft fühlen.

Was Preußen später geworden ist, dazu hat der große Kurfürst den Grund gelegt. Von ihm stammen, so viel sich auch dagegen sagen läßt, die Vorbedingungen zu einem gesunden Verfassungsleben. In dem Kampfe der abgelebten Kaisertendenzen und der unfruchtbaren Reichsverfassung mit dem frisch aufstrebenden Konstitutionalismus, wie er naturgemäß aus der preußischen Geschichte hervorwuchs, sind herrliche Kräfte bei der äußer-

Digitized by Google

lichen Reibung der beiden Faktoren umsonst vergeudet worden; ja, wir leiden bis zur Stunde unter derselben Friktion, denn der in die Stelle des an seiner eigenen Nichtigkeit zu Grunde gegangenen deutschen Kaiserthums getretene Bundestag ist weiter nichts als ein Abklatsch der gewesenen Kaiseridee und der alten Reichsverfassung, ein Symbol der Uneinigkeit und Schwäche, und in seiner jetzigen Gestalt schlechthin unverträglich mit einer Repräsentativ-Verfassung des deutschen Volkes. Dessen ungeachtet war es unerläßlich, diesen Kampf durchzukämpfen, um in der öffentlichen Meinung das Mögliche vom Unmöglichen ein für alle Mal zu scheiden, einen Schein zu zerstören, der uns um unser wohlverdientes Erbtheil von Freiheit betrog.

Man sagt uns zwar, Oestreich werde niemals ablassen von der ererbten Politik, dem Schutze des bestehenden Rechts; es könne nicht davon abweichen, denn auf dieser Grundlage sei es erbaut, auf dieser Grundlage habe es sich befestigt, auf dieser Grundlage habe es allen Stürmen widerstanden. Aber wie, wenn dieses vermeintliche Recht weiter nichts wäre, als der leere Buchstabe durch die Zeit und ihren Fortschritt längst überholter Besitztitel, genau so viel werth, als der Rechtsanspruch auf die deutsche Kaiserkrone, wie sie Rudolf von Habsburg sich aufs Haupt setzte? Hätte Jedermann einen unverlierbaren Anspruch auf das, was er einmal besessen hat, und knüpften sich an das, was er besitzt, keinerlei Verpflichtungen, so wäre das öffentliche Recht gleichbedeutend mit dem Stillestehen der Weltgeschichte. Soll Jeder das Seine, ganz das Seine, und Keiner mehr haben, als ihm gebührt, so läßt sich dies bewerkstelligen nur, wenn die reale Rücksicht auf das Ganze höher steht, als der papierene Besitztitel der Einzelnen. Hundert Schwache, von denen Jeder sich hinter *seinem* Rechte verschanzt, werden dadurch nicht stark, daß sie ihre Rechtstitel auf einen Haufen zusammenlegen: die durch Eintracht begründete Macht beruht auf freiwilliger Entäußerung in der Absicht, durch Kräftigung des Ganzen die Sonderrechte insgesammt zu stärken.

Es ist ein schmerzlicher Anachronismus, daß es unter uns noch Leute giebt, welche den Leichnam des deutschen Kaiserthums aus dem Grabe zerren, in dem Wahnglauben, dadurch unser krankes Vaterland von allen Schäden und Gebrechen zu heilen. Ein *Freiherr von Linden* hat seine Landsleute mit zwei Broschüren[1]) beschenkt, die sich durch eine seltsame Gedankenverbindung auszeichnen. Der Verfasser erklärt seine freiherrlichen Standesgenossen für berufen, dem Hause Habsburg die deutsche Kaiserkrone, auf die dasselbe aus freien Stücken verzichtet, zurückzugeben, denn, meint er, an der Zersplitterung und an der Entkleidung der Reichssouveränität leide

[1]) Kritische Beiträge zur Lösung der deutschen Frage. — Kaiser und Reich. Politische Erörterungen.

Digitized by Google

und sieche Deutschland. „Entweder rückwärts zur Restauration des Reichs, oder vorwärts auf den breitgetretenen Bahnen der Zersetzung zum nationalen Zerfall und zur Abhängigkeit vom Ausland; in der freien Wahl der Unterwerfung unter die kaiserliche Gewalt, oder unter die dämonischen Kräfte, welche dem Ausland zins- und dienstbar sind, liegt die Entscheidung der deutschen Frage."

Diesen ebenso neuen als werthvollen Gedanken wiederholt unser Reichsfreiherr in allen möglichen Tonarten: heftige Ausfälle gegen das „verrätherische" Preußen abgerechnet, hält er es gar nicht der Mühe für werth, seine Behauptung durch Beweise zu stützen. Es ist ein unausgesetztes Drehen im Kreise, und die zusammenhangslosen Abschnitte erinnern aufs Lebhafteste an jenes Schiller'sche Xenion, das von dem „kurzen Gedärm" handelt. Doch nein! wir wollen gerecht sein. Eine zweite, wo möglich noch tiefsinnigere Idee schließt sich an die erste — mit der Kaiserkrone muß auch das Kurfürstenthum aus dem Todtenreiche zurückkehren, und die mächtigsten Träger desselben, die Könige von Preußen und Bayern, werden mit der erblichen Kaiserwahl, „dem traditionellen Faktor", betraut.

Es ist bekannt, daß Hegel bei Friedrich Wilhelm III. seiner demokratischen Gesinnungen wegen verklagt wurde, weil er in seiner Rechtsphilosophie dem Monarchen das Recht zuerkannte, den Punkt auf das i zu machen. „Aber wenn er es nun nicht macht?" — fragte der König den unberufenen Ankläger, und man muß sagen, daß die Abfertigung kaum treffender sein konnte. Aber wenn die beiden „Kurfürsten" von Preußen und Bayern „den natürlichen Erben und Träger der Kaiserwürde des heiligen römischen Reichs, Kaiser Franz Joseph von Oestreich", nicht wählen, wo soll es hinaus mit der so warm empfohlenen Reichs-Trias? So wird gewiß Mancher mit uns den geistreichen Freiherrn fragen. Man sollte meinen, der jüngste und einzige Träger des deutschen Kurfürstentitels hätte die Würde in einen Geruch gebracht, der wenig Einladendes hat. Lassen wir getrost die Todten ihre Todten begraben und halten uns an Lebendiges und Lebensfähiges! Der geschichtliche Schwerpunkt unseres nationalen Lebens läßt sich anders nicht, als mit Gewalt verrücken, und wenn es selbst einem Fürsten Schwarzenberg zu seinen unerhörten Erfolgen hin gelungen wäre, das „Reich" für Oestreich zu erobern, so hätte man in Wien daran noch weit schwerer zu dauen gehabt, als an Ungarn. Irgend ein Erfolg wäre es nicht gewesen und wird es nie sein, sondern jedesmal nur der untrügliche Vorbote neuer und größerer Niederlagen.

Wie die Sachen stehen, oder richtiger liegen, halte ich es für ein verfehltes Unterfangen, für jetzt auf die eine oder die andere Weise an Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserthums zu denken. Ueberhaupt macht man einen deutschen Kaiser nicht mehr, er müßte sich selbst machen, und dazu

Digitized by Google

würde, was Geist und Charakter betrifft, etwas Anderes als alltäglicher Stoff gehören. Des Papierenen und Namenartigen haben wir genug gehabt: wir brauchen Thatkräftiges und Haltbares. Ein tüchtiges Volk ringt nach einer seinen Lebensordnungen angemessenen Staatsform allein nach Maßgabe der positiven Rechte und Freiheiten, in deren dauernden Besitz es sich gesetzt hat. So lang die deutschen Verfassungen, unter ihnen in erster Reihe die preußische, nicht auf granitenem Grunde ruhen; so lang die Prärogative der Krone und die Befugnisse der Volksvertretung nicht ehrlich und unzweideutig sich selbst abgrenzen, würde eine deutsche Spitze so biegsam bleiben, daß sie weit eher unsere Schwäche verriethe, als die zerstreuten Kräfte in einem Mittelpunkte sammelte. Vielleicht daß erst die hereinbrechende Noth die widerstrebenden Elemente willig macht und die Bläße des doktrinären Gedankens von der Stirne unserer Staatsweisen scheucht — das Eine ist ausgemacht, daß ein festes Zusammengehen der ihrer Ziele bewußten Verfassungspartei die Grundbedingung eines friedlichen Erfolgs bleiben wird.

Vorläufig befinden wir uns in dem nichts weniger als erquicklichen Stadium der Abschlagszahlungen. Die Einen begnügen sich mit den bescheidenen Erfolgen der Unionspolitik, die Anderen erblicken das Heil Deutschlands in der Vertretung durch besondere Abgeordnete in Sachen der Gesetzgebung, der eine lange Reihe anderer Reformen in unserem nationalen und politischen Leben folgen müßte! Wahrlich, man kann die Halbheit, die nichts thun will, um Keinem wehe zu thun, nicht schlagender ausdrücken. Dazwischen dauern die Studien über die Natur der deutschen Bundesverfassung unausgesetzt fort und sind bereits so weit gediehen, daß man mit Sicherheit darauf zählen kann, es werde demnächst das Organische dieser Verfassung sich in diejenige Ordnung aus der Klasse der Strahlthiere einreihen lassen, die man gemeinhin Polypen nennt. Sie sind unschädlich, so lang sie sich in Knospen oder Sprossen fortpflanzen, können aber im Halse oder in der Nase höchst gefährlich werden.

Es darf indeß nicht verschwiegen werden, daß eine eigenthümliche Art Seesterne den Polypen den Rang streitig macht — ich meine die Trias-Idee mit ihren drei Spitzen, die das Gute haben würden, daß sie nicht stechen. Ein überaus genialer Vertreter dieser „Idee“ [1]) betont die gesellschaftlichen Vorzüge seiner Species. „Sind“, sagt er, „zwei große Herren mit mehreren kleinen zusammen, so imponiren jene Beiden schon durch ihre Anwesenheit, und so lange die Kleineren immer auf die Großen schauen, werden diese Letzteren in ihr Sein und Denken hineinragen!! Im selben Augenblick aber, wo sie sich zusammenstellen und nur an einander lehnen, erwacht ihr Selbstgefühl und der Wille, ihr eigenes Beste zu wahren.“

[1]) Recht und Pflicht der Bundesstaaten zwischen Preußen und Oestreich 218.

Digitized by Google

Das Gleichniß ist so geschmackvoll als überzeugend, und wir haben nur abzuwarten, ob die kleinen Herren sich wirklich an einander lehnen. Des Erfolgs ist unser Anonymus sicher. Da weder von Oestreich noch von Preußen allein die Vollziehung der Bundesreform zu hoffen steht, haben die übrigen Bundesstaaten die Entscheidung, und gehen die Mittleren und die Kleinen nur entschieden voran, so müssen die beiden Großmächte mitthun!! Auch für den Fall ist gesorgt, daß die eine oder die andere nicht „mitthut“ — man läßt sie stehen, zuletzt kommt sie doch, wenn sie erst sieht, daß ihr das Protzen nichts hilft. Ihr Götter, die ihr gemüthlich auf dem Olymp der deutschen Politik thronet, nehmet Preßbengel und Druckerschwärze an euch, damit das deutsche Reformwerk nicht stecken bleibt in dem Sumpfe unerbittlicher Schreibereien. Oder gebt uns wenigstens den Trost, daß die Herren in der Eschenheimer Gasse alles Ernstes und unnachsichtig zur Aufbewahrung und Berichterstattung, natürlich an geheimem Ort und in geheimer Sitzung, angehalten werden, damit die Berge von Makulatur je eher je besser aus den Augen und der Erinnerung der Deutschen verschwinden. Nicht daraus, daß sie von allen Seiten durchgesprochen wird, schöpfen wir die Zuversicht, die deutsche Reformfrage werde früher oder später eine befriedigende Lösung finden, vielmehr aus der geschichtlichen Erfahrung, daß in dem Leben begabter und strebsamer Nationen selten zwar, doch unfehlbar, Momente höherer Erleuchtung eintreten, in denen sie auf einen Blick ihre Zukunft überschauen und mit dem Instinkt einer unwiderstehlichen Thatkraft den Knoten aller ihrer Hemmungen und Verwickelungen zerhauen. Ein solcher Moment war für das englische Volk das zweite Viertel des siebzehnten Jahrhunderts, während dessen nicht allein der Streit zwischen Königthum und Parlamentarismus zum Austrag kam, sondern, was meist übersehen wird, ein entscheidender Wendepunkt in der gesammten Weltanschauung des englischen Volkes eintrat. Einige Züge dieses überaus raschen Wandlungsprozesses hat Buckle in seinem bekannten Werke recht frappant hervorgehoben, so namentlich an dem Beispiele des Arztes Thomas Browne, der noch im Jahre 1633 eine mit allen abergläubischen Vorstellungen des Mittelalters angefüllte Schrift herausgab, und zehn Jahre später all den Unsinn über Bord geworfen hatte. Allein Buckle hat es unterlassen, gerade die idealen Faktoren genauer zu nennen, die diesen merkwürdigen Umschwung bewirkten. Ich will die naturwissenschaftlichen Fortschritte des Zeitalters nicht durch die Bemerkung ergänzen, daß im Jahre 1628 bereits Harvey den Kreislauf des Blutes entdeckt hatte: allein das darf nicht verschwiegen werden, daß Ben Jonson, der 1637 starb, in seinen späteren Schriften einen merkwürdig reifen Sinn für ächtes Kulturleben an den Tag legt, und daß Inigo Jones sich eben damals aus rohem Romantizismus zu reinen Formen hindurcharbeitete. Doch alle Anderen überragt der Riesengeist Mil-

Digitized by Google

tons. Seine Flugschrift zu Gunsten der Preßfreiheit, die Ranke[1]) die beredteste und stärkste von allen Befürwortungen der guten Sache nennt, war ein wahrer Riesenkeil, eingetrieben in den steinharten Absolutismus und Obskurantismus, und läßt sich füglich mit einigen populären Schriften Luthers und den Provinzialbriefen Pascals vergleichen. Nachdem die Monarchisten den politischen Ketzern Nasen und Ohren abgeschnitten hatten, fanden Presbyterianer und Independente es ganz in der Ordnung, den religiösen Ketzern den Kopf abzuschlagen, wie der Erzbischof Laud wegen seines Episkopalismus hingerichtet wurde. Solchen Hohn gegen die Freiheit hat Milton wenigstens in das rechte Licht gestellt, und selbst Cromwell zeigte sich später geneigt, den Juden ihre Bitte um Emanzipation zu gewähren. Die Freiheit lebte freilich erst im Reiche des Gedankens und mußte noch mehr als einmal tyrannischer Gewalt weichen: aber schon daß ihre Berechtigung ausgesprochen war, verkündete das nahende Zeitalter der Rechtsgleichheit.

Hoffen wir, daß ein ähnlicher Tag von Damascus auch für uns Deutsche anbricht. Was uns vor Allem Noth thut, ist Klärung und Vereinfachung. Nachdem Deutschland von der Verwüstung des dreißigjährigen Kriegs wenigstens die eine Frucht geerntet, daß die Gewissensfreiheit zu einem verfassungsmäßigen Rechte erhoben, wenn schon immer wieder verletzt wurde, klingt es fast unglaublich, daß wir noch immer nicht zu einer Trennung und damit zu dem einzig möglichen Frieden zwischen Kirche und Staat gelangt sind. Es ist unerläßlich, daß die Religionsparteien endlich mit ihren inneren Angelegenheiten auf sich selbst angewiesen, um so nachdrücklicher dagegen vom Staate angehalten werden, sich jeder Ueberschreitung ihres zuständigen Gebietes zu enthalten und keinerlei rechtliche Verhältnisse, wie z. B. die ehelichen, unter was immer für Vorwänden im Widerspruch mit dem Gesetze, vor ihr Tribunal zu ziehen. Es gehört zu den landläufigen und gefährlichsten Irrthümern, in religiösen Dingen seien auch die eingewurzelten Vorurtheile zu schonen. Eine Gesetzgebung, die ohne Haß und Neigung eine billige Ausgleichung aller vorhandenen Interessen erstrebt, kann sich getrost auf das Gerechtigkeitsgefühl der Menge verlassen, mögen absolutistisch gesinnte Fanatiker die Stimme der Zwietracht noch so laut erheben.

Nächstdem verdient besondere Beherzigung das gewaltsame Voranstellen der Militärfrage, das zu der krankhaften Einbildung geführt hat, daß mit ihrer Erledigung, d. h. mit einer gleichmäßigen Wehrverfassung und der Einheit des Oberbefehls, die Machtstellung Deutschlands gesichert wäre. Nichts unrichtiger als das! Wenn nicht von einem gemeinsamen Organe der deutschen Volksvertretung der Einheitsgedanke innerlich getragen und

[1]) Engische Geschichte III, 161.

Digitized by Google

fortwährend lebendig erhalten wird, führt die äußerliche Uniformität zu nichts; ja, ein widerwilliges Zusammengehen, dem es an einem nationalen Mittelpunkte fehlt, könnte leicht in der Stunde wirklicher Gefahr zu Ungehorsam und Widerspruch führen, womit verglichen die gegenwärtige Zersplitterung noch vortheilhaft erschiene. Zuerst ein fester Grund und dann erst das Dach. Ueberhaupt wird man ernstlich darauf Bedacht zu nehmen haben, Kriegstüchtigkeit und Wehrverfassung nicht sowohl nicht zu überschätzen, als vielmehr im Zusammenhang des Ganzen auf keine falsche Stelle zu rücken. Dies aber ist der Fall, wenn man die stehenden Heere zum Gradmesser der Wehrhaftigkeit macht und in der Zahl der Bataillone, Schwadronen und Batterien das einzige Unterpfand einer glücklichen Kriegsführung erblickt. Eine Nation, wie die unsrige, die nur auf Selbstvertheidigung und nicht auf Eroberung angewiesen ist, würde gegen sich selbst das größte Unrecht begehen, wollte sie sich widerwillig in einen Zustand bewaffneten Friedens hineinziehen lassen, der die Unproduktivität des deutschen Heerwesens im Vergleich zu anderen Staaten in ein so grelles Licht stellt. Nicht darin besteht unsere Unabhängigkeit, daß wir fortwährend bis über die Zähne bewaffnet dastehen, um einen möglichen Angriff abzuwehren, sondern in der gründlichen, allen Erfordernissen und Erfahrungen der Jetztzeit entsprechenden Durchbildung der Truppenkörper, die der Gesammtheit des streitbaren, mit den Waffen vertrauten Volkes für den Nothfall als Muster und Anhalt dienen. Die Hauptsache muß doch die begeisterte Liebe zum freien Vaterlande thun.

Auf wie schwachen Füßen die deutsche Trias-Idee steht, wird am Ersichtlichsten daran, daß noch niemals die deutschen Mittel- und Kleinstaaten, selbst in geringerer Anzahl, es zu irgend einer nennenswerthen Verständigung gebracht haben. Weder gönnt eine Regierung der anderen ein entscheidendes Wort in Militärangelegenheiten, noch auch zeigt der Kleinere die geringste Lust, sich so lange, als es keine deutsche Vertretung giebt, durch die Diplomaten des Größeren beim Auslande vertreten zu lassen. Wie sollte die zwieträchtige Schwachheit im Stande sein, eine erfolgreiche Initiative zu ergreifen! Auch diesem mit Händen zu greifenden Uebelstande könnte nur dadurch abgeholfen werden, daß die deutschen Völker in einem gemeinsamen Organe sich unter einander kennen lernen und durch dasselbe ihre Wünsche laut werden lassen. Was sollte eine Regierung mit der ihr übertragenen diplomatischen Vertretung Deutschlands anfangen, wenn sie bei jedem Schritte und Tritte fürchten müßte, mit den Fürsten und Kammern der anderen Staaten in Widerspruch zu gerathen! Gelingt es nicht, aus der Mitte und auf Antrieb der deutschen Kammern das Pfeilbündel deutscher Einheit zu schürzen, so weiß ich nicht, wo überhaupt die friedliche Lösung der deutschen Frage liegen soll.

---

Digitized by Google

# Ueber Verfassungsgeschichte und Fragen des Staatsrechts in Preußen.

Von Eduard Lasker.

## I.

Der Konflikt naht heran, und der Entscheidung wird mit gespannter Erwartung entgegengesehen. Wer trägt die Schuld, daß jetzt, volle zwölf Jahre nachdem die Verfassung als Staatsgrundgesetz beschworen und verkündet ward, der Kampf noch immer an der Schwelle um den Eintritt in das wirkliche verfassungsmäßige Leben geführt wird? In den hinter uns liegenden Perioden mögen alle Parteien abwechselnd gefehlt oder in den Mitteln geirrt haben, gegenwärtig haben wir es mit der nothwendigen Folge geschichtlich gewordener Ereignisse zu thun.

Die Noth des Jahres 1848 und die am Schlusse desselben noch nicht besiegte Energie der Freiheitsbestrebungen hatten dem Ministerium der „rettenden That" eine Verfassung abgerungen, welche im Wesentlichen die freisinnigen Vorarbeiten der Nationalversammlung übernommen hatte. Aber jenes Ministerium und die hinter ihm stehende Partei waren nicht gemeint, dem halb fremden Werke eine lebensvolle Entwickelung zu gönnen. Die gleichzeitig ergriffenen Maßregeln deuteten an, daß es zunächst auf Beruhigung ankam. Der Erlaß der Verfassung und die Verhängung des Belagerungszustandes über die Hauptstadt und ihre Umgebung waren zwei Anordnungen verschiedener Art, aber desselben Zieles; beide sollten eine geeignetere Zeit vorbereiten. Im Belagerungszustande war das Bewußtsein der thatsächlichen Macht ausgedrückt, die Verfassung sollte daneben, wie ein dankenswerthes Geschenk erscheinen. Aber in der Befugniß, Gesetze zu oktroyiren, welche die Regierung, ohne die Verantwortlichkeit der Minister in einem Gesetze zu verbürgen, für alle „dringenden Fälle" sich vorbehielt, hatte sie die Handhabe, das einseitig Verliehene in Form von Gesetzen einseitig zurückzuziehen oder zu beschränken. Als die auf Grund des Patentes vom 5. Dezember 1848 berufene zweite Kammer ihre Arbeiten nicht in der Willigkeit eines Dankgefühls, sondern im Geiste des verbürgten und unverbrüchlichen Rechtes

Digitized by Google

wieder aufnahm, als sie ihre Stellung zu der Hauptabsicht des Ministeriums in dem Beschlusse vom 26. April 1849 ausdrückte, welcher die Fortdauer des Belagerungszustandes ohne Zustimmung der Kammern für ungesetzlich erklärte und die Zustimmung versagte, da machte die Regierung von der thatsächlichen Uebermacht und dem gesetzlichen Vorbehalte den ausgedehntesten Gebrauch. Sie löste die Kammer auf und oktroyirte ein neues Wahlgesetz, welches die Gleichheit der staatsbürgerlichen Berechtigung aufhob. Die Volksklassen, auf welche die Einschränkung der Rechte am schwersten fiel, waren an den Kampf mit gesetzlichen Mitteln noch nicht gewöhnt und verhielten sich stumm. Die Partei, welche an der Gleichheit als dem obersten Grundsatze jeder zukünftigen Verfassung festhielt, und das gesetzliche Recht zu ihrem Schilde gemacht hatte, sah sich für den Augenblick verlassen, verzweifelte aber nicht an der Zukunft. Um dieser Nichts zu vergeben, trat sie zeitweilig von der unmittelbaren Theilnahme zurück. Diesen Augenblick benutzten die Liberalen aus der vormärzlichen Zeit und ihr neugeworbener Anhang, um mit der Regierung auf den Grundlagen, welche diese gegeben hatte, zu unterhandeln, nicht unzufrieden mit der rücksichtslosen Thatkraft des Ministeriums, welche sie wiederum in den Vordergrund brachte. Ob jene Männer Schlimmeres gestiftet oder Schlimmeres verhütet haben? Ich will mich nur an die sichtbaren Folgen ihrer Politik halten. Die Regierung hatte erreicht, was ihr beim ersten Angriffe fehlgeschlagen war. Die Wahrung der Volksrechte ging in nachgiebigere Hände über. In gleicher Furcht vor der wiederkehrenden Theilnahme des ganzen Volkes, wie vor der rücksichtslosen Reaktion, welche hinter dem Ministerium lauerte und diesem kein unwillkommener Rückhalt war, drangen die liberalen Politiker der Revisionskammer auf einen schnellen Abschluß um jeden Preis. Und die Regierung, in welcher damals noch die besonnene und mäßige Reaktion allein vertreten war, kam ihnen gern entgegen, weil sie gleichfalls dem Wiedererwachen des Rechtssinnes keine Zeit lassen wollte, und weil sie einsah, wie viel in Zukunft mit der Verfassung sich anfangen ließe, wenn sie nach ihren Wünschen verbessert würde. Wie jubelten die Politiker, als die Revision für geschlossen und annehmbar erklärt wurde. Sie hatten also durch Klugheit zu Stande gebracht, was der Volkspartei nie und nimmermehr geglückt wäre. Die Verfassung war fertig und Preußen war ein konstitutioneller Staat. Damals merkten sie noch nicht, daß die revidirte Verfassung einige der sichersten Garantieen eingebüßt und an innerer Stärke Nichts gewonnen hatte. Bald belehrte sie die Erfahrung. Im Staatshaushalt, in den Rechnungsabnahmen, auf dem kirchlichen Gebiete, im Schulwesen, in der Polizeiverwaltung — in allen wichtigen Dingen trat ihnen die Unvollkommenheit der Verfassung und der unfertigen Gesetze entgegen. Ihre Vermittelung hatte nicht die Verschiedenheit der Meinungen ausgetragen, sie ließ den



Digitized by Google

Widerstreit der Meinungen so schroff wie je fortwalten. Die Verfassungsurkunde sah mit ihren Vorbehalten und Modifikationen wie eine Sammlung von Lehrsätzen aus, welche an theoretischen Streitfragen fruchtbar war und in die Verwaltung des Staates nicht beherrschend einzudringen vermochte. Die Regierung stellte Grundsätze für die Verwaltung nach Bequemlichkeit und Gelegenheit auf, unbekümmert um die Verfassung, deren Bestimmungen theils lückenhaft waren, theils sich leicht umgehen oder wegdeuten ließen. Umsonst sahen sich die Politiker der Vermittelungspartei, welche von den Liberalen allein in der Kammer vertreten war, nach Mitteln zur Abhülfe um. Ihre Berufung auf die Verfassung, ihre Proteste gegen den Mißbrauch der Verwaltung, ihre Aufforderungen zum Ausbau der Verfassung halfen nichts, weil es eben nur Proteste und Anregungen waren. Es fehlte vor Allem der Muth, auf das außerhalb der Kammer stehende Volk sich zu berufen, die öffentliche Meinung anzuregen und zum Schilde der eigenen Bestrebungen zu machen. In Wahrheit fühlten die Politiker des Tages sich von den Vertretern des gleichmäßigen Volksrechts eben so weit entfernt, wie von der reaktionären Weise der Regierung. Alles sollte innerhalb der engen Grenzen der staatsklugen Mittelmäßigkeit eingeschlossen bleiben. Während ringsherum die Verwaltung ihr Reich ausdehnte und der Begriff der Exekutive alle Bürgschaften der Freiheit und das Ansehen der Volksvertretung verschlang, bekannten sie am fleißigsten das Dogma, daß man vor Eingriffen in die Exekutive sich hüten müsse. Und was ließen sie nicht als Exekutive gelten! Das Wort war ihnen heilig, denn sie mußten sich, zum Heile des Vaterlandes, als regierungsfähige Partei erweisen. Noch in der letzten Stunde, als die Uebertragung der höchsten Regierungsgewalt durch Vollmacht die gerechtesten Bedenken unter Juristen und Laien erregte, und das Volk an der Einsetzung der Regentschaft mit allgemeiner und lebhafter Theilnahme hing, hielten sich die liberalen Politiker von der Frage fern, weil sie in das Bereich der „Exekutive" falle. Noch litt die Presse unter dem Drucke der „Exekutive", noch war die Tribüne des Abgeordnetenhauses die einzige Stätte für die freie Rede, und doch ging die Kammer auseinander, und die Session ging zu Ende, ohne daß dem Munde Eines liberalen Politikers ein Wort über die Regentschaftsfrage entfallen wäre.

Das Jahr 1858 brachte das gesammte Volk zur Theilnahme an den Staatsdingen zurück. Das ganze Volk hatte Vertrauen, die liberalen Politiker beanspruchten und erhielten es. Die Wünsche und Forderungen, deren Durchführung die fortgeschrittensten Parteien als die Aufgabe der nächsten Legislaturperiode bezeichneten, enthielten nicht mehr, als was die Altliberalen schon früher als nothwendig bezeichnet und erfolglos angeregt hatten. In allen Wahlversammlungen übernahmen sie jetzt die Aufgabe und versprachen, was an ihnen liege, für die Durchführung Sorge zu tragen. Sie erhielten

Digitized by Google

die große Mehrzahl im Abgeordnetenhause, sie hatten ihre Parteigenossen auf den meisten Ministersitzen. Aber der alte Geist, welcher früher die liberale Minderheit gelähmt hatte, lebte in der jetzigen Mehrheit fort. Zu dem eingeborenen Respekt vor der „Exekutive“ trat die Erwägung hinzu, daß die Allmächtige jetzt im Dienste der Parteigenossen stand. Und wiederum war die Klugheit mit der Furcht gepaart, daß ein energisches Auftreten die Staatslenkung aus der genauen Mitte nach Rechts oder Links drängen könnte. So kam es, daß im Jahre 1861, bis auf die Grundsteuerfrage, fast alle Wünsche und Forderungen des Jahres 1858 wiederholt werden mußten.

Der kurze Hinblick auf die ereignißreiche Zeit belehrt uns über den Ursprung des heutigen Kampfes, die Ursachen seiner Fortdauer und verzögerten Entscheidung. Nicht Eine Forderung der Volkspartei ist neueren Datums; die Altliberalen werden überall Anspruch auf den Ruhm erheben können, daß sie ein Gleiches schon früher gewollt und angestrebt haben. Nur die Mittel sind verändert und der Grad des Wollens ist verstärkt. Die Vergangenheit zwingt das beschämende Bekenntniß ab, daß in Preußen die Freiheit nicht durch brutale Gewalt, sondern durch die Fehler der Wortführer aller liberalen Parteien unterdrückt worden ist. Sie bestärkt uns aber zugleich in dem Glauben, daß es nur eines Festhaltens an den Grundideen der Verfassung bedarf, um zum günstigen Ziele zu gelangen. Niemals haben die thatsächlichen Verhältnisse das Rechtsbewußtsein des Volkes ganz bei Seite schieben können; die ärgsten Rechtsverletzungen finden mehr in dem schwachen Widerstande, als in dem rücksichtslosen Gebrauche der nackten Gewalt ihre Erklärung. Mangel an Vorsicht und Thatkraft hat uns die schlimmste Zeit bereitet, verstärkte Vorsicht und Thatkraft werden das Versäumte nachholen und das Verlorene wiedergewinnen, denn das Recht steht uns zur Seite und das Rechtsbewußtsein ist keine geringe Macht in Preußen. Inmitten einer Revolution waren wir im Jahre 1848 vor Allem besorgt, die Rechtskontinuität mit der Vorzeit zu erhalten. Das alte Ständethum ist selbst der Form nach nicht gewaltsam beseitigt, sondern unter eigener Zustimmung für erloschen erklärt worden. Die Grundlagen unserer heutigen Verfassung haben die Weihe der von dem vereinigten Landtage berathenen Gesetze erhalten. Manteuffel mußte an die Vorarbeiten der Nationalversammlung anknüpfen. Selbst Westphalen suchte den Schein zu wahren; sein beliebtestes Mittel war die Rechtsausführung, seine beliebteste Waffe die Rechtsverdunkelung. Die vornehmste Aufgabe der heutigen Staatsmänner ist, das Verfassungsrecht von Irrthümern und Entstellungen zu reinigen, den Umfang der Befugnisse, welche der Volksvertretung bereits beigelegt sind, klar zu ermitteln und zum Bewußtsein des Volkes zu bringen, und über diese ebenso eifrig zu wachen, wie bisher mit einseitigem



Digitized by Google

Eifer die Prärogative der Krone und die Freiheit der Exekutive bewacht worden sind.

## II. Fällt die Auflösung des Abgeordnetenhauses unter die Verantwortlichkeit der Minister?

Die Wahlen des Jahres 1861 versprachen dem Abgeordnetenhause ein neues Element zuzuführen. Die Partei der unbedingten Regierungsmänner hatte während der letzten drei Jahre den Boden im Volke verloren, sie wurde bei den Wahlen gelichtet, neue Männer rückten ein und Viele von den alten erkauften ihre Wiederwahl damit, daß sie das abgenutzte Programm aufgaben. Die Mehrheit der Gewählten spiegelte den energischen Willen des Landes ab, daß die Kammer, so viel an ihr liege, den liberalen Grundsätzen, welche die Regierung bekannte, auf dem Gebiete der Gesetzgebung zum Siege verhelfe. Kein Wunder, daß die Konservativen, welche sich bei dem Vorwalten der unbedingten Regierungspartei in ihrer Stellung mehr als je befestigt hatten, mit der Wandlung unzufrieden waren. Es hieß aber, freilich nur in unverbürgten Gerüchten, auch die Regierung sei mit dem Ausfall der Wahlen nicht zufrieden. Welche Besorgnisse sie von den neuen Namen und der veränderten Stimmung gehegt haben mag, die beginnende Thätigkeit der Kammer bestärkte keine. Dieselbe Ruhe und Mäßigung, welche neben dem entschiedenen und bewußten Wollen bei den Wahlen geherrscht hatte, zeichnete auch die Verhandlungen der Kammer aus. Das erste Zeichen hiervon war, daß die Adreßdebatte aufgegeben wurde. Man wollte der Regierung zwar nicht unbedingt zustimmen, aber auch keinen scharfen Gegensatz hervorkehren, weil man in keinem solchen Gegensatze mit ihr sich glaubte. Den Personen kam man wohlwollend entgegen, und die Vorlagen der Regierung wurden mit äußerster Loyalität in den Kommissionen behandelt. Wenn vor Eröffnung der Kammer geflissentlich die unbegründete Meinung verbreitet worden war, daß sich mit einer solchen Kammer nicht lange werde regieren lassen, so fing diese künstlich verbreitete Vorahnung zu weichen an. Die Abgeordneten selbst begannen an eine friedliche Austragung zu glauben und das Volk schloß sich dieser Hoffnung an. Plötzlich brach der Widerstand der Regierung bei einer Forderung hervor, deren Billigkeit und Berechtigung von keiner Seite geleugnet, deren Unausführbarkeit von keiner Seite behauptet wurde. Die Regierung trat mit größerem Ernste ein, als die Gelegenheit rechtfertigte. Aus dem Tone, in welchem die Unterhandlungen geführt wurden, merkten die Eingeweihten, daß die Regierung andere Absichten und Erwägungen im Hintergrunde hatte, als diejenigen, welche hervorgekehrt wurden. Das übrige Land aber wurde von der Auflösung der Kammer wie von einer plötzlichen Kriegserklärung überrascht. Man braucht heute kein Wort mehr darüber zu verlieren, daß

Digitized by Google

der Hagen'sche Antrag nicht der innere Grund der Auflösung war; dies ist nicht nur in Worten, sondern auch thatsächlich durch die pünktliche Ausführung des Antrages zugestanden.

Aber was war der wirkliche Grund der Auflösung?

Die Frage ist in der heutigen Kammer in der Adreßdebatte aufgeworfen worden. Die Regierung hat sie nicht nur unbeantwortet gelassen, sondern auch als unberechtigt zurückgewiesen. Die Minister des Krieges und der Finanzen traten mit der seltsamen Theorie auf, daß die Frage nach dem Grunde einer Kammerauflösung einen Eingriff in die Prärogative der Krone enthalte. Die Verfassung legt dem König das Recht bei, die Kammer aufzulösen, daraus folge, daß der König immer im Rechte sei, wenn er diese Prärogative ausübe, und es stehe deshalb nicht zu, nach dem Grunde des persönlichen Willens zu forschen. Diese Theorie verdient in ihrer ganzen Gefährlichkeit aufgedeckt und als eine Verleugnung sowohl der konstitutionellen Politik, wie des konstitutionellen Staatsrechts zurückgewiesen zu werden. Sie führt die Gewalt des persönlichen, von jedem Aufschlusse und jeder Verantwortlichkeit losgelösten Willens auf ein Gebiet ein, welches der Kontrolle der Kammern und der Vertretung der Minister nicht entzogen werden darf.

Ich denke nicht im Entferntesten an eine Einschränkung der königlichen Befugniß, die Kammer zu jeder Zeit und zu beliebigen Malen aufzulösen. Formell steht das Recht ohne jede Beschränkung dem Könige zu, und keine Kammer darf, nach den Vorschriften unserer Verfassung, die Sitzungen fortsetzen, nachdem die Auflösungsordre verkündet ist. Allein die formelle Berechtigung schließt keineswegs die Möglichkeit des thatsächlichen Mißbrauches aus. Gerade die schrankenlose Befugniß des Königs in Verbindung mit seiner Unverletzlichkeit zwingt zu dem Schlusse, daß irgend eine Person im Staate vorhanden sein muß, welche für den möglichen Mißbrauch verantwortlich ist. Um durch ein unwiderlegliches Beispiel die Wahrheit des Satzes nahe zu legen: Die Verfassung schreibt vor, und dies ist die bei weitem hervorragendste Bürgschaft für das konstitutionelle Regiment, daß die Kammern alljährlich zusammenberufen werden müssen, und legt ihnen als unumgängliches Geschäft bei, den Etat zu berathen und festzusetzen. Wie in der Befugniß, die Kammer aufzulösen, eine hervorragende Prärogative der Krone liegt, so ist die jährliche Berathung und Festsetzung des Etats das Grundrecht der Volksvertretung. Der Wortlaut der Verfassung und das auf beiden Seiten unbedingt vorhandene formelle Recht legen die Möglichkeit eines unausgleichbaren Konfliktes nahe. Wie, wenn der König die Kammer nach ihrem Zusammentritt auflöst, innerhalb der gesetzlichen Frist neue Kammern einberuft und immer wieder auflöst, bis das Finanzjahr darüber hingegangen ist, ohne daß der Etat zur Festsetzung gelangen

Digitized by Google

konnte? Ich sehe von den politischen Folgen eines solchen Aktes gänzlich ab und halte mich lediglich an die staatsrechtliche Seite. Wenn die Auflösung wirklich dem persönlichen Willen des Königs ausschließlich anheim gegeben, der Kontrolle der Kammer und der Verantwortlichkeit des Ministeriums entzogen wäre, so würde diese Befugniß dem unverantwortlichen Könige die Gewalt in die Hände geben, ein absolutes Regiment auf formell rechtsgemäßem Wege herzustellen und die Rolle der Volksvertretung zu einem ganz wesenlosen Scheine herunterzudrücken. Ich spreche nicht von Dingen, welche in der Rechtsgeschichte ohne Beispiel sind. Das englische Parlament des geistlichen Standes (Convocation) ist auf diesem Wege bedeutungslos gemacht worden. Noch heute wird es in regelmäßig periodischer Wiederkehr zusammenberufen und nach der Einberufung ohne Erledigung von Geschäften nach Hause geschickt. Der Geist der Zeit bürgt dafür, daß mit unserer Volksvertretung nicht Aehnliches auf die Dauer geschehen kann, aber die Verfassung verbietet, daß auch nur während eines einzigen Jahres Aehnliches geschehe; das Etatgesetz muß alljährlich erlassen werden. So stoßen zwei absolute Rechte auf einander, welche nach der Theorie der Herren v. d. Heydt und v. Roon in einen unauflöslichen Widerspruch gerathen könnten. Würden die Herren v. d. Heydt und v. Roon, im Falle eines Konflikts, den Ausschreitungen der Krone ruhig zusehen und dennoch die Regierung verfassungsgemäß fortzuführen meinen? Wenn sie nicht das Ungeheuerliche der Konsequenzen eines Besseren belehrt, so mögen sie die Artikel 43. und 44. der Verfassung mit größerer Aufmerksamkeit durchlesen. Der Sinn tritt, ohne staatsmännische oder staatsrechtliche Vorkenntnisse zu erfordern, aus den Worten deutlich entgegen und lohnt einem aufmerksam lesenden Minister die geringe Mühe. Denn hier ist die Stellung der Krone und das Verhältniß der Minister zu ihr und der Volksvertretung klar und unzweideutig vorgezeichnet. „Die Person des Königs ist unverletzlich“ (Artikel 43.). Mit der Unverletzlichkeit ist weder eine Aufsicht, noch eine Verantwortlichkeit vereinbar. Weil aber im verfassungsmäßigen Staate kein Regierungsakt der Aufsicht und der Verantwortlichkeit entzogen sein soll, deswegen macht es die Verfassung unmöglich, daß irgend ein Regierungsakt durch den persönlichen Willen des Königs allein vollzogen werde. „Die Minister des Königs — so ordnet Artikel 44. an — sind verantwortlich. Alle Regierungsakte des Königs bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung eines Ministers, welcher dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt“. Die Auflösung der Kammer ist ein Regierungsakt von hervorragender Bedeutung. Die Verfassung hebt diese Befugniß unter den bedeutendsten Regierungsakten hervor, und von ihrer weisen Ausübung hängen Ruhe und Frieden des Landes ab. Angesichts des Artikels 44. der Verfassung kann kein Minister für einen von ihm gegengezeichneten Akt der Auflösung die

Digitized by Google

Verantwortlichkeit ablehnen. Seine Gegenzeichnung, welche den Auflösungsakt zu einem legalen und wirksamen macht, wird weder um des Namenszuges, noch um der Beglaubigung Willen erfordert. Nur die Verantwortlichkeit hat dem persönlichen Willen des Königs gefehlt, um zu einem vollgültigen Regierungsakt zu werden, und die Gegenzeichnung des Ministers hat der Volksvertretung das Recht verschafft, eine Person für den Akt zur Rechenschaft zu ziehen.

Die Herren v. d. Heydt und v. Roon drehen sich im Kreise, wenn sie, zur Rechenschaft gezogen, den persönlichen Willen des Königs als die alleinige Quelle und den alleinigen Grund für die Auflösung erklären. Wie und in welchem Falle denken diese Herren als Minister des Königs für den Regierungsakt einer Auflösung verantwortlich zu sein? Ohne den persönlichen Willen des Königs kann ja ein solcher Akt nie ins Leben treten. — Die Rechenschaft ist die unumgängliche Voraussetzung der Verantwortlichkeit. Es giebt regelmäßige Regierungsakte, welche die rechtfertigenden Gründe und das Zeichen der Gesetzmäßigkeit und guten Absicht an der Stirne tragen. So die Vorlage eines Gesetzentwurfes, die Verkündigung eines von den Kammern genehmigten Gesetzes, die Einberufung der Kammern und der regelmäßige Schluß der Sitzung nach Erledigung der Geschäfte. Bei Regierungshandlungen dieser Art wird es keinem Menschen einfallen, nach dem Grunde zu fragen, nicht wegen der persönlichen Mitwirkung des Königs und seiner formellen Berechtigung zu jenen Wandlungen, sondern weil man nicht nach dem zu forschen braucht, was klar zu Tage liegt. Anders verhält es sich mit den unregelmäßigen Regierungsakten. Jede Unregelmäßigkeit trägt den Charakter der Willkür an sich, wenn sie nicht durch genügende oder rechtfertigende Beweggründe hervorgerufen ist. Der Zweck der verfassungsmäßigen Staatsordnung ist, die Willkür aus den Regierungsmaximen auszuschließen; die Willkür ist an sich schon und abgesehen von jeder schädlichen Folge ein Mißbrauch der Regierungsgewalt. Die Auflösung eines Abgeordnetenhauses bildet immer eine Ausnahme von der Regel, welche die Dauer seiner Legislaturperiode auf drei Jahre bestimmt, und erscheint deshalb als ein willkürlicher Eingriff in den regelmäßigen Gang der Staatsgeschäfte, wenn sie nicht durch besondere Verhältnisse gerechtfertigt ist. Der Kammer ist die Aufsicht über die verantwortlichen Handlungen der Regierung anvertraut, und ihres Amtes ist die Prüfung, ob Umstände vorhanden waren, welche den unregelmäßigen Regierungsakt der Auflösung nothwendig oder rathsam gemacht haben. Eine vorsorgliche Regierung pflegt den Zweck der Auflösung und den Grund des Zwiespalts zwischen ihr und dem aufgelösten Abgeordnetenhause vor den Neuwahlen dem Lande klar darzuthun. Denn die Veranstaltung der Neuwahlen ist eine Berufung von dem gescholtenen Urtheile der Gewählten an

Digitized by Google

das bessere Urtheil der Wähler, und wer Berufung einlegt, der muß, wenn er seinen Zweck nicht verfehlen will, aussprechen, womit und weshalb er unzufrieden ist. Von dieser Rücksicht der Klugheit hat sich die gegenwärtige Regierung emanzipirt, vielleicht in der Hoffnung, daß schon die Personenfrage eine Entscheidung des Volkes zu ihren Gunsten herbeiführen werde. Die Kammer aber gerieth durch die Zurückhaltung der Minister in die Lage, wenn sie nicht auf unsichere Gerüchte hin ihr Urtheil bilden wollte, ihre Prüfung, ob die Auflösung geboten oder rathsam war, mit der Anfrage um authentische Auskunft über die Gründe für jenen Regierungsakt zu beginnen. Die Herren v. d. Heydt und v. Roon haben, indem sie die Beantwortung der Anfrage mit der Berufung auf den persönlichen Willen des Königs zurückwiesen, die Verantwortlichkeit verleugnet, welche der Artikel 44. der Verfassung den Ministern für alle von ihnen gegengezeichnete Regierungsakte auferlegt. Dieses verfassungswidrige Verhalten fällt um so schwerer auf sie zurück, als die Auflösung dieses Mal mit einer Verkümmerung des bedeutungvollsten Volksrechtes verbunden gewesen ist. Zugestanden wird jetzt von allen Seiten, daß nach einer richtigen Auslegung der Verfassung der Staatshaushalt für jedes Finanzjahr vor dem Beginne der Jahresausgaben gesetzlich geregelt sein muß. Herr v. d. Heydt selbst hat die Beschwerden gegen den bisherigen Gebrauch anerkannt und zu beseitigen gesucht. Der bisherige Gebrauch ist lediglich mit dem Zwange der Verhältnisse entschuldigt worden, weil die Zeit des Zusammentrittes der Kammern eine Verzögerung unvermeidlich machte. Durch die Auflösung des Abgeordnetenhauses vor der Festsetzung des Haushalts ist eine weitere Verzögerung um mindestens vier Monate verursacht worden, und wir gehen bald in das zweite Halbjahr, die Hälfte der Staatsausgaben ist bereits verbraucht, die Hälfte der Einnahmen beigetrieben, ohne daß auch nur die Vorarbeiten für die Prüfung des Voranschlags fertig wären. Für dieses Jahr ist das Festsetzungsrecht der Kammern noch mehr, als gewöhnlich verkümmert, und die unmittelbare Ursache der ungewöhnlichen Verkümmerung war die Auflösung des Abgeordnetenhauses. Einen solchen Eingriff in die Volksrechte können nur Gründe unvermeidlicher Nothwendigkeit rechtfertigen, der persönliche Wille des Königs soll und darf ihn nicht decken. Der persönliche Wille haftet an der Person des Königs. Kein Bürger, kein Beamter kann aus diesem Willen einen rechtfertigenden Grund herleiten, wenn ihn die Gesetze zur Verantwortung ziehen. Die Minister, welche sich hinter diesen, von der Verfassung gemißbilligten Schutz zu verbergen suchen und jede Rechenschaft verweigern, stellen sich außerhalb der Verfassung und verfallen schon um deswillen der Verantwortlichkeit, welcher sie zu entkommen streben.

Freilich ist der Streit darüber, ob die Minister für irgend einen Staatsakt verantwortlich seien, für jetzt leider noch Theorie. Die Herren v. d. Heydt

Digitized by Google

und v. Roon hätten ebenso wohl die volle Verantwortlichkeit für die Auflösung übernehmen und die innersten Beweggründe ans Licht der Welt bringen können, ohne an ihrem leiblichen Wohle Schaden zu nehmen. Es gehörte nicht mehr Muth dazu, als Graf Schwerin und v. Patow aufzuwenden pflegten, die so oft und so gern auf ihre Verantwortlichkeit sich beriefen, obschon sie niemals im Ernste an eine praktische Folge der Verantwortlichkeit glauben konnten. Aber Herr v. d. Heydt blieb lieber beim Prinzipe stehen, welches in Zukunft den Vertretern eines absoluten Regiments sehr nützlich werden kann, und Herr v. Roon fürchtete das „Amtsgeheimniß" zu verletzen, wenn er dem Hause der Abgeordneten verrieth, welche Gründe durchschlugen, als die beiden Hälften des früheren Ministeriums vorläufig auf die Auflösung des Hauses sich einigten. Mir aber scheint es wichtig, daß sowohl in der Wissenschaft als in der praktischen Politik die Einbürgerung des Prinzipes verhütet werde, daß es Regierungsakte gebe, deren Kontrolle und Beurtheilung der Volksvertretung entzogen sei, für welche der persönliche Wille des Königs als letzter Grund gelten könne. Den Kammern mag der Vorfall zur Lehre dienen, wie ein Ministerverantwortlichkeitsgesetz abzufassen ist.

### III. Was geschieht, wenn das Etatgesetz nicht zur Vereinbarung gelangt?

Mit einer Geldfrage hat die Verwickelung unserer öffentlichen Verhältnisse begonnen, an der Finanzfrage muß die Lebensfähigkeit der Verfassung und der beharrliche Sinn des Volkes sich bewähren. Die Finanzkontrolle ist der Eckstein der popularen Macht, ihre gewissenhafte Ausübung die vornehmste Aufgabe der Volksvertretung. Weises Sparen ist eine nationalökonomische Tugend, leichtfertige Ausgaben bedrohen den Wohlstand, aber eine fahrlässige Kontrolle untergräbt die Freiheit. Den ärgsten Fehler der abgetretenen liberalen Minister finde ich darin, daß sie die thatsächliche Umordnung des Heeres vor Bewilligung der Kräfte und Mittel durch die Volksvertretung nicht verhindert oder befördert haben. Die liberale Mehrheit der vorigen Legislaturperiode hat ihre Pflicht versäumt, als sie sich die thatsächlichen Zustände über den Kopf wachsen ließ, mit ihren einstweiligen Bewilligungen nachhinkte und die endgültige Regelung auf eine Zukunft verschob, der sie doch keine besseren Mittel der Abwehr zu überweisen wußte. Aus der schwer belasteten Erbschaft des vorletzten Hauses zieht das heutige seine Schwäche und seine Stärke. Die Finanzkontrolle ist auf dem abschüssigen Wege zur Scheinbefugniß, das Abgeordnetenhaus muß ihm wieder Wesen geben. Alle anderen politischen Forderungen und Wünsche treten vor diesem Ziele zurück. Siegt hier das konstitutionelle Prinzip, so gilt es dann nur, den Sieg gehörig zu verfolgen, um unsere Verfassung von jedem ab-

Digitized by Google

solutistischen Beisatz zu säubern. So lange dieser Sieg nicht gesichert ist, haben andere Erfolge nur den Werth schnell wechselnder Tagesereignisse.

In der That, wir sind an einen Wendepunkt gelangt, zu welchem der widerspruchsvolle Gang unserer Verfassungsentwickelung führen mußte. Wie die gegenwärtigen Minister sich zu verhalten gedenken, ist noch unbekannt. Aber die äußerste Reaktion, die doch bisher allein ihnen die meisten Sympathien zugewendet hat, drängt zum Staatsstreich. Zwar verleugnet sie das Wort, doch will sie das Wesen. Freilich will sie keinen Staatsstreich mit Kanonen und Bayonetten; wie sollte sie im tiefen Frieden diese Waffen gegen einen Gegner verwenden, dessen einzige Waffe das Recht ist. Auch räth sie nicht zu einer offenen Verleugnung der Verfassung, denn auch sie hat ihren Antheil an der vielgeschmähten Staatsordnung, welche ihr das Herrenhaus eingebracht hat. Die Reaktion hat von jeher in Preußen die kleinen Mittel und sicheren Wege vorgezogen, und heute räth sie zu derselben Taktik, welche sich unter Westphalen erprobt hat. Die Verfassung selbst soll ihren liberalen Theil verschlingen; die Befugniß zu einer wirksamen Kontrolle der Finanzen soll weginterpretirt werden. Die „juristische Streitfrage" wird aus dem klarsten Wortlaut hervorgezaubert, und die Auslegung führt zu dem überraschenden Resultate, daß einem Verfassungsgesetze die entgegengesetzte Bedeutung von dem beigelegt wird, was sein Wortlaut verkündet.

Das wichtigste Geschäft, an welchem alle Faktoren der Gesetzgebung, nur in verschiedener Weise mitwirken, ist die Versorgung des Staatshaushalts. Seit dem Jahre 1820 herrscht in Preußen die gesetzliche Regel, daß die wirklichen Bedürfnisse des Staates die Ausgaben jedes einzelnen Jahres und diese wiederum die Einnahmen desselben Jahres bestimmen sollen. Die konstitutionelle Staatsordnung hat die Regelung der Ausgaben und Einnahmen der gesetzgebenden Gewalt übertragen. Drei gesonderte Geschäfte treten innerhalb dieser Regelung hervor, und für jedes derselben hat die Verfassungsurkunde die leitenden Grundsätze vorgezeichnet. Die Finanzgewalt hat: erstens, die Staatsbedürfnisse zu prüfen und gewisse Ausgaben als nothwendig zu bezeichnen; zweitens, die Verwendung von Mitteln zur Befriedigung der anerkannten Bedürfnisse zu gestatten; drittens, die vorhandenen Einnahmequellen zu unterhalten oder neue zu gewähren. Diese drei Geschäfte wirken zwar auf einander bestimmend ein, fallen aber nicht zusammen. Ihr Zusammenhang besteht darin, daß im gutgeordneten Haushalt alle Bedürfnisse zur Befriedigung gelangen und die Einnahmen genau nach den Ausgaben bemessen werden sollen. Das ist die Aufgabe des jährlich zu vereinbarenden Etatgesetzes. Für jedes Finanzjahr müssen die Einnahmen und Ausgaben in Form eines Gesetzes im Voraus veranschlagt werden, und das Resultat der Veranschlagung ist, daß die bezeichneten Ausgaben aus den bezeichneten Einnahmen bestritten werden dürfen. Die Re-

Digitized by Google

gierung ist mit der Verwaltung des Haushalts beauftragt, und das Etatgesetz bildet ihre Vollmacht und Instruktion. Auf Grund desselben ist sie ermächtigt und verpflichtet,' die angewiesenen Einnahmequellen zu benutzen, und aus den gewonnenen Einnahmen, sowie aus den sonst zugewiesenen Mitteln die anerkannten Bedürfnisse in Höhe der veranschlagten Ausgaben zu befriedigen. Wenn und so lange das Etatgesetz nicht zu Stande gekommen ist, fehlen der Regierung Vollmacht und Instruktion zur Verwaltung des Haushalts. Sie würde in solchen Fällen zur Erhebung von Einnahmen ebenso wenig, wie zur Verwendung von Staatsmitteln und Bestreitung von Ausgaben befugt gewesen sein, wenn nicht die Verfassung in Betreff eines Theiles der Einnahmen eine Abweichung von der Regel angeordnet hätte. Im Art. 109. ist nämlich der Regierung Ein für alle Mal die Vollmacht ertheilt, die bestehenden Steuern und Abgaben (in sofern sie nicht auf Zeit bewilligt sind) fortzuerheben, bis sie durch ein Gesetz abgeändert werden. Aber diese Vollmacht macht es der Regierung noch in keiner Weise möglich, die Verwaltung des Haushalts fortzusetzen. In Betreff der Zweige der Einnahmen, welche aus den Einkünften des Staatsvermögens fließen, ist ihr die beständige Ermächtigung nicht ertheilt, und es fallen deshalb viele Titel aus, welche einen bedeutenden und unentbehrlichen Theil des Einnahmeetats ausmachen, so die Einkünfte von den Domänen und Forsten (11,578,160 Thaler), der Lotterie (1,340,400 Thaler), dem Seehandlungsinstitut (300,000 Thaler im Etat des Jahres 1861) u. s. w. Aber selbst aus den gestatteten Erhebungen darf die Regierung keinen Pfennig verausgaben, denn für das Recht der Verausgabung giebt es keine andere Vollmacht, als das Etatgesetz. Ohne die Befugniß zu Ausgaben ist natürlich eine Verwaltung undenkbar. Es versiegen nicht nur sofort mehrere Einnahmsquellen, wie die Lotterie, für welche weder Einsätze angenommen, noch Auszahlungen gemacht werden dürfen, das Salzmonopol, für welches das Betriebskapital fehlt, sondern auch das gesammte Beamten- und Heerwesen geräth wegen Mangels an Besoldungen ins Stocken. Es kann daher keine verfassungsmäßige Regierung ein Jahr lang existiren, ohne ein Etatgesetz zur Vereinbarung gebracht zu haben. Das ist die finanzielle und politische Bürgschaft für die fortwährende Herrschaft der Verfassung, welche den Art. 109. weder seinem Wortlaute nach beeinträchtigt noch in der ausgesprochenen Absicht der Verfassungsrevidenten zu beeinträchtigen bestimmt war. Das Entgegengesetzte ist bei der Verfassungsrevision von allen Seiten, von dem damaligen Ministerium und von den konservativen Abgeordneten beider Kammern zur Vertheidigung des Art. 109. klar dargelegt worden. Die Liberalen waren für die Streichung des Artikels, welche von der zweiten Kammer beschlossen wurde. Ihr Grund war die

Digitized by Google

hohe Achtung vor dem Steuerbewilligungsrecht der Kammern, welches sie durch die beständige Vollmacht der Regierung, Steuern und Abgaben einzuziehen, bedroht glaubten. Das Ministerium und die besonnenen Konservativen hoben dagegen hervor, daß durch Art. 109. nur die Art der Steuerverweigerung verhindert werde, welche einen Konflikt zwischen der Volksvertretung und der Regierung in die Masse des Volkes schleudere und einen Zusammenstoß der physischen Kräfte unvermeidlich mache. Dagegen erleide die Macht der Volksvertretung, eine auf Abwegen befindliche Regierung zum Nachgeben zu zwingen, keinerlei Einbuße. Graf Arnim-Boitzenburg sagte wörtlich: „Das Recht, Ausgaben zu verweigern, kann allerdings gemißbraucht werden, und es kann zu den Abnormitäten führen, wie sie eben dargestellt worden sind; aber es zeigt dies einerseits nur, daß Sie das, was Sie verlangen, was Sie durch die Verweigerung der Forterhebung der Steuern erreichen wollen, nämlich das Recht, im äußersten Falle zu sagen: der Staat ist in der Lage zu biegen oder zu brechen — die Regierung muß nachgeben, gleichviel, ob es auch die Revolution herbeiführen sollte — daß Sie das gerade ebenso gut erreichen können, wenn Sie das Recht, die Ausgaben zu bewilligen, in krasser Weise in Anwendung bringen, wie Sie selbst die Steuern zu verweigern als ein krasses Recht dargestellt haben". Das Ministerium stimmte dieser Auffassung bei und ging noch einen Schritt weiter, indem es sogar den Satz aufstellte, daß die Vollmacht des Art. 109. nur dem Volke gegenüber gefordert werde, vor der Volksvertretung aber keine Geltung habe, und die Regierung nicht von ihrer vollen Verantwortlichkeit befreie. In ähnlichen Verwahrungen ergingen sich fast alle Konservativen. Nur v. Bismark-Schönhausen wagte in einem kurzen Zwischensatze seine Meinung dahin auszusprechen, daß der Art. 109. auch die Vollmacht zu Ausgaben bis zur Abänderung durch Gesetz verlängere, weil „wir gesetzliche Bestimmungen der Etats über die Ausgaben haben, und diese Gesetze ebenso gut wie andere nur durch neue Gesetze verändert werden können". Man wagt nicht zuviel, wenn man diese „Auffassung" des Herrn von Bismark damit erklärt, daß derselbe zur Zeit noch kein Etatgesetz kennen gelernt hatte und in dessen zukünftige Fassung sich nicht gut hineindenken konnte. Seitdem sind zwölf Etatgesetze abgefaßt worden, welche vom ersten bis zum letzten gleichmäßig die Wirksamkeit des Gesetzes auf die Dauer des Einen laufenden Finanzjahres beschränkten. Wenn es also in dem ersten Etatgesetze hieß: „Der Staatshaushaltsetat für das Jahr 1850 wird, wie folgt, festgesetzt", so konnte man weder Juristen noch Laien die Auslegung zumuthen, daß es eines neuen Gesetzes bedurft habe, um den Inhalt des Etats für 1851 und die folgenden Jahre außer Gesetzeskraft zu setzen. So ist denn Herr v. Bismark mit seiner zwischensätzlichen Auffassung ganz allein geblieben. Selbst v. Kleist-Reetzow umging lieber die Frage,

Digitized by Google

und begnügte sich mit der allgemeinen Andeutung, daß der Art. 109. das Königthum retten werde, und daß es ihm als Gewinn erscheine, wenn der Einfluß der Kammern auf die Mitwirkung bei den Gesetzen und bei Veränderungen der Steuern beschränkt würde. Dagegen legten die zahlreichen Amendements, welche von Staatsmännern, wie von dem späteren Finanzminister v. Bodelschwingh, eingingen und des Beifalls der Konservativen und des Ministeriums sich erfreuten, Zeugniß dafür ab, daß nach der jetzt beibehaltenen Fassung des Titels über die Finanzen und des Art. 109. die Regierung, selbst wenn sie die Abgaben und Steuern erhebt, dennoch nicht eher Ausgaben machen dürfe, bis sie die Bewilligung der Volksvertretung erlangt habe. Ja es war zu keiner Zeit die Absicht irgend eines legislativen Faktors, der Regierung jene Befugniß unbedingt einzuräumen. Bei der Revision nahm die erste Kammer einen Abänderungsvorschlag zur oktroyirten Verfassung an, welcher dahin ging; daß der Ausgabeetat getheilt werde in einen ordentlichen und außerordentlichen Theil (ordinarium und extraordinarium), und daß der erstere bis zur Abänderung durch Gesetz fortdauernde Gültigkeit behalten solle. Das Herrenhaus beantragte noch im Jahre 1856 bei der Regierung, daß sie eine Gesetzesvorlage zur Abänderung der Verfassung in diesem Sinne mache. Freilich war und ist der Art. 109. den Verfassungsfreunden anstößig, weil er 'die thatsächliche Gefahr in sich birgt, daß ein absolutistisch gesinntes Ministerium ihn zum Vorwande für einen Verfassungsbruch benutzen könne. Auch in diesen „Jahrbüchern" (Bd. I. S. 173) ist schon einmal besprochen worden, wie die Erhebung von Einnahmen gegen den Willen der Volksvertretung die Regierung, im Falle eines Konflikts, deutlich genug auf einen verfassungswidrigen Verbrauch derselben hinweise. Aber den Rechtsgelehrten der Kreuzzeitung ist es vorbehalten geblieben, mit dem offenen Programm hervorzutreten, daß der König oder das Herrenhaus nur dem von dem Abgeordnetenhause festgesetzten Etat die Genehmigung zu versagen brauche, um sämmtliche Staatseinkünfte zu erheben und sie nach dem Inhalte des letzten Etatgesetzes verwenden zu dürfen.

Das ist das neueste Programm der äußersten Reaktion, zu dessen Annahme sie die Regierung zu drängen versucht, das ist der letzte Trumpf, gegen welchen der Einfluß des Abgeordnetenhauses absolut vernichtet werden soll. Denn was vermöge noch das Abgeordnetenhaus? Neuen Gesetzen die Genehmigung versagen? Man bedürfe keiner neuen Gesetze. Keine Steuererhöhung, keine Abgabenveränderungen, keine neuen Steuern und Anleihen bewilligen? Das lasse sich ertragen. Beides sei eher zu erstreben, als zu umgehen. Die Bedürfnisse zur Deckung der neuen Militärorganisation seien die einzige brennende Frage, die sich mit der Verfassung in der Hand so leicht lösen lasse. Man lege nur den Etat mit solchen Positionen vor, wie

Digitized by Google

man sie bewilligt haben wolle. Damit habe man dem verfassungsmäßigen Rechte der Volksvertretung Genüge gethan. Modifizire ihn das Abgeordnetenhaus, dann versage das Herrenhaus oder der König die Zustimmung. Dann ist kein Etat zu Stande gekommen. Der Staatshaushalt muß aber fortgeführt werden, also — darf die Regierung nach dem alten Etatgesetze die Verwaltung fortführen. Das Land werde das einsehen, die Verfassung gestatte es, und das Mittel lasse sich so lange anwenden, bis man ein besseres Abgeordnetenhaus zu Stande gebracht habe.

Das ist die wahre Gestalt der konservativen Paladine des „zwar nicht unbeschränkten, doch selbständigen Königthums", das ihre Methode. Das gesammte geschichtliche Material wird verleugnet, die Worte der Verfassung werden entstellt, ein widerstrebender Sinn wird hineingezwängt, um über das Wörtchen: Staatsstreich hinwegzukommen, um die Skrupel der Mindereinsichtigen zu beschwichtigen, um die Sache zu thun und das Bekenntniß zu vermeiden. Nur ein einziger Satz aus dem Programme ist wahr. Ohne die Genehmigung des Herrenhauses oder des Königs kann das Etatgesetz nicht erlassen werden. Unwahr ist, daß die Regierung dann alle Einkünfte des Staates erheben darf; nur wegen der Abgaben und Steuern hat Art. 109. Fürsorge getroffen. Unwahr ist, daß die Regierung dann die Ausgaben nach Inhalt des Etats von 1861 bestreiten darf. Ueber keinen Pfennig hat sie ein Verfügungsrecht, das haben bis jetzt alle Faktoren der Gesetzgebung der Reihe nach stillschweigend oder ausdrücklich zugestanden. Und um noch einen Schritt weiter zu gehen und das Argument aus dem entgegengesetzten Lager zu holen: — das Gesetz des Jahres 1861 setzt den Etat „in Ausgabe" auf 129,522,000 Thaler an fortdauernden, und auf 9,805,152 Thaler an einmaligen und außerordentlichen Ausgaben fest. Nur der zweite Posten giebt die Aussicht zum Konflikt, welchen die Rechtsgelehrten der Kreuzzeitung kühn herbeigeführt wissen wollen. Dieser Posten hat aber noch niemals in dem Ordinarium eines Etats figurirt und ist in dem letzten Gesetze eben nur als ein einmaliger und außerordentlicher bewilligt. Das ist gerade das Extraordinarium des Ausgabeetats, dessen Rechtsbegriff das Herrenhaus gleichzeitig mit dem neu projektirten Gesetze einführen wollte, um vermöge desselben die neuzuschaffende Regierungsbefugniß mit der Einschränkung zu versehen, daß nur die Ausgaben des Ordinariums nach dem alten Etat fortgesetzt werden dürfen, wenn ein neuer nicht sollte vereinbart werden können. Unwahr ist endlich, daß die Regierung, welche ohne Etats die Finanzverwaltung fortführt, keinen Staatsstreich begehe, sondern verfassungsgemäß regiere. Ohne einen vereinbarten Etat ist keine Regierung möglich. Es herrscht dann der Zustand, welchen Graf v. Arnim-Boitzenburg so richtig beschreibt: „Der Staat ist in der Lage, zu biegen oder zu brechen". Das

Digitized by Google

ist — ich halte mich an die Worte desselben Staatsmannes — die Herausforderung der Revolution.

Und wessen ist die Schuld? — Schuld, Gefahr und Verantwortlichkeit trägt, wer den revolutionären Zustand oder den Staatsstreich herausfordert. Wenn ein Abgeordnetenhaus dem Staate den Lebensnerv abzuschneiden versucht und die Mitwirkung beim Etat verweigert, dann kann unter Umständen die Regierung zu den Mitteln der Nothwehr greifen. Wenn sie sich von Schuld frei weiß, dann braucht sie blos die Auflösung herbeizuführen, und sie darf vom nächsten Hause Entgegenkommen und Entlastung erwarten. Aber wer wollte behaupten, daß das Abgeordnetenhaus einem solchen Vorwurfe sich aussetze, wenn es nach Pflicht und Gewissen seinen hohen und strengen Beruf ausübt und den Theil der Ausgaben aus dem Etat entfernt, welchen das Gesetz von 1861 als einen einmaligen und außerordentlichen Bedarf des vorigen Jahres bezeichnet hat? Und wären auch Regierung und Herrenhaus über das Bedürfniß einig, — die Verfassung verlangt die Uebereinstimmung aller drei Faktoren der Gesetzgebung und legt auf die Spezialprüfung der einzelnen Posten durch das Abgeordnetenhaus das schwerstwiegende Gewicht. Nur dem Abgeordnetenhause steht die Prüfung zu, ob eine von der Regierung verlangte Ausgabe rathsam sei, nicht dem Herrenhause. Dieses kann nur den Etat im Ganzen verwerfen (Art. 62.). Verworfen aber darf der Etat nicht werden, weil eine rathsame Ausgabe in demselben fehlt. Nur wenn mit dem Etat, wie ihn das Abgeordnetenhaus festgesetzt hat, das Regieren überhaupt unmöglich gemacht wird, darf das Herrenhaus zu seinem Verwerfungsrechte greifen. Von dem Fortführen einer erhöhten Anzahl von Bataillonen im stehenden Heere hängt aber noch lange nicht die Möglichkeit einer ordnungsmäßigen Regierung in Preußen ab. Gegen das Herrenhaus giebt es keine Berufung an einen geschlossenen Wahlkörper, wohl aber eine Berufung an die höhere Macht der Verfassung und des Rechtssinnes im ganzen Volke. Selbst Staatsmänner, wie Vincke, dem doch gewiß kein Mensch leichtfertige Neuerungssucht zuschreibt, haben dem Herrenhause die illegale Beimischung seines jetzt wesentlichsten Bestandtheiles noch heute nicht vergessen. Die Umgestaltung verlangt die Mehrheit des Volkes, welche die Summe der Liberalen aller Schattirungen im Abgeordnetenhause ausdrückt. In gewöhnlichen Zeiten mag sich Schonung in der Form der Umleitung empfehlen; aber die Freunde des Herrenhauses rathen ihm schlecht, daß es den Zusammenstoß seiner zweifelhaften Privilegien mit dem wohl verbürgten Rechte des Volkes eher befördere, als vermeide.

Ich habe nicht den geringsten Zweifel, daß die Regierung den Etat nicht verwerfen wird, wenn ihn das Herrenhaus annimmt. Eine Regierung, welche sich selbst die Mittel zum Haushalt verweigerte, wäre ein zu selt-

Digitized by Google

sames Schauspiel, und es wäre ein noch seltsameres, wenn die Regierung auf Grund der eigenen Mittelverweigerung das Vaterland in Gefahr erklärte und sich mit diktatorischer Gewalt ausstattete. Ebenso sicher bin ich, daß das Herrenhaus nicht gegen den Widerstand der Regierung den Etat verwerfen wird. Ein Federzug würde dann unter dem Beifall von ganz Deutschland den heutigen Charakter des Herrenhauses verwischen und die gestörte Ordnung wiederherstellen. Nur unter solidarischer Mitschuld der Regierung und des Herrenhauses wäre, wenn überhaupt, die Verwirklichung des angedrohten Staatsstreiches denkbar.

Es gehört nicht zu meiner Aufgabe, in einer Abhandlung über eine staatsrechtliche Frage meine Ansicht über die Rathsamkeit der neuen Militärorganisation auszusprechen. Aber das tritt meinem Rechtsgefühle klar entgegen, daß das Abgeordnetenhaus den Etat nach dem Inhalt frei und unabhängig prüfen muß und darf, unbekümmert um Drohungen, welche bis jetzt glücklicher Weise in dem maßgebenden Kreise noch keinen Wiederhall gefunden haben, welche aber, wenn verwirklicht, vorübergehend zwar viel Verwirrung stiften, doch nicht auf die Dauer den Rechtszustand umwandeln würden. Die Furcht einer Volksvertretung vor der thatsächlichen Gewalt ist das Ende ihres Ansehens und ihres Berufes.

Digitized by Google

# Ueberſicht der Pläne, die Türken aus Europa zu vertreiben und ihr Gebiet zu vertheilen.

Von Dr. Hermann Reuchlin.

Sobald ein Volk fühlt, daß ſeine Kräfte im Wachsthum begriffen ſind, wird es ſeiner auswärtigen Beziehungen bewußt und wird es ſie geltend zu machen ſuchen. Nicht blos die materiellen Beziehungen des Austauſches gewinnen dann eine ſteigende Bedeutung. Sie ſind nicht die einzigen, nicht einmal die älteſten, nicht immer die vorherrſchenden Kräfte der Anziehung; bald verbinden ſie ſich mit anderen mehr inſtinktiven, bald treten ſie mit dieſen in einen Wettkampf. Es geht dabei wie mit unſeren Wohnungen, welche nicht blos nach ihrem inneren Gelaſſe geſchätzt werden, ſondern bei denen Luft und Licht, die Ausſicht ſehr wichtig ſind. Was macht aber eine Ausſicht anziehend und bedeutend, wenn nicht Waſſer und Gebirg? — So geht es auch mit den Völkern; ihr Inſtinkt, ihre Phantaſie zieht ſie zu Gebirgen und zu mächtigen Gewäſſern hin, lange ehe ſie deren merkantile und militäriſche Bedeutung zu würdigen und auszunützen wiſſen.

Jene urſprünglichen Triebe im Menſchen, um mit Schelling zu reden, jener „Ungrund“ der Nationen wie der Natur haben eine große Gewalt, welche kein Rationalismus wegzuklügeln vermag; ſie ſind eine der Quellen ihrer Schnellkraft, ihrer Opferfähigkeit. Was dem Preußen ſeine große, noch ſo nahe liegende Vergangenheit iſt, gehoben durch die Flachheit des letzten halben Jahrhunderts, das iſt dem Süddeutſchen ſein Gebirgsland. Aber auch die verſchiedenen Waſſerwelten, welche im Horizont der Völker liegen, üben einen großen Einfluß auf ihre nicht blos politiſchen Stimmungen, Anſchauungen und Beſtrebungen. Durch die Oſtſee und vollends durch das „deutſche Meer“, wie man es mit einem treffenden, aber beinahe zur Satyre gewordenen Inſtinkte hauptſächlich noch in England nennt, wird das norddeutſche Land und Volk mit ohne Vergleich gewaltigerer Kraft beſtimmt, als das ſüddeutſche durch das entfernte Schwarze Meer und durch die Adria. Selbſt letztere erſcheint doch erſt durch Vermittelung der Reflexion in ihrer Wichtigkeit. Während alle Waſſeradern Norddeutſchlands in die



Digitized by Google

Nord- und Oſtſee rinnen, fließt außer der Etſch nicht ein einziges bedeutendes Gewäſſer Süddeutſchlands der Adria zu. So wird denn die Donau, welche ſo nahe der Rheingrenze entſprungen, quer durch ganz Süddeutſchland fließt, gleichſam die einzige Ableitungskette für unſere ſüddeutſche Elektrizität. Zum Unterſchied vom gewöhnlichen Blitzableiter aber verläuft unſere elektriſche Kraft nicht ſowohl in das Waſſerbecken, worein die Ableitungskette, die Donau mündet, in das Schwarze Meer, ſondern ſie wird durch die reichen Länder an den Ufern der unteren Donau angezogen. Die inſtinktive Kraft der Donaubeziehungen Süddeutſchlands wird durch die Verſtandesmotive des Handels und der Koloniſation erhöht. Ueberdies liegen in dieſer Richtung gewaltige Erinnerungen ſchwerer nationaler Gefahren und Nöthe, wie großer Siege.

Dieſe erlangen erhöhte Bedeutung, je allgemeiner ſich die Bedenken und Zweifel über den Segen der Romfahrten unſerer Kaiſer und der, allerdings ſehr zu unterſcheidenden, italieniſchen Politik der Habsburg-Lothringer auch in Süddeutſchland verbreiten. Wenn Norddeutſchland wünſcht — und es muß wünſchen, — daß Süddeutſchland ſich von dieſer Politik und von ihren Rachegelüſten losſage, ſo darf es die Donauidee nicht abweiſen. Sonſt würde ein Riß zwiſchen dem Norden und dem Süden Deutſchlands herbeigeführt, der ſchwer zu heilen wäre. Einer der bedeutendſten demokratiſchen Politiker unſeres Südweſtens, welchem nichts weniger nachzurühmen iſt, als Habsburgiſche Sympathieen, ſagte erſt kürzlich: wenn Norddeutſchland die Donauländer aufgiebt, ſo giebt es auch Süddeutſchland auf.

Deshalb halten wir gerade die in Norddeutſchland erſcheinenden „Deutſchen Jahrbücher“ für die Tribüne, von welcher aus über die unteren Donauländer, über die Hämushalbinſel, über die Anläufe des Abendlands, ſich dieſelben anzueignen, zu melden iſt. Erſt neulich iſt hier von der berufenen Feder Franz Pulszky's eine vom Standpunkt der Süddonauvölker ausgehende Darſtellung ihrer Verhältniſſe gegeben worden. Und dieſer Standpunkt muß immer mehr ſeine Berechtigung geltend machen. Aber auch die Geſchichte der Verſuche der abendländiſchen Völker, ihrerſeits den Knoten zu löſen oder zu zerhauen, hat ihre Berechtigung; ſie iſt zur Orientirung nöthig. Daß uns dabei beſonders die geſchichtlichen Arbeiten von Preußen, namentlich Zinkeiſen's und Eichmann's, als Quellen dienen, iſt nicht zufällig, ſondern ein Fingerzeig und eine Folge davon, daß auch die Intereſſen Norddeutſchlands, beſonders Preußens, darein verflochten ſind. Wir werden uns bald überzeugen, wie tief der unvergleichliche Friedrich von dieſem politiſchen Axiom durchdrungen war.

Digitized by Google

Im gegenwärtigen Jahre wird es gerade ein halbes Jahrtauſend, ſeit die Türken den Balkan zu ihrer Nordgrenze gewonnen haben; nur das Weichbild von Konſtantinopel und einige Küſtenpunkte am Schwarzen Meere blieben den oſtrömiſchen orientaliſch-katholiſchen Kaiſern. Konſtantinopel war im Jahre 1261 von dieſen den abendländiſchen römiſch-katholiſchen Schattenkaiſern wieder entriſſen worden; deshalb ſah das römiſch-katholiſche Abendland den Bedrängniſſen der ſchismatiſchen oſtrömiſchen Kaiſer durch die Türken lange mit Schadenfreude zu. Einer derſelben kam 1370 hülfeſuchend bis Frankreich und in Venedig ins Schuldgefängniß. Die Fürſten der ſüdſlaviſchen Völker, beſonders die von Bosnien, waren nicht ſelten Tyrannen, welche aus perſönlicher Herrſchſucht durch die Vorſpiegelung, als wollten ſie ſich mit Land und Leuten der römiſchen Kirche unterwerfen, ſelbſt päpſtliche Legaten betrogen. Erſt die große Schlacht auf dem Amſelfeld oder bei Koſſowa (ſüdlich von der Südſpitze des gegenwärtigen Fürſtenthums Serbien), wo 1389 der Sultan Murad ſiegend, der König von Serbien, Lazarus mit ſeinem Volke, mit Wallachen, Bulgaren, Albaneſen beſiegt auf der Wahlſtatt blieben, erſchütterte das Abendland, um ſo mehr, als man bis Paris den Tod und die vermeintliche Niederlage des Sultans mit Tedeum gefeiert hatte. Es war dies einer der großen Trauertage der Chriſtenheit, deſſen Todesſchatten noch jetzt die ganze Liederwelt und damit die Phantaſie und Literatur der Südſlaven beherrſcht. Alle beſiegten Völker, außer den Albaneſen in ihrer Bergfeſte, ja die Deſpoten bis Morea hinab, wurden jetzt dem Sultan tributpflichtig.

Die eigene Gefahr rief das Abendland in Waffen. Im Jahre 1392 wurde der kataſtrophenreiche Krieg zwiſchen Türken und Ungarn eröffnet. Die Hülferufe des Kaiſers und Ungarnkönigs Sigismund erweckten im deutſchen, noch mehr im franzöſiſchen Adel die Erinnerungen an die Kreuzzüge. Denn Ludwig der Heilige hatte am längſten dieſe Kämpfe fortgeſetzt und damit dem Namen der Franken bis in unſere Tage im Orient Achtung verſchafft. Jetzt meldeten die ungariſchen Geſandten von den Gräueln, von dem ungeheuren Menſchenſchlachten und Menſchenraub der Türken und von dem Drohen des Sultans Bajaſid, zu Land nach Rom zu dringen, ſeinen Roſſen auf dem Altare St. Peters Hafer aufzuſchütten und Rom zur Hauptſtadt ſeines Weltreichs zu machen. Der Durſt nach Abenteuern riß die Ritterſchaft fort ohne Plan, was werden ſollte, ohne Ueberlegung, welcher Mittel ein ſolcher Krieg bedürfe. Die faſtnachtmäßige Wolluſt des adeligen Heeres, wie ſpäter die Völlerei und meuteriſche Geldgier der deutſchen Söldnerheere, ſtach gegen die nüchterne Disziplin und gegen den nachhaltigen Glaubenseifer der türkiſchen Schaaren ſchlimm ab. Indem man von der kleinen Wallachei aus über die Donau ging, zweifelte man nicht, die Türken wenigſtens aus Europa zu werfen und in Konſtantinopel ein-



Digitized by Google

zuziehen. Aber Bajaſid ließ in der Schlacht bei Nikopolis am Michaelistag 1396 kaum genug Abendländer am Leben, um zu Hauſe den Tod und die Gefangenſchaft der ungeheuren Mehrzahl zu bezeugen. Frankreich häufte nun Gold und Silber zuſammen, um die Söhne ſeines Adels aus der aſiatiſchen Sklaverei loszukaufen, während die Türken bis nach Steiermark herein — dieſer tapfern, meiſt auf ſich allein geſtellten Grenzhut Deutſchlands — ſengten und brannten.

Kurz nach jener Schreckenszeit aber ließ ſich das leicht erregbare Abendland 1402 durch die Niederlage und Gefangenſchaft Bajaſid's, welcher auf den Feldern von Angora den Hochaſiaten Timurs erlag, völlig in Sicherheit einwiegen. Statt der erſchütterten, getheilten Türkenmacht den Todesſtoß zu geben, ſchwelgte man in der Fabel von dem Käfige, worin der Sieger den Sultan mit ſich zur Schau umher führe. Die Türkenmacht erſchien vernichtet. So ließ man dem Wiederherſteller des einigen Türkenreichs, Mohamed I. Muße, die ſüdſlaviſchen und wallachiſchen Fürſten wieder zu Geld- und Blutzehnten zu nöthigen. Doch dieſe gehörten ja dem ſchismatiſchen orientaliſchen Patriarchate an! Nur die Hoffnung, die Schismatiker würden in dieſer Noth ſich doch endlich Rom unterwerfen und die eigene Gefahr, welche ſich ſchon wieder 1440 in der Belagerung Belgrads darſtellte, brachte das nach Rom zurückgeführte reſtaurirte Papſtthum zu dem Entſchluſſe, durch Kreuzprediger das chriſtliche Volk gegen den Feind der Kirche in Bewegung zu bringen. Die päpſtliche Kurie war in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts die Poſaune des Türkenkriegs. Aber die Kirchenfürſten in ihrem Wunderglauben bezeigten ebenſowenig Vorſicht wie der Adel in Vorbereitung des Kriegs, welcher ausgeſprochenermaßen die Türken aus Europa vertreiben ſollte. Die Ungarn und beſonders die Polen wollten bei dem im Anfange des Jahres 1444 mit Anerkennung der Donaugrenze geſchloſſenen Frieden bleiben. Aber der Kardinal Julian erklärte den mit den Ungläubigen geſchloſſenen Frieden für ungültig. Solchen Leuten Treue zu geloben, ſei ein Verbrechen, ein noch größeres, die gelobte zu halten. So ließ der Sultan die Urkunde des ſchmählich gebrochenen Friedensvertrags durch die Reihen ſeiner Krieger tragen, welche am 10. November 1444 an dem bis Varna vorgedrungenen Chriſtenheere furchtbare Rache nahmen, den König von Ungarn tödteten, während der Kardinal Julian von ſeinen eigenen Leuten ermordet worden ſein ſoll.

Der Verſuch der letzten Kaiſer von Konſtantinopel, ihr Völkchen mit der römiſchen Kirche zu vereinigen, ſcheiterte bekanntlich an deſſen Bigotterie; am 29. Mai 1453 erſtürmten die Türken Konſtantinopel. Durch dieſe Kataſtrophe war oder erſchien doch die Frage vereinfacht, da die orientaliſchen Chriſten jetzt eines eigenen Staatsoberhauptes entbehrten. Der Papſt machte den Verſuch, den Sultan und durch ihn die orientaliſchen Chriſten für

Digitized by Google

ſeine Kirche zu gewinnen, indem er ſich erbot, ihn dann als Kaiſer des Orients anzuerkennen. Zu gleicher Zeit nahm er aber die Sache auf dem Kongreſſe zu Mantua ſtaatsmänniſch auf, indem er ſich befliß, die Intereſſen der chriſtlichen Nachbarſtaaten der Türkei zur Wiedereroberung der Länder nördlich vom Balkan zu benutzen und zuſammenzufaſſen. Dem Papſt, welcher ſich die verlorenen Kronen von Bosnien und von Serbien hatte ſchenken laſſen, blieb die entſcheidende Stimme bei der Ländervertheilung. Ungarn ſollte mit denſelben und mit der Wallachei belehnt werden; der chriſtliche Held Albaniens, Georg Kaſtriota oder Skander-Beg, ſollte ſein Heimathland und Macedonien erobern und behalten. Der Herzog von Burgund ſchwärmte für den Beſitz Jeruſalems. Griechenland und die Inſeln erregten die Eiferſucht der italieniſchen Handelsſtädte; nur mit Neid ſahen Genua und Florenz, daß der Papſt entſchloſſen war, jene Länder größtentheils an Venedig zu geben. Allein die feingeſponnene Koalition war nicht thatenfähig; Venedig allein griff zu den Waffen und verlor nach zehnjährigem Kampfe 1479 die Perle ſeiner levantiniſchen Beſitzungen, Euböa. — Mit dem Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts bildete ſich die erſte große Ligue chriſtlicher Mächte, Frankreichs, Englands und des deutſchen Kaiſers, zur Beraubung Venedigs, des einzigen Staates, welcher unermüdet ſeine äußerſten Kräfte aufbot, die Fortſchritte der türkiſchen Waffen zu hemmen. Schamlos nannte ſie ſich die Heilige Ligue, weil der Papſt an ihrer Spitze ſtand. Die Päpſte, welche um 1500 ſich den Kirchenſtaat zuſammenrafften, wußten dazu auch Ablaßgelder zu verwenden, welche für den Kampf gegen die Türken beſtimmt waren, und boten dafür den Kreuzfahrern an der Donau unentgeltlichen Ablaß. Die Volkshaufen derſelben leiſteten allerdings unter den Hunyad Manches; allein im Jahre 1514 wandten ſie ſich in Ungarn gegen ihre adeligen Dränger und erhoben einen ſchrecklichen Bauernkrieg. Seitdem hörten die Kreuzpredigten gegen die Türken auf.

Kein Wunder, daß die Begeiſterung des Religionskriegs ganz erloſchen war. Ihre Träger, die mittelalterlichen Mächte, die geſchloſſenen Stände zerfielen ſelbſt. Statt der Kirche, des Adels treten jetzt die Staaten auf den Plan, aber für lange nur zur Nothwehr gegen das ihre Exiſtenz bedrohende Anſtürmen der Türken. Im Jahre 1521 eroberten die Türken Belgrad, 1526 ſtarb König Ludwig von Ungarn mit dem Kern ſeines Volkes auf dem Schlachtfelde von Mohaz; 1529 wurde Wien von den Türken belagert.

Dem jungen König Franz I. von Frankreich war nach dem Tode Kaiſer Maximilian's vom Papſte die deutſche Kaiſerkrone als Preis für einen Kreuzzug gegen die Türken vorgehalten worden. Aber ſeine jugendliche Begeiſterung verwandelte ſich in Folge der Wahl Karl's V. ins Gegentheil. Er ſah ein Bündniß mit den Türken als die einzige Stütze gegen die drohende Weltmonarchie der Habsburger an. Die Deutſchen wollten nach dem

Digitized by Google

Entſatz Wiens die Türken nicht weiter in das türkiſch gewordene Ungarn verfolgen; ſie waren, ihrer Kraft bewußt, überzeugt, daß, ſo oft der Türke ihnen auf den Leib rücken würde, ſie Manns genug wären ihn zurückzuſchlagen. Franz I. wollte die Habsburger an der Donau nie in große Noth kommen laſſen, damit nicht, dadurch gedrängt, die Deutſchen, namentlich die Proteſtanten, ſich ihm entſchieden anſchlöſſen, während die mißtrauiſchen Habsburger eine ſelbſtändige Kriegführung der proteſtantiſchen Fürſten an der Donau verhinderten. Der große Suleiman war anderer Anſicht; da ihm die Kaiſerkrone in Konſtantinopel erobert war, ſo ignorirte er Karl's Kaiſerwürde und begehrte, hauptſächlich auf die Herrſchaft des Mittelmeers gerichtet, nur mit dem „Könige von Spanien" ſich zu meſſen. Dieſer vertheidigte hauptſächlich Italien gegen die türkiſch-franzöſiſchen Angriffe.

Der Sultan konnte ſtets ſicher auf ſeinen Hauptverbündeten, auf die Uneinigkeit, auf den Haß der Chriſten unter einander rechnen. Die verbündeten Seemächte Spanien und Venedig wußten ſelbſt den großen Seeſieg bei Lepanto 1571 nicht zu benutzen, Venedig verlor dennoch Cypern. Der Papſt ließ jenen großen Sieg in dem Vorſaale der Sixtiniſchen Kapelle und dabei einen anderen Triumph der Kirche, die Ermordung des Admirals Coligny, abbilden. Aber König Heinrich IV. von Frankreich ſuchte dem Kampfe des durch die Jeſuiten fanatiſirten katholiſchen Europa gegen das in ſich geſpaltene proteſtantiſche dadurch zuvor zu kommen, daß er ſie zu einem chriſtlichen Bunde zur Beſiegung und Vertreibung der Türken vereinigte. Aber Ravaillac ermordete ihn 1610 als Feind der Kirche. — Als die Herrſchaft der Venetianer über Candia 1665 den Todeskampf rang und die Signorie bis Rußland ihre Hülferufe ſandte, verſprachen Viele Hülfe, allein jeder überließ es dem Anderen das Wort zu halten. Einzelne tollkühne Seehelden faßten den Plan, mit Hülfe der Rajah den Türken in ganz Europa eine ungeheure ſicilianiſche Veſper zu bereiten und in Konſtantinopel einen katholiſchen Prinzen zu krönen. Allein ſelbſt die Ritterorden von Rhodus-Malta und von St. Stefan blieben nur großartige chriſtliche Seeräuber.

Während denn die abendländiſche Chriſtenheit ſich im dreißigjährigen Krieg zerfleiſchte und Deutſchland ſchändete, breitete ſich die Herrſchaft der Türken beſonders in der ſüdlichen Hälfte des jetzigen Rußlands auf Koſten Polens aus. Der Sultan wußte die Polen und die Ruſſen hinter einander zu hetzen. Das Schwarze Meer war jetzt rings von türkiſchen Provinzen eingeſchloſſen; die Tſcherkeſſen, damals noch orientaliſche Chriſten, zwar den Ruſſen geneigt, ſtanden unter türkiſcher Hoheit. Während deutſche Kaiſer, wie der in ſeiner Bigotterie fühlloſe Leopold, die ungariſchen Proteſtanten der kalt grauſamen Liſt der Jeſuiten und den viehiſchen Lüſten ſeiner Söldner preisgaben, um ſie zu bekehren, und ſie ſo nöthigten, bei den Türken

Digitized by Google

einiges Erbarmen zu suchen, fielen in Albanien ganze Stämme von der römischen Kirche ab. Indessen betrieben der allerchristlichste König Ludwig XIV. und der Sultan ihr gemeinsames Reunionsgeschäft auf Kosten der Habsburger und des deutschen Reichs. Wie ein großer Schwedenkönig Deutschland vor dem Joch dieser Habsburger gerettet hatte, so sollten nun zwei fremde Helden, Johann Sobiesky und Prinz Eugen von Savoyen, Deutschland vor der Zerschellung zwischen diesen beiden Mächten bewahren. Die zahlreichen Prinzen Deutschlands stellten nur Helfer zweiten Rangs, den Markgrafen Ludwig von Baden, Karl von Lothringen, den Kurfürsten Max von Bayern, ihrer aber nicht wenige, welche das Unglück der christlichen Waffen waren. Erst nachdem Sobiesky 1683 das abermals hart belagerte Wien gerettet hatte, schloß er, trotz des knabenhaften Undanks Leopold's, mit diesem und mit Venedig die Heilige Ligue. Diesmal trat auch Rußland dem gemeinsamen Kampfe bei. Die Uebereinkunft war einfach: Jeder sollte bekommen, was er an die Türken verloren hatte. Der 1699 geschlossene Frieden von Carlowitz mag denn auch als die erste Theilung der Türkei betrachtet werden. Venedig erhielt Morea, Oestreich Ungarn, Kroatien bis an die Unna und Siebenbürgen. Das Banat blieb den Türken. Polen bekam die Ukraine und Podolien wieder.

Die Stadt Ofen, seit 145 Jahren ganz türkisch, hatte sich wüthend vertheidigt und ihre Bevölkerung wurde bei der Erstürmung 1686 mit der Schärfe des Schwertes ganz ausgerottet. — Den herrlichen Sieg bei Zenta 1696 errang Prinz Eugen über den Sultan selbst mit Hülfe Brandenburgischer Truppen. Allein in Ungarn blieben bis gegen unsere Tage halbtürkische Zustände. Die Vertreibung der Türken daraus hatte das rheinische Deutschland durch die nach Tartarenart verübten Mordbrennereien des Jesuitenkönigs und durch Losreißung schöner Provinzen gebüßt.

Dieser Krieg ist auch dadurch merkwürdig, daß in demselben zum erstenmal Rußland, und zwar sein zweiter Schöpfer Peter, mit den Staaten des christlichen Europas gegen die Türken verbündet war. Sein Beistand war von denselben schon öfters in Betracht genommen worden. Schon 1557 hatte Philipp von Spanien in dieser Absicht den Russen Geschütz geschickt. Zu derselben Zeit war es Venetianern, namentlich Soranzo, ebensowohl als dem Sultan klar geworden, daß Rußland seine Streitkraft diesem gegenüber durch die Gemeinsamkeit der Kirche und der Sympathieen mit den türkischen Rajahs, mit den Südslaven und Griechen verdoppeln könne. Aus demselben Grunde hatten schon früher römisch-katholische Bischöfe in Ungarn und Dalmatien in der Bedrängniß ihrer Sprengel auf die Nothwendigkeit eines Bündnisses zwischen Oestreich, Polen und Rußland hingewiesen. Sie verkleinerten deshalb die kirchliche Differenz, während Heinrich IV. von Frankreich den „Knes von Scythien“ wegen seiner Barbarei von seinem Projekt

Digitized by Google

des chriſtlichen Bundes gegen die Türken ausſchloß. Aber gerade die Solidarität ſeines Enkels, Ludwig's XIV., mit dem Sultan war es, was die Fürſten der Heiligen Ligue nöthigte, Rußland zur Betheiligung an Kampf und Beute einzuladen. Mit dem Bewußtſein, daß es ſich dabei um das Schwarze Meer handle, trat Peter 1687 in dieſen Kampf ein und eroberte im Jahre der Schlacht bei Zenta, 1696, Aſſow. Dieſes genügte ihm ſo wenig, als die 1702 erzwungene Durchfahrt in das Mittelmeer. Er wollte den Schlüſſel dazu, Konſtantinopel, ſelbſt in der Taſche haben und ſchloß mit Griechen und Südſlaven die engſten Verbindungen. Allein 1711 verlor er Aſſow wieder.

Der mit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts entzündete ſpaniſche Erbfolgekrieg ſchleuderte den Erisapfel der Theilungswuth, dieſen fürſtlichen Kommunismus, erſt recht in den Schoß der europäiſchen Mächte. Der Hauptfaiſeur der darüber entſtandenen Kriege, Alberoni, warf nach ſeinem Sturz vom Vorſitz des ſpaniſchen Miniſteriums, 1720, ſein Auge auf die Türkei. Seine Stellung als Kardinal trübte ſeinen politiſchen Horizont nicht. Er gedachte den ſchweren Krieg gegen die Perſer, worein der Sultan verwickelt war, zu benutzen. Die chriſtlichen Staaten waren bisher, da die Gemeinſamkeit des Glaubens ſie nie zu gemeinſamem Handeln hatte beſtimmen können, durch ihre Uneinigkeit ſchwach gegen die Türken geweſen. Daher ſollte Gewinnſucht ſie einig und ſtark machen; Alberoni's Projekt iſt nach Art eines Aktienunternehmens entworfen. Er verzweifelte nicht an der ſchweren Aufgabe, die Invaſion der Anſprüche der Betheiligten in ihre Grenzen zurückzuweiſen und ſelbſt kleineren Theilnehmern ihren Antheil zu ſichern. Er war Staatsmann genug, den bereits großgewachſenen Einfluß des nichtkatholiſchen Nordens und Oſtens von Europa auf die Geſchicke der Türkei entſprechend zu benutzen und zu honoriren.

Das Projekt des parmeſaniſchen Hirtenknaben iſt um ſo intereſſanter, als es ſchon 1736 die Löſung des däniſch-holſteiniſchen Knotens verſuchte, während 1836 der hanſeatiſche Bundestagsgeſandte ſeufzte, ſeine Kollegen verſtünden nichts von dieſer fatalen Frage. Der Herzog von Holſtein-Gottorp rang damals ſchon längſt mit Dänemark um Schleswig und erhob Anſprüche auf die Krone von Schweden. Er ſollte nun veranlaßt werden, das Haus Heſſen-Kaſſel im Beſitze von Schweden anzuerkennen, an welches überdies Rußland ſein Finnland abzutreten hätte. Holſtein wie Schleswig ſollte an Dänemark fallen. Dafür würde der bisherige Herzog von Holſtein der Nachfolger der griechiſchen Kaiſer mit allen ihren Titeln und Rechten werden und nur dem römiſchen Kaiſer den Vorrang laſſen. Sein Sitz wäre Konſtantinopel; in Europa beſäße er Rumelien, alſo Thracien und Macedonien, vielleicht auch Bulgarien und das bisherige Reich in Aſien und

Digitized by Google

Afrika, ſo weit nicht durch den Theilungsvertrag über einige Theile deſſelben anders verfügt wäre.

Behufs der Entwerfung eines auf ſichere Kenntniß der Feſtungen gegründeten Operationsplanes hatte Alberoni durch einen tüchtigen Ingenieur die türkiſchen Länder einige Jahre lang bereiſen laſſen. Die Ruſſen ſollten mit hunderttauſend Mann gegen das Kaſpiſche Meer und gegen die Krim operiren; man hoffte, die Begierde der Kaiſerin Anna, die Religion fortzupflanzen, und der Beſitz von Aſſow und der Tartarei (auch der Krim) ſollte für ſie ein genugſamer Sporn zur Mitwirkung ſein. Die Polen mit dreißigtauſend, die Schweden und Dänen mit je zehntauſend Mann ſollten ſich an der Weichſel ſammeln, die Türken aus der Ukraine und aus Podolien vertreiben, die Feſtung Choczin erobern, die Moldau beſetzen und ſo bis an das Norduſer des Schwarzen Meeres dringen. Dieſe Länder, das Tartarenland der Beſſarabiſchen Steppe mit eingerechnet, ſollten der Krone Polen zufallen, welche durch Erblichkeit im Hauſe Sachſen gegen die Anarchie der Wahl geſchützt würde.

Die hunderttauſend Mann von Kaiſer und Reich hätten, theils vor Belgrad geſammelt auf dem von der Natur geebneten Wege über Niſſa vordringend, theils durch die Wallachei bei Nikopolis über die Donau ſetzend ſich in Adrianopel zu vereinigen und auf Konſtantinopel vorzugehen. Der Antheil des Kaiſers ſollte Bosnien, Slavonien, Serbien, die Wallachei als Zubehör ſeiner Erblande nach den Beſtimmungen der pragmatiſchen Sanktion ſein. Dagegen wurde er verpflichtet, das Land ob der Enns an den Kurfürſten von Bayern abzutreten, welcher dafür auf alle ſeine Anſprüche beim Ausſterben des Habsburgiſchen Mannsſtammes zu verzichten hätte. Der König von Preußen ſollte die fruchtbare Inſel Negroponte (Euböa), einſt die Perle der Beſitzungen Venedigs, erhalten. Die Schweizer und die Graubündtner waren durch doppelten Sold zu einer Aufſtellung von je zehntauſend Mann zu beſtimmen. Auf Sicilien ſollten die Flotten und die Landungstruppen der Seemächte zu einem zweiten Hauptſtoße gegen Morea, dann gegen Andros und Mytilene und gegen die Dardanellen verſammelt werden, ſo daß ſie den Deutſchen Konſtantinopel nehmen hälfen. Landungstruppen ſollte Frankreich dreißigtauſend, Spanien zwanzigtauſend, Portugal, Neapel, Sardinien, Venedig, Genua je zehntauſend ſtellen. Intereſſanter iſt das Flottenkontingent; dieſes betrug für England dreißig Linienſchiffe, zehn Fregatten, für Holland zwanzig Linienſchiffe, zehn Fregatten, für Frankreich zehn Linienſchiffe, fünf Fregatten, zehn Galeeren, für Spanien daſſelbe, ebenſoviel für Portugal, nur ohne Galeeren. Venedig ſollte auch zehn Linienſchiffe und fünf Fregatten nebſt funfzig größeren und kleineren Galeeren ſtellen, Genua fünf Linienſchiffe und zehn Galeeren, Sardinien, Toscana und die Malteſer jedes nur fünf Galeeren. Dieſen Rittern wurde der

Digitized by Google

höchſte Preis zuerkannt, nämlich die Ehre, zum Untergang des gemeinſamen Feindes nicht wenig mitgewirkt zu haben. Man war, wie es ſcheint, damals überzeugt, daß Ritter nichts Anderes verlangen würden. Spanien wurde Algier, Frankreich Tunis, Portugal Tripoli zugetheilt. Die Handelsmächte erhielten als Stapelplätze England Candia und Smyrna, von wo aus ſeine levantiniſche Handelskompagnie den ſinkenden Abſatz ſeiner Tuchfabriken neu beleben konnte, während Holland Rhodos und Aleppo zugedacht waren. Seinen Pfleglingen oder gar Kreaturen, den neapolitaniſchen Bourbonen, theilte der ſpaniſche Exminiſter Toscana beim Ausſterben der Mediceer zu, während Oeſtreich ſein entferntes Nordland, die Lombardei, an die Krone Sardinien gab, welchem wegen ſeiner „unwiderſprechlichen“ alten Anſprüche auch Cypern nicht vorenthalten werden konnte. Ebenſo mußten die gerechteſten Anrechte Venedigs auf ganz Dalmatien und Morea erfüllt werden, während Livadien, das griechiſche Feſtland, Genuas Loos war. — Ein dreijähriger Feldzug ſchien dieſe 370,000 Mann mit 240 Segeln ſicher zum Ziele führen zu müſſen; man nahm etwas unvorſichtig an, nach dem Fall Konſtantinopels werde Aſien nicht viele Arbeit mehr machen. Um das Eroberte zu befeſtigen und durch Einigkeit zu erhalten, ſollten die Beſtimmungen des weſtphäliſchen Friedens auch auf die orientaliſchen Kirchen Geltung haben. Ein für alle Theilhaber gleicher Tarif, die Garantie der Neutralität für den Archipel und die Schleifung der Dardanellen ſollten den Orient wirklich erſchließen. Ein permanenter Kongreß der Betheiligten in Regensburg hätte ſchiedsrichterlich etwaige Streitigkeiten zu ſchlichten und ſeinen Entſcheidungen durch gemeinſame Exekution binnen ſechs Monaten Geltung zu verſchaffen.

So waren die Rollen ausgetheilt und Alles wohl beſtellt. Der ewige Frieden der chriſtlichen Mächte untereinander war vorerſt an einem Punkte feſtgeſtellt. Mit ſcharfer Vorausſicht war dem öſtreichiſchen und dem toskaniſchen Erbfolgekrieg, der Theilung Polens ein ſtarker Riegel vorgeſchoben, Rußland erhielt ſeine Richtung gegen den Kaukaſus, die Seeräuberei im Mittelmeer, welche ſeit 1700 den Küſten von Spanien und Italien fataler geworden war, wurde abgeſtellt, ja der ſchleswig-holſteiniſchen Frage, natürlich auf Koſten des deutſchen Reichs, war der Stachel genommen. Der Plan Talleyrand's und anderer Staatsmänner, die unglückliche Ehe Oeſtreichs mit Italien, nachdem ſie ſchon damals ſich als eine unhaltbare bewieſen hatte, zu ſcheiden und ihm die Länder der unteren Donau beizulegen, war erfüllt. Der italieniſche Stiefel kam in die Hand des jungen ſpaniſchen Bourbon; der Papſt mochte ſich darin allerdings wie ein Krähenauge eingeklemmt fühlen. Sardinien, durch die Lombardei vergrößert, hatte nur noch gegen die weſtliche Seite, gegen Frankreich Wache zu ſtehen und war mit ſeinem Thatendurſt auf die Inſelwelt verwieſen. Preußen, durch das

Digitized by Google

öſtreichiſche Donaureich in Deutſchland weniger eingeſchränkt, mußte ſich beſonders der Meeresküſte, von ſeinem Oſtfriesland aus beſonders der Nordſeeküſte zu bemächtigen ſuchen. Friedrich der Große wäre vielleicht Dänemarks Meiſter geworden.

Der geborne parmeſaniſche Hirtenknabe, der abgedankte ſpaniſche Miniſterpräſident, der Kardinal hätte Europa und damit die Weltgeſchichte in ein anderes Bette geleitet, wenn er die Leidenſchaften, die arrondirungsluſtige Vergrößerungsgier Alles und Jedes von dem Eigenthum ſeines Nachbars auf ein gemeinſames Ziel abzuleiten verſtanden hätte. Da er dies nicht vermochte, erging es ſeinem ſchönen Projekte, wie den meiſten in Deutſchland ausgeheckten; es blieben „Schlöſſer in Spanien."

Zur Signatur dieſer Zeit und zum Verſtändniß ſolcher Pläne mag die Notiz dienen, daß Rußland, welches 1720 erſt einen „ewigen Frieden" mit der Türkei geſchloſſen hatte, mit derſelben einen Vertrag zur Theilung Perſiens, 1732 mit Perſien zur Beraubung der Türkei feſtſtellte.

Während des letzten Jahrhunderts des Mittelalters hatten der Reihe nach die Stände deſſelben, Adel, Kirche, das Volk unter der Kreuzfahne die Türkenfrage zu löſen geſucht. Von Karl V. an ſind es Staaten, welche auf den Plan treten, zuerſt die weſtlich europäiſchen, romaniſchen, dann die germaniſchen und die ſlaviſchen. Alberoni handelt ſchon im Bewußtſein eines europäiſchen Staatenſyſtems und Gleichgewichts, der merkantilen und der kirchlichen Intereſſen. Er zuerſt hat es klar aufgefaßt, daß gleichzeitig mit der türkiſchen Frage und gerade auf Koſten ihres Inventars die übrigen brennenden Fragen Europas zu löſen ſind. Dieſes Bewußtſein oder dieſe Ahnung hält alle bei Erhaltung des Friedens betheiligten Intereſſen von Inangriffnahme dieſer Frage ab; aber der rechte Staatsmann an der rechten Stelle wird im Erisapfel ſelbſt das Heilmittel für viele alte Leiden finden.

Statt eines Bündniſſes der Chriſtenheit gegen die Türken war es die Ablehnung eines öſtreichiſchen Friedensvermittlungsanerbietens von Seiten der Türkei, welches gegen dieſe die zwei Kaiſerreiche vereinigte. Rußland hatte 1736 einen energiſchen Krieg gegen die Türken eröffnet. Kaiſer Karl VI. von Oeſtreich ſuchte zu mitteln und mußte wider Willen ſich am Kriege betheiligen. Dieſer führte die Adler Oeſtreichs ſüdlich der Donau bis Niſſa und Piriſtina, alſo in das Herz der europäiſchen Türkei, deren Eroberung geſichert ſchien; allein die Adler mußten bald ſchmählich zurückweichen, ſo daß ſelbſt Rußland ſeine Eroberungen, die Krim, damals ſchon durch ihr Klima das Grab der Ruſſen, Ochſakow, Chozin zurückgeben mußte und nur das geſchleifte Aſſow behielt. Oeſtreich verlor ſogar im Frieden 1739 die Errungenſchaften des Prinzen Eugen, Belgrad und die Kleine Wallachei. Entrüſtet ſchrieb Münnich: „Was iſt nun aus der heiligen Allianz geworden, welche zwiſchen den beiden Kaiſerhöfen beſtehen ſollte? Von Seiten der Ruſſen nimmt man Feſtungen,

Digitized by Google

von Seiten der Oeſtreicher läßt man ſie ſchleifen und überläßt ſie den Feinden. Die Ruſſen erobern Fürſtenthümer, die Kaiſerlichen treten den Türken ganze Königreiche ab. Die Ruſſen bringen den Feind bis aufs Aeußerſte, die Kaiſerlichen gewähren ihm Alles, was er nur will, was ſeinem Stolz ſchmeicheln, was ihn vermehren kann. Von Seiten der Ruſſen ſetzt man den Krieg fort, von Seiten der Kaiſerlichen ſchließt man Frieden". — Es war weder das erſte, noch das letzte Mal, daß die Vereinigung der Waffen chriſtlicher Staaten gegen die Türkei mit Erkältung jener gegen einander endete. Oeſtreich lernte dabei mit ſchweren Verluſten, wie gefährlich Rußland in dieſen Ländern nicht blos dem Türkenreiche, ſondern auch ihm ſelbſt ſei. Deshalb war Oeſtreich für das länderfreſſende Rußland in den Türkenkriegen ſtets ein ſehr zweideutiger Bundesgenoſſe, aber ein gefährlicher Neutraler. Da Rußland an der orientaliſchen Kirche und am Slaventhum, welchem auch ein Theil der Unterthanen Oeſtreichs angehört, ſeine ſicherſten Bundesgenoſſen hat, ſo kann die türkiſche Frage nie durch ein bloßes Bündniß der beiden Kaiſerſtaaten gelöſt werden.

Katharina II. von Rußland wurde durch den Schutz, welchen die Türkei der Integrität Polens zu gewähren verſuchte, zu dem Plane gereizt, ihren zweiten Enkel Konſtantin als Nachfolger der griechiſchen Kaiſer in Konſtantinopel einzuſetzen. Der von ihren Staatsmännern ſelbſt nicht getheilte heiße Wunſch begegnete ſchweren Hinderniſſen, obſchon Peter der Große und die Kaiſerin Anna ähnliche Fernſichten durch Anknüpfung lebhafter Verbindungen mit der Rajah orientaliſchen Bekenntniſſes in allen Provinzen des osmaniſchen Reichs näher zu rücken geſucht hatten. England ermuthigte die Czarin zur Sendung ihrer Flotte ins Mittelmeer. „Das weiſe Europa beurtheilte dieſes neue Schauſpiel, wie die Kaiſerin vorausgeſehen hatte, nach dem Erfolge". Trotz des glänzenden Seeſieges derſelben bei Tſchesme (16. Juli 1770) unterdrückten die Türken den Aufſtand der Griechen in ihrem Blute. Merkwürdig iſt, daß während dieſes Krieges Rußland preußiſche, die Türkei öſtreichiſche Subſidien bezog. Der Kampf Rußlands zielte während der letzten Jahre hauptſächlich auf Gewinnung einiger Häfen in der Krim und auf unbeſchränkte Schifffahrt, um ſich im Schwarzen Meere eine Flotte zu ſchaffen, um neben der ſchmalen Angriffsfront, welche ihm nach Eroberung der Nordküſten des Schwarzen Meeres zu Lande blieb, ſeine Flotte als entſcheidenden Flügel zu benutzen. Bekanntlich erlangte Rußland in dieſem Frieden von Kutſchuk-Kainardſche 1774 auch das Protektorat über die orientaliſchen Chriſten in der Türkei.

Europa war eher zur Ueberſchätzung der Folgen dieſes Friedensſchluſſes für den Ruin der Türkei geneigt. Friedrich der Große glaubte, es wäre nunmehr möglich, die Türken in einem Feldzuge aus Europa hinauszuwerfen. Er ſah den nur für Rußland und für Oeſtreich daraus erwachſenden, unge-

Digitized by Google

heuren Vergrößerungen mit Bangen entgegen, aber er vermochte die Türkei nicht zu ſchützen, und er „wollte auch nicht den Don Quixote für ſie machen“. Er fand in dieſer Lage nur ein Motiv weiter, den beiden Kaiſerſtaaten in der Theilung Polens zu folgen, da er ſich daran ſelbſt betheiligen konnte. — War es chriſtliche oder klaſſiſche Romantik, welche Voltaire trieb, ſeinem königlichen Freunde ein Bündniß mit Rußland und Oeſtreich zur Theilung der Türkei als Krone ſeiner Heldenlaufbahn anzurathen? Wichtiger als der ihm dafür zugedachte Hafen Athen ſchien Friedrich der von Danzig. Die Griechen ſah er für ſchlechtes Material zu Soldaten an.

Der öſtreichiſche Internuntius in Konſtantinopel, der ſpäter als Miniſter des Auswärtigen durch ſeine bis zur Idioſynkraſie geſteigerte Ländergier bekannte Thugut zürnte und ſchalt ſchon vor jenem Frieden aus Schrecken auf „die Unſinnigkeit, womit die ſehr verdorbene eigene Verwaltung der Pforte die Zerſtörung dieſes morgenländiſchen Reichs zu ihrer vollkommenen Reife zu bringen befliſſen ſei“. Rußland werde bald im Stande ſein, von ſeinen Häfen aus binnen zweimal vierundzwanzig Stunden ein Heer unter die Mauern von Konſtantinopel zu werfen und dieſes zu erobern, ehe die andern Mächte von irgend einer Gefahr Nachricht hätten. Rußland müßte dann, im Beſitze aller dieſer von der Natur ſo geſegneten Länder, mit welchen keine andere Gegend der Welt an Fruchtbarkeit und Reichthum verglichen werden könne, zu einem Grad der Uebermacht gelangen, welcher Alles hinter ſich zurücklaſſe, was in den Geſchichten von der Größe der Monarchien älterer Zeiten öfters fabelhaft erſchienen ſei“. Er glaubte, der Sultan werde jetzt nur noch einige Jahre eine Scheinregierung führen dürfen, bis es Rußland gelegen ſei, die Regierung mit Hülfe der „Schismatiker“ unmittelbar in ſeine Hand zu nehmen. Einigen Troſt fand er nur darin, daß Rußland doch wohl dann nicht werde verhindern können, daß Oeſtreich Serbien, Bosnien und die übrigen nördlichen Grenzländer an ſich nehme. Weitere Subſidien Oeſtreichs zur Friſtung der Exiſtenz der Türkei wären alſo in einen Abgrund geworfen. Dieſes war denn das Motiv der türkiſchen Politik Kaiſer Joſef's II., welche unmittelbar nach Abſchluß jenes Friedens damit ins Werk geſetzt wurde, daß die Oeſtreicher, unter dem Vorwande einer Grenzregulirung, im Nordweſten der Moldau einen Landſtrich von fünfzehn Meilen Länge und fünf bis zehn Meilen Breite, welcher bisher im unbeſtrittenen Beſitze ihres Nachbars und Verbündeten geweſen war, ſich einverleibten. Die Anerkennung dieſer Annexion durch die Pforte mußte als Zeichen ihrer tiefen Schwäche zu weiterer Beraubung viribus unitis reizen. Nur die Abſichten Joſef's auf Bayern vertagten die Gefahr für die Türkei etwas. Allein der Schutz, welchen Friedrich der Große dem Fortbeſtand Bayerns bot, ließ den Kaiſer bald erzürnt ſich von Deutſchland abwenden. Daher beantwortete er die Einladungen Katharina's zur Theilung der Türkei

Digitized by Google

mit dem nicht ſehr kaiſerlichen Worte, ſie habe ihn nur als einen ihrer Generale zu betrachten.

Die Kaiſerin war durch die Geburt eines zweiten Enkels, dem ſie bedeutſam den Namen Konſtantin gab, 1779 hitziger in ihren Plänen geworden. Sie wollte dieſen als Kaiſer der Griechen in dem orientaliſchen Rom einſetzen. Allein ſie fand außer der Trockenheit der ſechs für ihn verſchriebenen griechiſchen Ammen viele Schwierigkeiten auf ihrem Wege. Der Kapudanpaſcha beruhigte den Divan wegen etwaigen abermaligen Erſcheinens der Oſtſeeflotte im Archipel durch die Verſicherung, die Griechen, tief erbittert über ihre jammervolle Preisgebung durch Rußland im vorigen Kriege, würden deſſen Flotte lieber verhungern laſſen, als ihr irgend eine Hülfe leiſten. — Zwar ſchloß Oeſtreich mit Rußland zu Ende des Jahrs 1782 einen Theilungsplan über die Türkei ab. Rußland ſtipulirte für ſich unmittelbar nur die Krim und Beſſarabien, für den Großfürſten Conſtantin Conſtantinopel und die Hämushalbinſel ſüdlich von dem Hämus und dem Tſchardag; Oeſtreich wurde von Rußland ſtets in den Nordweſten derſelben konfinirt, Serbien mit Belgrad und Bosnien waren ſein Antheil.

Allein die beſten öſtreichiſchen Staatsmänner waren bedenklich über die dadurch für Oeſtreich aus der Uebermacht Rußlands erwachſende Gefährdung; der Kaiſer war ſchwankend. Er ſpann Unterhandlungen mit ſeinem Schwager, dem König von Frankreich, deſſen Miniſter den ruſſiſchen Plänen entgegen waren. Alle Mächte trieben, mehrere Jahre lang jede von entgegengeſetzten Intereſſen und Beziehungen hin und her gezerrt, unklar durcheinander. Friedrich der Große, auf deſſen Hülfe die Türken ihren Anker auswarfen, zog denn doch auch das unantaſtbare Axiom in Erwägung, daß für ihn eine Vergrößerung Oeſtreichs in der Türkei weniger gefährlich ſei, als eine, wenn auch weniger bedeutende in Deutſchland. Schon zu ſeinen Lebzeiten bilden die Ausbrüche des trotzigen Fatalismus der Türken und die zur Politik der freien Hand führenden allſeitigen Erwägungen der preußiſchen Politik einen ſeltſamen Kontraſt. Schweden, geſtachelt von ſeiner Großmannsſucht und von dem Verlangen, ſeine alten Provinzen, die Oſtufer der Oſtſee, wieder zu erlangen, machte bereitwillig den Don Quixote für die Türkei.

Um ſo eifriger ſahen ſich auch die beiden Kaiſerhöfe um Partner um, welche durch ihre, wenn auch veraltete Seemacht den Südweſten der Hämushalbinſel erſchüttern könnten. Allein Spanien und Venedig hatten zu viel Selbſterkenntniß, um auf das für ſie gar zu ehrenvolle Anerbieten einzugehen. Die zahlreiche Geſandtſchaft des Kaiſers, welche den Paſcha von Skutari und die Albaneſen zur Mitwirkung am Kriege einladen ſollte, wurde von dieſen ermordet. So hätten denn die Minenarbeiten noch lange fortbohren mögen, wenn nicht die Türken in Wuth über die Gewaltthaten,

Digitized by Google

welche von den Ruſſen unter dem Vorwand der Freiheit der Tartaren in der Krim geübt wurden, 1787 an Rußland den Krieg erklärt hätten.

Das Bündniß der Kaiſerhöfe war ſchon ſeit mehreren Jahren ein öffentliches Geheimniß der anderen Kabinette. Das von Verſailles ſuchte eine Allianz zu ſtiften, deren Theilhaber einander verhältnißmäßigen mittelbaren Antheil an der Beute verbürgen würden. Oeſtreich ſollte gezwungen werden, für ſeine Erwerbungen in der Türkei ſeine Niederlande an Frankreich, das Mailändiſche, ein entlegenes Vorland, an Sardinien abzutreten. Kaiſer Joſef, welcher die ihm von ſeinem bisherigen Verbündeten, Frankreich, drohende Gefahr abzuwenden ſuchte, gedachte Sardinien durch das Anerbieten von Subſidien zum Vertheidiger Mailands zu beſtellen. Allein Sardinien lehnte ab. Kein Wunder, daß der Kaiſer in ſeinen Entſchließungen rückſichtlich der Inangriffnahme des Theilungsgeſchäfts ſchwankte!

Der Hof von Verſailles hielt ſeinen Plan für gelungen, wenn nur Preußen, durch eine Anweiſung auf Polen gewonnen, in die Allianz einträte. Aber der greiſe Friedrich ging nicht darauf ein; er hatte ſeine Stellung als Verbündeter Rußlands dazu benutzt, die Mächte zu einer gemeinſamen Garantie für den Beſitzſtand der Türkei einzuladen; allein die Kaiſerhöfe hatten abgelehnt. Nachdem er geſtorben und der Krieg ausgebrochen, anfangs zur Schmach der ſeit 1788 darin verwickelten öſtreichiſchen Waffen geführt worden war, entwarf der preußiſche Miniſter Herzberg, welcher die Politik des greiſen Friedrich fortſpann, einen mehr ſinnreichen, als realiſirbaren Plan. Der Türkei ſollten ihre Beſitzungen ſüdlich von der Donau, alſo auch Serbien und Bosnien, ſüdlich vom Schwarzen Meere und dem Kubar, von den betheiligten Mächten garantirt und namentlich die Verbindungen Rußlands mit der Rajah orientaliſcher Kirche abgeſchnitten werden. Alle Nationen wären durch freie Schifffahrt im Schwarzen Meere an der Erhaltung der Pforte zu intereſſiren. Dafür hätte dieſe an Rußland die Krim und Beſſarabien abzutreten. Die Moldau und die Wallachei waren bei allen Verſuchen der Kaiſerhöfe, ſich über die Theilung der Türkei zu verſtändigen, der brennende Reibungspunkt. In dem Traktat von 1782 hatte Rußland für dieſelben einen „unabhängigen Fürſten“ beſtimmt. Dieſer ſollte Potemkin werden, alſo ein General Katharinen's. Herzberg ſorgte allerdings für Oeſtreich und für den deutſchen Handel beſſer, indem er Oeſtreich dieſe fetten Fürſtenthümer und das Land bis zum Schwarzen Meere beſtimmte. Aber dafür ſollte der Kaiſer Galizien an Polen zurückgeben, auf daß dieſe Adelsrepublik an Preußen Danzig, Poſen und Kaliſch abträte. Der Tauſch wäre für Oeſtreich materiell vortheilhaft geweſen; allein dieſes hatte damals noch Belgien, Mailand und andere ſchöne weſtliche Vorlande und hätte durch eine Ausſtreckung nach Oſten eine ſehr längliche Ge-

Digitized by Google

ſtalt erhalten, ähnlich derjenigen, welche Metternich auf dem Wiener Kongreß für Preußen zuſchnitt.

Preußen ſtellte ein Heer in Schleſien auf, um Oeſtreich zur Annahme dieſes Tauſches zu zwingen, und vergeudete einen Theil der hinterlaſſenen Millionen des großen Königs, um den Divan zu beſtechen, damit er den Krieg für dieſen Plan energiſch fortſetze, während der Divan die öſtreichiſchen Generale beſtach, um von ihnen einen Waffenſtillſtand zu erlangen. So konnte Oeſtreich ſein Heer in Böhmen auf einen bedrohlichen Stand bringen und der kluge Kaiſer Leopold dabei eine verſöhnliche Miene annehmen, da bereits die neupreußiſchen Romantiker, wie Biſchoffswerder und der ſchlaue egoiſtiſche Italiener Lucheſini, im Rathe des nur phyſiſch großen Königs die Großmuth, die Ritterlichkeit ihrer Politik rühmten und die Theilungs- und Beraubungspolitik Herzberg's untergruben. England und Holland erwieſen ſich auch als größere Freunde des Friedens als Preußens. So war denn Preußen, ſchon ehe es, dem Rathe der Romantiker verfallen, als Don Quixote für die ſolidariſchen Rechte der Dynaſtien gegen die franzöſiſche Revolution über den Rhein zog, um ſeine von dem großen Könige und ſeinem braven Volke mit ſo großen Opfern erkaufte Großmachtſtellung betrogen. Niemand dankte ihm ſeine türkiſch-polniſchen Pläne, Niemand dankte ihm den Verzicht darauf; denn es hatte keine Konſequenz bewieſen. Oeſtreich gewann im Frieden nur ſeine Grenze vor Eröffnung des Kriegs; aber es hatte den Troſt, daß auch Preußen nichts errang. So vergrößerte ſich wieder nur Rußland auf Koſten der Türkei, nachdem es die beiden deutſchen Großmächte durch leere Verſprechungen in den Revolutionskrieg gelockt hatte.

Die Theilungs- und Beraubungspolitik des nur das Prinzip der Arrondirung anerkennenden achtzehnten Jahrhunderts erhielt durch den Prinzipienkampf der Revolutionszeit neue Nahrung. Katharina, Kaiſer Franz, Thugut blieben ihre Inkarnation; Polen, das deutſche Reich, Italien, Spanien waren die Hauptobjekte. Schon vor ſeinem egyptiſchen Heereszug, nach der Beſetzung Venedigs, hatte General Bonaparte 1797 ſeine Abſichten auf die europäiſche Türkei gerichtet und ſich deshalb an der dalmatiniſchen Küſte feſtgeſetzt. Allein Rußland ſuchte ſich ſeinen Raub zu ſichern, und das Hauptmotiv der ruſſiſchen Staatsmänner zu dem Feldzug Suworoff's nach Italien 1799 wurzelte in ſeiner türkiſchen Politik. Die franzöſiſche Republik hatte durch die Ausdehnung ihrer Schutzſtaaten bis an die Adria, wie durch die egyptiſche Expedition eine Baſis gewonnen, ſich an der Theilung der Türkei zu betheiligen. In Tilſit und Erfurt ließ ſich Kaiſer Alexander von Kaiſer Napoleon einen Wechſel auf die Türkei ausſtellen. Allein nach der Beſiegung der ruhmreichen Schilderhebung Oeſtreichs im Jahre 1809 zeigte es ſich, daß Napoleon nicht geſonnen ſei, ſich mit der weſtlichen Hälfte

Digitized by Google

Europas zu begnügen. Er nahm Kroatien als Schlüssel zur europäischen Türkei an sich. Rußland beeilte sich, durch Krieg sich zum voraus eines größtmöglichen Theils derselben zu versichern. Dieser Krieg von 1811 macht in der Reihe der Türkenkriege dadurch Epoche, daß ein neuer glücklicher Prätendent darin sich geltend machte, das tapfere serbische Volk, dessen Selbstregierung unter türkischer Souveränität dadurch angebahnt wurde. Die Furcht vor dem gemeinsamen Feinde Napoleon und der dem Divan aufgedrängte Einfluß Englands gaben Rußland im Frieden von Bukarest im Mai 1812 Bessarabien und die Pruthgrenze.

Rußland war durch wiederholte ungeheure Menschenopfer von der Chimäre geheilt, mit Einem Schlage die Türkei, wenn auch nur ihre nordwestliche europäische Hälfte, zu erobern. Das blattweise Verspeisen, wie das der Artischoke, welches allein die Verdauung ermöglicht, wurde seine kluge Diät. Statt in Constantinopel einen Großfürsten zu krönen, beabsichtigte man den Sultan selbst von Rußland abhängig zu machen. Deshalb wurden namentlich Erhebungen der von Rußland entfernteren Theile der christlichen Türkei, welche unmittelbar Rußland einzuverleiben als unmöglich erscheinen mußte, z. B. die Griechenlands, Montenegros begünstigt. Näher gelegene, wie die Donaufürstenthümer, wurden mit „unabhängigen Fürsten" beglückt, für deren Abhängigkeit von Rußland die Verhältnisse und die Politik sorgten. Kurz, die Auflösung der Türkei in ihre Elemente, in ihre hauptsächlich durch die Religion bestimmten und geschiedenen Nationalitäten, die einleitende innere Theilung derselben wurde und wird von Rußland um so beharrlicher betrieben, als die fünfzehn Millionen orientalischer Christen, namentlich in den Provinzen, wo der Klerus griechischen Bluts ist, ganz in der Hand Rußlands standen. Nikolaus wurde durch wohldienerische Spione berichtet, als ob die Stunde der materiellen Auflösung der Türkei geschlagen hätte; indem er sich dadurch aus jener sicheren Erbenstellung herausreißen ließ, verlor er seine Flotte im Schwarzen Meere, welche schon Peter als das Werkzeug zur Eroberung Konstantinopels betrachtete und welche der auch für den Landkrieg in Europa unentbehrliche linke russische Flügel geworden war, seit jener nur noch die schmale Basis der Strecke zwischen dem Schwarzen Meere und Siebenbürgen hatte. Die Magie der russischen Macht für die Rajahs ist durch den Fall Sebastopols sehr erschüttert und der Glaube derselben entwurzelt worden, als hätten sie von Rußland allein ihre Befreiung zu erwarten.

Wo möglich noch abhängiger von Frankreich ist die römisch-katholische Bevölkerung der Hafenstädte; allein sie beläuft sich noch lange nicht auf eine Million Seelen, da die Katholiken Bosniens gewöhnt sind, den unmittelbaren Schutz Oestreichs zu genießen.

Indeß zeigen unter anderen Symptomen die zahlreichen Austritte der



Digitized by Google

so geduldigen bulgarischen Gemeinden aus der weltlichen und kirchlichen Gemeinschaft ihrer blutsaugerischen griechischen Kleriker, daß diese konfessionellen Leitseile zu versagen anfangen. Auch der Orient, auch die Rajah, die unglückliche christliche Heerde des Sultans, beginnt weltlich politischen Anschauungen zugänglich zu werden. Die Rückwanderung von Tausenden von Bulgaren, welche 1856 mit den Russen die Niederungen der Donaumündung verlassen hatten, in die Türkei, sind eine schlimme Propaganda für das Glück des Lebens unter russischen Beamten. Zwar wird die Rajah dadurch nicht bereitwilliger werden, mit der türkischen Herrschaft und ihren vielversprechenden Reformen sich zu befreunden. Die Türken oder vielmehr die Bekenner des Islam sind viel zu sehr an dessen staatliche Grundanschauung gewöhnt daß nur die an Mohamed Gläubigen Staatsbürger seien, als daß die englischen Ideen wirklich Wurzel und Früchte treiben sollten, nach welchen alle Bewohner des osmanischen Reichs ohne Unterschied des Glaubens, auch die Rajah, zur Würde der Unterthanen des Sultans mit einem Recht auf gesichertes Leben, Ehre und Eigenthum erhoben werden sollten. Je energischer diese staatliche Einigung der nur ihrer Sonderheit sich freuenden Bestandtheile des Reichs betrieben wird, je größer wird die Gefahr, daß es von innen heraus auseinander getrieben werde.

Nachdem seit dem Janitscharenaufstande von 1622, namentlich seit dem Frieden von Kudschuk-Kainardschi 1774, die durch längeren Aufenthalt in Constantinopel in das türkische Staatsleben tief eingeweihten Staatsmänner den ganz nahe bevorstehenden Zusammenbruch des Reichs bestimmt vorhersagten, nachdem dieses aber immer noch in seiner Art, durch das Eigenleben der Theile fortbesteht, wäre es thöricht, eine neue Prophezeiung über die Nähe der Katastrophe aufzustellen. Voraussichtlich kommt es nicht so bald zu einem totalen Zusammenbruch des Reichs und zu einer Eigenthumsveränderung rücksichtlich Constantinopels. Dieses ist besonders durch die Eifersucht der Großmächte gedeckt. England und Oestreich suchen jede Veränderung des Besitzstandes zu verhindern oder doch zu verzögern, so wenig auch Oestreich ein Wiedererstarken des osmanischen Reiches wünscht. Es ist natürlich, daß über die Sympathie mit den schmählich mißhandelten Rajahs bei den beiden Großstaaten das eigene politische Interesse, der Erhaltung hier Südungarns, dort des Levanthandels, der Herrschaft im Mittelmeer und in Ostindien vorwiegt.

Nur wäre es eine kurzsichtige Politik, wenn Oestreich, seiner kühnen Beschützerstellung von 1852 uneingedenk, durch blinde Parteinahme für den Sultan mit den orientalischen Christen, mit den Südslaven und Rumänen der Türkei sich seine eigenen entfremdete, und so die gefährliche Macht Rußlands über ihre Geister, als die ihnen dann allein befreundete befestigen würde. Der von Rußland seit anderthalb Jahrhunderten genährte, gereizte

Digitized by Google

Trieb der nicht mahomedaniſchen Völker des osmaniſchen Reichs, ſich von dieſem ſo viel wie möglich loszutrennen, muß achtzehn Millionen Menſchen, worunter fünfzehn vom orientaliſchen Ritus, entweder in die Arme Rußlands oder zu immer größerer, aber immerhin nur relativer Selbſtändigkeit führen. Ob die eine oder die andere Richtung überwiegt, ob die Bildung eigener, ſelbſtändiger Provinzen und ihrer Bündniſſe unter ruſſiſchem oder unter öſtreichiſchem Patronat ſtehen ſoll, hängt hauptſächlich von der Haltung Oeſtreichs ihnen gegenüber, dieſe von ſeiner inneren Konſolidirung, von ſeiner Stellung zu Deutſchland und zu Preußen ab.

Die Oeſtreicher, namentlich die „liberalen“ Einheitsſtaatler, wehren ſich mit Händen und Füßen gegen eine Einmiſchung Oeſtreichs in die ſüdſlaviſche und wallachiſche Frage. Die ſogenannten Deutſchgeſinnten in Oeſtreich wetteifern mit ihnen darin. Allein die Nothwendigkeit, die Macht der Entwicklung, die Gerechtigkeit der Sache der Rajahs wird über kurz oder lang Oeſtreich das Dilemma ſtellen: willſt du oder ſoll Rußland, vielleicht im Bunde mit Frankreich und Italien, die Völker an deiner Südgrenze leiten und benutzen? — Beides mögen Uebel ſein, welches iſt das geringere?

Ungarn war unter ſeiner rohen Komitatswirthſchaft ſelbſt in einem Zuſtande ähnlich dem der Türkei; die nicht magyariſchen Völker waren ſeine Rajah. Ungarn war ſo zwiſchen der Kultur des Abendlandes und der Kulturbedürftigkeit der türkiſchen Rajah ein ſtärkeres Trennungsmittel als eine chineſiſche Mauer. Seit 1849, ſo lange die Säbel- und die fremde Beamtenherrſchaft nur die materielle Tracirung für die Kultivirung Ungarns einleitete, mochte die Ruhe der Türkei für Oeſtreich das alleinig Wünſchenswerthe ſein. Sobald aber auf eine geregelte Selbſtverwaltung Ungarns deutſche, überhaupt menſchliche Kultur eingeimpft ſein wird und ſich entwickelt, muß Oeſtreich als Garantie ihres Wachsthums verlangen, daß die Möglichkeit dieſer Kultur auch den blutsverwandten ſüdſlaviſchen und rumäniſchen Rajahs der Türkei geſichert werde. Dieſes kann zunächſt nur unter der Souveränität eines föderativ-konſtitutionellen, dem Konkordat entwachſenen Oeſtreichs geſchehen. Der Stolz des Ungarn würde in dieſer Schutzherrſchaft die glorreichſten Zeiten ſeines Volkes verjüngt ſehen. — Mag dann der Sultan immerhin, wie vor fünf Jahrhunderten, den Balkan zur Nordgrenze ſeiner eigentlichen Herrſchaft haben. Die Rajah, hauptſächlich im Norden und Weſten deſſelben wohnend, darf nicht blos das Objekt, ſondern muß das Subjekt bei dieſer Veränderung ſein. Oeſtreich mag nach dem Plane des großen Friedrich die Länder nördlich der Donau ſich aneignen, ohne daß Preußen wieder Galizien oder ſonſt einen Fußbreit Landes von Oeſtreich anzuſprechen hätte; ſein Vorwurf liegt an der Nord- und Oſtſee. Aber die Führerſchaft Preußens in Deutſchland wird dann für



Digitized by Google

Oeſtreich ſelbſt Bedürfniß, und ſelbſt Süddeutſchland wird ſie in dieſem Zuſammenhange willkommen heißen.

Für Frankreich wäre damit die Gelegenheit abgeſchnitten, im Rücken Oeſtreichs zu wühlen; ſeine Hauptabſicht in der Türkei aber geht doch in der Richtung, wohin ſchon Leibnitz Louis XIV. zum Beſten Deutſchlands zu lenken ſuchte, nach Egypten. Die Gegner dieſer Politik würden Rußland und England ſein, welche aber nie eine feſte Bundesgenoſſenſchaft halten werden. Jedenfalls würde ein gegürtetes Deutſchland im Bunde mit Oeſtreich eine ſolche Baſis für ein mitteleuropäiſches Bundesſyſtem bieten, daß dieſe Gegnerſchaft nicht zu fürchten wäre.

Die beſte Vorbereitung für dieſe Politik, welche erſt durch den Stoß der Nothwendigkeit von außen in ihr Geleiſe gerückt werden wird, und für ihre Kämpfe iſt eine ehrliche konſtitutionelle Entwicklung Preußens und Oeſtreichs. Sie wird dafür ſorgen, daß weder die Völker Süddeutſchlands, noch die Rajah in der Stunde der Entſcheidung ſich mürriſch abwenden werden.

Digitized by Google

# Die Völkerverhältnisse der orientalischen Halbinsel jenseits des Balkan.

Von Franz Pulszky.

## I.

Wir haben in einem früheren Aufsatz versucht, einen Ueberblick der Völkerverhältnisse in dem untern Donaubecken zu geben, die nationalen und religiösen Konflikte im illyrischen Dreieck und in Bulgarien, sowie die politischen Traumbilder der rumänischen Rasse mit wenigen Worten zu charakterisiren, und endlich eine Lösung dieser widerstrebenden Tendenzen durch eine Konföderation aller Völkerschaften von den Karpathen bis zum Hämus vorzuschlagen. Doch die orientalische Frage, die trotz des Krimkrieges immer von Neuem auftaucht und den Komfort europäischer Diplomatie gespenstisch stört, bleibt nicht an den sieben Balkanpässen stehen, jenseits des Gebirges gährt es nicht weniger in der Griechenwelt als diesseits in den slavischen Ländern, und die griechische Militärrevolte in Nauplia, die fortwährende Agitation der Sieben-inseln, der bis jetzt erfolglose Feldzug Omer Paschas und in Folge davon die Ausdehnung des slavischen Aufstandes nach den Albanesischen Gebirgen müssen selbst für eine optimistische Anschauung als Beweise einer innern Bewegung gelten, die nur eines geringfügigen äußern Anstoßes bedarf, um den ganzen Osten bis in seine Grundfesten zu erschüttern. Seitdem die türkische Herrschaft vor nahe zweihundert Jahren ihren expansiven Charakter verlor und es selbst in neuerer Zeit verschmähte oder nicht verstand, die Ressourcen der verschiedenen Provinzen zu entwickeln, erhielt sie sich nur durch das System — das sehr bald auch die Staatsmänner Oestreichs den Türken ablernten — die verschiedenen Rassen der Bevölkerung feindlich auseinander zu halten, die Administration durch die Beschränkung der Provinzial- und Kommunalautonomie zu kräftigen und den Westmächten von Zeit zu Zeit einen von liberalen Grundsätzen strotzenden Hattisherif vorzuspiegeln, damit die offiziösen Blätter und die leichtgläubigen Parlamentsmitglieder die Indignation der öffentlichen Meinung über die Vernachlässigung der schönsten Theile

Digitized by Google

Europas mäßigen können. Die Türkenfreunde in England haben es schon längst entdeckt, trotz seiner Barbarei versehe der Türke dennoch den Dienst des Polizeikonstablers, indem er die verschiedenen Nationalitäten und Religionen verhindere, einen gegenseitigen Ausrottungskrieg zu führen; so stupid auch die Paschawirthschaft sei, sei sie doch noch einer allgemeinen Anarchie vorzuziehen, die die ganze Halbinsel verheeren würde, hielte nicht die Furcht der türkischen Centralgewalt die widerstreitenden Elemente im Zaume. Dieses Argument wurde neuerer Zeit auch auf die östreichische Monarchie ausgedehnt, und die durch Regierungsbeamte 1846 in Galizien bezahlte Polenmetzelei, die 1848 in Ungarn organisirten Serben- und Wallachenaufstände, ja sogar der von Wien aus angeordnete Kriegszug Jellachichs galten als Beweise der Nothwendigkeit einer centralistisch-bureaukratischen Regierungsweise. Doch alle diese Argumente reichten nicht hin, um die innere Schwäche der zwei östlichen Reiche auf die Länge zu bemänteln; trotz Urquhart, Kuranda und Zang weiß es jetzt Jedermann, daß die Zustände Oestreichs und der Türkei unhaltbar geworden sind, und daß der 26. Februar, wie der Tanfimat keine weiteren praktischen Folgen haben könne, als die Täuschung jener leichtgläubigen Menge, die denkfaul und jeder radikalen Krisis abhold, in Oestreich wie in der Türkei gar so gern einen Fortschritt konstatiren zu können wünscht, damit der Friede Europas nicht gestört und der Geldmarkt nicht allarmirt werde. Es thut uns leid, daß wir diesen andächtigen Anbetern der fünfprozentigen, diesen Gläubigen an die Hausse kein zu günstiges Prognostikon des Weltfriedens stellen können; doch jedes Uebel wird geringer, sobald wir seine Ursache erkennen und es uns nicht zu plötzlich überrascht; daher ist es auch gerade jetzt an der Zeit, die Zustände der europäischen Türkei in ihren nationalen Verhältnissen zu untersuchen, um zu sehen, wie weit das Uebel sich schon ausgedehnt habe.

## II.

Wir haben die geographischen Verhältnisse der südlichen Hälfte der orientalischen Halbinsel schon früher charakterisirt, wir wiederholen hier also nur ganz kurz, daß die westliche Küstenstrecke bis an das Scheidegebirge von Albanesen bewohnt wird, die sich vielfach auch über dieses hinaus, bis zum Peloponnesus verbreitet haben, doch überall, wo sie mit Griechen in Kontrast kommen, soweit sie zur orthodoxen Kirche gehören, schnell hellenisirt werden. Wir können daher ohne Gefahr, von irgend einem Schüler Fallmerayer's angegriffen zu werden, behaupten, das ganze kleine Königreich Griechenland sei jetzt von einer kompakten Bevölkerung griechischer Zunge bewohnt. In Thessalien, Macedonien und Thracien finden wir zahlreiche Türken als Grundbesitzer, Wallachen als Hirten und Viehzüchter, Bulgaren und Slaven als Ackerbauer, Griechen als Pfaffen, Kaufleute und Mittel-

Digitized by Google

männer aller Art, dazu Arnauten als Freibeuter, Juden und Armenier, die das Wuchermonopol den Griechen streitig machen, und Zigeuner als Schmiede und Kesselflicker. So sehr aber die Bevölkerung gemischt ist, so läßt es sich doch nicht leugnen, daß das hellenische Element trotz seiner Minderzahl die Hegemonie der geistigen und politischen Bewegung thatsächlich besitzt. Der thessalische Bulgare, wie der macedonische Wallache hat sein spezifisch nationales Bewußtsein jenseits des Balkans verloren, die griechische Religion, der er angehört, hat ihn auch politisch zum Griechen gemacht; fragt man ihn, welcher Nation er angehöre, dann antwortet er in bulgarischer oder rumänischer Sprache, er sei ein Grieche. Der Balkan scheidet nicht nur die Wasser, sondern auch die Nationalitäten in der Türkei, er trennt die Slavenwelt von der griechischen. Die expansive Kraft des Hellenismus bewährt sich auch zur heutigen Zeit vom Hämus bis an das Meer; so wie er im Alterthum nach und nach Macedonien, Thracien, Vorderasien, Syrien und allen Ländern bis zum Euphrat, ja bis zum Hindukusch für eine Zeit einen griechischen Anstrich gab, so wirkt er auch noch jetzt durch die Neugriechen fort, ihr Sprachgebiet vergrößert sich täglich, selbst die venetianischen Familien der Sieben-inseln wurden hellenisirt, bis an den Balkan ist die nationale Propaganda der griechischen Pfaffen auf keinen Widerstand gestoßen, und die Ausbreitung der Sprache wird ein Vorläufer einstiger politischer Ausdehnung. Der albanesische Stamm ist im Ganzen noch der sprödeste, doch hier sind es größtentheils die religiösen Einflüsse, die dem Griechenthume widerstehen. Im Norden des epirotischen Gebirges sind die Sitze der katholischen Mirditen und der mahomedanischen Arnauten, auf die das hellenische Element keinen Einfluß hat, jenseits der Grenzen seiner eigentlichen epirotischen Heimath vertauscht aber der orthodoxe Skipetar seine Sprache leicht mit der griechischen und theilt dem Griechen und Bulgaren durch Familienvermischung seine Kriegslust und Todesverachtung mit. Den schärfsten Gegensatz zum Griechenthum, — das mit der orthodoxen Kirche sich ebenso identifizirt hat, wie das Polenthum mit dem Katholizismus, — bildet der Islam, dem ein großer Theil Albaniens anhängt, aber auch in Macedonien und Thracien, besonders in den großen Städten, sind die Türken sowohl durch ihren Rang als Grundeigenthümer, als durch ihre, trotz des Tanzimat noch immer bevorzugte Stellung, sowie durch die Traditionen als bewaffnete Herrscher der entwaffneten Christen, politisch überwiegend. Zwischen ihnen und den Griechen kann es schwer auf einem anderen Wege zur Verständigung kommen, als durch die Waffen; ein herrschender und ein beherrschter Stamm stehen sich hier schroff gegenüber, bei denen die Verschiedenheit der Religion die Rassenabneigung zur Feindschaft angefacht hat.

In Oberalbanien steht der katholische Mirditenfürst mit seinem muselmännischen Stammgenossen im besten Einverständnisse, ja einer altherge-

Digitized by Google

brachten Sitte zufolge ist eine seiner Töchter oder Nichten im Voraus für den Harem des mohamedanischen Vetter bestimmt, damit sich die Tradition der Verwandtschaft immer wieder erneuere. Diese eigenthümliche Verimpfung des Katholizismus mit dem Islam darf uns übrigens gar nicht verwundern; sehen wir doch täglich einen analogen Fall in Deutschland bei protestantischen Fürstenfamilien, wo die Prinzessinnen derart erzogen werden, daß sie gegen den Religionswechsel zur griechischen Kirche nichts einzuwenden haben, wenn die Wahl eines russischen Großfürsten auf sie fiele, wobei wir noch bemerken, daß die mohamedanischen Arnautenfürsten von ihren christlichen Kousinen einen förmlichen Uebertritt zum Islam gar nicht verlangen, und diese daher nur dem weiblichen Widerwillen gegen die legale Polygamie entsagen müssen. Dagegen hassen die Mirditen die griechische Kirche mit dem vollen Maße des epirotischen Fanatismus. Im letzten Russenkriege waren sie, um ihrer Feudalpflicht zu genügen, unter der Anführung des Fürsten Marko nach Bulgarien gezogen, aber trotz ihrer musterhaften Tapferkeit war man bald genöthigt, sie in ihre Gebirge zurückzusenden; denn außerdem daß sie die friedliche Bevölkerung in althergebrachter Baschi-Bosukweise unerbittlich plünderten, konnten sie nicht einmal durch blutige Strafen dazu gebracht werden, die orthodoxen Klöster und Kirchen zu respektiren. Sie antworteten den Türken, die sie wegen der Entheiligung zur Rechenschaft zogen: „Ihr kennt eure wahren Feinde nicht; wer immer der griechischen Kirche angehört, ist ein verkappter Russe."

Der Anzahl nach sind diese katholischen Albanesen nicht bedeutend genug, um in die Wagschale zu fallen, doch die Nähe ihrer Wohnsitze zu Montenegro macht sie zu wirksamen Hülfstruppen der Türken gegen das kleine Fürstenthum, das ihre Erbfeinde beherbergt. Um so mehr mußte es uns befremden, in letzterer Zeit zu hören, der Mirditenfürst Marko weigere sich, an dem Kriegszug Omer Paschas theilzunehmen; es scheint, er grolle der Pforte, wozu der Schlüssel vielleicht auch in dem Umstande zu suchen ist, daß er seit einiger Zeit einen Franzosen als Sekretär zu sich genommen hat.

Die muselmännischen und orthodoxen Arnauten im Gebirge und an der Küste, wo sie die größte individuelle Unabhängigkeit genießen, haben übrigens einen Zug mit einander gemein, der noch an das Mittelalter erinnert, sie kämpfen treu für Sold und Kriegsbeute, ohne sich darum zu kümmern, für wen sie die Waffen ergreifen. Gleich den Söhnen der alten Schweizer Patrizierfamilien gehört ihr Schwert den Meistbietenden, sie sind daher politisch von keiner Bedeutung.

## III.

Montenegro, ein Knotenpunkt des Gebirges zwischen Albanien und Illyrien gelegen, ist ein kleines Land von 78 Quadratmeilen mit ungefähr

Digitized by Google

130,000 Einwohnern, das hauptsächlich durch seine orographische Konfiguration eine besondere Bedeutung erhält. Ein felsiger Gebirgskessel, terrassenartig, vielfach zerklüftet, vom Norden zum See von Skutari herabfallend, ist es nach außen durch steile Felsenabhänge vertheidigt, die nur hie und dort durch enge Gebirgsschluchten einen unwegsamen Eingang ins Innere darbieten. Die dünne Lage fruchtbaren Bodens, die auf den Terrassen und in der südlichen Niederung den Kalk und Schiefer spärlich deckt, reicht kaum hin, die kriegerischen Bewohner zu ernähren, deren Regierung so primitiv ist, daß die gesammten direkten und indirekten Steuern nicht mehr als jährlich 80,000 Francs ausmachen, daher auch die Bedürfnisse des Staates durch einen regelmäßigen russischen Zuschuß von 120,000 Francs und vielleicht durch französische Subsidien gedeckt werden. Dieser Miniaturstaat sieht von dem Kamme seines südlichen Grenzgebirges mit tantalischer Sehnsucht das Meer vor sich, das ihm den Zugang zum civilisirten Westen gewähren könnte. Von den Vasojeviczer Gebirgen andererseits an der äußersten Nordspitze des Fürstenthums schweift der Blick des Montenegriners zur serbischen Grenze, wo, in der Entfernung einer starken Tagreise, ein freies Volk gleicher Abstammung und gleicher Gesinnung sich einer viel gesicherteren Existenz erfreut, denn die Konfiguration Montenegros ist so eigenthümlich, daß sich im Nordwesten die Herzegowiner Grafschaft Nikšich, im Südosten der albanische Bezirk Cjeschkopole (das kahle Feld) in das freie Gebiet derart einkeilt, daß die Entfernung dieser zwei Grenzen von einander nicht ganz drei deutsche Meilen beträgt. Die türkischen Festungen Nikšich und Spuz bedrohen daher stets die Kommunikation zwischen den vier südlichen Nahias, dem eigentlichen Montenegro und den nördlichen vier Berdas, doch eben dort, wo der Angriff der gefährlichste ist, ist auch die natürliche Befestigung des Fürstenthums die stärkste; das feste Höhlenkloster Ostrog, wo die Pulvervorräthe des Fürstenthums angehäuft liegen, gilt für uneinnehmbar und sichert die Verbindung zwischen den zwei Theilen Montenegros. Diese geographische Lage des Landes erklärt die Tendenzen des Volkes. Die Montenegriner suchen zunächst einen freien Zugang zur See, daher sie immer wieder trachten, sich entweder des Hafens von Spitza südlich, oder der Suttorina nördlich von Cattaro zu bemächtigen. Um ferner der Gefahr einer Ueberrumpelung zu entgehen, ist ihr Augenmerk auf eine Arrondirung des Gebietes gerichtet. Sie sprechen einerseits die Zupa (Grafschaft) Nikšich und die Hochfläche bis an die Banjani-, Glivo- und Zubci-Gebirge von der Herzegowina an, andererseits nach Albanien hin die natürliche Felsenburg des Distrikts Drekalovitsch und das eingekeilte Gebiet bis zur Moratscha, ja bis zur Mala Rieka. Längst schon hätten sie diese Strecken besetzt, wehrten nicht im Süden die Vesten Zabjak und Spuz, im Norden und Westen Nikšich und Klobuk ihrem Vordringen. Der einstige Besitz der befestigten Städte Podgorizza in Albanien und Tre-

Digitized by Google

binje in der Herzegowina, durch den sie vollkommen gesichert alle Gebirgspässe beherrschen könnten, liegt für den Augenblick ihren Kräften, wenn auch nicht ihren Wünschen zu ferne. Alle diese Vesten und Städte könnten einer Batterie gezogener Positionsgeschütze keine vierundzwanzig Stunden widerstehen, doch die Heeresmacht des Fürsten Petrovitsch und des Vojvoden Vukalowitsch zerschellt an ihren Mauern. Andererseits sind aber die Armeen der Pforte und die Erfahrung Omer Paschas kaum im Stande, Nikšich, das nun seit zwei Jahren mehr oder minder streng blockirt ist, zu entsetzen und den Aufstand der südlichen Herzegowiner zwischen den Banjani- und Glivobergen bis an die Montenegrinische Grenze, sowie in der Suttorina zu unterdrücken. Es handelt sich dort im Grunde um ein Gebiet, das keine zwanzig Quadratmeilen ausmacht; denn der Aufstand hat sich nie ernstlich im Narentabecken ausgebreitet und erhält sich hauptsächlich in der unmittelbaren Nachbarschaft Montenegros, und doch scheint dieser Kampf eine europäische Bedeutung gewinnen zu sollen. Nach den letzten Niederlagen Derwisch Paschas in den Engpässen von Duga wird Nikšich sich wohl nicht lange mehr halten können, und die albanesischen Hülfstruppen, die bei Gremniza unten am See von Skutari und oben beim weißen Feld (Bielopole) am Vasojeviczer Gebirge in die Nahias sowohl als in die Berdas eindringen wollten, wurden aufs Haupt geschlagen, ja ihre Häuptlinge fielen in die Hände der Montenegriner. Fürst Nikizza behandelte diese Gefangenen so großmüthig, daß, den letzten, freilich noch unverbürgten Nachrichten zufolge, Hassan Hoti sich als Preis seiner Freiheit den Montenegrinern zu verbinden versprochen hat und im Allgemeinen die Albanesen Omer Pascha jede weitere Verstärkung verweigerten. Sollte dies wirklich der Fall sein und sollte es den Montenegrinern gelingen, vom Meere aus eine Unterstützung an Waffen zu erhalten, dann würde auch bald der dritte Wunsch der Gebirgsbewohner, nämlich die Verbindung mit Serbien, der Erfüllung entgegen gehen, und ist dieser einmal erfüllt, dann sind die grünen Wiesengründe und die schattigen Eichenwälder Bosniens von der übrigen Türkei vollkommen abgeschnitten, und der Entscheidungskampf beginnt.

Es ist natürlich, daß Omer Pascha, seiner Geburt nach selbst ein Kroate von der Militärgrenze, diese Gefahr für die Türkei vollkommen einsieht und die Krise zu vermeiden sucht, daher einerseits die Autonomie der kleinen, im Aufstand begriffenen Landstrecke dem Luka Vukalovitsch verspricht, damit sie nicht an Montenegro falle, andererseits Truppen an der Senitza zusammenzieht, um die Verbindung zwischen Serbien und den schwarzen Bergen unmöglich zu machen, und um jeden Preis den Kampf zu beendigen; denn die Bedeutung des montenegrinischen und herzegowiner Krieges liegt durchaus nicht in der Ausdehnung des Aufstandes oder in dem Flächeninhalt des von den Insurgenten besetzten oder beanspruchten Gebietes, sondern in seiner moralischen Wirkung. Schon fängt Nordalbanien an, schwierig zu werden,

Digitized by Google

Marko, der Mirditenfürst, waffnet, Serbien stellt sich in Kriegsbereitschaft, und die Niederlage mehrerer türkischen Korps facht in den Längenthälern der Herzegowina und in den Wiesengründen und Waldflächen Bosniens den Muth der Christen an; wenige Wochen oder Monate können einen bedeutenden Umschwung herbeiführen, und so gering auch bis jetzt der Brand geblieben ist, kann selbst der Umstand, daß er schon seit zwei Jahren nicht gelöscht werden konnte, zu einer Explosion Anlaß geben. Die europäische Diplomatie hat bisher unablässig sich bemüht, einem Weitergreifen Einhalt zu thun, und die Konsuln von England und Oestreich fahren fort, den Friedensbruch in Serbien zu verhindern; doch die Russen und Franzosen unterstützen nur lau diese Bemühungen, denn es liegt in ihrem Interesse, die Lunte trocken zu erhalten durch die im gegebenen Augenblick der orientalische Krieg entzündet werden kann. Von Montenegro oder Serbien aus kann sich der Aufstand sehr leicht nach Bosnien und selbst nach Bulgarien ausbreiten, auf die Albanesen wird von Griechenland aus eingewirkt, sie sind überdies für Gold immer zu kaufen, und es sind Anzeichen vorhanden, die vermuthen lassen, daß selbst die muselmännischen Beys und Agas in Bosnien und türkisch Kroatien für die große Bewegung gewonnen werden könnten.

Obgleich die türkische Oberherrschaft hauptsächlich im Norden bedroht ist, steht sie auch im Süden nicht fest, denn die Agitation beschränkt sich nicht blos auf die slavischen Völker, sie hat jene christliche Bevölkerung ergriffen, die ihre Führer in den Griechen sieht.

## IV.

Das wichtigste Element jenseits des Balkan ist jedenfalls das griechische, doch da auf den Philhellenenrausch der zwanziger Jahre sehr bald der bayrische Katzenjammer folgte, hat man sich in Europa gewöhnt, den hellenischen Volksstamm vollkommen außer Acht zu lassen und seine nationalen Ansprüche zu verhöhnen. Nachdem man eine Zeit lang für jeden Griechen, wie für einen direkten Nachkommen des Perikles oder Epaminondas, geschwärmt hatte und in dem neuen Königreich die Wiedergeburt des Phidias, Sophokles und Plato erwartete, wurde es später auf Veranlassung des geistreichen Fallmerayer für ein Slavenland gehalten, das natürlich durch die Annahme der griechischen Sprache seinen Grundcharakter nicht geändert hat. Da der Vordersatz dieses Schlusses durch gründliche historische Beweise, deren Authentizität wir durchaus nicht in Zweifel ziehen wollen, belegt worden ist, müssen wir jedenfalls auf den Unterschied aufmerksam machen, der sich zwischen Slaven und Neugriechen offen genug ausspricht.

Die Fehler und Tugenden der slavischen Rasse sind in Deutschland wohlbekannt, es genügt daher hier im Allgemeinen, darauf hinzuweisen, daß der Slave sich vorzugsweise mit Agrikultur und Viehzucht beschäftigt. Die

Digitized by Google

Handwerker, die Kaufleute, die Banquiers, die Rheder sind selbst in slavischen Ländern meistens Fremde, sie bilden den eigentlichen Bürgerstand. Der Slave gehört aufs Land, nicht in die Stadt, denn eine gleichförmige regelmäßige Beschäftigung ist seinem Charakter widerstrebend, die wechselnde Thätigkeit des Landmanns, von Witterungsverhältnissen und dem Kreislauf der Jahreszeiten abhängig, sagt ihm mehr zu. Seine Trägheit macht naturgemäß beim Landbau von Zeit zu Zeit der angestrengtesten Arbeit Platz; er ist schwer an systematische Ordnung zu gewöhnen, doch seine Zähigkeit, seine Genügsamkeit, seine Gutmüthigkeit werden von den Deutschen, die von allen Rassen die systematischste sind, nie hinlänglich gewürdigt. Wir finden bei den Slaven wenig Initiative. Der Erfindungsgeist geht ihnen ab, sie sind nicht einmal geneigt, die Vortheile einer Schulbildung, wo sie ihnen geboten wird, im vollen Maße zu würdigen und zu benutzen. Dagegen ersetzt ihre Fingerfertigkeit und ihr Nachahmungstalent beinahe den Mangel des schöpferischen Genies. Dem Kriege im Grunde abhold, werden sie in stehenden Armeen durch Disziplin, die hauptsächlich ihre passive Widerstandskraft ausbildet, zu tüchtigen Soldaten. Sie hängen mit Vorliebe an ihrer Heimath; der abenteuerliche Wandertrieb, der den Nationen germanischer Abstammung so eigen ist, ergreift nur ausnahmsweise einzelne Individuen; massenhafte Auswanderungen gehören zu den größten Seltenheiten. Auch das Schmuggel- und Räuberwesen ist ihnen fremd, Gewaltthätigkeit gehört nicht zu den Nationalfehlern der Slaven, die sich eigentlich auf Diebstahl und Liebe zum Trunk, zum Spiel, zum Prunk und zur Verschwendung beschränken.

Der Nationalcharakter des Neugriechen, was immer sein Ursprung sei, hat nichts Slavisches an sich; die Agrikultur zieht ihn viel weniger an, als der Handel und die Schifffahrt, die Stadt und das Meer sind sein Gebiet, und eine nimmersatte Geldgier treibt ihn häufig vom väterlichen Heerd. In allen Städten des türkischen Reiches, in allen Häfen des mittelländischen Meeres, auf allen großen europäischen Stapelplätzen finden wir ihn als unternehmenden Kaufmann, der selbst in der City von London und auf der Börse von Manchester sich durch rastlose Thätigkeit und ins Kleinliche gehende Sparsamkeit eine bedeutende Stellung zu schaffen im Stande ist. Wo er sich immer befinde, dürstet er nach Erziehung, die ihn zum leidenschaftlichen Politiker macht; kriegerisch von Natur, zieht er stets den irregulären Dienst vor und sieht daher selbst jetzt noch in jedem Klephten einen Helden und Patrioten. Schnell erfaßt er jede neue Idee, leichtfertig springt er von einer zur anderen, jede mit leidenschaftlicher Zungenfertigkeit vertheidigend; daher er trotz der numerischen Geringfügigkeit seines Stammes doch die Führerrolle im Süden der europäischen Türkei gewann, und selbst bei der hohen Pforte, vom Phanar aus, Einfluß erlangte; trotzdem daß seinen

Digitized by Google

Worten sprichwörtlich wenig zu trauen und sein Türkenhaß bekannt ist, verwenden noch jetzt die Türken ihn häufig zum diplomatischen und Konsulatsdienst.

Alle diese Züge weichen vom slavischen Charakter ab, sie erinnern im Gegentheil noch jetzt an die Griechen des Alterthums; die heutigen Griechen können daher nicht mit demselben Maßstab gemessen werden, wie die Slaven, denen gegenüber sie eine überlegene Rolle spielen. Darum sind sie auch in der Slaven- und Wallachenwelt durchaus nicht populär; jenseits des Balkan, wo sie nur vereinzelt vorkommen, sind sie als Pfaffen, Bischöfe, Kaufleute und Kapitalisten verhaßt, diesseits des Scheidegebirges aber, wo Slaven, Bulgaren und Wallachen keine kompakten Bevölkerungsmassen bilden, wird die geistige Ueberlegenheit des Griechen anerkannt; wie im Alterthum, scheint er bestimmt zu sein, die Bevölkerung von Macedonien und Thracien zu hellenisiren.

## V.

Der größte Fehler, den die europäische Diplomatie in Hinsicht Griechenlands beging, war, daß sie von klassischen Träumen befangen seine Grenzen so enge bestimmte, wie dieselben es in den republikanischen Zeiten vor Philipp und Alexander waren, in der Meinung, die modernen Griechen würden sich mit dem Errungenen begnügen und den engen Peloponnesus, Athen, Böotien, Locris, Aetolien und Akarnanien noch einmal durch ihr Genie verherrlichen. Doch die modernen Griechen kümmern sich wenig um Attika, Lazedämon und Böotien, ihre Traditionen gehen nicht auf Perikles oder Epaminondes zurück, sondern blos auf Konstantinopel und seine orthodoxen Kaiser. Dort, wo Mohamed II. 1453 den Faden ihrer Geschichte mit dem Schwerte zerhieb, wollen sie ihn wieder anknüpfen; es ist das oströmische Reich, nicht die Zeit der glorreichen Republiken, die sie wiederherstellen wollen; sie sind Byzantiner, nicht Hellenen. Sie selbst nennen ihre Sprache die romaische, und das Gebiet, das sie überwiegend bewohnen, heißt bei den Türken von ihnen Rum-ili. So engherzig auch der moderne Grieche aus allen Aemtern die Heterochthonen, d. h. die Griechen des türkischen Gebietes ausschließt, erfüllt ihn doch die Idee des alten Byzantinerreichs, er betrachtet das klassische Athen nur als eine provisorische Hauptstadt, nicht das Parthenon, sondern die Aja Sofia ist sein Stolz, und die Hoffnung, von Konstantinopel aus die ganze orientalische Halbinsel zu beherrschen, ist erst in neuerer Zeit auf die Hälfte reduzirt worden. Als am Anfang der zwanziger Jahre die Verschwörung der Hetäristen die Wiedergeburt Griechenlands sich zum Ziele setzte, hatten die Führer noch keine Ahnung, der Balkan könne ihren Plänen einen Damm setzen. Alexander Ypsilanti wählte die Wallachei zum Kriegsschauplatz gegen die Türken und war nicht wenig erstaunt, zu finden, daß griechische Bischöfe und phanari-

Digitized by Google

otische Hospodars keine Griechenpartei an der Donau gebildet hatten, ja daß das Volk Wladimiresco, dem national-rumänischen Führer, zuströmte. Er entledigte sich dieses Nebenbuhlers in echt orientalischer Weise durch Mord, doch mußte er bald einsehen, die hellenisch-byzantinische Idee habe in den Donaufürstenthümern keine Zukunft. Er büßte seinen Fehler durch eine Niederlage und sein Vertrauen auf Oestreichs Gastfreundschaft durch siebenjährige Gefangenschaft auf der Festung Munkacs, glücklicher noch, als der griechische Nationaldichter Rhigas, der durch die östreichische Regierung an die Türken ausgeliefert wurde, um zum Tode gemartert zu werden. Die ursprünglichen breiten Ideen der Hetäristen wurden durch den langen Kampf nach und nach auf ein bescheideneres Maß zurückgeführt, doch die europäische Diplomatie, die keinen lebensfähigen Organismus zu konstituiren versteht, wenn es ihre Aufgabe ist, mehr zu thun als blos die bestehenden Zustände zu sanktioniren, schnitt den neuen Griechenstaat so enge zu, daß er den Charakter des Provisoriums nicht verlieren konnte. Ungenügend für den Ehrgeiz der Einwohner, zu klein, um auf eigenen Füßen stehen zu können, daher im Voraus allen Intriguen der sich wechselseitig bekämpfenden Gesandten der Großmächte hingegeben, wurde das neue Königreich überdies noch unter die Vormundschaft einer königlich bayrischen Regentschaft gestellt, die durch die komplizirten Formen deutscher Bureaukratie seine primitiven Verhältnisse verwirrte. König Otto war selbst physisch nicht geeignet, Griechenland zu beherrschen, und die unternehmende Königin Amalie konnte trotz aller ihrer Bemühungen nicht populär werden, da sie der Erwartung, dem Lande einen Thronfolger zu geben, nicht entsprach. Unzufriedenheit, Aufstände, Hofintriguen, diplomatische Kabalen und die leichtsinnige Vergeudung des von den Schutzmächten garantirten Anlehens hinderten die Nationalentwickelung und paralysirten den Aufschwung des Königreichs. Aber trotz der Mißstände einer mangelhaften Verwaltung, eines Scheinkonstitutionalismus und ewiger Geldverlegenheiten konsolidirten sich nach und nach die Zustände, eine besser erzogene Generation wuchs auf, doch mit ihr reifte auch die Idee der Nothwendigkeit einer Ausdehnung des Gebietes auf Kosten der Türkei. — Dreißig Jahre der Enttäuschung reichten zwar hin, zu beweisen, daß das slavische und rumänische Element im Norden der Halbinsel griechischen Einflüssen unzugänglich sei, die Griechen mußten sogar sehen, daß das Fürstenthum Serbien, durch seine geographische Lage und politische Stellung weniger begünstigt als Griechenland, größere Fortschritte machte als sie, ja daß die neueste nationale Bewegung der bulgarischen Kirche den letzten Funken jeder Hoffnuug auslöscht, die byzantinische Herrschaft jenseits des Hämus ausdehnen zu können. Vom Kamme des Scheidegebirges aber bis an das Meer hat die griechische Idee keinen anderen Widersacher, als den Islam. Die jüngere Generation sieht dies ein, und es giebt jetzt

Digitized by Google

nur noch einige Greise in Griechenland, die nicht aufgehört haben zu glauben, das Griechenthum könne über Serbien und Rumänien, Bosnien und Bulgarien herrschen, oder wenigstens Souveränitätsrechte ausüben; denn daß die Griechen berufen seien, sehr bald die Türkenherrschaft in Konstantinopel abzulösen, daran zweifelt keine Seele in Griechenland.

## VI.

Jede Kirche geht von dem Grundsatz aus, daß sie die Wahrheit, und zwar die volle Wahrheit enthalte; ihre Diener widersetzen sich daher jeder Modifikation und jeder Fortbildung der Dogmen, und wo dieselbe dennoch stattfindet, wird sie stets den Gläubigen als ein Kommentar, als eine Erklärung der Grundlage ihres positiven Glaubens dargestellt. Kühnere Geister müssen als Häretiker verbrannt, oder aus der Kirchengemeinschaft ausgestoßen werden, um die Glaubenseinheit zu erhalten und die Unabänderlichkeit der Grundlagen der Religion zu beweisen. Doch trotz diesem non possumus der Kirche, das nicht nur in Rom, sondern auch in Genf, in England und bei den Orthodoxen aller Nationen immer wiederkehrt, hat der religiöse Glaube im Westen sich nach und nach fortwährend modifizirt. Die römische Kirche hat in den verschiedenen Klosterordensregeln verschiedenen Anschauungsweisen ihre Sanktion gegeben; im Protestantismus mehren sich die Sekten, und die Philosophie behauptet überall ihr Recht, das Verhältniß zwischen dem Sinnlichen und Uebersinnlichen zu erklären, zu bezweifeln oder zu leugnen. Nach und nach hat der Staat sich von der Kirche getrennt, und die Gesetzgebung sowohl, als die Nationalökonomie nahmen im Allgemeinen keine übergroße Rücksicht auf Bibelsprüche und Konzilbeschlüsse. Anders stellt sich aber dieses Verhältniß im Orient, der der geistigen Bewegung des Westens fremd geblieben ist, wo das Religionsbuch auch die Civilgesetze enthält und der Priester zugleich Richter und Rechtsgelehrter, ja der politische Vorstand der Bevölkerung ist. Der Osten ist noch immer die Heimath der Theokratie, die den politischen Ideen keine Ausbildung gönnt, die Kirche geht im Staat oder der Staat in der Kirche auf, der Stillstand wird zur Regel, eine Reform selbst auf politischem Gebiet ist nur dann möglich, wenn der Herrscher durch seine gewaltige Persönlichkeit entweder als Prophet auftritt oder doch dem Volke als eine Manifestation der Gottheit erscheint, wie Peter I. in Rußland und selbst der verstorbene Czar Nikolaus. Dieser mumienartige Zustand der religiösen Idee charakterisirt nicht nur die orthodoxe Kirche, sondern auch den Islam, die Unduldsamkeit ist beiden gemein, die Abwesenheit des Sektenwesens zeugt von ihrer Unfruchtbarkeit, das Mönchswesen, das sich bei beiden vorfindet, basirt sich nicht auf dialektische Feinheiten oder Verschiedenheiten philosophischer Anschauungen, sondern ausschließlich auf eine mehr oder minder strenge Aszetik,

Digitized by Google

es ist einförmig, seine Regel in allen Klöstern den Grundzügen nach dieselbe. Da aber diese zwei Formen des Glaubens, beide zäh und unabänderlich, sich im direktesten Gegensatz gegen einander befinden, um so mehr, als beide mit der Idee der Nationalität vollkommen verwachsen sind, können sie kaum gleichberechtigt neben einander stehen. Trotz aller Hattiscrifs unterdrückt der Türke den Christen und giebt seine soziale Gleichheit nicht zu, doch wo der Orthodoxe die Oberhand erhält, vertreibt er den Türken, wie es in Serbien und Griechenland geschah. Sie schimpfen sich gegenseitig Ungläubige, und wenn es zwischen ihnen zum Konflikte kömmt, wird er gleich zu einem Ausrottungskampf. Bis zum Beginn unseres Jahrhunderts war freilich die türkische Macht so überwiegend, daß die Rajahs kaum eine Hoffnung oder Befreiung nähren konnten, doch seit der erfolgreichen Erhebung Serbiens und dem griechischen Freiheitskampf hat der Türke sein Selbstvertrauen verloren, er sieht es, daß die alten Institutionen nicht hinreichten, die Integrität des Reichs zu wahren, der Sultan und seine Paschahs konnten sich dem freieren Geiste der europäischen Kultur nicht länger entziehen. Uneinig mit sich selbst, in ihrem Glauben an den Koran erschüttert, beschlossen sie die Civilisation des Westens anzunehmen, um ihr Reich zu verjüngen. Sie zogen enge Hosen und geschmacklose Röcke an, tranken französischen Champagner und Branntwein, centralisirten die Administration, führten die Konskription und das preußische Exerzierreglement ein, machten Papiergeld wie die Oestreicher und erschienen auf den Geldmärkten Europas, um Staatsschulden zu kontrahiren. Doch die europäische Kleidung zeigt nur um so auffallender, wie die Türken im Laufe der Jahrhunderte selbst physisch entartet sind; die Konskription, die sich blos auf die mohamedanische Bevölkerung ausdehnt, verhindert die Vermehrung der türkischen Bevölkerung; die Unterdrückung der Territorialaristokratie führt dazu, daß jede Bedrückung direkt dem Sultan zugeschrieben wird, und die Staatsschulden bringen die Finanzverwaltung direkt unter eine Bevormundung europäischer Kommissare. Das Nationalgefühl wurde gebrochen, und obgleich sich die Tapferkeit des türkischen Heeres im russischen Kriege hinlänglich bewährte und die Hülfe Englands und Frankreichs den russischen Eroberungsgelüsten eine Schranke setzte, konnte die Türkei dennoch nicht erstarken, ihre Herrschaft geht zu Ende. Der Mangel an Selbstgefühl bei den Türken spornt aber den Slaven im Norden und den Griechen im Süden an, den Freiheitskampf nochmals aufzunehmen und der Entscheidung entgegen zu führen.

## VII.

So wie im Norden des Balkans trotz aller kroatischen und montenegrinischen Velleitäten die Führerschaft der slavischen Bewegung dem Fürstenthum Serbien rechtmäßig zufällt, gehört sie im Süden des Gebirges un-

Digitized by Google

zweifelhaft dem Königreich Griechenland. In beiden Ländern ist die Bevölkerung bereit, die Gefahren und die Verantwortlichkeit dieser Hegemonie zu übernehmen, doch während Fürst Michael Obrenovich III. und sein kluger Minister, der Montenegriner Garaschanin, alle Vorkehrungen zum Kampfe treffen und sich an die Spitze des Volkes stellen, verstand König Otto sammt seinen bisherigen Rathgebern den Willen und die Aufgabe seines Volkes nie. Er hätte es gleich einsehen sollen, sein Thron sei durchaus nicht der eines kleinen deutschen Fürsten, der gemüthlich im Kreise seiner angestammten Unterthanen seines Daseins genießt und nur darauf zu achten hat, daß er den allzuharten Druck verhindere und die Konstitutionsspielerei nicht durch zu strenge Polizeimaßregelung störe; er fühlte es nicht, er sei berufen, sämmtliche Ressourcen seines kleinen Landes auf das Gewissenhafteste zu verwerthen, um wie Viktor Emmanuel und Cavour im gegebenen Augenblick einen großen Streich führen zu können, die engen Grenzen des Landes auszudehnen und das Nationalgefühl zu befriedigen. Hätte er von vornherein diese Politik angenommen, dann hätte er sich und seinem Lande eine Reihe von Aufständen erspart und könnte auf die Anhänglichkeit und das Vertrauen der Griechen in der ganzen europäischen Türkei zählen; doch er zog es vor, sich zum Nachtheil der Würde seiner Krone zu jedem Schritt in dieser Richtung durch Meutereien und Straßenaufstände zwingen zu lassen. Er nützte das Ansehen der Regierung ab, blos um willfährige Kammern zu erhalten, die dann die öffentliche Meinung des Landes durchaus nicht repräsentirten, und sich mit einem Ministerium zu umgeben, das im Augenblicke der Noth den Kopf verlor. Wer sollte sich dann wundern, daß endlich eine Katastrophe eintrat, bei der ein Militäraufstand sich der ersten Festung des Landes bemächtigte und selbst nach der Kapitulation den König in die Nothwendigkeit versetzte, sein Ministerium zu ändern und die Bevölkerung zu bewaffnen. Fürst Michael von Serbien verstand die Zeichen der Zeit besser und wartete nicht erst auf einen Aufstand, um sein Volk militärisch zu organisiren und alle jene Vorbereitungen zu treffen, die das Herannahen eines Kampfes verkünden. Bis jetzt waren es nur die Bemühungen der Diplomatie, die den Friedensbruch verhinderten, denn England, Oestreich und Frankreich waren einstimmig im Abrathen provozirender Schritte, doch wenn einmal die längst im Werke stehende Verständigung Rußlands und Frankreichs zu Stande kömmt, tritt auch die orientalische Frage nochmals in den Vordergrund. Und wie lange kann es noch dauern, daß die Regierungen Rußlands und Frankreichs, deren Interessen dieselben sind, durch Prinzipienfragen getrennt bleiben? Vielleicht ist schon jetzt der Vertrag geschlossen, der die beiderseitige Thätigkeit der zwei großen Militärmächte Europas im Donaubecken oder am ionischen Meere feststellt und die Rolle der Slaven und Griechen näher bestimmt und imperialistisch regelt? Freilich wäre es



Digitized by Google

erwünſchter, wenn Serbien und Griechenland ſelbſt im Stande geweſen wären, den Kampf durchzuführen, um fremden Einflüſſen zu entgehen. Doch die dunklen Kabalen der Diplomatie und der Mangel an Entſchloſſenheit im entſcheidenden Augenblicke bei dem italieniſchen Miniſterium machten es der Partei der That unmöglich, dem Aufſtande von Nauplia zu Hülfe zu eilen. Die Aufgabe der Revolution könnte daher jetzt leicht in die Hände der zwei großen Kaiſerreiche fallen und die Bewegung in der orientaliſchen Halbinſel einen czariſch-imperialiſtiſchen Charakter erhalten. In Bosnien und Bulgarien, in Theſſalien und Macedonien frägt man nicht viel darnach, ob der Führer, der das Kreuz gegen den Halbmond erhebt, Garibaldi, Napoleon oder Alexander heiße, man denkt an den Kampf, nicht an den Führer, denn die Frage der definitiven Organiſation iſt ja vertagt bis zum Morgen nach dem Siege, und wer iſt vermeſſen genug, beſtimmen zu wollen, wann dieſer Morgen dämmert?

Turin, 6. Juni 1862.

Digitized by Google

# Das nordamerikanische Heimstättegesetz.

Von Dr. E. Wiß.

Jedem, der die Entwickelung des altrömischen Reiches, das an der Ländergier, der Hab- und Herrschsucht seiner Aristokratie unterging, mit der Geschichte der Vereinigten Staaten seit der Unabhängigkeitserklärung vergleicht, drängt sich die Ueberzeugung auf, daß die Vereinigten Staaten ohne die gleichzeitige Aufhebung der Sklaverei und die Beschaffung freier Heimstätten für die freie Arbeit dem gleichen Schicksal wie Rom verfallen würden. Denn man täusche sich nicht über den scheinbaren idyllischen Frieden republikanischer Freiheit in den ersten Jahrzehnten jener Geschichte. Schon im Beginn derselben waren die Wurzeln des heutigen riesenhaften und blutigen Verraths gelegt; und die Väter der Republik trauten mit sentimentaler Leichtgläubigkeit der sittlichen Doktrin der Freiheit mehr faktische staatliche Gewalt zu, als den mächtigen, auf Gewaltthat gegen die Menschheit basirten, materiellen Interessen. Die südliche Pflanzerschaft war von Anfang an „der Pfahl im Fleisch der Republik"; die leitenden Grundsätze der Aristokratie von Südcarolina waren schon damals, wie sie Stephens als Vizepräsident der sogenannten konföderirten Staaten frech und schamlos am hellen Tageslichte des Jahrhunderts der Aufklärung ausgesprochen hat:

„Die Grundlagen des neuen Gouvernements sind auf die große Wahrheit gegründet, daß Sklaverei, Unterwerfung unter die höhere Race die natürliche und moralische Bedingung des Negers ist; es ist das erste Gouvernement in der Geschichte, basirt auf diese große physiologische, physische und moralische Wahrheit. Der Stein, den die Bauleute verwarfen, ist der Eckstein des neuen Gebäudes geworden." — —

Südcarolina wollte von vornherein die Unabhängigkeitserklärung nicht unterschreiben. Nach vielem Drängen geschah es in formeller Weise, mit Widerwillen und während gleichzeitiger Unterhandlungen mit den englischen Generälen. Von vornherein protestirte es gegen die Konstitution und verband sich zu diesem Zwecke mit Georgia und Nordcarolina. Mit unverzeiblicher Schwäche gaben die Väter der Republik nach, gaben dem Sklaven



Digitized by Google

handel für zwanzig Jahre gesetzliches Recht und sicherten den Territorien Nordcarolinas und Georgias, den heutigen Staaten Tenessee, Mississippi und Alabama das rechtliche Bestehen der Sklaverei zu. Schon 1776 schreibt J. Adams an Gates: „Bei alledem entspringt all unser Unglück aus Einer Quelle, dem Widerstand der südlichen Kolonieen gegen unsere republikanische Regierung". Dieser Widerstand einer südlichen Aristokratie gegen die republikanischen Institutionen war um so mächtiger, als diese Aristokratie kein Vorrecht der Geburt kannte, sondern auf großen Grundbesitz mit Sklaverei basirt war und in der Produktion der Baumwolle den ganzen Welthandel an das Interesse ihres Bestehens band. Die jährliche Auswanderung von Nordländern, selbst Massachussetsbewohnern nach den südlichen Staaten, die sich zu Tausenden belief, zeigt zur Genüge, daß hier nicht der ruhige Erbbesitz eines eingesessenen Adels, sondern die Exploitirung eines großen Agrikulturinteresses ins Spiel kam. Diese Yankees haßten in ihrem Herzen die Sklaverei; die unwiderstehliche Liebe zum Geld vermochte sie aber doch, nach dem Süden zu gehen, Pflanzungen zu kaufen oder zu pachten, mit Sklaven zu arbeiten und wenn sie wohlhabend oder reich geworden waren, die freie Luft ihrer Heimath wieder aufzusuchen. Aber die Insassen des Südens bildeten die mächtigste politische Partei. F. Blair hat Recht zu sagen, die Rebellion beruhe nicht so sehr auf den Sklavenhaltern selbst, als auf den Politikern der Sklaverei und dem Haß der weißen besitzlosen Masse des Südens gegen die Schwarzen und ihre Gleichberechtigung. Die ökonomische Nothwendigkeit kam der Politik zu Statten. Die Südstaaten waren allein im Stande, die ganze Welt mit Baumwolle zu versorgen. Aber die Produktion derselben war nicht auf gesunde Prinzipien des Feldbaus, sondern auf Raubbau, nicht auf intelligente Arbeit, sondern auf Sklavenarbeit, nicht auf die Qualität, sondern auf die Quantität basirt. Es ist Thatsache, daß Deutsche in Texas mit freier Arbeit eine Baumwolle produzirten, welche dreißig Prozent mehr in Rücksicht ihrer Güte auf dem Markte einbrachte. Jener Raubbau aber, der große Massen produzirte, legte das fruchtbarste Land in fünf bis sechs Jahren brach. So waren die Südländer auf Länderverschlingen angewiesen; sie mußten immer neues, fruchtbares Land haben, sie brauchten billige Sklaven und eine Regierung, welche die Ländereien der Union der Sklaverei überantwortete und den Sklavenhandel wenn nicht erlaubte, doch duldete. Bei dem ganzen Kampf dieser südlichen Staatsmänner gegen die Ansprüche des Nordens auf die Ländereien im Interesse der freien Arbeit war die Lostrennung des Südens und die Bildung einer eigenen Regierung der fortwährende Hintergedanke, das eigentliche Ziel. Die Staatsrechtslehre Calhouns, des Staatsphilosophen der Sklavenhalter, behauptete mit der Kraft emphatischer Wiederholung stets das Recht der einzelnen Staaten, aus der Union zu treten, und daß es nicht längst in größerem Maß-

Digitized by Google

stabe versucht wurde, lag nur an der Nachgiebigkeit des Nordens. Die Ordonnanz der Freiheit von 1787, die alle unbesetzten Gebiete der Union der Sklaverei verschloß, war längst außer Kraft gesetzt; die Unionsregierung hatte zweihundert Millionen Dollars für den Krieg mit Mexiko verwandt und den Sklavenhaltern das große Gebiet von Texas erobert; dazu hatten sie Louisiana, Mississippi, Alabama, Tenessee, Florida, Arkansas gewonnen; an zwanzig Millionen kostete jährlich die Verwaltung der südlichen Staaten, unzählige Millionen ihre Festungen. Trotzdem erhoben sie sich 1820 bei der Frage der Zulassung Missouris wie Ein Mann und erlangten erst mit dem Missouri-Kompromiß alle Ländereien und so auch Missouri unterhalb des 36. Breitengrades, der „Dixonlinie" für die Sklaverei, und dann 1850 selbst das nördliche Missourien, das, wie der Keil einer Schlachtordnung, bereits in die nordwestlichen Gebiete der freien Arbeit eindrang. Diese fortlaufenden Eroberungen hinderten aber Südcarolina nicht, 1830 unter dem Vorgehen Calhouns und dem Vorwande des Tarifs die Lostrennung des Staates zu versuchen. Aber sie begegneten der ehernen Römerstirne des Präsidenten Jackson, der Calhoun bedeutete, daß er eher im Gefängniß als Verräther sitzen würde, ehe er Zeit hätte, im Senate seinen Antrag zu stellen. Die leichte Unterdrückung des Aufstandes durch ein paar Kriegsschiffe im Hafen von Charleston zeigen, wie leicht es Buchanan gewesen wäre, den jetzigen furchtbaren Krieg zu verhüten. Jackson täuschte sich über den Vorwand Südcarolinas nicht, er wußte sehr gut, daß die Verschwörung einen eigenen Staat anstrebte und sagte prophetisch den heutigen Kampf voraus. Am 1. Mai 1833 schreibt er: „Der Tarif ist blos ein Vorwand; die Auflösung der Union und eine südliche Konföderation der wahre Zweck. Der nächste Vorwand wird die Neger- oder Sklavenfrage sein". Und nun lese man dagegen die Erklärung, welche 1861 Rhett, ein Mitglied der alten Verschwörerfamilie, in der Konvention gab, welche vor dem Beginne des schwebenden Krieges die Ausscheidung Südcarolinas dekretirte:

„Die Wahl Lincolns und die Nichtausführung des Sklavenfanggesetzes haben Nichts verschuldet. Es ist eine Sache, welche sich seit dreißig Jahren aufgehäuft und in diesem Zweck gegipfelt hat."

In der That: War mit der schändlichen Nebraskabill des Demagogen Douglas die Entscheidung, ob ein neuer Staat der Sklaverei oder der freien Arbeit gehören solle, von einem Kampfe mit Revolvern und Bowiemessern zwischen Sklavereipartisanen und Freistaatleuten in den Territorien abhängig gemacht und aus den Händen des Kongresses gerissen, so war mit der Wahl Lincolns nur der Unterschied gewonnen, daß die Räuberhorden der Sklavenhalter nicht mehr von Vereinigten-Staaten Truppen unterstützt wurden, wie unter Pierce und Buchanan; im Kongreß waren die Stim-

Digitized by Google

men gleich für beide Parteien, im Senate eine Majorität für die Sklavenhalter.

War im alten Rom durch die Licinischen und Hortensischen Gesetze und durch die mächtige Demokratie der Volkstribunen der große grundbesitzende Adel mehr auf die Macht der ökonomischen Vortheile beschränkt, so gab in den Vereinigten Staaten das Gesetz, daß Dreifünftel der Sklaven als Stimmen für einen Sitz im Senate, also für die Vertretung eines ganzen Staates zählten und das durch den Verrath Websters durchgesetzte Sklavenfanggesetz den südlichen Sklavenhaltern nicht nur die politische nationale Allgewalt, sondern auch eine gefährliche Polizeigewalt über die ganze Union in die Hände. Die freien Bürger konnten vom Sheriff der Vereinigten Staaten jederzeit zu Polizeibütteln erniedrigt und auf ihrem freien Boden zur Menschenjagd gezwungen werden. Vom Golf von Mexiko bis zur canadischen Grenze wurde kein Nachtwächter angestellt, der nicht auf die nationale Wohlfahrt der Sklaverei schwur.

Um das Bild der parallelen Entwickelung des alten Roms und der Vereinigten Staaten zu vervollständigen, so spielten die großen Kapitalisten des Nordens hier dieselbe Rolle, wie die Domänenpächter Roms. Die Wallstreet in Newyork war die große Wechsel-, Vorschuß- und Hypothekenbank der Baumwollenpflanzer, dort waren ihre politischen Drahtzieher. Die großen Kapitalisten des Nordens waren die Käufer und Spekulanten der Ländereien der Regierung und beuteten, wie wir später sehen werden, den Schweiß der freien Arbeit aus. Bei der Wahl Lincolns, wo es hauptsächlich auf den Staat Newyork ankam, war dies recht augenscheinlich. Eine Korruption, wie sie ihr Gegenbild nur in Rom zur Zeit des Krieges mit Jugurtha hatte, vereinigt alle, selbst todtfeindliche Parteien im Namen der Pflanzeraristokratie und des großen Kapitals gegen die Sache der freien Arbeit. Die Stadt Newyork hatte 80,000 Stimmen Majorität gegen Lincoln. Aber in den Landbezirken schlug die Korruption fehl; dort unter der unabhängigen Landbevölkerung war die Volkskraft erwacht, der herakleische Geist gegen die vielköpfige lernäische Schlange des Verraths und rettete die Sache der freien Arbeit.

Sehen wir uns das großartige Objekt der freien Arbeit in den Vereinigten Staaten näher an und folgen wir dabei der Darstellung A. Grow's, des Begründers der Heimstättebill, nach seiner am 29. Februar 1860 im Kongreß gehaltenen Rede.

Die Kolonieen hatten nach der Beendigung der Revolution Ansprüche auf Ländereien, die vom Missisippi bis an die Grenzen von Canada reichten und von der englischen Krone garantirt waren, eine endlose Wildniß von 220 Millionen Acker. Von den Delegirten von Maryland wurde 1779 im Kongreß beantragt, daß diese Ansprüche Gesammteigenthum der Ver-

Digitized by Google

einigten Staaten werden sollten. Der Antrag lautete: „Daß ein Land, un, besetzt im Anfang des Krieges, beansprucht und im Vertrag von Paris erlangt durch die brittische Krone, das mit Gut und Blut der dreizehn Staaten dem gemeinsamen Feinde aus den Händen gerungen worden ist, auch als gemeinsames Eigenthum betrachtet und vom Kongreß in geeignete, freie und unabhängige Staaten getheilt werden solle auf einem Wege und zu solchen Zeiten, wie es die Weisheit dieser Versammlung in Zukunft bestimmen werde."

Nach langen Streitigkeiten und Diskussionen in den verschiedenen Kolonieen erklärte der Kongreß am 10. Oktober 1780, „daß alles noch nicht in Besitz genommene Land, das der Föderalunion durch einen einzelnen Staat übertragen und überlassen werde, zum allgemeinen Vortheil der Vereinigten Staaten veräußert und besiegelt und zu bestimmten republikanischen Staaten herangebildet werden solle. Diese neuen Staaten sollen dann Glieder der Bundesunion werden und dieselben Souveränetätsrechte, dieselbe Freiheit und Unabhängigkeit genießen, wie die anderen Staaten."

Auf diese gesetzlichen Bestimmungen des Kongresses hin übertrugen die Staaten Newyork, Virginia, Massachussets, Connecticut, Nordcarolina, Südcarolina und Georgia alle Ansprüche, Besitztitel und Rechtsame, die sie auf die unbedeutenden Ländereien außerhalb ihres Staatsgebietes hatten, den Vereinigten Staaten, alle außer Georgia und Nordcarolina, ohne ihren Schenkungen andere, als die gesetzlichen Bedingungen des Kongresses beizufügen. Die Verwahrung in den Schenkungen von Georgia und Nordcarolina beschränkte den Kongreß nicht im Rechte der Veräußerung des Landes, sondern nur in der Befugniß, in diesen Territorien, Tenessee, Mississippi, Alabama, die Einführung der Sklaverei zu verhindern. Alles dies Land fiel also zum Zweck der Veräußerung, Ansiedelung und Staatenbildung der Union als Schenkung zu. Dazu kam noch durch Kauf von Frankreich Louisiana, von Spanien Florida, von Mexiko Utah, Neumexiko und Kalifornien, ein neuer Zuwachs von über 1200 Millionen Acker Land. Dies Alles zusammen beträgt nach der Rechnung des Landamtskommissärs, ungerechnet die Wasserstrecken, 1450 Millionen Acker öffentlicher Ländereien. Davon wurden 147,088,244 Acker bis zum 30. September 1859 verkauft und als Belohnungen und Schenkungen für Personen, Körperschaften, Schulen, Gesellschaften und Staaten 241,770,052 Acker bis zum 30. Juni 1857 fortgegeben. Am 30. September 1859 standen also der Regierung noch 1,061,141,675 Acker öffentlichen Landes zur Verfügung.

Die Frage entstand nun, welche Verfügung über das ungeheure Erbtheil getroffen werden solle. Dreimal schon innerhalb sieben Jahren hatte ein Heimstättegesetz das Haus des Kongresses passirt und war stets im Senat von einer Majorität der Sklavenhalterpartei niedergestimmt und ver-

Digitized by Google

nichtet worden. In beiden Häusern aber standen die Republikaner ein für die große centrale Idee unseres Staatslebens, für die Rechte und Interessen der freien Arbeit.

Nichts kann die innerliche Wechselbedingung der Sklavereifrage und der Gewährung freier Heimstätten für neue Ansiedler schärfer bezeichnen, als diese Abstimmungen. Hier liegt aber auch das große mächtige Interesse der Völker Europas, namentlich des deutschen Volkes, die jährlich Millionen neuer Ansiedler in friedlicher Völkerwanderung aus ihrer Mitte scheiden und nach dem großen weiten Westen der Union ziehen sehen.

Im Jahre 1860 brachte Grow von Pensylvanien, ein einfacher schlichter Mann, aber tiefdenkender Politiker, finster und unzugänglich in der Gesellschaft, eher das Bild eines deutschen Gelehrten, als eines immer fertigen Amerikaners, aber voll glühender Liebe für sein Vaterland, folgendes Heimstättegesetz im Hause des Kongresses ein:

1) Es sei beschlossen durch den Senat und das Haus der Repräsentanten der Vereinigten Staaten, daß jede Person, welche das Haupt einer Familie ist oder das Alter von einundzwanzig Jahren erreicht hat, das Bürgerrecht besitzt, oder die Absicht, es zu erlangen, gemäß der Naturalisiationsakte erklärt hat, eine Viertel-Sektion (160 Acker) unbesetzten öffentlichen Landes in zusammenhängender Strecke frei von Kosten antreten könne.

2) Daß die sich meldende Person (Mann oder Frau) bei der Registratur der Landoffize die obigen berechtigenden Eigenschaften bescheinigen und sich verpflichten, nur zum eigenen Vortheil und Nutzen dieses Land anzutreten, und dann das Recht haben soll, eine solche Sektion Landes nach dessen Vermessung in Besitz zu nehmen; daß aber vom Staate erst nach fünf Jahren unter Einzahlung von zehn Dollars Vermessungsgebühr dieser Person oder, im Falle ihres Todes, ihrem Wittwer oder Wittwe, oder gesetzlichen Erben oder zu Erben Eingesetzten der Besitztitel ertheilt werden soll, vorausgesetzt, daß durch zwei glaubwürdige Zeugen der Beweis geliefert ist, daß er, sie oder dieselben ununterbrochen während dieser fünf Jahre dieses Land bewohnt und kultivirt, dasselbe noch bewohnen und Nichts davon veräußert haben; daß im Falle des Todes von Vater und Mutter mit Zurücklassung eines oder mehrerer minderjähriger Kinder diesen die Rechte und Einkommen dieses Landes zufallen sollen und innerhalb zweier Jahre nach dem Tode der Eltern das besagte Land durch gesetzliche Administratoren oder Vormünder zu ihrem ausschließlichen Vortheil soll verkauft werden können.

Wir haben hier in Kürze den Hauptinhalt des Gesetzes gegeben, die übrigen Bestimmungen betreffen die Regiſtratur, den Verlust des Besitztitels durch einhalbjährige Abwesenheit des Ansiedlers von seinem Lande und die Freiheit dieses Landes von allen Schulden vor der Erwerbung des Besitztitels.

Digitized by Google

Es ist offenbar, daß dieses herrliche Gesetz die Bildung freier Heimstätten für wirkliche Ansiedler bezweckt. Während die Römer nicht einmal den italischen Bürgern und den Bürgern der eroberten Länder das Römische Bürgerrecht ertheilen wollten, wird hier jedem armen Einwanderer, welcher Nation und welchen Glaubens er auch sei, sobald er erklärt hat, Bürger werden zu wollen, ein Landbesitz zum kostenfreien Eigenthum gegeben, der ihm eine freie und sorglose Existenz sichert und schon für seine nächsten Nachkommen eine Quelle der Wohlhabenheit werden kann. Freilich gilt dies nur für den starken Arm, den redlichen Fleiß, den ausdauernden Muth. Aber wie viele Tausende von Einwanderern, die diese Eigenschaften hatten, sind nicht der Ausbeutung der Landspekulation zum Opfer verfallen oder sahen, unfähig, ihr Land zu bezahlen, es mit dem jahrelang darauf verwendeten Fleiß und Schweiß unter dem Hammer des Gläubigers verschwinden, und mußten arm und kraftgebrochen in die weite Wildniß wandern. Im Sande der westlichen Prärien liegen furchtbare Schicksale fremder, zumal deutscher Auswanderer begraben; vergessen von ihrer alten Heimath, fanden sie in der neuen Niemand, der ihnen eine hülfreiche Hand gereicht hätte; ja die Sklavenhalter-Regierung jenes Landes, das sie mit ihrem Schweiß befruchteten, überantwortete sie noch der Ausbeutung und dem gefühllosen Interesse des großen Kapitals, oder verfuhr wohl selbst mit noch härterer Grausamkeit. Buchanan hat noch ganz kürzlich mitten im Winter Tausende von Ansiedlern in Kansas von ihren Heimathstätten gejagt, weil sie zum bestimmten Termin in Folge von Mißernten das Land nicht bezahlen konnten. Wie Wild, das der Hunger in die Wohnungen der Menschen treibt, kamen diese armen Pioniere in den Städten von Kansas an und würden nur durch die Kollekten der Republikaner vom Hungertode gerettet. Mit der Annahme der Heimstättebill, die kürzlich in beiden Häusern erfolgt und vom Präsidenten bestätigt ist, wird Alles dies aufhören und die freie Arbeit zu Besitz gelangen.

Lassen wir in Betreff der politischen Bedeutung Grow selbst sprechen: „Die Politik, welche bisher bei der Veräußerung der öffentlichen Ländereien beobachtet wurde, gab dem Präsidenten das Recht, ein beliebiges oder auch das ganze Areal öffentlichen Landes vermessen und durch öffentliche Bekanntmachung zum Verkauf ausbieten zu lassen. Jede Person, die sich auf einem so ausgebotenen Land niedergelassen, muß es vor dem Verkaufstage bezahlen, oder es wird irgend einem Bieter für Doll. 1 Ct. 25 (ungefähr 1 Thlr. 21 Sgr., 3 Guld. 8 Kr.) per Acker verkauft. Am Verkaufstage kann Jemand zu diesem Preise so viel Land kaufen, als er will, wenn darauf kein Vorkaufsrecht[1]) ruht, — was aber für eine längere Zeit als

[1]) Es wird viel vom right of squatters gesprochen und geschrieben, das heißt vom Recht des Eigenthums auf unbesetztes Land, das eine Person haben soll, die fünfzehn

Digitized by Google

zehn Jahre vom Präsidenten nicht verkauft worden ist, sogar zu noch geringerem, der Länge der Zeit entsprechendem Preise. So konnte unter der bestehenden Politik dem Landmonopol keine Schranke gesetzt werden. Die Rothschild's, die Baring's oder irgend einer der Weltmillionäre konnten so Eigenthümer unzähliger Acker unserer öffentlichen Domäne werden, um sie an wirkliche Ansiedler wieder zu verkaufen, oder sie als Anlage für künstliche Spekulationen zu erhalten. Der Kongreß als Anwalt des ganzen Volkes ist durch die Bedingungen der Landschenkungen, welche die Staaten der Union gemacht haben, und durch die Konstitution mit der einzigen vertrauensvollen Gewalt bekleidet, diese Ländereien zu veräußern. Es ist seine Pflicht, diese Gewalt in einer Weise zu üben, welche die Größe und den Ruhm der Republik am besten fördert. Und wie könnte dies besser geschehen, als durch eine Politik, welche begrenzte Stücke dieser Ländereien dem wirklichen Anbauer zu den allergeringsten Kosten sichert, und so die Uebel verhütet, welche das System des Landmonopols mit sich führt, der tödtlichste Fluch, der je die Energie einer Nation niedergehalten und den Arm des Fleißes gelähmt hat. Es bedarf keiner langen Erörterungen, um diese Uebel abzubilden; ihre Geschichte ist in der alten Welt in Seufzern und Thränen niedergeschrieben; unter ihren Einflüssen sehen wir die stolzesten und glänzendsten Aristokratien an der Seite des niedrigsten und verworfensten Volkes, ungeheure Landgüter mit Hecken zum Jagdgrund umzäunt, und dicht am Zaune Menschen, welche Hungers sterben, weil ihnen ein Fleck Landes zum Bebauen fehlt. Unter ihren fluchwürdigen Einflüssen schreitet der Fleiß in Lumpen und die Ausdauer in Verzweiflung einher. Das sind die Früchte des Landmonopols in der alten Welt; sollen wir dulden, daß ihre Saat im jungfräulichen Boden unserer Union wuchere? Unser bisheriges System war gleichen Uebeln, wenn auch nicht so großen, ausgesetzt. Von 388,858,325 Acker Land, welche der Staat bis zum 30. September 1859 verkauft hat, wurden 147,088,273 gegen baar verkauft, und 241,777,052 Acker einzelnen Individuen, Körperschaften und Staaten als Landschenkungen übermacht. Die Netto-Einnahme für den Verkauf der öffentlichen Ländereien nach Abzug aller Verwaltungskosten beträgt für die Staatskasse bis zum 30. September 1859 Doll. 88,625,625. Es bleiben 136,970,941 Acker, die ver-

---

Jahre lang sich dort niedergelassen hat. Dies Recht mag theils durch Gebrauch, theils durch Gesetze einzelner Staaten für deren spezielle Ländereien Geltung haben; ist auch faktisch in manchen Gebieten, wie in Arkansas, anerkannt. In Betreff der öffentlichen Ländereien gilt als Bundesgesetz nur das Recht des Vorkaufs, das solche Personen haben, die sich auf den öffentlichen Ländereien der Union vor deren Verkauf niedergelassen haben, und hier ist der „Akt für das Vorkaufsrecht vom 29. Mai 1830" maßgebend. Ich habe die umfangreichen Gesetzsammlungen über öffentliche Ländereien durchgesehen, von einem bundesgesetzlichen Squatterrecht aber Nichts finden können.

Digitized by Google

messen, aber noch nicht verkauft sind und von welchen 80,000,000 dem Privatankauf offen stehen."

„Von den 147,088,273 Ackern, welche die Regierung verkauft hat, sind wahrscheinlich nicht mehr, als die Hälfte von wirklichen Ansiedlern zu Regierungspreisen gekauft worden. Die andere Hälfte, können wir annehmen, kosten den Ansiedlern durchschnittlich wenigstens Doll. 4 per Acker über den Regierungspreis. Diese hätten also für 73,544,136 Acker, der Hälfte der Masse, welche die Regierung verkauft hat, Doll. 294,176,044 bezahlen müssen. Für das Land der Landschenkungen an Individuen, Körperschaften und Staaten im Betrag von 241,770,052 Acker mit Einschluß der 70,000,000 Acker Schenkungen für Schulzwecke und 50,000,000 für Eisenbahnen und innere Verbesserungen muß der Ansiedler durchschnittlich Doll. 5 mehr als den Regierungspreis für den Acker bezahlen, was eine Summe von Doll. 1,208,850,260 ergiebt."

„Der wirkliche Ansiedler hat also der Regierung und den Spekulanten für diese Ländereien nach der vorangehenden Schätzung Doll. 1,683,646,442. 90 zu bezahlen, von welchen nur Doll. 88,625,625. 90 als Netto-Einnahme der Schatzkammer der Vereinigten Staaten zufallen, während der Rest in die Taschen der Spekulanten fällt. Durch die bisher bestehende Politik in Betreff der Ländereien hat es also die Regierung dahin gebracht, daß Eine Milliarde und siebenhundert Millionen Dollars vom Verdienst ihrer hart arbeitenden Pioniere abgezogen wurden, und dies blos für das Recht, ein dem Menschen von Gott gegebenes Erbtheil anzutreten. Diese furchtbare Summe wurde den Söhnen der Arbeit entzogen, ohne ihnen eine andere Entschädigung dafür zu gewähren, als die Erlaubniß vom Staate, eine Wildniß zu besiedeln, auf deren Kultur noch nicht Ein Tag oder Eine Stunde menschlicher Arbeit verwandt worden war, um den Zustand zu ändern, indem sie der Gott der Natur gegeben hat. Warum soll eine Regierung Hand anlegen an ein göttliches Erbgut des Menschen, um es zu einer Quelle des Einkommens zu machen? Die Erde wurde für die ganze menschliche Familie geschaffen und zu ihrem Wohnsitz auf der Pilgrimschaft ihres Lebens bestimmt, und von der Stunde des ersten Fluches an, „im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen", war der Mensch gezwungen, den Boden zu bebauen, um für sich und sein Geschlecht Obdach, Nahrung und Wohlfahrt zu schaffen. Warum darf eine Regierung ihm das Recht aus den Händen ringen, die arbeitsame Hand an ein Stück der Erdoberfläche zu legen, wo er es zu seinem Unterhalte für nothwendig findet, sich anzusiedeln, ehe er nicht zum Einkommen des Staates zugezahlt hat, blos um die Erlaubniß zu erhalten, die Luft zu athmen, das Sonnenlicht zu genießen und aus den Bächen und Flüssen der Erde zu zechen? Es wäre ebenso gerecht, wenn es möglich wäre, die Atmosphäre auszumessen und in Viertelsektionen

Digitized by Google

zu theilen und sie durch pergamentne Titel zu übertragen, die Sonne in Strahlenportionen zu theilen und den umhertappenden Sterblichen einen Preis dafür anzusetzen, oder die Gewässer der Erde zu überbrücken und in einzelnen Behältern den sterbenden Menschen zu verkaufen. Warum hat sich im Sinne dieses Landeigenthums die Anmaßung des Menschen, eine göttliche Mitgift des Menschen zu monopolisiren, in den Gesetzbüchern auf den Boden allein beschränkt? Kann man einen anderen Grund dafür anführen, als den Ursprung der feudalen Zeit, ein System, das den Menschen als Anhängsel des Bodens betrachtete, den er pflügte, und seine Freiheit, sein Leben und sein Glück nur als Mittel, um die Vergnügungen, Leidenschaften und Gelüste seines Lehnsherrn zu hegen und zu pflegen? einen anderen Grund, als den bloßen Respekt, den der Mensch der Vergangenheit und den durch die Zeit ehrwürdig gewordenen Vorgängen zu zollen gewohnt ist, um eine Stelle, die man in alten Büchern gefunden, auf die Gegenwart zu übertragen und festzuhalten? Der menschliche Geist ist so organisirt, daß er geneigt ist, das als recht zu betrachten, was bis zu uns herab durch langen Gebrauch anerkannt und durch graues Alter geweiht ist. Es ist dieselbe Anmaßung, welche ihren Ursprung in der verwandten Idee hat, daß königliches Blut blos in den Adern Weniger fließe, deren Seelen für ätherischer gehalten werden, weil sie im Flitter des Hofes geboren, weil sie mitten unter dem Pomp des Adels und der Höflinge gewiegt wurden, und daß sie deshalb als Herrscher und Gesetzgeber des Geschlechts eingesetzt werden müßten. Die meisten Uebel, welche die Gesellschaft treffen, haben ihren Ursprung in Gewaltthat und Unrecht, zum Gesetze erhoben durch die Unwissenheit der Vergangenheit und festgehalten durch die Vorurtheile der Gegenwart. Der Kampf zwischen Kapital und Arbeit ist selbst im besten Fall ein ungleicher. Es ist das Ringen der Knochen und Sehnen des Menschen mit dem Dollar und dem Cent. Ist es da nun Sache der Regierung, in diesem Kampfe den Arm auszustrecken, um dem Starken gegen den Schwachen zu helfen? Soll sie fortfahren, durch ihre Gesetzgebung die Faulheit zu erheben und zu bereichern zum Leid und Wehe des Fleißes? Was für die Individuen gilt, das gilt auch für die Regierung. Wenn der, welcher die Macht und das Recht hat, etwas zu verhüten, so viel Schuld hat, als thäte er es selbst, dann ist in der That die Regierung verantwortlich für alle Uebel, die aus der Spekulation und dem Landmonopol auf dem Felde unserer öffentlichen Domänen entstehen. Denn Niemand kann leugnen, daß der Kongreß das Recht habe, irgend welche Verfügungen für die Veräußerungen dieser Ländereien zu treffen, so weit sie dem öffentlichen Wohl nicht nachtheilig sind. Bisher, wenn ein neues Areal ausgemessen, die Landoffize geöffnet und das Land zum Verkauf ausgeboten wurde, war der Mann mit dem meisten Gelde der größte Käufer. Die wünschenswerthesten und vortheilhaftesten

Digitized by Google

Gegenden wurden von den Kapitalisten in Besitz genommen, welche diese Art von Anlage eifrig suchten. Unsere Ansiedler, die keine Gelegenheit zum Verkaufsrecht hatten, oder zur Zeit des Verkaufs nicht bei der Hand waren, mußten, wenn sie sich eine Heimath für sich und ihre Familie suchten, dem Spekulanten 300 und 400 Prozent seiner Anlage bezahlen, oder den Gefahren und Mühsalen eines weiter entfernten Grenzerlebens die Stirne bieten. Auf diesem Wege unter der Wirkung von Gesetzen, die recht und billig genannt wurden, hat unsere Regierung dem Ansiedler drei bis vier Dollars für jeden Acker genommen und sie dem Spekulanten in die Tasche gesteckt. So viel hat sie durch die Wirkung jener Gesetze vom sauern Schweiß der Arbeit zum Vortheil des Kapitals abgezogen. Denn nicht das Werk Einer Stunde ist auf das Land verwandt worden, um es dem Ansiedler werthvoller zu machen, seit es von der Regierung gekauft worden war. Hat nicht der Arbeiter ein Recht, sich über eine Gesetzgebung zu beklagen, die ihn zwingt, entweder größere Arbeit und Mühsal zu ertragen, oder einen Theil seines Verdienstes dem Vortheil des Kapitalisten zu opfern? Aber nicht den Spekulanten und Kapitalisten kann man füglicher Weise die Schuld beimessen. Der Mensch muß suchen, seinen Lebensunterhalt zu erringen und Geschäfte zu machen unter der Kontrolle der Staatsgesetze; und alle Rechte, die er auf gesetzlichem Wege erringen kann, mögen sie auch sittlich unrecht sein, müssen, so fordert es das Wohl der Gesellschaft, respektirt und gewissenhaft beobachtet werden. Wenn Jemand ein Geschäft beginnt, das gesetzlich ist und durch Gesetze regulirt wird und bei dessen Betrieb weder Täuschung noch Betrug gebraucht, und es erfolgt daraus ein Uebel für das Gemeinwohl, so haben wir das Heilmittel bei der rechten Quelle, bei der gesetzgebenden Gewalt zu suchen. Die Gesetze und die Gesetzgeber sind verantwortlich für alle Uebel, die mit Nothwendigkeit aus ihren Beschlüssen erfolgen. Warum sollte die Gesetzgebung nicht, um das Einkommen der Arbeit zu sichern und dies Element nationaler Größe und Macht zu stärken, die Uebel des Landmonopols in Zukunft verhüten, die ungeheure Masse unbebauter Territorien der Union zurückhalten und sie freien Männern als freie Heimstätten weihen? Lord Chatham sagte: „Der Handel erhöht gewiß den Ruhm und den Reichthum eines Landes, aber dessen wahre Kraft und Wurzel müssen wir in den Bebauern des Landes suchen; in der Einfachheit ihrer Lebensweise bildet sich die Einfachheit der Tugend, die Unbescholtenheit und der Muth der Freiheit. Diese wahren, echten Söhne des Bodens sind unbesiegbar". Die Geschichte amerikanischer Tapferkeit hat diese Worte als prophetische erwiesen. In der Vertheidigung ihres Heerdes und ihrer Heimstätte sind die Menschen unbesiegbar gegen eine Welt von Söldnern."

Grow weist weiterhin aus den Registern des Schatzamtes nach, daß der Staat von jeder Familie jährlich Doll. 8 an Steuern für importirte

Digitized by Google

Waaren gewinne und zeigt, daß dies für jede Heimstätte, d. h. für jede Viertel Sektion Landes berechnet, dem Staate ein weit höheres Einkommen gewähren würde, als das bisherige System des Verkaufs, ohne den tapfern Arbeiter in der Wildniß um die Früchte seines Fleißes zu bringen.

„Während der kühne Geist des Pioniers in die Wildniß vordringt, neue Areale den wilden Thieren abringt und sie als Legat für die civilisirte Menschheit erobert, soll die Regierung seine frische Thatkraft nicht dämpfen und seinen Arm nicht durch Gesetze lähmen, welche ihn der Gewalt des herzlosen Kapitals und den Klauen der Spekulation in die Hände liefern, den einzigen Feinden auf seinem wilden Schlachtfeld, welche sein gerader Arm und sein starkes Herz nicht bezwingen kann."

Wir glauben dies genügend, um die glühende Beredtsamkeit dieses muthigen Vertheidigers der freien Arbeit darzulegen. Die Deutschen aber in der alten Heimath mögen wissen, daß ihre deutschen Brüder in der neuen nicht blos für die Beseitigung der Sklaverei und Aufrechterhaltung der Union Heldenthaten verrichten. Es ist eine unumstößliche Wahrheit, daß unter der Herrschaft der südlichen Junker das freie Heimstättegesetz niemals in Kraft getreten wäre. In diesem Sinne kämpfen die fünfundsiebzigtausend Deutschen der Union auch für ihre nachrückenden Brüder, für die arme Familie, die zu groß wird, um sich zu ernähren, für die Männer von Charakter, welche der Unterdrückung sich entziehen müssen, für den armen Knecht und Heuerling, der unter der Bürde der Arbeit ergraut, ohne auch nur einen Sparpfennig für sein Alter zu erübrigen. Die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten mag man ermuntern oder man mag davon abzuschrecken suchen, — es wird Beides gleich wenig Wirkung haben. Mit der Stetigkeit eines Naturgesetzes bewegt sich die stille Völkerwanderung nach dem freien Westen. Ein Gebiet, das mehr als zehnmal so groß ist, wie Deutschland, nur 35 Millionen Einwohner zählt und die ausgedehntesten Garantien staatsbürgerlicher Freiheit bietet, wird unabwendbar die Bevölkerung an sich ziehen, denen die alte Heimath kaum das nackte Leben fristet. Tausende gingen dort früher unter der Habgier der Landspekulanten zu Grunde. Jetzt schützt sie ein humanes Gesetz davor und sichert ihre kostenfrei angetretene Besitzung selbst als Eigenthum für ihre Kinder.

Folgendes ist der Inhalt der durch die Unterschrift des Präsidenten zum Gesetz erhobenen Heimstättebill:

1) Jedes Familienhaupt, so wie jeder volljährige Mann, der entweder Bürger ist, oder seine Absicht, es werden zu wollen, zu Protokoll gegeben, und der nicht in Waffen gegen den Bund gestanden, oder dessen Feinden Hülfe und Vorschub geleistet hat, ist vom 1. Januar 1863 an berechtigt, 160 Acker von demjenigen vermessenen Bundes-Domaniallande, welches zum Preise von Doll. 1. 25, oder weniger per Acker zum Verkauf freisteht, oder

Digitized by Google

80 Acker von dem zu Doll. 2.50 angeschlagenen in Besitz zu nehmen. Desgleichen darf jeder Ansiedler, dessen Besitzung an Bundesland grenzt, von diesem so viel nehmen, daß er zusammen 160 Acker hat.

2) Um der Wohlthat vorstehender Bestimmung theilhaftig zu werden, muß der Applikant vor dem Registrator eines Landamtes beeidigen, daß er zu einer der vorstehend bezeichneten Kategorien von Personen gehört, oder daß er in der Bundesarmee gedient, und ferner, daß er niemals den Bundesfeinden Hülfe oder Vorschub geleistet, auch das Land zum Behuf der eigenen Niederlassung und weder direkt noch indirekt zum Besten eines Andern beansprucht. Darauf hin kann er gegen Zahlung von Doll. 10 Gebühren den Besitz des Landes antreten.

Der volle Besitztitel wird jedoch ihm oder seinen Erben erst nach Verlauf von fünf Jahren ausgefertigt, wofern alsdann durch Aussage zweier glaubwürdiger Zeugen bewiesen wird, daß er, oder resp. die Erben, während dieser Zeit wirklich auf dem Lande gewohnt, es in Anbau genommen, kein Stück davon verkauft und sich der Bundesregierung treu erwiesen habe. Falls nur minderjährige Kinder als Erben vorhanden sind, dürfen deren Vormünder zum Besten derselben das Land verkaufen, und tritt alsdann der Käufer in die vollen Rechte ein, welche der ursprüngliche Applikant erworben haben würde.

3) Kein nach Maßgabe gegenwärtigen Gesetzes erworbenes Besitzthum darf für Schulden haftbar gemacht werden, die vor der Ausfertigung des Besitztitels kontrahirt worden sind.

4) Wenn vor der Ausfertigung des Besitztitels der Ansiedler seinen Wohnsitz verändert, das Besitzthum aufgiebt, oder während eines längeren Zeitraums als sechs Monate nicht darauf wohnt, so fällt das Land an die Regierung zurück.

5) Niemand kann einen Besitztitel auf mehr als eine Viertel-Sektion (160 Acker) erwerben. Vorkaufsrechte, die nach Maßgabe früherer Gesetze bestehen, werden durch das gegenwärtige Gesetz nicht angetastet. Dagegen hat Jeder, der vor Erlaß des Gesetzes seine Absicht, vom Vorkaufsrechte Gebrauch zu machen, zu Protokoll gegeben hat, auf alle Wohlthaten vorstehenden Gesetzes Anspruch. Wer in der Armee oder Flotte mindestens vierzehn Tage gedient hat, hat Anspruch auf die Wohlthaten dieses Gesetzes, auch wenn er noch nicht einundzwanzig Jahre alt ist.

6) Es steht jedem Ansiedler frei, sich jederzeit vor Ablauf von fünf Jahren durch Zahlung des gesetzlich normirten Minimalpreises für das Land den vollen Besitztitel zu erwerben.

Digitized by Google

# Was man heuer in Berlin unter Volkserziehung versteht.

Von Ludwig Noack.

L. Besser, Altes und Neues oder drei neue preußische Schulregulative. Ein Parallelismus. 1861.

G. Weiland, Drei Studien zu L. Besser's Altem und Neuem. In den Berliner Blättern für Schule und Erziehung. Nr. 27—34 vom Juli und August 1861.

Im Juni 1848 hatte die preußische Regierung durch den Mund des damaligen Ministers der Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten, Grafen Schwerin-Putzar, zum ersten Male öffentlich ausgesprochen, daß die Schule eigentlich eine Sache der Gemeinde sei, und die Verfassung vom 5. Dezember 1848 hatte verordnet, daß der preußischen Jugend durch genügende öffentliche Anstalten das Recht auf allgemeine Volksbildung gewährleistet werde, daß die Leitung der äußern Angelegenheiten der Volksschule der Gemeinde zustehe und die betreffenden Religionsgesellschaften nur den religiösen Unterricht in der Volksschule zu besorgen und zu überwachen haben. Im Jahre 1849 hatte der Minister von Ladenberg erklärt, daß die Gemeinde in der Volksschule in möglichst ausgedehntem Sinne ihr Eigenthum und einen Gegenstand ihrer unmittelbaren Pflege und Fürsorge erkennen müsse. Und im Januar 1850 wurde bei der Revision der Verfassung festgestellt, daß ein Gesetz das ganze Unterrichtswesen regeln solle und daß es bis zum Erlaß eines solchen Gesetzes hinsichtlich des Schul- und Unterrichtswesens bei den damals geltenden gesetzlichen Bestimmungen verbleiben solle.

Im Dezember 1850 trat Herr von Ladenberg aus dem Ministerium und sein Nachfolger Herr von Raumer erklärte den Erlaß eines allgemeinen Unterrichtsgesetzes für nicht dringend; es komme bei Verbesserung des Schulwesens hauptsächlich auf die Einpflanzung einer religiösen Gesinnung an. Damit war die Frage auf den Stand des Wöllner'schen Religionsedikts vom Jahre 1788 zurückgeführt, worin „wahrer Religionsunterricht" für die eigentliche „Hauptsache des Unterrichts in niedern Schulen auf dem Land und in der Stadt" erklärt worden war. Der damals und (wie behauptet wird) im Herzen auch noch jetzt freisinnige Provinzialschulrath Bormann hatte in vor-Raumer'scher Zeit die bei den Fröbel'schen Kindergärten befolgte Methode der Kinderspiele als eine solche gebilligt, wodurch der ungeduldigen Hast der Kinder gewehrt, ihnen Achtung vor dem Bestehenden eingeflößt

Digitized by Google

und sie angeleitet würden, neue Bildungen nicht aus den Trümmern des jäh zerstörten Alten, sondern aus den vorhandenen Bildungen aufzubauen. Unter Herrn von Raumer's Fürsorge wurden 1851 die Fröbel'schen Kindergärten verboten, weil sie einen Theil eines sozialistischen Systems bilden sollten, welches auf das Heranbilden der Jugend zum Atheismus berechnet sei.

Das Jahr 1854, das zufällig ganz denselben Kalender mit dem Todesjahre des großen Friedrich hatte, sollte dem letzten Reste einer im Geiste des großen Königs und seines Ministers von Zedlitz zu verwirklichenden Volksbildung den Todesstoß geben. Statt eines verheißenen und von der ganzen freisinnigen Landesbevölkerung erwarteten Unterrichtsgesetzes, das die Volkserziehung regeln sollte, kamen aus der Hand des Herrn von Raumer drei Schulregulative, welche (wie die damalige Presse sagte) die einschneidenste und grundsätzlichste Umkehr der in Preußen bis dahin geübten Volkserziehung enthalten und in der Familie, im Berufsleben, in der Gemeinde und im Staate eine Neubildung des Volkslebens auf der Grundlage eines sogenannten positiven Christenthums im Auge haben, wie solches weder im wissenschaftlichen Bewußtsein der Gegenwart eine Stütze findet, noch im lebendigen Volksleben mehr Wurzeln hat.

Diese Regulative kamen aus der Feder eines Mannes, der vorher die Ueberzeugungen des Herrn von Ladenberg adoptirt hatte, jetzt zu Raumer'schen Anschauungen umkehrte, nachher auch unter dem Ministerium Bethmann-Hollweg vortragender Rath für das Volksschulwesen blieb. Wie eine Kreuzspinne mit ihrem Netze ihre Opfer umspinnt, so umzog Herr Stiehl mit seinen Schulregulativen den Unterricht in den preußischen Schullehrerseminarien, in deren Vorbereitungsanstalten und in der einklassigen Volksschule selbst mit der „religiösen Gesinnung" der Katechismus- und Gesangbuchsbildung. Und wie ein echter Haustyrann die Schaar seiner Lieben in der Furcht des Herrn erhält, so legte der Vater der preußischen Schulregulative dem gesammten Volksschulwesen Preußens die langen und hageren Eisenglieder eines Gesetzes auf, unter dessen Alp sogar nach einer Aeußerung des Herrn von Bethmann-Hollweg aus dem Jahre 1855 das Schulleben und die Volksbildung nothwendig verkümmern mußten!

Bis in die Berliner Kleinkinderbewahranstalten herab bewirkten die hausväterlich-tyrannischen Regulative, daß durch Auswendiglernen des apostolischen Glaubensbekenntnisses und des vorgeschriebenen halben Hunderts geistlicher Lieder und einer Menge von Bibelsprüchen der lieben Jugend christlicher Geist eingedrillt wurde. Isaak's Geburt und Aufopferung, Isaak's Heirath und Joseph's Versuchung mußten ebenso gut, wie Johannes des Täufers und Christi Geburt, der zwölfjährige Jesus im Tempel und die Versuchung Christi „gelernt" und als Lektion eingeschult werden, sollte es wohl im Hause nach Herrn Stiehl's Sinne stehen und die Kreuzspinne zufrieden gestellt werden.

Unter Herrn von Raumer wurde auch der im Herzen freisinnige Provinzialschulrath Bormann fromm und schulregulativsüchtig und gab in einigen Bänden „Schulkunde" Allen, welchen die Schulregulative nicht ausreichten, das gutgedüngte Mistbeet, um durch Verchristlichung der Volksschule die Rosen am Kreuz der Gegenwart zu ziehen. Die einfache Kette: Sündenpfuhl, Sündenbewußtsein, Buße, Reue, Besserung und Zucht des Geistes durch die Gnadenordnung, hat der Volksschullehrer



Digitized by Google

stets zu praktiziren und der Jugend vom siebenten bis vierzehnten Jahre anzueignen. Der Gymnasialdirektor Bonnel, der sonst für Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre Sinn hatte, der Stadtschulrath Fürbringer und Thilo, Diesterweg's Schwiegersohn und Nachfolger, als Seminardirektor, geben „Berliner Blätter für Schule und Erziehung" heraus, worin nach dem Grundsatze: Wasch' mir den Pelz und mach' mich nicht naß! dem Fortschritt im Munde und dem Krebsgang in den Füßen gehuldigt wird.

Da erhob im Frühjahr 1861 Dr. Besser, mit einer Schrift: „Altes und Neues, oder drei neue preußische Schulregulative", womit dessen Aufsatz in der „Zeitschrift des Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen" unter dem Titel: „Der Schulunterricht für Kinder der arbeitenden Klassen und die drei preußischen Regulative" in ergänzender Verbindung steht, seine von Einsicht in die Sache und von gründlichem Ernst getragene gegnerische Stimme. In einem Staate, wo der Minister des Unterrichtswesens zugleich Minister der Gesundheitsangelegenheiten ist, durfte ein wissenschaftlich gebildeter Arzt wohl auch wagen, seine Stimme für die Rechte einer naturgemäßen Geistesgesundheitspflege zu erheben und zu fragen, ob man den Bock zum Gärtner setzen dürfe und das junge Saatfeld der Menschennatur durch die von den Fruchtbäumen der Wissenschaft ins todte Meer eines abgestandenen Kirchenglaubens umkehrenden Verweser der Jugendbildung verwüsten lassen wolle. „Ist in Herrn Stiehl's Auge die Volksschulfrage vor Basedow schon gelöst gewesen? Hat die pädagogische Verstandesschule der Rochow, Zerrenner, Dinter mit ihren Denkübungen und ihren Versuchen, die Geistesbildung des Volkes durch eine Technik im Sichaneignen abstrakter Begriffe zu fördern, einen Abschluß gefunden? Sind die Pestalozzi'schen Bestrebungen, den Unterricht auf Anschauung zu begründen, bereits als abgethan zu betrachten? Ist der Schreiber der Regulative so wenig historisch gebildet, daß er in den Lehren der Schüler Pestalozzi's, der Danzel und Diesterweg, die Weiterbildung der großen pädagogischen Frage nicht zu erkennen weiß? Vermag er in der Gemüthsschule des Christian Weiße und seiner Schüler, der Gude, Gräbe, Körner nicht den geschichtlichen Gegenschlag zu sehen, der auf die Diesterweg'sche Richtung eintrat? Ist es nicht so ganz offenbar, wie nach dieser das warm empfindende Individuum, das persönlich ausgeprägte Charakterbild, das von der Macht persönlicher Gestaltung ergriffene Gemüth seine Rechte und Anerkennung forderte? Weiß das Alles Herr Stiehl nicht, will das Alles oder darf das Alles Herr Stiehl nicht wissen? Wie ist es möglich gewesen, daß man eine solche Frage der Geschichte, an der die Wissenschaft in tausend Köpfen arbeitet, so abthun zu können glaubt? Wo wird so Geschichte gemacht, daß eine historische Frage, in ihrer vollen Entwicklung stehend, ihre angebliche Reife plötzlich erhält durch ein Regulativ?" So die Stimme des Mediziners, dem Wissenschaft und Leben gelehrt hatten, daß Natur und Humanität nicht zwei feindliche Gebiete sein können.

Der Angriff auf die Schulregulative war unbequem. Der wackere Diesterweg hatte für Besser's Kampf gegen den Vater der Raumer'schen Schulregulative ein anerkennendes Wort öffentlich ausgehen lassen. Ist kein gangbarer praktischer Schulmann da, der es übernimmt, den unberufenen Ankläger des Stiehl'schen Kreuzgespinnstes zu vernichten? Es findet sich ein strebsamer Kopf, der

Digitized by Google

sich vom Maschinenbau zur Maschinerie des Volksunterrichts nach Stiehl'scher Regel befähigt hatte und in diesem Felde gangbar zu werden trachtete, in der Person des Elementarlehrers G. Weiland in Berlin. Eines Andern redliches Bemühen um Verbesserung der Volkserziehung zu verkleinern, um sich zu erhöhen, das dünkte dem Manne nicht zu niedrig. Und seine Unwissenheit in grundwesentlichen und grundwichtigen Fragen, die bei der Sache in Betracht kommen, ließ sich mit einigen der Wissenschaft abgeborgten Floskeln und einem oberflächlichen Scheine physiologischer und psychologischer Kenntnisse verdecken. Mit einigem Schwatzen von Schulpraxis und Lehrertakt wird die Löwenhaut umgehängt und der — Löwe in der Fabel ist fertig! Das Kunststück gelang aufs Beste. Im Juli und August 1861 erschienen die Weiland-Studien zur Rettung des alten Styls im pädagogischen Kalender Berlins und zur Bekämpfung des Besser-Neuen, und im Februar dieses Jahres war der Maschinenbauer und Elementarlehrer zum Seminarlehrer zum Eindrillen der christlich-preußischen Volksschullehrer aufgerückt. Für ihn also ist damit das Ziel erreicht, in majorem Dei gloriam. Für uns, die wir hier für das Gemeinbeste einer in gesunder Menschennatur begründeten Volksbildung die Stimme erheben, bleibt das Persönliche links liegen und dagegen die Frage im Vordergrunde, was man sich heuer in Berlin, unter dem Alp der Stiehl'schen Schulregulative, unter Volksbildung vorstellt und wie sich diese Tendenz im Lichte heutiger lebendiger Wissenschaft ausnimmt.

Die christlich-pädagogische Schützengilde, die sich Herrn Weiland zu ihrem Schützenkönig ausersehen hat, kann sich, nach dessen „drei Studien" zu urtheilen, nicht rühmen, in ihm einen Meister gewonnen zu haben. Er zeigt sich weder in dem, was er gegen die Besser'sche Kritik der Stiehl'schen Schulregulative vorbringt, als rechter Scharfschütze, noch erscheint er in dem, was er über die physiologisch-psychologische Grundidee Besser's zum Besten giebt, als Einer, der die Scheibe trifft. Nur das Zeugniß verdient er, daß er sich seinen Schützenplan nicht unklüglich zurecht gemacht hat. Auf die Hauptsache, die Besser'sche Kritik der offiziellen Schulregulative, kommt er nämlich in seinen „Studien" ganz zuletzt, nachdem er sein Pulver schon zumeist ins Blaue verschossen hat. Hier aber weiß er sich mit einer feinen Wendung, für die ihm Herr Stiehl ganz besonders dankbar sein mußte, aus der Hauptaffaire zu ziehen, von welcher der strebsame Mann fühlen mochte, daß sie auch für den schulregulativsüchtigsten Dienstеifer etwas kitzeliger Natur sei. Auf das Verneinende, das eigentlich kritische und polemische Geschütz Besser's ist er „nicht einzugehen geneigt". Um so mehr haben wir Ursache, einen Augenblick zu verweilen, da dies Geschütz schwer genug wiegt.

Besser klagt die Stiehl'schen Regulative deshalb eines so schweren Unrechts, einer so argen Beraubung an dem edelsten und werthvollsten Besitzthume der Menschheit an, weil sich in denselben Nichts finde, was das Volk zu wirklicher Erkenntniß seiner selbst, wie der umgebenden Welt führt, weil keine Seite der Menschenlehre, kein Theil der Diätetik, kein Wissen aus der Naturlehre, der Mathematik, der Chemie für den Volksunterricht so benutzt sei, daß eine Verwerthung solcher Ergebnisse der Wissenschaft fürs Leben möglich wäre. Er bezeichnet diese Regulative als auf Abgelebtem und bereits als irrig Erkanntem beruhende pädagogische Mißgriffe, die mit einem Schein und Schaum von Pestalozzi'schen Prinzipien



Digitized by Google

aufgeputzt, mit einzelnen aus der Anthropologie und Psychologie aufgelesenen Sätzen oft bis zur Unkenntlichkeit verquickt, in ihrem Grund und Wesen durchaus unpsychologisch seien und der ganzen Natur der kindlichen Entwicklung geradezu ins Gesicht schlagen. Es zeige sich darin ein fortwährender Anlauf, mit dem alten Formenwesen gründlich brechen zu wollen, und doch in Folge einer Fiktion, welche eine offenbare Abstraktion für eine Wirklichkeit halte, ein fortwährendes Wiederhineinfallen in Abstraktionen; bei einem scheinbaren Sichanlehnen an die gesunden Prinzipien einer in der wirklichen, lebendigen Menschennatur wurzelnden Pädagogik, trete doch dem Unterrichtsstoffe selbst gegenüber ein beständiges Verlassen ihres Geistes hervor; kurz, es gebe sich darin ein fortlaufendes Schwanken kund, die Schule zu einer Bildungsstätte des Volkes oder sie zu einer Vorbereitungsstätte für das Bekenntniß der Kirche zu machen.

Ein guter Theil von dem, was nach den Regulativen der künftige Schullehrer und durch ihn das Volk lernen soll, taugt Nichts; Anderes, was nach den Regulativen nicht gelernt werden soll, ist unumgänglich nöthig für eine wahre und gründliche Volksbildung. Der Stiehl'sche Präparand für das Schullehrerseminar, der nun Herrn Weiland's Schüler wird, soll den kleinen Katechismus Luther's, beziehungsweise den Heidelberger Katechismus fast auswendig gelernt haben und hersagen können. Die betreffenden Sprüche müssen sicher gewußt und ihrem Wortinhalte nach verstanden werden, damit im Seminar ihr innerer Glaubenszusammenhang angeeignet und eingeschult werden kann. Für die Aufnahme ins Seminar ist ferner die Kenntniß von fünfzig bestimmten Kirchenliedern erforderlich. „Hei! (ruft Besser) was muß das für ein Volk werden, welche Kraft des Geistes wird solch ein Volk entfalten, welche moralischen Eroberungen werden wir Preußen machen, wenn noch zwei Jahrzehnte unser Volk von solchen Lehrern auf den Buchstaben der Heilslehre gedrillt ist!"

Die biblische Geschichte bezeichnen die Regulative als das Feld, auf welchem die evangelische Elementarschule ihre Aufgabe für die Jugend hauptsächlich zu lösen hat; denn ein evangelisches Christenkind solle die biblische Geschichte an und in sich erleben, sie darum verständlich erzählen können und zwar mit dem Bibelworte selber! Hier ist aber der eigentliche wunde Fleck der herkömmlichen Volkserziehung: das Bewußtsein des Kindes wird bei dieser Art in zwei ganz unähnliche Stücke geschieden und ist in Gefahr, nie wieder zur Einheit mit sich selbst zusammen zu gehen. In dieser sogenannten biblischen Geschichte findet eine ganz andere Art des Geschehens statt, die aller bisher erfahrenen gänzlich widerspricht. Natürlich hält das Kind seinem Lehrer gegenüber zunächst sein Urtheil zurück und nimmt die Wundererzählungen mit ihren engherzigen, oft sittlich unlautern Zwecken einstweilen gläubig an. Aber wird es dies immer thun? Und kommt es nicht außer seinem Schullehrer in Stadt und Land auch mit andern Erwachsenen in Berührung, die ihm über diese Dinge andere Aufschlüsse geben und den durch die biblische Geschichte verrückten Kopf wieder zurecht rücken können? Denn wollte man — dies gestehen heutzutage selber eine Menge Geistliche zu, und der würdige Pastor Nagel in Bremen hat schon vor Jahren diese ganze Art des Religionsunterrichts öffentlich verurtheilt — wollte man die im Alten wie im Neuen Testament herrschende Vorstellungsart und Weise des Geschehens redlich anwenden und

Digitized by Google

im täglichen Leben durchführen; so ist es kein Zweifel, daß man ins Irrenhaus gehören würde. Und nur dem Leichtsinne, der Oberflächlichkeit, der glücklichen Inkonsequenz der Menschen ist es zuzuschreiben, daß unsere Irrenanstalten nicht noch voller von religiös Wahnsinnigen sind, als sie es in Wirklichkeit bereits sind. Käme bei einem, an der Hand der biblischen Geschichte ertheilten Religionsunterricht nicht durch die mannigfachen Kreise des Lebens und auf andern Bildungswegen der gesunde Sinn für die wirkliche Welt in die Jugend, lebte sie allein vom Brode des biblischen Religions- und Geschichtsunterrichts: sie müßte geistig verkrüppeln, hinsiechen und schließlich an Gott verzweifeln, trotz dem auswendig gelernten apostolischen Glaubensbekenntniß. Denn wenn es einmal möglich war, daß mit fünf Broden und zwei Fischen fünftausend Mann, ohne Weiber und Kinder zu rechnen, gespeist werden konnten, warum sind denn jemals Menschen und z. B. in den vierziger Jahren so viele schlesische Weber Hungers gestorben? Genug, es heißt in der That allen Sinn und Verstand für den ursachlichen Zusammenhang in der Welt für das kindliche Bewußtsein zerstören, wenn man ihm die alt- und neutestamentliche Weise des Geschehens als Wahrheit aufdringt und damit überdies allen Errungenschaften der Wissenschaft ins Gesicht schlägt.

Warum also nicht offen und ehrlich, wenn man denn nicht umhin kann, dem Kinde auch von sogenannter biblischer Geschichte zu reden, im Einklange mit den seit länger als einem halben Jahrhundert zu immer größerer Reife, Sicherheit und Evidenz gediehenen Ergebnissen der wissenschaftlichen Kritik, dem Kinde statt Geschwätz und Täuschung, so lange das Zeug hält, lieber darüber Aufschluß geben, daß die Bücher Alten wie Neuen Testaments eine Sammlung menschlicher Schriften seien, worin die religiösen Vorstellungen und Begriffe früherer Zeiten ebenso niedergelegt worden, wie in den homerischen Gedichten der Volksglaube der alten Griechen? Dann kann man immer noch Nutzen und Frucht aus der Erzählung von Hiobs Leiden und Salomons Freuden gewinnen und braucht die Konfirmanden nicht vor der Lektüre in der Bibel selber zu behüten oder die Vorwürfe des Hohen Liedes zu bemänteln, wie König Ludwig die Statuen in der Münchener Glyptothek. Allen Respekt vor einer weltgeschichtlichen Erscheinung, die in voller Kraft und Lebensfrische dasteht und die Gemüther der Menschen beherrscht, wie es thatsächlich so viele Jahrhunderte hindurch mit dem Christenthume der Fall gewesen, dessen künstlerische Verkörperung in der divina commedia von Hölle, Fegfeuer und Paradies bis auf unsere Tage gekommen ist. Aber es steht nun einmal fest, daß die ganze dualistische Weltanschauung, wie sie von der Bibel her durch das Mittelalter hindurch sich bewegt, von der Wissenschaft überwunden ist und daß alle Versuche, den in der Weltanschauung der Bibel wurzelnden Glauben mit den Ergebnissen wissenschaftlicher Wahrheitsforschung in Einklang zu bringen, schließlich auf Sophistik oder lügnerisches Spiel mit Worten und zweideutigen Begriffen hinauslaufen. Nur Zaghaftigkeit und Feigheit mag die Weltanschauung der Bibel noch im Jugendunterricht beibehalten, anstatt Jugend und Volk von Kindesbeinen auf in der Weltanschauung der Wissenschaft groß zu ziehen, in welcher der Mensch mersicher Stützen und Krücken und der abgelebten Täuschungen vergangener Jahrhunderte nicht bedarf, um ein sittliches, menschenwürdiges und zufriedenes Dasein zu führen.

Digitized by Google

Herr Weiland geht mit einer leichten Ironie über Besser's „originelle Idee" hinweg, die Religionsstunde in der Schule zur Beseitigung dessen zu verwenden, was man bisher Religion genannt habe. Man sieht, er hat auch nicht die leiseste Ahnung davon, daß der eigentliche Gemüthskern dessen, was man Religion nennt, auch in einem Menschen wohnen und wirksam sein kann, der sich zu keiner der bestehenden Religionsgesellschaften bekennt und in keiner der überlieferten Religionsformen sich befriedigt findet. Aber mit Besser wird es Jeder, der im Kinde nicht eine in sich zerrissene und widerspruchsvolle, sondern einheitliche und einstimmige Welt- und Lebensanschauung und Geistesbildung erzielt haben will, unstatthaft und dem einheitlichen Erziehungs- und Unterrichtszwecke widerstreitend finden, daß von sieben bis acht Uhr in der Religionsstunde dem Denken des Kindes Dinge zugemuthet werden, welche schnurstracks demjenigen zuwiderlaufen, was das Kind in einer der folgenden Stunden, etwa in der Naturlehre, über das naturgesetzliche Geschehen in der Welt zu hören bekommt. Ganz richtig wurde vor zwölf oder dreizehn Jahren bei Gelegenheit der damals gepflogenen Debatten über die Trennung der Schule von der Kirche bemerkt: „Mit der Religion ist der Staat, wie die Schule in inniger Einheit, aber zwischen der zur Kirche gewordenen Religion und dem Staate ein reines Abkommen zu treffen und ein richtiges Verhältniß zu finden, ist unmöglich". Aber die verschiedenen Religionsgesellschaften sind nun einmal da, und die Volksschule ist nicht Konfessions-, sondern Simultanschule. Aller Unterricht in den Glaubenslehren einer kirchlichen Religionspartei ist darum sorgfältig aus der Volksschule als solcher auszuscheiden, was nur so geschehen kann, daß der Artikel der beschworenen preußischen Verfassung vom 6. Februar 1850 befolgt wird, welcher lautet: „Den religiösen Unterricht in der Volksschule leiten die betreffenden Religionsgesellschaften."

Dies ist allerdings nur ein vorläufiger Nothbehelf, aber der einzig mögliche Weg, um aus dem Uebergangszustand unserer Bildung sich allmälig das Neue auch im Volksunterricht herausarbeiten zu lassen. Und dies hat Besser im Auge. „Warum duldet das Volk schweigend den Unterricht in den überlieferten Glaubenssatzungen? Weil man ihm nicht sagt, wie man auf eine andere Weise dem Kinde dasjenige beibringen und wirksam machen könne, was man eben Religion nennt. Und Religion muß ja sein! „Herr, ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!" Freilich muß Religion sein! Aber Ihr, Hüter des Vergangenen, gebt und bringt mehr, als blos den einen und ewigen Kern und Stern der Religion, der sich ebenso sehr aus der Kritik des überlieferten Christenthums, wie aus dem Erwerb heutiger Wissenschaft ergiebt; euch ist die Religion nur ein mythischer Mummenschanz, und ihr mögt über den echten Gehalt den Flitter nicht lassen. Religion beruht einzig und allein auf Wahrheit, auf Uebereinstimmung mit sich selbst und mit dem, dessen Bedingungen du in ihrer Nothwendigkeit übersiehst, und weiterhin auf den Töchtern der Wahrheit, Gehorsam und Liebe. Das Ueberzeugtsein vom Wahren erzeugt den Gehorsam gegen die Ordnung der Dinge, der Welt, und die Liebe das große Leben für einander, den Sinn des Zueinandergehörens. Die Religion des Kindes muß aus allem Unterricht in der Schule als ein Ergebniß hervorgehen, welches mit dem geistigen Wachsthum des Kindes selber stufenmäßig fortwächst, somit nur der Weg zur Religion des Erwachsenen sein kann. „Das

Digitized by Google

Gebot der Zucht, der Ordnung, der Liebe, der Achtung soll dem Kinde überall anerzogen und angewöhnt werden; aber dabei handelt es sich darum, daß es geschieht, daß das Kind gehorche, folge, lieben und achten lerne, nicht um das Warum. Ist der äußere Rahmen dieser Gewöhnungen fest um das kindliche Wesen gelegt und ist es endlich reif in seinem Urtheil über die faktisch gegebenen und täglich sich abwickelnden Erscheinungen des Lebens; dann ist es Zeit, daß es sich auch klar werde, warum das Alles so ist". Dies verlangt Besser von dem für das Kind taugenden Religionsunterricht. Aus den Anschauungen und Gedanken des Menschen, aus seiner Kenntniß seiner selbst und Anderer, der ihn umgebenden Welt, bildet sich die Religion des Menschen als die Summe der Motive, die sein Handeln leiten, als die Summe seiner Anschauungen über seine Pflicht, welche ihn im täglichen Leben bestimmen. Darum sieht Besser das Grundübel unserer heutigen Volksschule darin, daß sie die deutsche Jugend für die Kirche und den Himmel, nicht für die Religion und das Leben vorbereite. Und dies müsse anders werden. „Die Unterrichtsgesetzgebung muß sich zunächst und vor Allem frei machen von den beschränkenden Fesseln konfessioneller oder pädagogischer Engherzigkeit; sie hat das Volk für das Leben der Gegenwart zu erziehen. Die Gegenwart verabscheut den Gedanken sittlicher Paria's. Sie will und kann es nicht mehr glauben, daß sittliches Handeln und Rechtthun nur für einen auserwählten Theil des Menschengeschlechts, nur für den durch seine Bildung bevorzugten Menschen da sein sollte. Ihr ist der Gedanke unerträglich, daß ein anderes Sittengesetz für den Armen, Ungebildeten und gesellschaftlich Bedrängten, ein anderes für den Reichen, den Gebildeten, durch materielle Mittel sicher Gestellten gelten solle. Das Volk ist nicht mehr Kind, dem man die volle Wahrheit nicht sagen dürfe. Solche Kindschaft des Volkes, solche moralische Unfähigkeit, sittliche Verlassenheit, geistige Unerzogenheit und Gedankenverwahrlosung, das Kindische im Urtheilen über Recht und Gesetz will eben unsere Gegenwart verändern und dazu hält sie die Schule berufen und will diese zu einer Pflanzstätte für die Sitte des Volkes gemacht wissen. Das ist der wahrhaft staatsmännische Sinn, der diese Aufgabe ergreift. Soll das erhabene Wort, daß unser Volk moralische Eroberungen zu machen habe, festen Inhalt und eine reiche Zukunft haben, so wird ein Zedlitz des neunzehnten Jahrhunderts wiederkommen und des Staates erste Aufgabe die Bildung unsers Volkes sein müssen!"

Das sind goldene Worte, deren Klang aber Herrn Weiland's Ohren so wenig wohlthut, daß er für gut findet, sich mit dem „nur wenig Positiven über Erziehung und Unterricht", was die Besser'sche Kritik über die Schulregulative enthalte, auch „nur wenig zu beschäftigen!" Vermuthlich weil ihm dies für seinen in todten Formen und Formeln verhärteten Sinn zu frisch und keimkräftig ist, als daß dessen Triebkraft durch einen im Felde der Erziehung zum Gärtner gesetzten Bock so leicht verwüstet werden könnte. Daß seit dem Erscheinen der Schulregulative den preußischen Schullehrerseminarien der nothwendige freie Spielraum zur Entwicklung und Fortbildung des Unterrichts und der Unterrichtsfertigkeit nicht gestattet worden sei, ist kein Geheimniß; sie sind an die Vorschriften der Regulative und an ein mechanisches Abrichten der künftigen Schullehrer gewiesen. Aus dem Festhalten der eigentlichen Aufgabe der Volksschule ergeben sich aber für die Pflanzstätten der Volksbildung folgende unmittelbar in der

Digitized by Google

Sache liegende Grundſätze, die Beſſer in den Vordergrund ſtellt. Für den Volksſchullehrer gehört eine Bildung, die denſelben auf eigene Füße ſtellt und es verhindert, daß er ein Werkzeug volksfeindlicher Beſtrebungen werde. Er iſt in den Stand zu ſetzen, die Unterrichtsſtoffe als ſein freies, ſicheres und ſelbſtändig verwendbares Eigenthum, und nicht nach bloßen Worten und auswendig gelernten Wendungen wiederzugeben; die Uebungsſchulen für die künftigen Volksſchullehrer müſſen das Mittel ſein, um gerade hierin die angehenden Lehrer zu befeſtigen, dieſelben an der Freudigkeit ihres geiſtigen Beſitzthumes ſich erheben und in der Handhabung des Gelernten und Erworbenen ſicher werden zu laſſen. Für dieſen Zweck iſt der geſammte Unterrichtsſtoff der Schullehrerſeminarien ſo zu behandeln, daß er die ganze Anſchauungs- und Denkweiſe des Seminarſchülers durchdringt, damit er als Volksſchullehrer daſſelbe wiederum auf die Anſchauung der Kinder erfolgſicher zu übertragen vermag.

Von den Unterrichtsſtoffen, die ſich der Schullehrer geiſtig aneignen ſoll, um ſie als Beſtandtheile der Volksbildung in der Schule zu lehren und in lebendiger Weiſe wirkſam zu machen, wird von den preußiſchen Regulativen die Weltgeſchichte, die eigentliche Naturwiſſenſchaft und die Kenntniß der deutſchen klaſſiſchen Literatur aus dem Kreis der Seminarbildung verpönt und in Folge deſſen aus der Volksſchule verbannt. Den Zauberſtab der Weltgeſchichte fürchtet der Vater der Regulative. „Der Unterricht in der allgemeinen Weltgeſchichte erzeugt in den Köpfen der künftigen Volksſchullehrer nur Unklarheit und Verbildung, und darüber wird ihnen Wichtigeres verſäumt“ — das Einlernen und Einleben der bibliſchen Geſchichte von Jakob und Jeſus und der Katechismus. Nur die „unentbehrlichſten Mittheilungen aus der allgemeinen Weltgeſchichte“ ſollen theils an die bibliſche, theils an die deutſche Geſchichte angereiht, überall aber müſſe „die Auffaſſung der Geſchichte vom chriſtlichen Geiſt und Bewußtſein durchdrungen und getragen werden“ — wie ſich daſſelbe aus dem auswendig gelernten Katechismus, den fünfzig geiſtlichen Liedern und der bibliſchen Geſchichte, insbeſondere vermuthlich aus der Apokalypſe ergiebt.

Zur Feier vaterländiſcher und evangeliſch-kirchlicher Gedenktage ſollen die Seminarien angehalten werden; etwaige Schiller- und Goethefeiertage jedoch gehören nicht dahin. Mit Schiller und Goethe ſollen die preußiſchen Volksſchullehrer Nichts zu ſchaffen haben. „Ausgeſchloſſen aus ihrer Privatlektüre muß die ſogenannte klaſſiſche Literatur“ unſeres Volkes ſein, auf welche jeder gebildete Deutſche mit Stolz blickt. Dem geiſtlichen Hirten des Dorfes ſchadet es Nichts, den Schiller und Goethe in ſeiner Familie zu haben; für das Schulhaus im Sinne des Herrn Stiehl ſind ſie bedenklich, mindeſtens überflüſſig. Seine geiſtlichen Lieder darf der gemeine Mann ſingen, aber etwa „deutſche Geſchichte aus dem Munde deutſcher Dichter“ zu kennen und in ſeinen Freiſtunden in der „deutſchen Dichterhalle“ ſich zu ergehen, dies könnte ihn leicht im Katechismusglauben und am Einleben in die „bibliſche Geſchichte“ ſtören und den Geſchmack an den Heiligen Israels verderben! Auch die Kenntniß der eigentlichen Naturwiſſenſchaft iſt für die künftigen Schullehrer und die ihrem Unterricht Anzuvertrauenden nicht gut, wenn wir Herrn Stiehl glauben dürfen. Und Herr Stiehl ſcheint zu wiſſen, daß bereits die Väter der Geſellſchaft Jeſu der Anſicht waren, Naturwiſſenſchaften und Mathematik machten

Digitized by Google

schlechte Christen. Mögen sich die vorzugsweis sogenannten Gebildeten in diese Gefahr begeben; das arme Volk müssen die Schulregulative väterlichst davor bewahren, denn es muß bei seinem Hirten bleiben. Einige Obstbäume, Gräser und Blumen, Weizen und Hafer zu kennen und ein Kameel von der Hauskatze zu unterscheiden, zu wissen, wann Ziegen und Kälber auf die Welt kommen, oder wie man Bienenzucht und Seidenbau treibt; soviel Naturkunde und Naturgeschichte, als eben zum nächsten Hausgebrauche und zur gröbsten Landwirthschaft gehört, gestatten die Regulative. Dagegen einen Blick „ins Innere der Natur" zu thun, o du Philister! und den Zusammenhang, sowie die Gesetze der Naturerscheinungen aus der Hand eines naturwissenschaftskundigen Schullehrers zu erfahren, um mit der erlaubten Freude an der Natur zugleich ein sinniges Verständniß ihrer Ordnung und innern Einheit zu verbinden, das könnte den Glauben an die Wunder Mose's und Elia's und an die Kräfte Jesu und der Apostel, sowie das Ansehen der Bibel überhaupt erschüttern, in deren Weltanschauung jeden Augenblick hinter dem Vorhang der Naturerscheinungen der Finger des Höchsten spukt. Der naturwissenschaftliche Kritiker der Schulregulative sieht dagegen die Zeit nahen, wo die Macht der Erfahrung und der Sturm des geistigen Fortschritts es der Kirche mit einem „Zu spät!" ins Angesicht schlagen werde, daß sie in solcher Weise der Naturwissenschaft die Thür gewiesen, und die Lehre der Naturwissenschaft werde, wenn es Herr Stiehl hausväterlichst verwehrt, in hundert anderen Richtungen ihren Weg zum Leben und Treiben unseres Volkes finden. Ohne daß man aus den Dorfjungen kleine Dove's, Rüter's, Liebig's und Schleiden's zu machen gewillt oder genöthigt sein werde, müsse eine wahre und echte Volksschule doch unerläßlich den gemeinen Mann lehren, die Naturerscheinungen nicht als ein vereinzeltes Geschehen, sondern als nach nothwendigen Gesetzen ablaufende Vorgänge zu verstehen und alles Geschehen in der Natur in innigster Beziehung und in unmittelbarstem Wechselverhältniß mit dem Dasein des Menschen stehend anzusehen.

Allerdings war durch einen Erlaß des Kultusministers von Bethmann-Hollweg vom 19. November 1859 das Auswendiglernen von biblischer Geschichte und Sonntagsevangelien verboten und das Auswendiglernen von Kirchenliedern und Katechismussprüchen auf eine Minderzahl beschränkt worden, zum Behuf des Unterrichts in den sogenannten Realien aber ein verbessertes Lesebuch für die Volksschule in Aussicht genommen. Aber in letzterer Beziehung blieb nichtsdestoweniger, als bei der preußischen Kammersitzung vom Jahre 1860 auch die Sache der Volksschule zur Sprache kam, nach wie vor die Klage bestehen, daß in den offiziellen Regulativen, gegenüber dem unverhältnißmäßig bevorzugten Religionsunterricht, der Unterricht in den Realien auf ein allzugeringes, weder den Bildungsverhältnissen des Volkes, noch dem praktischen Leben genügendes Maß beschränkt sei. Zu sechs Religionsstunden wöchentlich kommen noch drei, vorzugsweise zum Einüben der gebräuchlichsten Kirchenmelodien bestimmte Gesangsstunden, und beide zusammen nehmen ein Drittheil aller Unterrichtsstunden für die kirchlichen Zwecke der Volksschule weg. Für Lesen, Schreiben und deutsche Sprache sind täglich zwei und für Rechnen wöchentlich fünf Stunden angesetzt. Damit muß sich die gewöhnliche Volksschule bei wöchentlich 26 Unterrichtsstunden genügen lassen. „Gestalten es die Verhältnisse (heißt es in den Regulativen), auf vier Wochentage wenigstens für

Digitized by Google

die älteren Kinder sechs Unterrichtsstunden statt fünf zu setzen, so können noch drei Stunden für Vaterlands- und Naturkunde und eine Stunde für Zeichnen verwandt werden. Sind jedoch keine besonderen Stunden dafür zu ermitteln, so findet die Mittheilung der auf den Gebieten der Vaterlands- und Naturkunde unentbehrlichen Kenntnisse durch Erläuterung der betreffenden Abschnitte des Lesebuchs statt."

Daß die Vertreter des Volkes im Abgeordnetenhause diese mit den stiefmütterlichen Absichten der Kirche übereinstimmende stiefväterliche Abfindung des naturkundigen und Geschichts-Unterrichts in den Stiehl'schen Regulativen ungenügend fanden, war ihnen wahrlich nicht zu verargen. Sie setzten ihre Hoffnung auf das früher verheißene Unterrichtsgesetz, auf dessen Vorlage von der Mehrheit des Abgeordnetenhauses gedrungen wurde. Dagegen zog Herr von Bethmann-Hollweg in seinen damals abgegebenen Erklärungen die Selbständigkeit der Kirche herbei und dehnte deren Rechte auf die Schule aus, wonach die Kirche die grundlegenden Bestimmungen der Regulative zu überwachen habe. Vom nichtreligiösen Unterrichtsstoff nach Inhalt und Umfang schwieg der Unterrichtsminister. Gerade aber gegen die „Kirchenwirthschaft in der Volksschule" erhebt sich die Stimme des auf ein Unterrichtsgesetz harrenden freisinnigen Theiles der Preußischen Bevölkerung in der Mehrzahl ihrer Vertreter. Wie dagegen nach den Erklärungen des Herrn von Bethmann-Hollweg die Sache steht, wird die Volksschule aus dem Bereiche der parlamentarischen Gesetzgebung wesentlich ausgeschlossen. Sie wird damit aus dem Zusammenhange mit der volksthümlichen und allgemeinen geistigen Entwickelung herausgerissen, der Bewegung des allgemeinen Lebens der Gegenwart entzogen und unter die Obervormundschaft der Kirche, d. h. in Wahrheit unter den Einfluß einer gerade herrschenden kirchlichen Richtung gestellt. Die Sache beim rechten Namen genannt, handelt es sich auf dem Standpunkt der Regulative um die Verchristelung oder richtiger Vermuckerung der preußischen Volksschule und eine vom konfessionellen Streit und religiösen Parteiwesen unabhängige, freie Volksschule ist damit unmöglich gemacht.

Der Ruf der Zeit nach Trennung der Schule von der Kirche, die Stimme des nicht wie Stahl und Stiehl denkenden Volkes bleibt unerhört vor dem Herrn. „Man höret eine klägliche Stimme und bitteres Weinen auf der Höhe, Rahel weinet über ihre Kinder und will sich nicht trösten lassen, denn es ist aus mit ihnen". Aber bei Jeremia spricht der Herr also: „Laß dein Schreien und Weinen und die Thränen deiner Augen; denn deine Arbeit wird wohl belohnet werden, spricht der Herr. Sie sollen wiederkommen aus dem Lande des Friedens und deine Nachkommen haben viel Gutes zu gewarten, spricht der Herr; denn deine Kinder sollen wieder in ihre Grenze kommen!" Der freisinnige Theil der preußischen Bevölkerung sieht, wie die Sachen seit lange stehen, in der Kirche der Herren Stahl und Stiehl den Feind ächter Volks- und Menschenbildung und verlangt ein Unterrichtsgesetz, welches der Kirche ihre Selbständigkeit auf ihrem Gebiete nicht beeinträchtigt, aber ihre Grenze gegen die Schule bestimmt und diese aus der Gefangenschaft und selbst Sprachverwirrung der Kirche erlöst, von den Fesseln konfessioneller Schranken und religiöser Parteistandpunkte freimacht. Mit den Schulregulativen stellte sich der Staat auf die Seite einer kirchlichen Partei, von welcher es nicht zweifelhaft ist, daß ihr die

Digitized by Google

Mehrheit der gebildeteren und urtheilsfähigen Bevölkerung Preußens keineswegs angehört. Hier allein, ruft diese Partei, ist Wahrheit und Heil, und unser ist die Zukunft des Volkes! Diese Parteistellung der Schulregulative schließt einen Mißgriff, eine Täuschung und ein Unrecht ein, um nicht zu sagen: eine Lüge.

Einen Mißgriff zunächst; diese Stellung des Unterrichtsministeriums zur Volksschule beruht auf einem einseitigen, unverständigen und zweckwidrigen Gesichtspunkt. In den Regulativen wird erklärt, es hätten in den letzten Jahrzehnten auf den verschiedenen Gebieten des Lebens in Wissenschaft, Staat und Kirche tiefeingreifende Entwickelungen stattgefunden, deren Einfluß auf den Volksunterricht und auf die an denselben zu machenden Anforderungen eine solche Feststellung erheischt, wodurch Abgelebtes, Unberechtigtes, Ueberflüssiges und Irreführendes ausgeschieden und die berechtigte neue Bewegung des Volkslebens zur Geltung und Gestaltung gelangen und Leben empfangend wie fördernd eintreten könne. Die Volksschule, heißt es, sei der geistigen Richtung des Jahrhunderts gefolgt; nun aber sei das gesammte Leben des Zeitalters an einer Grenzlinie angekommen, wo ein entscheidender Umschwung nöthig und wirklich geworden. Der gemeinte Wendepunkt ist die Stahlsche „Umkehr" zum sogenannten positiven Christenthume, welche von den Stiehlschen Regulativen für die Volksschule als eine „Neugestaltung des Volkslebens auf dem Fundament des Christenthums" proklamirt wird. Die Regulative sollen ein Zuchtmeister der Schule auf Christum sein, um das evangelisch-christliche Leben der ihr anvertrauten Jugend neu zu begründen und zu entwickeln. Die Schule, schreibt Herr G. R. Stiehl, nehme die durch die Taufe theuer erkauften Kinder in sich auf, welche ein Recht auf alle Gnadengüter der evangelisch-kirchlichen Heilsordnung haben. Und der Lehrer solle geheiligt sein, an Christi Statt zu sprechen: Lasset die Kinder zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich! Und auch über den engeren Kreis der Schule hinaus wird vom Schullehrer eine warme und thätige Theilnahme am kirchlichen Leben der Gegenwart gefordert: er soll für eine hingebende Thätigkeit auf dem Gebiete der christlichen Heiden-, wie der inneren Mission mit der erforderlichen Einsicht und Liebe ausgerüstet werden; die Schullehrer-Seminarien sollen als solche lebendige Glieder der Vereine für Mission und verwandte Bestrebungen sein.

Nur schlimm, daß Herr G. R. Stiehl hierbei einiges sehr Wesentliche und Wichtige übersah oder nicht sehen wollte. Einmal nämlich ist der Umschwung zum sogenannten evangelischen Christenthum oder dem Standpunkt des Bibelglaubens und der kirchlichen Bekenntnißschriften nur bei einem kleinen Theile der Bevölkerung des preußischen Staates erfolgt, während ein anderer guter Theil durch die wissenschaftliche Strömung der letzten Jahrzehnte im Gegentheil zu der bewußteren Einsicht geführt worden ist, daß eine Rückkehr des neunzehnten Jahrhunderts, des Zeitalters Alexanders von Humboldt, zum Bildungsstandpunkt des sechszehnten, oder gar zur Welt- und Lebensanschauung des apostolischen Zeitalters eine baare Unmöglichkeit ist und daß die Forderung einer solchen Umkehr einerseits auf einer bodenlosen Selbsttäuschung beruht, andererseits nur durch Verleugnung zweier wichtiger geistiger Hebel unseres Jahrhunderts, der geschichtlichen Kritik und der Naturwissenschaften, möglich ist. Diese beiden geistigen Mächte im Gesammtleben unseres Zeitalters zu übersehen, ist schon eine starke Zumuthung an Solche, welche durch den

Digitized by Google

allgemeinen Kanal heutiger Weltbildung, die Literatur, ihr Geistesauge gestärkt haben. Diese Mächte aber gar mit dem Stielbesen von Schulregulativen ausrotten und durch christliche Schulraumer beseitigen zu wollen, dies ist die Raumersche und Stiehl'sche Täuschung, von der wir zweitens sprachen, eine Täuschung, welche sich als ein sowohl in sich selbst, als auch allen lebensfrischen und lebenskräftigen Elementen des Volkslebens durchaus widersprechendes Unternehmen erweist, dessen Undurchführbarkeit denn auch mit jedem Tage mehr ans Licht kommen muß.

Eine Täuschung also ist es, worauf der Parteistandpunkt der Schulregulative beruht. Es ist damit dem ausgesprochenen Grundsatze derselben geradezu ins Gesicht geschlagen und dieser Grundsatz zur hohlen und nichtigen Phrase herabgesetzt. Dieselben wollen nämlich „auf Grund der in den letzten Jahrzehnten gewonnenen Erfahrungen gemeinsame Normen aufstellen, innerhalb deren jeder berechtigten Eigenthümlichkeit in der geistigen Bewegung der Gegenwart hinlänglicher Raum zur Weiterentwickelung und Weiterbildung verbleiben soll". Eine merkwürdige Art in der That, auf Grund von Erfahrungen, die man am Krankenbette des Zeitalters machte, den gesunden Theil der Bevölkerung mit christlicher Medizin zu regaliren. Die Volksschule Preußens nimmt in Stadt und Land auch zahlreiche Kinder von Eltern auf, welche keineswegs der Ueberzeugung leben, daß ihre Kinder erst durch die Taufe aus dem Höllenrachen der Erbsünde theuer erkauft werden mußten, sondern daß der Mensch ohne Sündenschuld aus den Händen der Natur der erziehenden Elternliebe übergeben wird. In die Volksschule kommt eine Menge von Kindern solcher Eltern, welche durch Einsicht und Lebenserfahrung vielmehr dahin geführt worden sind, daß sie nicht wünschen können, durch fortwährend in der Buße und Gnade stehende und durch die biblisch-christliche Heilsordnung gestielte Schullehrer das gesunde kindliche Gemüth an der Kette des Sünden-, Buß- und Gnadenbewußtseins mit dem Glaubensschein fürs Himmelreich oder mit dem Wechsel bei Sicht aufs Jenseits ausgerüstet, ins Leben eingeführt zu sehen; Eltern vielmehr, welche ohne den trübseligen Glaubenseifer der Sündenknechtschaft die Natur jener Sanftmüthigen im Evangelium theilen, denen verheißen ist, daß sie das Erdreich besitzen sollen; Eltern, welche das Recht auf die sogenannten Gnadengüter der biblisch-kirchlichen Heilsordnung für den Himmel als ein ihnen selbst und ihren Kindern zum Ersatz für die irdische Misère aufzudringendes Kleinod verschmähen und ihrerseits hungern und dürsten nach einer Gerechtigkeit, welche ihnen hienieden das zur Gesundheit des Leibes und Geistes nöthige Brod des Lebens darbiete; Eltern endlich, welche unter dieser Zeit Leiden diejenigen selig preisen müssen, die durch eine die Gewissen der Menschen bevormundende und zur Taufe, Konfirmation und kirchlichen Einsegnung der Ehe zwingende Kirchenstaatspolizei hienieden geschmäht und verfolgt werden und allerlei üble Reden über sich ergehen lassen müssen, worin frommer Wahneifer sich im Lügen übt.

Auch solcher Eltern Kindern hat die Volksschule gerecht zu werden. Nach den Stiehl'schen Regulativen geschieht dies nicht; sie behandeln solche Eltern, die in der Kirche nur eine Stiefmutter erkennen, auch von Seiten des Staats so stiefväterlich und so haustyrannisch, daß sich das Weinen und Klagen Rahel's um ihre Kinder, wie Besser treffend sagt, katechismusgedrillten, Gebete plappernden, bibel-

Digitized by Google

gezwickten, bußgeübten und gnadebesessenen Kinder, sattsam erklärt. Die Regulative sind darum neben dem Mißgriff und der Täuschung, worauf sie beruhen, schließlich eine Ungerechtigkeit, eine Gewissenlosigkeit, ein Verrath an dem Rechte des in religiösen Dingen freigesinnten Theils der Preußischen Bevölkerung, und indem sie dieses gute Recht mit dem Zwangsschein väterlichen Wohlmeinens niederzuhalten, oder gar als Unberechtigtes und Irreführendes hinzustellen und damit den Regulativzwang zu bemänteln suchen, eine thatsächliche Lüge gegen ihren eigenen Grundsatz. Indem sie für den Standpunkt des biblischen und symbolischen Christenthums Partei nehmen, reißen sie die Kluft, welche im Gebiete des Volkslebens und der allgemeinen Weltbildung unserer Tage durch den heilsamen Einfluß der Wissenschaft sich mit langsamen, aber sichern Schritten thatsächlich mehr und mehr auszugleichen im Begriffe steht, mit unverständiger und frevelnder Hand von Neuem auf.

Nicht als ob wir den Antheil verkennten, welchen die Kirche in den verschiedenen Phasen ihrer Entwickelung an der Kulturarbeit der Vergangenheit wirklich und unzweifelhaft gehabt. Nicht als ob wir leugneten, daß Etwas im Christenthume sei, was seine Wurzeln unzerreißbar in das menschliche Gemüth schlägt. Aber wir leben in der Gegenwart unter der Herrschaft einer nüchternen Kritik des geschichtlich Ueberlieferten und unter dem Einflusse einer durch die Naturwissenschaften begründeten Weltanschauung, welche der Weltanschauung widerspricht, auf deren Boden vor achtzehnhundert Jahren das Christenthum Wurzeln schlug. Die Formen, in welchen sich im Fortschritt der Zeiten der religiös-sittliche Lebenskern des Christenthums ausprägte und zu bestimmten Vorstellungen und dogmatischen Sätzen verdichtete, sind längst der philosophischen und geschichtlichen Kritik anheimgefallen und die Versuche zu ihrer Auffrischung sind von der einschneidenden Macht der Wissenschaft als erfolglos und unhaltbar erkannt worden.

Der moderne Humanismus ist nicht etwa eine Erfindung des neueren Materialismus, sondern bereis seit den vierziger Jahren als das folgerichtige Ergebniß gerade der idealistischen Richtung der deutschen Philosophie dieses Jahrhunderts aufgetreten. Auch Besser fordert denselben als Grundlage für den Unterricht in der Religion. Er erklärt die Religion des Menschen für die Summe der Motive, die sein Denken und Thun leiten, für die Summe seiner Anschauungen über menschliche Pflicht. Daß es möglich ist, als Resultat des ganzen Unterrichts in der Volksschule diese Religion des Humanismus bis zum Austritt aus der Schule beim Kinde wirklich zu erzielen, liegt auf der Hand. Daß im Volksunterricht die alten Sprachen fehlen, will Nichts bedeuten. Dafür tritt die deutsche klassische Literatur, treten Schiller und Goethe, tritt der Unterricht in der allgemeinen Weltgeschichte und in der Naturlehre als Mitbegründer der humanistischen Weltanschauung wie des humanistischen Lebensgrundsatzes auf, sobald diese Unterrichtsstoffe in der Schule zu ihrem gebührenden Rechte kommen. Und ich wüßte nicht, warum nicht eine auf diesem Wege herangebildete Jugend im vierzehnten Jahre die Worte Faust's sollte verstehen können:

„Thor! wer dorthin die Augen blinzend richtet,
Sich über Wolken seines Gleichen dichtet!

Digitized by Google

Er stehe fest und sehe hier sich um;
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen?
Was er erkennt, läßt sich ergreifen!"

Man sieht hieraus, Besser's Erörterungen über das Neue, was an die Stelle des Alten treten soll, enthalten trotz Herrn G. Weiland's Behauptung des Gegentheils, gleichwohl des „Positiven" genug, nur daß es leider dem Manne durch eine leicht erklärliche Täuschung des Bewußtseins als bloß verneinend erscheint, weil es in seinen schulregulativsüchtigen Augen schnurstracks dem offiziellen Alten widerspricht. Denn (wie der Apostel sagt) „Ihr waret, Weiland, Finsterniß; nun aber seid Ihr ein Licht in dem Herrn!"

Soviel über die Weiland'sche Studie über Besser's Kritik der Stiehl'schen Schulregulative. Aber wir haben mit Herrn Weiland noch ein Hühnchen zu rupfen, ehe wir Abschied von ihm nehmen. Hat er sich im Bisherigen gegen Besser nicht als Scharfschütze bewährt, noch auch besonders scharfsichtig in seiner Regulativsucht gezeigt, so machen die Studien über die von Besser vertretene „physiologisch-psychologische Grundidee" einen womöglich noch trübseligeren Eindruck. In der Hast, womit er auf das Ziel seiner „Studien" losgeht, stürzt er an der Hauptsache vorbei und wird nicht einmal gewahr, daß er jene neue Idee, welche mit dem Anspruch auftritt, den Humanismus von Seiten der physiologischen Psychologie her zu unterbauen, gar nicht einmal versteht. Darum muß der eingebildete Schütze nothwendig neben die Scheibe schießen, wenn er nachzuweisen unternimmt, jene Idee sei ungeeignet, um darauf eine Ethik und eine Pädagogik zu begründen. Mit Anschauungen, so hatte Besser behauptet, mit Vorstellungen und Begriffen, die ihre Wurzeln und Fasern in längst vergangenen und der Geschichte anheim gefallenen Zuständen und Lebensgestaltungen haben, heute noch eine Nation regieren und das Volk bilden und speisen zu wollen, ist eine psychologische Unmöglichkeit, und dergleichen Versuche müssen nothwendig zum Unheil führen. Bevor der Mensch erwachsen, so lange er noch Kind ist und sich in seinem Wollen und Handeln seiner freien Einsicht noch nicht unterzuordnen vermag, bedarf er zweierlei: Einsicht zu gewinnen durch Unterricht, und geleitet und bestimmt zu werden durch Erziehung. Die Entwickelung der Kindesnatur ist das Ziel der Erziehungs- wie der Schulfrage. Die sämmtlichen Kräfte und Anlagen des Kindes zu entfalten und zu gebrauchen, das ist das Ei des Columbus in der Schule. Das Geistesleben des Menschen in den Vorgängen des Empfindens, Vorstellens, Vergleichens und Schlußfolgerns, sowie andererseits des Fühlens und Wollens, somit das Lernen nicht minder, wie die Willens- und Gemüthsbildung ist durchweg ein durch die ganze Natur des Kindes Bedingtes. Alle Bildung des Geistes, Pädagogik wie Unterrichtslehre, ruht darum nothwendig auf der Psychologie. Die Methode und Form alles Unterrichts ist den Gesetzen unterworfen, nach welchen sich der menschliche Geist von sinnlichen Anschauungen zu deutlichen Begriffen erhebt. Alle erziehende Arbeit am kindlichen Geiste sinkt zur Handlangerei herab, wenn man sich nicht auf den Boden der Psychologie stellt, die uns Einsicht in die Natur des Menschengeistes und seiner Entwickelungsgesetze giebt. Die Psychologie hat sich aber in unseren Tagen aus der Pflegschaft der bloßen Spekulation befreit und zu

Digitized by Google

der Einsicht erhoben, daß der seelenkundige Gelehrte zuerst und vor Allem die Natur des menschlichen Nervenlebens und insbesondere des mit dem ganzen Nervenleben im innigsten Zusammenhang stehenden Gehirns als desjenigen Organs kennen lernen müsse, ohne welches kein Gedanke, kein Fühlen, kein Wollen im Menschen entstehen kann. Damit ist aber die Naturwissenschaft in ihrer Gestalt als Physiologie die erste und unerläßliche Grundwissenschaft für die Psychologie. Lebt unser Geist als ein Stück und Bruchtheil des All im Reigen des natürlichen Geschehens; geschieht unser Denken, Fühlen und Wollen in den Bahnen der in unserer Leiblichkeit begründeten, unabänderlichen Gesetze: dann ist es auch einmal möglich, diese Gesetze kennen zu lernen und damit zu verstehen und einzusehen, was Geist ist. Auf dem Grund und Boden seiner Leiblichkeit, näher im gesammten Nervenleben, spiegeln sich im Menschen die Erscheinungen des Alls ab, sowie das Verhältniß, in welchem sie zu einander stehen. Durch sinnliches Begreifen lernt des Kind die sichtbare Welt allmälig kennen; das Unsichtbare im sinnlichen Erkennen begreift der Erwachsene weiter: das ist geistige Thätigkeit, Denken und Fähigkeit, Schlüsse zu ziehen. An und aus sinnlichen Wahrnehmungen heraus bildet sich das menschliche Denken. Im Betasten der Mutterbrust, im Erblicken des Mutterauges, im Hinhören auf die Mutterstimme, im Erschmecken der Muttermilch bilden sich allmälig und langsam die Begriffe von Raum und Zeit und Zahl durch das Kindeshirn. Das Kind zieht von der Außenwelt Kreis um Kreis in seinen eigenen Besitz herein, und nicht anders ists mit dem auf die Kenntniß des eigenen Selbst gerichteten Lernens. Allmälig wächst der Mensch in das Verständniß seiner selbst und der ihn umgebenden Welt hinein. Bereits sind zu einem großen Theil die Bedingungen erkannt, ohne welche keine Sinnesempfindung entsteht, keine Vorstellung daraus erwachsen kann, kein Fühlen und Begehren, kein bewußtes Wollen zu Stande kommen mag. Nur auf der Unterlage von Sinneseindrücken, nur im unabläßigen Umtausch und Wechselverkehr unseres Nerven- und Hirnlebens mit der Eigenwelt unseres Leibes und mit der Außenwelt wächst, erbaut und erhält sich dasjenige lebendig, was wir unser Geistesleben nennen.

An diesen Gedanken und Grundanschauungen, wie sie Besser vom Standpunkt der physiologischen Psychologie ausspricht, glaubt nun Herr Weiland zum Ritter werden zu können. Mit manchen Physiologen, sagt er, stelle Besser den Anspruch, daß die Physiologie als einzig berechtigter Ausgangspunkt für die psychologische Forschung anerkannt und daß demzufolge die Unterscheidung zwischen Körper und Geist als zweier grundverschiedener Lebensgebiete als ein durch neuere wissenschaftliche Ergebnisse völlig widerlegter Irrthum zugestanden werden solle. Diese Forderungen, behauptet er, seien jedoch nur dann berechtigtigt, wenn die zum Grunde liegenden Schlußfolgerungen zwingend und lückenlos seien. Noch aber gebe uns die Physiologie in ihren zur Zeit feststehenden Thatsachen keine befriedigende Aufklärung über die Weise, wie durch unsere Sinne die Erscheinungen aufgefaßt werden und wie dadurch Vorstellungen in uns zu Stande kommen. Zwar habe es alle Wahrscheinlichkeit für sich, daß bei der Entstehung von Vorstellungen, bei ihrer Wiedererweckung durch das Gedächtniß, beim Bilden von Begriffen aus Vorstellungsreihen Theile unseres Gehirns thätig sind; aber noch fehle uns jeder ursachliche Zusammenhang zwischen den leiblich bedingten, natürlichen Vorgängen im Gehirn

Digitized by Google

und den im inneren Sinne beobachteten Thatsachen und Erscheinungen des Seelenlebens. Und es sei darum, meint er, keineswegs der Schluß gerechtfertigt, weil Gehirn- und Geistesthätigkeit immer gleichzeitig stattfinden, so seien auch beide völlig eins und identisch und die Geistesthätigkeit nur ein Phänomen, welches im Nervenleben des Menschen ebenso in die Erscheinung trete, wie Licht und Schall in ihren Medien, so daß schließlich das bewußte Denken nur eine vom Gehirn unabtrennbare und mit seinem Ableben erlöschende Eigenschaft des Gehirns wäre. Und wenn auch wirklich jemals das Wesen der Empfindungen aus der Veränderung gewisser Nervenpartieen oder Gehirntheile begriffen werden könne, so sei damit die Annahme einer übernatürlichen Seele noch nicht beseitigt und das Geheimniß ihres Waltens noch keineswegs aufgelöst; denn es liege in der Thatsache, daß die Empfindungen nicht vereinzelt im Bewußtsein verbleiben, sowie in der Fähigkeit ihrer Verbindung zu Vorstellungen, Begriffen und Schlüssen noch immer ein weiterer, nicht außer Acht zu lassender Theil des Geheimnisses. Und noch sei die Behauptung nicht bewiesen oder sonst bewahrheitet, daß die Frage nach dem Wesen des Geistes wirklich bereits aus dem Gebiete des Uebernatürlichen in das Gebiet der diesseitigen Naturvorgänge getragen wäre. Dagegen, so erklärt Herr Weiland weiter, sei dem spiritualistischen Standpunkt, welcher den Geist vom Leibe grundwesentlich unterscheide, ein positiver Wahrscheinlichkeitsbeweis für die Existenz eines persönlichen Geistes in der Thatsache enthalten, daß der Geist fähig sei sich als wesentlich zu denken und daß während der ganzen vergangenen Zeit sich die Menschen den Geist so gedacht haben. Habe darum immerhin die Annahme eines persönlichen Geistes im Menschen nicht den Werth eines evident erweisbaren Satzes, so dürfe gleichwohl das Vorhandensein desselben als einfache Thatsache betrachtet werden; die letzten Fragen aber nach dem Wesen des Geistes seien auf eine Zukunft zu verweisen, welche dem geistigen Ich auf einer höheren Entwickelungsstufe auch einen höheren Grad von Einsicht in sein eigenes Wesen bringen werde.

So Herr Weiland. Sehr bequem ist es allerdings, den Glauben an ein besonderes Seelenwesen oder einen im Leibe wohnenden persönlichen Geist als eine einfache Thatsache darum festzuhalten, weil sichs seit Adam und Eva her die Menschen so vorgestellt haben. Ebenso bequem ist es, die Zweifler an dieser einfachen Thatsache und die Bestreiter derselben mit dem von der Wissenschaft gleichfalls angefochtenen Wechsel aufs Jenseits abzuspeisen, als wo alle Räthsel gelöst würden, an denen sich hienieden die Wissenschaft abarbeite. Solcher bequemen Weise ist es allerdings einigermaßen zugutzuhalten, daß sich mit ihr eine ebenso große Unbekanntschaft mit gewissen längst zu Tage gekommenen Ergebnissen der philosophischen Kritik in Betreff weltgeschichtlicher Wahnvorstellungen, die trotz dem consensus gentium sich als Täuschungen ergeben haben, wie andererseits eine merkwürdige Unwissenheit über den heutigen Stand der Wissenschaft vom menschlichen Nervenleben paart. Der Stand der Sache ist vielmehr vor dem heutigen Forum der Wissenschaft dieser.

Daß man zur Erklärung der im inneren Sinne beobachteten sogenannten Seelenerscheinungen oder psychologischen Thatsachen ein besonderes Seelenwesen oder selbstständiges Geistwesen anzunehmen und zu Grunde zu legen durchaus nicht berechtigt sei, dies hat bereits Kant vor achtzig Jahren mit seinem zermal-

Digitized by Google

menden Scharfsinn dargethan. Daß ein solches angenommenes Hülfswesen die fraglichen Erscheinungen in ihrer Entstehung wie in ihrem Hergange auch in Wirklichkeit gar nicht erkläre, sondern statt der Erklärung nur eine unbekannte Größe als Lückenbüßer der noch mangelnden Einsicht in den Ursprung und Zusammenhang der fraglichen Erscheinungen einführe, ist seit Kant wiederholt aufs Nachdrücklichste von Seiten der philosophischen Kritik eingeschärft worden. Endlich hat dieselbe auch sich die Mühe nicht verdrießen lassen, den psychologischen Prozeß darzulegen, wie das unwissenschaftliche Bewußtsein zur Bildung der Vorstellung von einem besonderen Seelenwesen zwar nothwendig kommen mußte, wie aber das Begreifen dieses Hergangs zugleich die Auflösung dieser Hülfsvorstellung nach sich zieht und der Wissenschaft das Problem hinterläßt, mittelst der Erfahrungsforschung den sogenannten Seelenerscheinungen auf den Grund zu gehen. Daß ihre bisherigen Ergebnisse nicht lückenlos sind und daß ihre Forschung nach der Aufklärung des Räthsels noch lange nicht zum Abschluß gelangt ist, weiß die Wissenschaft und gesteht es willig ein; sie glaubt aber an ihre eigene diesseitige Zukunft, welche mit jedem neuen Schritte und jeder Erweiterung ihrer Forschungsmittel alle Tage mehr in die Gegenwart rückt, ohne daß man nöthig hat, die Lösung wissenschaftlicher Probleme ad Graecas Calendas ins Jenseits zu schieben, um daselbst mit Platon und Aristoteles oder dem heiligen Thomas einer höheren Erleuchtung entgegenzuharren.

In ihrer diesseitigen Forschungsarbeit ist aber die Wissenschaft vom sogenannten Seelenleben oder vom Wesen des Menschengeistes allerdings keineswegs blos auf die Physiologie allein angewiesen. Für die Lösung ihrer Aufgabe, das Wesen des Geisteslebens aus den leiblichen Naturbedingungen und der Stellung des Menschen in der ihn umgebenden Welt abzuleiten, bedarf die Physiologie zuvörderst einer genauen Feststellung des Erfahrungsthatbestands der zu erklärenden Erscheinungen selbst mittelst sorgfältiger Beobachtung derselben im inneren Sinne. Und diese Vorarbeit, an welcher sich längst die philosophischen Schulen von Fries, Herbart und Beneke mit Erfolg betheiligten, hat recht eigentlich die Philosophie überkommen, soweit sich dieselbe auf dem Wege ihrer geschichtlichen Selbstkritik von hohlen Abstraktionen, von leeren Spekulationen ins Blaue und von dürrer Begriffsweberei befreit und auf den Boden einer nüchtern beobachtenden Erfahrungsforschung gestellt hat. Der Zusammenhang der Vorstellungen unter einander, ihre Wechselwirkung, ihre gegenseitige Hemmung und Förderung, ihre Verknüpfung mit Gefühlen und Strebungen, ihr unbewußter Ablauf wie ihr Eintritt ins Bewußtsein: das Alles läßt sich vorläufig auch ohne Physiologie deutlich machen. Aber damit ist immer nur erst der Thatbestand festgestellt und überschaulich gemacht, wie er sich durch eine genaue innere Beobachtung, Sonderung und Verknüpfung ergiebt. Keineswegs sind damit auch die Vorgänge wirklich erklärt, in ihrer Entstehung und nach den Bedingungen ihres Hervortretens begriffen. Hierzu bedarf es der Physiologie, deren Aufgabe in ihrer Gestalt als Nervenphysiologie es ist, den Zusammenhang jener Phänomene mit gleichzeitigen Nerven- und Hirnvorgängen klar zu machen, in den leiblichen Hintergrund jener Phänomene einzudringen und sie damit bei ihrer Wurzel zu erfassen, sie an ihrer Quelle zu belauschen.

Nicht geleugnet werden die Erscheinungen, die man als Seelenleben oder



Digitized by Google

Geistesthätigkeiten bezeichnet; nicht in ihrem Werthe herabgesetzt oder an ihrem Reichthume vermindert werden dieselben bei diesem Verfahren. Ihre Thatsächlichkeit bleibt unangefochten, ihr Umfang ungeschmälert, ihre Würde unbeeinträchtigt. Sie werden nur aus anderen Bedingungen und Voraussetzungen erklärt, nur aus einer anderen Quelle, aus dem lebendig-thätigen Leibe selber abgeleitet, anstatt aus einem von diesem verschiedenen Seelenwesen erklärt zu werden. Es wird ihnen nur eine andere Heimath angewiesen, nicht in einer vermeintlich übersinnlichen Region, sondern im allgemeinen Lebensboden gesetzmäßig waltender Naturkräfte. Und wenn dies mit redlichem Forschungsernste geschieht, was ist nun darin Anstößiges, Bedenkliches oder gar Gefährliches für Wahrheit, Sittlichkeit und Schönheit des Lebens! Sinkt denn die Rose dadurch am Werth, daß sie auf einem Mistbeete wächst? Und ist denn der menschliche Leib, dieses höchste Naturgebilde ein so Niedriges, Geringes und Schlechtes, daß sich unsere höchsten Gedanken und Gefühle, unsere edelsten Güter, unser bestes Besitzthum dessen zu schämen hätten, daß sie in diesem Leibe ihren Ursprung haben? Und was soll dem gegenüber die hohle Phrase bedeuten von der Fähigkeit des Geistes, sich selbst als wesentlich zu denken? Gehen wir doch nur auf die allerersten Lebensäußerungen dieses vermeintlich-selbständigen Geistes zurück: wie arm erscheint er am Tage der Geburt und empfängt er nicht schließlich die erste Anregung stets von Außen, von einem Anderen, als er ist und ehe er ist?

Auch Herrn Weiland's sonstige, gegen den physiologisch-psychologischen Realismus vorgebrachte Redensarten treffen neben die Scheibe. Die Nervenphysiologie behauptet nicht, daß die mit einer bestimmten Nerven- und Gehirnthätigkeit der Zeit nach zusammenfallenden Geistesthätigkeiten mit jener eins und dasselbe sei, sondern daß sich jene zu dieser wie Bedingungen und Erfolg, wie Ursachen und Wirkung verhalten. Die Nervenphysiologie erklärt nicht die Geistesthätigkeit für eine anhängende Eigenschaft des Gehirns, sondern für einen bestimmten Wirkungserfolg der Gehirnthätigkeit, welche nach Maßgabe bestimmter Sinneseindrücke oder sonstiger Nervenreize auf das Gehirn gerade in der jedesmaligen bestimmten Gestalt nothwendig ausgelöst werden, wie sie durch die gegebenen Vorbedingungen eingeleitet worden sind. Nicht so ohne Weiteres aus einer beliebigen Veränderung gewisser Hirnpartien, welche mit den Außenwerken unserer Sinne in Verbindung stehen, erklärt die Nervenphysiologie das Wesen der Empfindung, sondern aus der Aufnahme und Fortpflanzung der Erregungsschwingungen der Reize durch die Strömung in der Nervenröhre hindurch bis zu deren Endstellen im Gehirn, wo dann die bestimmte Gestalt oder Schwingungsform des Reizes nothwendig auch einen entsprechenden Wirkungserfolg auslöst. Die Möglichkeit aber, daß diese Empfindungserfolge nicht vereinzelt bleiben, sondern sich mannichfach verschmelzen und mit einander verknüpfen, sich anziehen oder abstoßen, erklärt sich vollständig aus der ganzen Einrichtung des Gehirns selbst, dessen Millionen Fäserchen und Kugelbläschen ebenso in mannigfaltige Einzelgruppen vereinigt, wie andererseits wiederum allesammt vom lebendigen Nervenstrom durchwogt sind, der die Möglichkeit gleichzeitiger Erregung vermittelt, so daß ein Stoß Tausende von Fäden zu erregen, ein Tritt Tausende von Verbindungen zu schlagen im Stande ist, deren jede eine in sich unterschiedene Gestalt oder Schwingungsform hat. Wie aber schließlich der Bewußtseins-

Digitized by Google

erfolg selbst als ein durchaus leiblich bedingter, nerven- und hirnvermittelter Vorgang bis ins Einzelne vorstellig gemacht werden kann, ohne daß man sich irgendwie zur Annahme eines rein geistigen Ich hingedrängt sähe, darüber könnte Herr Weiland auf den im vorigen Jahre veröffentlichten [1]) Aufsatz: „Der leibliche Träger des Bewußtseins“ verwiesen werden, wenn bei ihm ein Interesse an solchen Untersuchungen vorauszusetzen wäre.

Auf einem Standpunkt, welcher das menschliche Geistesleben aus natürlichen leiblichen Bedingungen ableitet, kann sich Herr Weiland keine Ethik und keine Pädagogik möglich denken. Den einst von Philippus gegen Nathanael im Evangelium geführten Beweis vom Gegentheil, mit der Mahnung: „Komm und siehe!“ kann man füglich bei Herrn Weiland nicht geltend machen; sonst hätte sich der gute Mann längst des Besseren überzeugen und die Erfahrung machen können, daß man auch als ein in seinen Augen sogenannter Materialist ein sittliches Leben führen und Kinder erziehen kann. Seien also, zum Ergötzen der Lehrer, die allbekannten und längst verbrauchten Weiland'schen Auslassungen über diesen Punkt noch kürzlich angeführt und beleuchtet! „Ist das menschliche Leben mit seinem Stoffwechsel und seinen Kraftäußerungen eine Naturerscheinung, so hat jede menschliche Existenz das Recht, sich auf Kosten anderer solcher Existenzen nach rein natürlichen Gesetzen soviel als möglich auszubreiten. Denn in der Natur giebt es keine das Dasein des Andern schonende Sittlichkeit, sondern hier gilt allein das Recht des Stärkern. Vom Standpunkt des Materialismus sind alle aus dem Egoismus entspringenden Unsittlichkeiten berechtigt. Und wenn der betreffende einheitliche Naturmensch (dessen persönlicher Geist sich nämlich nicht mit Weiland selbst als wesenhaft denkt) die Glückseligkeit auf Erden nur auf sein Ich anwenden will, wer wills ihm wehren und wie will ihn Besser widerlegen? Die meisten Menschen würden diese Glückseligkeit sicher in der immer wiederholten Befriedigung sinnlicher Neigungen suchen. Die zerstörenden Folgen sinnlichen Uebermaßes sind im Sinne des Materialismus gar kein Einwand gegen dieses ausschweifende Uebermaß; denn die Naturerscheinung entfaltet sich in jedem Augenblick mit dem Aufwande aller erreichbaren Mittel, unbekümmert darum, ob sie im nächsten Augenblicke erlischt. Und wenn im Gehirne, wie im Magen nur irdischer Stoff wirkt, warum soll das Gehirn und nicht der Magen herrschen, für den sich doch die Stimmenmehrheit entscheiden möchte?“ Wir schweigen völlig von der gelungenen Selbstverhöhnung in dieser köstlichen, wahrhaft klassischen Stelle der Weiland'schen Studien über Besser's Altes und Neues. Wir gönnen ihm den Schützenschmaus, auf den es der Seelenanwalt abgesehen hatte. Für so Viele ist ja das wissenschaftliche Studium nach offiziellen Regulativen die trächtige Kuh, die sie mit Butter versorgt. Warum sollte nicht auch für Herrn Weiland, wie für die Naturmenschen Finnlands, die Seele eine Art Magen sein und die Studien des streb- und betriebsamen Mannes eine Art schriftstellerischer Kochkunst, die gleich den Grenzrittern Walter Scott's ihr Rindfleisch nimmt, wo sie's findet und die Seele als das Salz zum Butterbrot ansieht!

---

[1]) Psyche. Studien, Kritiken und Forschungen zur Erkenntniß des menschlichen Geisteslebens. Von L. Noack. 1860. Bd. 4, S. 319—341.



Digitized by Google

Aber halten wir uns an die ernsthafte Seite des klassischen Unsinns, der in jener Auslassung zusammengeballt ist!

Die Erfahrung, die der Naturmensch, bei welchem die Sittlichkeit erst werden soll, an dem ihm gegenübertretenden Rechte des Stärkern macht, wird ihn sehr bald auf rein natürlichem Wege durch die Sinne zu der Einsicht führen, daß er gerade für den Vollgenuß seiner eigenen menschlichen Einzelexistenz auch Anderer bedarf und im Interesse seines eigenen sinnlichen Wohlbefindens und der ihm dazu nöthigen Hülfsleistungen von Seiten Anderer darauf angewiesen ist, auch diese in ihrem Existenzrecht anzuerkennen. Wer es dem Naturmenschen wehren oder wie man ihn widerlegen wolle, wenn er sein Erdenwohl nur auf sein Ich anwenden wollte? Eben jene Erfahrung wehrts ihm und die Einsicht widerlegt ihn, daß er zu seinem eigenen einzelnen Wohlbefinden nothwendig auch Anderer bedarf, wie denn Herr Weiland schon aus dem Paradiesgärtlein der Bibel hätte lernen können, daß es dem Menschen nicht gut sei, allein zu sein. Und wie? im ausschweifenden Uebermaß sinnlicher Triebe gäbe es für eine Naturerscheinung von der Art eines Zweihänders, der zum Magen und Unterleib auch den Kopf bekommen hat, keinen naturgesetzlichen, sinnlich erfahrungsmäßigen Einwand? Sollte man es für möglich halten, daß ein solches Licht im Herrn, wie Ihr waret, Weiland, in Finsterniß so tief herabsinken könne? Wenn doch, sollte man denken, die Befriedigung der sinnlichen Triebe auf die Erhöhung der Lust und des Wohlbefindens gerichtet ist, auf ausschweifendes Uebermaß aber Unlust und Uebelbefinden, unter Umständen selbst Zerstörung dieser bestimmten naturmenschlichen Erscheinung und Existenz erfolgt; so wirkt das sinnliche Gefühl der Unlust unfehlbar von selbst und nach rein natürlichen Gesetzen nothwendig als Gegengewicht gegen jenes Uebermaß. Und erlebt eine solche rein sinnliche, menschheitliche Naturerscheinung nicht an sich selbst die zerstörenden Folgen des sinnlichen Uebermaßes, so hat er wohl an Anderen zu sehen Gelegenheit, und da sein Kopf mit den Vierfüßern im Feld und Walde die Gedächtnißfähigkeit theilt, so wird er gerade aus egoistischem Streben nach Wohlsein aus gedächtnißmäßiger Reflexion oder in Folge abschreckenden Beispieles eben dasselbe thun, was die vierfüßige Naturerscheinung aus unmittelbarem Instinkt der Selbsterhaltung thut. Dies wäre also der Unsinn in dem, was Herr Weiland sagt. Noch schwerer aber wiegt, was dieser spiritualistische Psycholog und christliche Pädagog übersieht.

Die Selbstsucht ist erfahrungsmäßig keineswegs die einzige Triebkraft im natürlichen Menschen. Weist ihn vielmehr schon das natürliche Abhängigkeitsgefühl auf die Anerkennung Anderer und auf thätig-gesellige Beziehung zu ihnen; so wirkt überdies auch das Mitgefühl als lebendige Triebkraft in der Menschennatur. Und mag es auch sein, daß die Selbstsucht als der stärkere Trieb wirke; so schlingt sicher auch in die naturgesetzlich begründete Erweiterung des Selbst in der Entstehung der Familie das Mitgefühl seine Fäden ein, die im Verlauf der gesunden natürlichen Entwickelung des Menschen von selbst wachsen und sich entfalten. Und eben dieses natürliche Mitgefühl, das mit dem gesellschaftlichen Triebe zusammenwächst und im Verlaufe seiner Entwickelung und Fortpflanzung von den Eltern auf die Kinder sich in Wohlwollen und Liebe umwandelt, ist der Selbstsucht gegenüber die natürlich-nothwendige Grundlage und der Ausgangspunkt der Sittlichkeit,

Digitized by Google

deren Geſetze auf dem Boden der Geſellſchaft als einheimiſche Frucht derſelben wachſen.

Iſt nun das Mitgefühl unzweifelhaft ſinnlich und phyſiologiſch begründet, ſo mag Herr Weiland hiervon Einſicht in die Möglichkeit nehmen, aus den rein natürlichen Bedingungen des Menſchendaſeins allerdings eine Sittlichkeit, und zwar durch folgerichtige Weiterentwickelung dieſer Keime die ganze Sittlichkeit zu begründen. Er wird ſich dann bei einigem guten Willen auch ſeine Frage ſelber beantworten können: „Wie wollten wir ohne Hinweis auf die dem Irdiſchen völlig heterogene geiſtige Individualität des Menſchen dem Kinde den Begriff der Tugend deduziren? Wie wollten wir das Kind von der Nothwendigkeit des ſittlichen Lebens überzeugen, ja daſſelbe auch nur zu einem ſittlichen Leben gewöhnen, wenn es nicht etwa durch Zwang und bloßes Abrichten geſchähe?“ Möchte doch der gute Mann, der in ſeinem Eifer für die Deduktion der Tugend beim Kinde und für das ſchulregulativiſche Abrichten deſſelben in bibliſcher Geſchichte und im Katechismus Lutheri unfähig iſt, im phyſiologiſch-pſychologiſchen Humanismus den Schlüſſel zu einer naturgemäßen Erziehungsmethode zu finden, in Sachen der geiſtigen und ſittlichen Menſchenbildung nicht ſo vornehm auf Gewohnheit und Nachahmung herabſehen, welche thatſächlich die beiden mächtigſten Geſetze der menſchlichen Natur und die Quellen alles Lernens und Wirkens, aller Lehre und Ausübung in der Welt ſind, die Hebel zur Regelung des kindlichen Gemüthes in Gehorſam und Liebe, in verſtändigem Gemüthe wie in Entſagung, kurz zu jener georgica animi, auf welche ſich die rechte und ächte innere Miſſion des Humanismus gründet.

Digitized by Google

# Wider die Grundanschauungen des philosophischen Idealismus.

Von Dr. F. Dubor.

Daß das philosophische Interesse, dessen wir uns als einer besonderen Eigenthümlichkeit unserer deutschen Natur zu berühmen pflegen, auch in der gegenwärtigen, den philosophischen Bestrebungen im Allgemeinen so abholden Periode noch nicht völlig erstorben ist, davon liefert unter Anderen wohl die Thatsache einen vollgültigen Beweis, daß es Schopenhauer gelingen konnte, einen engeren Kreis von enthusiastischen Verehrern und einen sehr weiten von Anhängern dieser Verehrer noch nach seinem Tode um sich zu versammeln. Schopenhauer ist populär geworden, er ist im eigentlichsten Sinn in die Massen gedrungen, so weit diese überhaupt von Philosophie berührt zu werden pflegen. Fragen wir wodurch, so vermögen wir am wenigsten darauf eine genügende Antwort zu geben, wenn wir uns an den positiven Inhalt seiner Lehrsätze und Anschauungen halten, die überall dem Bewußtsein der Gegenwart und dem eigentlichen Gedankeninhalt der Zeit schneidend widersprechen. Weder in seiner Lehre von der Welt als Vorstellung, die gerade der naturforschenden Gegenwart mehr wie je als real-existirende Thatsache gilt, noch in seiner Sonderung des Willens von der Erkenntniß, während wir seit Spinoza's Untersuchungen über diesen Gegenstand den Willen nur „als eine bestimmte Art des Denkens" begreifen, noch endlich in seiner Ethik, die J. H. Fichte (Zeitschrift für Philosophie) geradezu „auf Rechnung einer tiefen komplizirten ethischen Verbildung" setzt und die in ihrer antikosmischen Spitze und ihrer quietistischen Tendenz nirgends einen Pulsschlag des ringenden Zeitgeistes verräth, finden wir Anknüpfungspunkte. Aber einen Punkt giebt es doch, an welchem Schopenhauer, gerade wo er am wenigsten Philosoph ist, und die Gegenwart, wo sie sich der Philosophie zuwendet, sich berühren — das ist die Abneigung gegen unsere jüngste philosophische Vergangenheit.

Von Fichte sagt Schopenhauer u. A. in der „vierfachen Wurzel: „Gegen alle Gemeinschaft mit diesem Fichte protestire ich. Mögen immerhin Hege-

Digitized by Google

lianer und ähnliche Ignoranten von einer Kant-Fichte'schen Philosophie reden: es giebt eine Kantische Philosophie und eine Fichte'sche Windbeutelei — das ist das wahre Sachverhältniß". Für Hegel sind die gelindesten Bezeichnungen „erbärmlicher Patron" und „plumper Charlatan"; stärkere findet man in der Schrift: „Ueber das Fundament der Moral", an der die königliche Sozietät der Wissenschaften zu Kopenhagen, der Schopenhauer dieselbe überreicht hatte, ausdrücklich seine ungeziemenden Ausfälle gegen einige der summi philosophi tadelte, ein Tadel, der Schopenhauer aufs bitterste verdroß.

Ohne Grund zu der persönlichen, bis zur lebhaftesten Antipathie[1]) gesteigerten Gereiztheit zu haben, die den durch Hegel in seiner lebendigen Wirksamkeit gehemmten und fast auf Lebenszeit verdunkelten Schopenhauer gegen seinen Nebenbuhler erfüllte, sympathisirt doch die gegenwärtige Zeit in ihrer Abneigung gegen denselben mit Schopenhauer um so mehr, als sie der mühsamen Bewältigung seiner Werke längst entsagt hat und von einer kritischen Ueberwindung zu einer unkritischen Verdammung derselben übergegangen ist. Unglaublich schnell ist der hochragende und architektonisch stets bewundernswürdige Bau der Hegel'schen Philosophie zu einem fremdartigen Tempel geworden, von dessen Wänden unentzifferbare Hieroglyphen dem heutigen Jünger der philosophischen Wissenschaften entgegenstarren, und wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir die Zuneigung, welche die Schopenhauer'sche Philosophie gerade unter den philosophischen Aspiranten heutzutage findet, in erster Instanz dem zuschreiben, daß Schopenhauer einen über die Maßen summarischen Prozeß mit Hegel macht und ihm kurzweg das consilium abeundi aus der Reihe der Philosophen ertheilt.

In einem merkwürdigen Gegensatz zu dieser Stellung Schopenhauer's in der Gegenwart erblicken wir einen anderen unserer eminentesten Denker, Ludwig Feuerbach. „Will man die herkulische That", sagte Moleschott, „an welcher in unserer Zeit ein großer Theil der Menschen, ja unbewußt vielleicht die ganze Menschheit arbeitet, so weit sie forscht, an Einen Namen knüpfen, dann hat Ludwig Feuerbach diese That vollbracht. Durch ihn ist die menschliche Grundlage für alle Anschauung, für alles Denken ein mit Bewußtsein anerkannter Fels geworden."

---

[1]) Zum Beleg für die, denen Schopenhauer weniger bekannt ist, nur eine Stelle aus unzähligen: „Will dich Verzagtheit anwandeln, so denke nur immer daran, daß wir in Deutschland sind, wo man gekonnt hat, was nirgend anderswo möglich gewesen wäre, nämlich einen geistlosen, unwissenden, Unsinn schmierenden, die Köpfe durch beispiellos hohlen Wortkram von Grund aus und auf immer desorganisirenden Philosophaster, ich meine unseren theuern Hegel, als einen großen Geist und tiefen Denker ausschreien; und nicht nur ungestraft und ungehöhnt hat man das gekonnt, sondern wahrhaftig, sie glauben es, glauben es seit dreißig Jahren bis auf den heutigen Tag!" (Vierfache Wurzel p. 39.)

Digitized by Google

Diese Worte eines Mannes, der mit der Gabe des Naturforschers in seltenem Grade den philosophischen Blick für die gesammte Entwicklung der Zeit verbindet, bezeichnen vollkommen die außerordentliche Bedeutung Feuerbach's für die Gegenwart, und es muß deshalb auf den ersten Blick frappiren, daß derjenige, der seiner Zeit die Fahne voran getragen hat, fast am wenigsten von ihr gekannt ist. Mit Ausnahme des „Wesens des Christenthums" und etwa noch der „Vorlesungen über das Wesen der Religion" liegen die in neun starken Bänden gesammelten schriftstellerischen Leistungen eines Denkers, den Gedankenreichthum, Tiefblick und das umfassendste philosophische Wissen auszeichnen, wie eine unberührte Goldmine da. Selbst bei hervorragenden Kritikern stoßen wir auf eine fast unglaubliche Unbekanntschaft mit Feuerbach's Werken (immer mit Ausnahme des vielberufenen „Wesens des Christenthums", welches aber für eine Beurtheilung Feuerbach's und seiner Bedeutung im Ganzen einen vollkommen unzureichenden Maßstab abgiebt.) Wir zitiren als einen solchen Fall das Werk eines Kritikers, der lange wenigstens eine gefürchtete Stellung in der literarischen Welt einnahm, Julian Schmidt's „Geschichte der deutschen Literatur im neunzehnten Jahrhundert". In dem Abschnitt „der philosophische Radikalismus" (Band III. p. 380 u. ff.) kommt Schmidt auf Feuerbach zu sprechen, und nach einer Analyse des Gedankenganges im Wesen des Christenthums heißt es (p. 393):

„Es ist nicht wahr, daß der Ursprung der Religion aus dem Trieb des Menschen nach Idealen hervorgeht, daß also die Existenz Gottes gleichgültig gegen seine Wesensbestimmungen ist. Feuerbach hat einseitig den entologischen Beweis im Auge gehabt, und das macht ihm insofern Ehre, als dieser sogenannte Beweis, d. h. dieser Prozeß unserer Seele, zum Bewußtsein Gottes zu gelangen, der allergeistigste ist; aber es ist nicht der ursprüngliche, nicht der natürliche; das erste Gefühl Gottes ist das Gefühl einer Macht, die über den Menschen hinausgeht, die ihm absolut fremd ist, deren Einfluß er jeden Augenblick fühlt und die er doch nicht faßt, vor der er sich daher in Furcht und Grauen niederwirft. So ist das ursprüngliche Bewußtsein Gottes im Menschen und alle weiteren Wesensbestimmungen treten erst später in dasselbe ein ꝛc. Das ist beiläufig eine schwache Seite bei Feuerbach wie bei der ganzen Schule des Humanismus; sie ist durch und durch unhistorisch, sie hat keinen Begriff von den Unterschieden der Zeit." — „Nach Feuerbach's Erklärung begreift man nicht, wie es jemals eine andere Religion habe geben können, als das Christenthum; denn da der Prozeß der Religionsbildung nach seiner Theorie immer der nämliche ist und die menschliche Natur gleichfalls immer die nämliche, so müßte auch das Resultat überall das nämliche sein. Die Religion ist nicht ein einzelner zeitloser Akt des Individuums" u. s. w.

Digitized by Google

Es ist vollkommen undenkbar, daß Schmidt dieses absprechende und an sich unlogische Urtheil hätte fällen können, wenn er von Feuerbach's wahrhaft erschöpfenden religionsphilosophischen Deduktionen die Ergänzungsschriften zum Wesen des Christenthums (u. A. das Wesen des Glaubens im Sinne Luther's; das Wesen der Religion; Erläuterungen zum „Wesen der Religion"; Vorlesungen über das Wesen der Religion; Beleuchtung einer theologischen Rezension vom „Wesen des Christenthums" u. s. w.), wenn er überhaupt irgend etwas Anderes von Feuerbach als eben nur das „Wesen des Christenthums" und zwar dieses anders, als höchst oberflächlich gekannt hätte. Wir stellen, um dies zu beweisen, einige Sätze dieser Ergänzungsschriften zusammen, die genau das besagen, was Schmidt vermißt und aus dessen Mangel er eine Waffe gegen Feuerbach schmiedet.

„Das Abhängigkeitsgefühl der Menschen ist der Grund der Religion. Das, wovon der Mensch abhängig ist und sich fühlt, ist aber ursprünglich nichts anderes als die Natur. Die Natur ist der erste, ursprüngliche Gegenstand der Religion, wie die Geschichte aller Religionen und Völker sattsam beweist" (Wesen der Religion 2).

„Der bestimmte Mensch, dieses Volk, dieser Stamm hängt nicht von der Natur im Allgemeinen, sondern von diesem Boden, diesem Lande ab. Mit demselben Recht, mit welchem der universelle Mensch sein universelles Wesen als Gott verehrt, beten daher die alten beschränkten, an ihrem Boden mit Leib und Seele haftenden, nicht in ihre Menschheit, sondern in ihre Stammesbestimmtheit ihr Wesen setzenden Völker die Berge, Bäume, Thiere, Flüsse u. s. w. ihres Landes als göttliche Wesen an, denn ihre ganze Existenz gründet sich ja nur auf die Beschaffenheit ihres Landes, ihrer Natur" (a. a. O. 4).

„Die Thiere waren dem Menschen unentbehrliche, nothwendige Wesen; von ihnen hing seine menschliche Existenz ab. Das aber, wovon das Leben, die Existenz des Menschen abhängt, das ist ihm Gott. Wenn die Christen nicht mehr die Natur als Gott verehren, so kommt das nur daher, daß ihrem Standpunkt zufolge ihre Existenz nicht von der Natur, sondern dem Willen eines von der Natur unterschiedenen Wesens abhängt, aber gleichwohl betrachten und verehren sie dies Wesen nur deswegen als göttliches, d. i. höchstes Wesen, weil sie es für den Urheber und Erhalter ihrer Existenz, ihres Lebens halten" (a. a. O. 5).

„Du bist nur deswegen genöthigt, Gott als ein existirendes Wesen zu denken, weil du von der Natur selbst genöthigt wirst, deiner Existenz und deinem Bewußtsein die Existenz der Natur vorauszusetzen und der erste Grundbegriff Gottes kein anderer ist, als eben der, daß er die deiner Existenz vorangehende, vorausgesetzte Existenz ist" (a. a. O. 10).

„Im Opfer versinnlicht und konzentrirt sich das ganze Wesen der Re-

Digitized by Google

ligion. Der Grund des Opfers ist das Abhängigkeitsgefühl — die Furcht, der Zweifel, die Ungewißheit des Erfolgs, der Zukunft — aber das Resultat des Opfers ist das Selbstgefühl — der Muth, der Genuß, die Gewißheit des Erfolgs, die Freiheit und Seligkeit. Als Knecht der Natur schreite ich zum Opfer, aber als Herr der Natur scheide ich von ihm. Das Gefühl der Abhängigkeit von der Natur ist daher wohl der Grund, aber die Aufhebung dieser Abhängigkeit, die Freiheit der Natur ist der Zweck der Religion. Oder: die Gottheit der Natur ist wohl die Basis, die Grundlage der Religion und zwar aller Religion, auch der christlichen, aber die Gottheit des Menschen ist der Endzweck der Religion" (a. a. O. 29).

„So wie der Mensch aus einem nur physikalischen Wesen ein politisches, überhaupt ein sich von der Natur unterscheidendes und auf sich selbst konzentrirendes Wesen wird, so wird auch sein Gott aus einem nur physikalischen Wesen ein politisches, von der Natur unterschiedenes Wesen. Zur Unterscheidung seines Wesens von der Natur und folglich zu einem von der Natur unterschiedenen Gott kommt daher der Mensch zunächst nur durch seine Vereinigung mit anderen Menschen zu einem Gemeinwesen, wo ihm von den Naturmächten unterschiedene, nur im Gedanken oder in der Vorstellung unterschiedene Mächte, politische, moralische, abstrakte Mächte, die Macht des Gesetzes, der Ehre, der Meinung, der Tugend Gegenstand seines Bewußtseins und Abhängigkeitsgefühls, die physikalische Existenz des Menschen seiner menschlichen, bürgerlichen und moralischen Existenz untergeordnet, die Natur macht, die Macht über Tod und Leben zu einem Attribut und Werkzeug der politischen und moralischen Macht herabgesetzt wird."

„Die Götter der Heiden waren wohl auch schon Herren der Natur, aber keine Schöpfer derselben, darum nur konstitutionelle, beschränkte, in bestimmte Grenzen eingeschlossene, nicht absolute Monarchen der Natur, d. h. die Heiden waren noch nicht absolute, unbedingte, radikale Supranaturalisten" (a. a. O. 41).

Wir beschränken uns absichtlich — dem Zweck dieses Aufsatzes entsprechend — auf diese wenigen Citate, die aus den übrigen Werken Feuerbach's wahrscheinlich noch schlagender und zutreffender entnommen werden könnten. Aus ihnen wird wenigstens so viel erhellen, daß keine Beschuldigung von einer größeren Unkenntniß der Leistungen Feuerbach's zeugen kann, als die, daß er den Ursprung der Religion schlechtweg in den Trieb des Menschen nach Idealen verlege, als die ferner, daß er die Religion für einen zeitlosen Akt des Individuums ansehe, als die endlich, daß er die menschliche Natur nicht nach Ort, Zeit und Geschichte aufs strengste unterscheide, da er gerade aus diesen Unterschieden die Unterschiede der Religionen aufs umfassendste erklärt und ableitet.

Ebenso unglücklich wie mit seiner Kritik der Feuerbach'schen Religions-

Digitized by Google

philosophie ist Schmidt mit seinen Bemerkungen über Feuerbach's Metaphysik. So heißt es, um nur noch Eins hervorzuheben, bei ihm (p. 396): „Spätere Materialisten sind mit vollkommen richtiger Konsequenz weiter gegangen und haben Feuerbach vorgeworfen, seine Menschheit sei ebenfalls ein Gattungsbegriff, eine Idee, die nie zur Erscheinung käme, also wieder etwas Transzendentes und Romantisches."

Die „vollkommen richtige Konsequenz" ist um so unrichtiger, als Feuerbach in seiner Antwort an einen der späteren Materialisten (Max Stirner) ausdrücklich erklärt: „Die Gattung bedeutet bei mir nicht ein Abstraktum, sondern nur dem einzelnen für sich selbst fixirten Ich gegenüber das Du, den Anderen, überhaupt die außer mir existirenden Individuen. Relativ, für mich als diesen Menschen ist allerdings und zwar nothwendig die Gattung nur ein Abstraktum, nur ein Gedanke, obwohl sie an sich selbst sinnliche Existenz hat. So sind z. B. die vergangenen Menschen, obwohl an sich selbst einst wirkliche, sinnliche Wesen, für mich nur Gedankenwesen oder Wesen der Vorstellung". (Ges. Werke I. 351.)

Wir vermuthen, daß Schmidt diese bündige Erläuterung übersehen hat. Freilich genügt es ihm, „einen flüchtigen Blick" auf Feuerbach's Metaphysik zu werfen — welche Art der Kritik aber bei diesen flüchtigen Blicken herauskommt, erhellt aus dem Vorhergehenden zur Genüge.

Daß Feuerbach's Metaphysik (niedergelegt hauptsächlich in den „Grundsätzen der Philosophie der Zukunft" Ges. Werke II.) so wenig populär und bekannt geworden ist, möchten wir demselben Grund zuschreiben, den wir für Schopenhauer's Popularität anführten. Feuerbach gründet die Wahrheit der „neuen Philosophie", welche das Wirkliche in seiner Wirklichkeit und Totalität zum Gegenstand, und zu ihrem Erkenntnißprinzip nicht das Ich, nicht den absoluten, d. i. abstrakten Geist, nicht die Vernunft in abstracto, sondern das wirkliche und ganze Wesen des Menschen hat, — welche daher nicht wie die alte Philosophie sagt: „Nur das Vernünftige ist das Wahre und Wirkliche", sondern vielmehr: nur das Menschliche ist das Wahre und Wirkliche, denn der Mensch ist das Maß der Vernunft — welche vor Allem, im Gegensatz zum Idealismus, das Sinnliche zum Subjekt seiner selbst macht, demselben absolut selbständige, göttliche, primitive, nicht erst von der Idee abgeleitete Bedeutung einräumt — er gründet die Wahrheit dieser Philosophie als metaphysische Wahrheit auf eine Kritik der Hegel'schen Philosophie, deren Negation und Widerlegung sie ist, indem sie gleichzeitig deren nothwendiges Resultat und Wahrheit sein soll, ihr sich selbst erkennender Grundgedanke und ihre widerspruchslose Auflösung. Weder der Gedankengang, noch das Resultat der Feuerbach'schen Metaphysik ist daher ohne eine gründliche Kenntniß der Hegel'schen

Digitized by Google

Philosophie zu verstehen, welche die nothwendige, für Viele jetzt aber nicht mehr gangbare Durchgangsstufe bildet.

Für eine populäre Behandlung der Hauptfrage, wie wir sie in den nachfolgenden Blättern versuchen wollen, scheint uns dieser Weg allerdings nicht geboten. Die Hauptfrage aber ist für die jetzige Stufe unserer philosophischen Anschauung noch immer zunächst die: Läßt sich der Idealismus beweisen? Jene Grundbehauptung namentlich, daß unsere an Raum und Zeit gebundene Anschauungsweise nicht durch ein real zu Grunde liegendes Verhältniß der Dinge so anzuschauen genöthigt werde, resp. darin eine reale Existenzform der Außenwelt anschaue, sondern nur durch unseren Intellekt dazu gezwungen sei — daß also „der Raum nichts Anderes als Vorstellung, alle Erscheinungen insgesammt bloße Vorstellungen sind?“ (Kant.)

„Diese anschauliche Welt“, sagt Schopenhauer (Welt als Wille und Vorstellung) „ist offenbar ein Gehirnphänomen“, und so wenig dies dem gewöhnlichen Menschenverstand „offenbar“ erscheinen wird, so ist doch in der That, giebt man die Prämissen des Idealismus zu, nichts mehr dagegen zu erinnern.

„Ist der Quell meiner Weltanschauung rein in mir wurzelnd, — geht die Art und Weise der Existenz des Objekts vom Subjekt aus, so ist in der That diese anschauliche Welt offenbar nur Gehirn-Phänomen, und wenn ich das denkende Subjekt wegnehme, muß die ganze Körperwelt wegfallen, als die nichts ist, als die Erscheinung in der Sinnlichkeit unseres Subjekts und eine Art Vorstellung desselben.“ (Kant.)

Schopenhauer, für dessen System diese Anerkenntniß Grundbedingung ist, feiert daher auch diese That Kant's als die größte und das unerschütterlich feststehende Dogma aller Philosophie. So heißt es in der Schrift über die Grundlage der Moral §. 22:

„Wenn an den Aufschlüssen, welche Kant's bewundernswürdiger Tiefsinn der Welt gegeben hat, irgend etwas unbezweifelt wahr ist, so ist es die transcendentale Aesthetik, also die Lehre von der Idealität des Raumes und der Zeit. Sie ist so klar begründet, daß kein irgend scheinbarer Einwand dagegen hat aufgetrieben werden können. Sie ist Kant's Triumph und gehört zu den höchst wenigen metaphysischen Lehren, die man als wirklich bewiesen und als eigentliche Eroberungen im Felde der Metaphysik ansehen kann. Nach ihr also sind Raum und Zeit die Formen unseres eigenen Anschauungsvermögens, gehören diesem, nicht den dadurch erkannten Dingen an, können also nimmermehr eine Bestimmung der Dinge an sich selbst sein, sondern kommen nur der Erscheinung derselben zu, wie solche in unserem an physiologische Bedingungen gebundenen Bewußtsein der Außenwelt allein möglich ist.“

In Bezug auf die Idealität des Raumes heißt es: „Der einleuchtendste

Digitized by Google

und zugleich einfachste Beweis der Idealität des Raumes ist, daß wir den Raum nicht, wie Alles andere, in Gedanken aufheben können. Blos ausleeren können wir ihn: Alles, Alles können wir aus dem Raum wegdenken, können uns auch sehr wohl vorstellen, der Raum zwischen den Fixsternen sei absolut leer ꝛc., nur den Raum selbst können wir auf keine Weise loswerden. Er stellt sich dar, sobald ein Objekt vorgestellt werden soll, und begleitet nachher alle Bewegungen, Wendungen und Versuche des anschauenden Intellekts so beharrlich, wie die Brille, welche ich auf der Nase habe, alle Bewegungen meiner Person ꝛc. Bemerke ich, daß überall und unter allen Umständen Etwas bei mir ist, so schließe ich, daß es mir anhängt, so z. B. ein besonderer Geruch, dem ich entgehen möchte, sich vorfindet, wohin ich auch komme. Nicht anders ist es mit dem Raume. Ist nun derselbe, wie hieraus offenbar hervorgeht, eine Funktion, ja eine Grundfunktion meines Intellekts, so erstreckt sich die hieraus folgende Idealität auch auf alles Räumliche, d. h. alles darin sich Darstellende. Folglich erkennen wir die Dinge nicht, wie sie an sich sind, sondern nur, wie sie erscheinen." [1])

Ehe wir an diese Frage, die wirkliche Kardinalfrage, deren Beantwortung in dem einen oder anderen Sinn uns entweder den verschiedenen Systemen des Idealismus oder des Materialismus überantwortet, herantreten, schicken wir als unseren allgemeinen Standpunkt den Satz voraus, daß nur die äußerste Denknothwendigkeit den Forscher den Ueberzeugungen entfremden darf, die ihm sein sinnliches Bewußtsein als Thatsachen an die Hand giebt, und in der That, ein unbefangener Blick lehrt, daß nur dies der gesunde Standpunkt des Forschens ist. Der unverkünstelte Mensch lebt im Einklang mit seinen Sinnen, und wenn er sich auch im Denken mit diesen entzweit, ihnen kritisch gegenübertritt, so wird doch sein Streben, wenn auch im Moment des Denkens interesselos nur auf Wahrheit gerichtet, im Allgemeinen dahin gehen, wieder die Eintracht herzustellen zwischen seinen Sinnen und dem zweifelnden Verstande.

„Er will nicht Bürger zweier Welten, einer Intellektual- und einer

---

[1]) Ganz ähnlich sagt Fortlage in seiner Darstellung Kant's (Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant): „Der Raum ist kein empirischer Begriff, der von äußeren Erfahrungen (a posteriori) wäre abgezogen worden. Denn damit gewisse Empfindungen auf etwas außer mir bezogen werden, dazu wird die Vorstellung des außer mir (d. h. die Vorstellung des Raumes) vorausgesetzt. Hierdurch schon geht der Raum aus dem Felde der apostteriorischen Erkenntnisse unaufhaltsam in das der aprioriſchen über. Er thut dies auch, insofern als er eine unumgängliche Vorstellung ist, welche an der Ganzheit unserer sinnlichen Erkenntniß als einer solchen festhaftet, indem man zwar jedes einzelne Empfundene aus dem allgemeinen Raum hinweg denken, aber diesen selbst als die allgemeine Möglichkeit eines Empfindens von Objekten überhaupt sich durchaus nicht als aufgehoben darstellen kann. Was nun aber nicht erst hinzukommen muß, sondern uns unabtrennlich beiwohnt, das eben nennen wir a priori gegeben."

Digitized by Google

Sinnenwelt sein, er will nur einer und derselben angehören, er will als **wahr erkennen**, was er als **wirklich fühlt**." (Feuerbach, Spinoza.)

Indem er als Mensch denkt, nicht als Denker, d. h. „in einer aus der Totalität des wirklichen Menschenwesens herausgerissenen und für sich isolirten Fakultät", tritt er von vorn herein den Zweifeln an der Sinneswahrheit mit geschärfter, vorsichtiger Ueberlegung, mit dem unwillkürlichen Wunsch entgegen, ihnen gerecht zu werden, um sich wieder zu der Einheit eines das Wirkliche als das Wahre und das Wahre als das Wirkliche denkenden und fühlenden Sinneswesens zu rekonstituiren. Nur diese Tendenz sichert ihm die allgemeine kritische Besonnenheit, die sich auch den Aussprüchen des abstrakten Denkens gegenüber ihres Standpunktes bewußt bleibt, während sonst nur zu leicht die Skepsie ihre Waffen ausschließlich gegen die Sinne wendet, gegen den abstrakten Verstand aber höchst unkritisch vertrauensvoll verfährt.

„Die neuere Philosophie", sagt Feuerbach, „ist von der Theologie ausgegangen — sie ist selbst nichts Anderes als die in Philosophie aufgelöste und verwandelte Theologie. Das abstrakte und transcendente Wesen Gottes konnte daher selbst nur auf eine abstrakte und transcendente Weise verwirklicht und aufgehoben werden. Um Gott in die Vernunft zu verwandeln, mußte die Vernunft selbst die Beschaffenheit des göttlichen abstrakten Wesens annehmen. Die Sinne, sagt Cartesius, geben keine wahre Realität, kein Wesen, keine Gewißheit — nur der von den Sinnen abgezogene Verstand giebt Wahrheit. Woher dieser Zwiespalt zwischen dem Verstand und den Sinnen? Nur aus der Theologie kommt er. Gott ist kein sinnliches Wesen, er ist vielmehr die Negation aller Bestimmungen der Sinnlichkeit, wird nur erkannt durch die Abstraktion von derselben, aber er ist Gott, d. h. das allerwahrste, allerrealste, allergewissesste Wesen. Woher soll also Wahrheit in die Sinne kommen — in die Sinne, die geborne Atheisten sind?" (Philosophie der Zukunft §. 19.)

Indem wir diesen Standpunkt, dessen (unbewußte und unwillkürliche) Genesis aus dem Theismus hier offen gelegt ist, mit Bewußtsein verlassen, stellen wir uns auf den entgegengesetzten, der die Thatsachen sinnlichen Bewußtseins als gegebene annimmt und aus ihnen zu deduziren sucht. Verwirren wir auf diesem Weg uns in unleugbare Widersprüche, ist zu keinem denkbaren Verständniß und Einsicht in eben diese, einstweilen angenommenen Thatsachen zu gelangen, so wird es früh genug sein, in Bezug auf den vorliegenden Punkt, zu einer Annahme zu greifen, die, wie die Annahme der Idealität des Raumes, dem sinnlichen Bewußtsein doch offenbar nur als Hypothese sich aufnöthigen kann — und auch dann wird diese nur Werth haben, insofern sie uns zum mindesten gestattet, Thatsachen, die sonst vollkommen unbegreiflich erschienen, nun unter dieser Voraussetzung als unter einander im Zusammenhang stehend zu erkennen.

Digitized by Google

Wir leben in einer Welt, in einer Umgebung, von realen, für sich, unabhängig von unserem Dazuthun existirenden, ausgedehnten Gegenständen — dies ist die nächste und gewisseste Thatsache des sinnlichen Bewußtseins. Das Ausgedehntsein — etwas, das sich so wenig wie Grün, Blau, Bitter ꝛc. definiren läßt, da es unmittelbar nur der sinnlichen Wahrnehmung gegeben ist — nur für dieses eine kommensurabele Größe bildet — erleben wir unmittelbar und ausnahmelos an jedem Dinge, dessen Bekanntschaft wir überhaupt machen. Wir schließen daher, daß jedes Ding ausgedehnt ist, wie wir schließen würden, daß jedes Ding blau sei, wenn wir alles blau sähen, ohne uns in einem wie im anderen Fall weiter darum zu kümmern, daß wir damit etwas aussagen, was in letzter Instanz nur für das sinnliche Bewußtsein einen Sinn, eine Bedeutung hat, nur der Sinnlichkeit gegeben ist. Was sinnlich erfaßbar ist, ist ausgedehnt.

Werfen wir jetzt einen Blick zurück auf die Entwicklung des einzelnen Menschen und versuchen wir, uns darüber zu orientiren, wie der Mensch sich in dieser Umgebung ausgedehnter Dinge zurecht findet und ob sich daraus die Thatsachen deuten lassen, die uns oben als Beweise für die Idealität des Raumes vorgeführt worden sind. — Daß der Gefühlssinn die erste in uns thätige Vermittlung mit der Außenwelt ist, steht physiologisch fest. „Das Kind im Uterus hat blos Gefühle, — Gefühle unter anderen auch durch die Bestimmung seines Körpers von Außen, indem z. B. der Uterus es zu einer bestimmten Lage nöthigt". (Müller's Physiologie Bd. II. p. 269.) Damit ist ihm schon die dunkle Vorstellung eines Aeußeren, eines Bestimmenden im Gegensatz zum bestimmbaren Ich gegeben. Denn in der That, wie Feuerbach ganz richtig bemerkt (Philosophie der Zukunft §. 32.) wird ein wahres, ein wirkliches Objekt mir nur da gegeben, wo mir ein auf mich wirkendes Wesen gegeben wird, wo meine Selbstthätigkeit — wenn ich vom Standpunkte des Denkens ausgehe — an der Thätigkeit eines anderen Wesens ihre Grenze, Widerstand findet. „Der Begriff des Objekts ist ursprünglich gar nichts anderes als der Begriff eines anderen Ich — so faßt der Mensch in der Kindheit alle Dinge als freithätige, willkürliche Wesen auf. Nicht dem Ich, sondern dem Nicht-Ich in mir, um in der Sprache Fichte's zu reden, ist ein Objekt, i. e. anderes Ich gegeben, denn nur da, wo ich aus einem Ich in ein Du umgewandelt werde, wo ich leide, entsteht die Vorstellung einer außer mir seienden Aktivität, d. i. Objektivität. Aber nur durch den Sinn ist Ich Nicht-Ich."

Die dunkle Vorstellung eines Aeußeren klärt sich bis zur Unterscheidung eines relativ und absolut Aeußeren, — eines relativ Aeußeren, welches der eigene Körper ist, und eines absolut Aeußeren, welches die wahre Außenwelt ist. Denn die eigenen Glieder bewegt das Kind selbständig und beherrscht

Digitized by Google

sie, den Widerstand seiner Umgebung beherrscht es dagegen nicht. Zweitens ist ein Unterschied der Empfindungen, je nachdem zwei Theile seines Körpers einander berühren und also eine doppelte Empfindung in den sich berührenden Theilen erzeugen, oder je nachdem hingegen ein Theil seines Körpers nur den Widerstand von Außen gewahr wird. Im ersteren Fall, wo z. B. ein Arm den anderen berührt, ist der Widerstand der eigene Körper selbst, und das widerstandleistende Glied hat ebensowohl Empfindung, als das andere tastende Glied. Seine Glieder sind in diesem Falle äußere Objekte der Empfindung und empfindend zugleich. Im zweiten Fall wird das Widerstandleistende als etwas Aeußeres, nicht zum lebenden Körper Gehöriges zur Vorstellung kommen, wo das berührende Glied die Vorstellung seiner dem Ich unterworfenen und zum lebendigen Ganzen gehörigen Theile erweckt. (Müller, Physiologie. a. a. O.) (Wie wahr namentlich diese letzte scharfsinnige Beobachtung ist, möge folgendes schlagende Beispiel beweisen, das ich selbst erlebte und das um so werthvoller erscheint, als nur ein besonderer Zufall es möglich macht, diese Vorgänge — die sich leider unserer Erinnerung entziehen, über die wir im späteren Lebensalter immer nur raisonniren und spekuliren können, und die uns daher nie mit wahrhafter sinnlicher Ueberzeugungskraft nahe treten — noch einmal sinnlich zu erleben und damit den Vorgang in wunderbarer Stärke aufzufassen. Ich war eines Abends auf dem Sopha eingeschlafen. Beim Wiedererwachen war das Licht verlöscht, ich fand mich im Dunkeln, in einer traumhaften Verworrenheit. Nicht wissend, wo ich war — vergleichbar etwa der ersten traumhaften Verworrenheit des Embryo — tastete ich unwillkürlich umher, — im selben Augenblick aber schreckte ich blitzschnell zurück, ich hatte ein menschliches Wesen, einen fremden Arm in meiner nächsten Nähe berührt, — und ich blieb wie gebannt liegen, denn da der Arm sich nicht zurückzog, während ich an ihm rührte, war mir die unbestimmte Vorstellung eines neben mir befindlichen todten Körpers aufgestiegen. Es gehörten einige Minuten dazu, um mich von diesem Schauder zu befreien und mir es als denkbar hinzustellen, daß es ein Mensch im Schlafe sei, dessen Hierherkommen freilich nicht weniger unerklärlich blieb. Ich tastete wieder. Der Arm rührte sich immr nicht, ich glitt vorsichtig an ihm hinauf und über den Ellbogen hinauskommend, verwandelte sich urplötzlich die Sensation, ich gewahrte, daß ich es mit meinem eigenen Arm zu thun hatte, der unterhalb eingeschlafen war und sich daher bei der Berührung nicht empfindend verhielt, daher als ein Absolut-Aeußeres von mir gesetzt worden war. Es ist vergebens von der eigenthümlichen Sensation sich einen Begriff machen zu wollen, das diesen ganzen Vorgang begleitete, — die Berührung eines eingeschlafenen Gliedes im wachen Zustand und mit dem vorausgehenden Bewußtsein, daß dies doch kein Absolut-Aeußeres ist, bietet auch nichts

Digitized by Google

entfernt derselben Analoges dar, da hierbei das wache Bewußtsein unsere Empfindung modifizirt, während ich, dem isolirten Empfinden preisgegeben, in der That denselben Akt der Unterscheidung vollzog, wie das Kind. Nur umgekehrt: denn während ich hier, auf einen erlernten Maßstab mich stützend, aus dem Quell der Empfindung eine falsche Schlußfolgerung bildete, bildet das Kind aus diesem Quell der Empfindung sich seinen Maßstab für ein Absolut- und ein Relativ-Aeußeres.) „Die dunkle Vorstellung einer Außenwelt als Ursache von Empfindungen ist also gegeben. Empfindet nun zwar ein thierisches Wesen zunächst nur immer sich selbst, seine affizirten Nerven ꝛc., so vergesellschaftet sich von nun an, unzertrennlich mit der Empfindung des Gefühls, die der äußeren Ursache. Auf diesem Standpunkt steht das Empfinden jedes erwachsenen Menschen. Legen wir die Hand auf eine Tafel, so werden wir zwar beim Nachdenken sogleich gewahr, daß wir nicht die Tafel empfinden, sondern nur den Theil der Haut, der die Tafel berührt, aber ohne Nachdenken verwechseln wir dies sogleich und behaupten, daß wir die Tafel empfinden". (Müller. a. a. O.) Das Relativ- wie Absolut-Aeußere wird als ein Ausgedehntes, den Raum Erfüllendes (wir nehmen hier Raum ganz im Sinn des gemeinen sinnlichen Bewußtseins) schon empfunden und dunkel vorgestellt, noch ehe der Gesichtssinn mit der Geburt in Thätigkeit tritt. Selbst das Räumliche, das Ausgedehnte ist uns zunächst direkt im Gefühl unserer eigenen Leiblichkeit gegeben. „Die Durchdringung ganzer Gliedmaßen, ja der meisten Theile unseres Körpers durch Gefühlsnerven macht es dem Gefühlssinn möglich, die Raumausdehnung unseres eigenen Körpers in allen Dimensionen zu unterscheiden; denn jeder Punkt, in welchem eine Nervenfaser endigt, wird im Sensorium als Raumtheilchen repräsentirt. Wie die Empfindung unserer eigenen Leiblichkeit uns die erste Vorstellung eines Ausgedehnten giebt, so ist diese Leiblichkeit auch das erste Maß, nach welchem wir sofort im Gefühlssinn die Ausdehnung aller widerstandleistenden Körper beurtheilen". (Müller. a. a. O.) Wir übergehen die weitere Betrachtung des Gesichtssinnes, der durch die neuen hinzukommenden Data die Anschauung des Räumlichen präzisirt und vollendet.

Die Unterscheidung der Bilder der Außenwelt vom Bilde des eigenen Körpers, die Art, wie Vorstellungen für die Gesichtsempfindungen bindend werden, das Projiziren des Gesehenen nach Außen, die dadurch bedingte variante Größe des Sehfeldes in der Vorstellung sind längst genügender erläutert, als die Schopenhauer'sche Hypothese von dem Verstand, der dies alles intuitiv vermittelst seiner Beziehung von Wirkungen auf Ursache zu Stande bringe, zu thun vermag.

Wir leben in einer durchaus räumlich determinirten Welt. Alles, was wir erfahren, woraus sich unsere Vorstellungen aufbauen, ist Räumliches, durch räumliche Organe mittelst eines räumlichen Prozesses vermittelt.



Digitized by Google

Was ist denen nun der Raum im Unterschied vom Räumlichen? Das Räumliche ist der bestimmte, begrenzte Raum, der Raum ist das unbestimmte, unbegrenzte Räumliche. Nur das bestimmte, einzelne begrenzte Räumliche aber haben wir erlebt — von ihm nur wissen wir. Der Raum ist ein Phantasiebild, ein Gedächtnißbild nach dem Gesetz des Unbestimmtwerdens der Erinnerungen. Die einzelnen bestimmten Räumlichkeiten fließen mir in der Vorstellung, wenn ich nicht ihre unterscheidenden Merkmale fixire, in Eins zusammen und es bildet sich die unbestimmte sinnliche Vorstellung eines allgemeinen Raumes, das alles einzelne Räumliche umfaßt. Hier liegt nun der Knotenpunkt und der Moment, an welches die angeblichen Beweise für die Identität des Raumes anknüpfen. Vergebens versuche ich die Vorstellung des Raumes los zu werden, sobald ich mir etwas vorstellen will; denn, indem ich vorstelle, reproduzire ich sinnliche Merkmale, das konstanteste sinnliche Merkmal ist aber Räumlichkeit; — vergebens versuche ich sie aber auch zu realisiren, denn sobald ich sie realisiren will, schlägt sie in ein Bestimmt-Räumliches um, und nur als unbestimmte, schattenhafte Vorstellung ist sie etwas. Wenn es daher heißt: Nur den Raum selbst können wir auf keine Weise los werden, — so ist darin nur Wahrheit, wenn ich dabei bedenke, daß ich seiner *auch auf keine Weise habhaft werden kann*.

Sobald ich vorstellen soll, kann ich nur Räumliches vorstellen, denn es ist mir nie etwas Anderes vorgestellt worden und ich weiß von nichts Anderem. Stelle ich die Anforderung an mich, von allem einzelnen Räumlichen dabei zu abstrahiren, so bleibt als letztes Resultat des Bestrebens einer unmöglichen Anforderung zu genügen, das unbestimmte, unbegrenzte Räumliche, ein schattenhaftes Bild, das ich nicht fixiren, aber auch nicht vertreiben kann, so lange ich beim unbestimmten Vorstellen verbleibe.

Der Schluß: damit gewisse Dinge auf etwas in einem anderen Ort des Raumes, als darin ich mich befinde, bezogen werden, dazu muß die Vorstellung des Raumes schon zum Grunde liegen — setzt nur das *Logisch-Erste* an die Stellung des *Natürlich-Ersten*. Vom Vorstellen ausgehend, ist nichts einfacher. Um eine Empfindung in einen bestimmten Raum vorzustellen, muß ich Raum schon in der Vorstellung haben. Dies ist die logische Ordnung. Allein was ist Vorstellung anderes, als ein Vorgestelltes? Vorstellung des Raumes anderes, als ein vorgestelltes Räumliche? Das Vorstellen (Präsentiren gewissermaßen) des Räumlichen muß also der Vorstellung des Raumes vorhergehen, dies Vorstellen aber übernimmt die Empfindung. (Ganz ähnlich im allgemeineren Sinne sagt Feuerbach in den Thesen zur Reform der Philosophie: „Der subjektive Gang der Philosophie ist auch ihr objektiver Gang und Ursprung. Ehe du die Qualität *denkst, fühlst* du die Qualität. Dem Denken geht das Leiden voran.

Digitized by Google

Kannst du die Qualität denken, definiren, ohne an eine bestimmte Qualität zu denken. Also ist nicht das Unbestimmte, sondern das Bestimmte das Erste, denn die bestimmte Qualität ist nichts Anderes, als die wirkliche Qualität; der gedachten Qualität geht die wirkliche voraus.")

In diesem Sinne ist also allerdings der Raum ein empirischer Begriff, der mir eben deshalb kommt, weil ich Räumliches empfinde und weit entfernt die Räumlichkeit als eine Beschaffenheit der Dinge zu widerlegen eben nur durch sie ermöglicht wird. Die Unendlichkeit des Raumes, so weit sie auf die Vorstellung des Raumes Bezug haben soll, liegt in der Genesis dieser Vorstellung durch Verschwindenlassen der Grenzen des bestimmt Räumlichen. Wie ich aber damit nur eine schattenhafte Vorstellung gewinne, so ist auch die Bestimmung nur eine schattenhafte. Versuche ich die Vorstellung des Raumes zu realisiren, so komme ich stets zu bestimmt — endlich — Räumlichen und hebe sie damit auf, enthülle ihre Nichtigkeit.

Der Beweis von der apodiktischen Gewißheit der Mathematik entnommen, hätte nur Gültigkeit, wenn es feststünde, daß die Mathematik keine Erfahrungswissenschaft ist, was erst zu beweisen wäre. Die petitio principii ist in der Kant'schen Argumentation kaum verhüllt. Räumliches Vorstellen ist eine Nothwendigkeit für uns, weil eben alle Dinge räumlich sind, und es ist daran — unter dieser Annahme, die uns doch näher liegt als die entgegengesetzte — so wenig etwas Merkwürdiges, daß vielmehr das Gegentheil das höchste Wunder wäre. Sind unsere Sinne an die Außenwelt gebunden, aus der sie Alles schöpfen, wie sollte es nicht unser Vorstellen, als welches Nichts ist, als bewußte Sinnlichkeit? Ist aber Alles, was ist, räumlich, — und denken wir die Dinge räumlich, weil sie so sind, weil sie als räumliche unsere Sinne affiziren und weil unser Denken nur das Bewußtsein unseres Sinnenlebens ist — so ist räumlich zu sein — Raum in diesem Sinn — Bedingung des Existirens und Gesetz des Denkens. „Raum (und Zeit) sind keine bloßen Erscheinungsformen — sie sind Wesensbedingungen, Vernunft-Formen, Gesetze des Seins wie des Denkens". (Philosophie der Zukunft. §. 44.) Ist Raum eine Wesensbedingung — ist, was ist, stets räumlich, — ist daher nur das Räumliche wirklich und alles Wirkliche räumlich — so ist auch, da das Räumliche nur der Sinnlichkeit gegeben ist, nur das Sinnliche wirklich. „Nur ein sinnliches Wesen ist ein wahres, ein wirkliches Wesen. Nur durch die Sinne wird ein Gegenstand im wahren Sinne gegeben. Das Wirkliche in seiner Wirklichkeit oder als Wirkliches ist das Wirkliche als Objekt des Sinnes, ist das Sinnliche. Wahrheit, Wirklichkeit, Sinnlichkeit sind identisch". (Feuerbach, Philosophie der Zukunft. §. 32.)

Zugegeben aber auch, daß das Vorhergehende richtig sei, läßt sich denn



Digitized by Google

überhaupt zum Ding-an-sich kommen? Ist eine Erkenntniß desselben möglich? Ist nicht, selbst wenn wir die Idealität des Raumes fahren lassen, doch unser ganzes Erkennen durch unsere speziellen Organe bedingt? so daß auch dann „die Dinge, die wir anschauen, nicht das an sich selbst sind, wofür wir sie anschauen, noch ihre Verhältnisse so an sich selbst beschaffen sind, als sie uns erscheinen", (Kant) — „würden anders organisirte Erkenntnißvermögen nicht andere Welten mit anderen Materien, Kräften u. s. w. liefern?" — ist nicht selbst in den Sinnenempfindungen offenbar ein angeborenes, also aprioriſches Element durch die sogenannten spezifischen Sinnes-Energien? Bejahen wir zunächst diese letzte Frage unbedingt, so ist in aller Sinnen-Affektion also keine reine Beziehung des Gegenstandes auf den Sinn, sondern das Produkt einer subjektiven Thätigkeit im Konflikt mit der Thätigkeit des Dinges. Unsere ganze Erkenntniß ist aber Bewußtsein der Sinnes-Affektionen, bewußt gewordene Sinnes-Affektion, resp. diese Sinnes-Affektion in ihrem Konflikt mit dem Sensorium, ein Erkennen des Dinges-an-sich also schon in diesem — allgemeineren als dem Kantischen — Sinne unmöglich.

Der Geruch der Blume ist allerdings nicht schlechthin der Blume anhaftend (Maupertius), — aber zugleich ist der Geruch der Blume an sich ein vollkommen Undenkbares. Denn Geruch ist eben Beziehung — und zwar nicht abstrakte, gedachte Beziehung eines abstrakten gedachten Gegenstandes — sondern affizirende Beziehung eines Wirklichen, Wirkenden auf das Riechorgan. Ohne dies letztere in Gedanken fixirt, ist er nichts, da in dieser Beziehung sein Wesen liegt. Aber wie mit dem Geruch, so löst sich das ganze Sein, das ganze Beschaffen-sein, das ganze quale eines Gegenstandes in lauter Affektionen meines Wesens auf. Das Sein, was ich vom Dinge *erfassen* kann, sind lauter Affektionen von mir als einem sinnlichen Wesen, die Aussagen, die ich geben kann, sind die ausgesprochenen Affektionen; was das Ding abgesehen von diesem erfaßlichen sein kann, ist für mich *unerfaßlich*, also jedenfalls kein Problem für das Fassungsvermögen, für den Menschen überhaupt, für die Philosophie. Kann daher auch diese Frage als eine vollkommen sinnlose, wie es deren andere sinnlose giebt, fortbestehen, ohne je wegen ihrer Sinnlosigkeit eine Antwort zu erhalten und durch diese sinnlose Unbeantwortbarkeit ihre Existenz fortfristen, so kann sie es jedenfalls nicht als Problem.

Das Sein-an-sich eines Gegenstandes ist also das schlechthin Undenkbare, jeden Versuch es zu denken Vereitelnde. Denn wenn ich das Ding-an-sich definiren will, so ist es das reine Beschaffensein eines Gegenstandes, losgelöst von jeder Beziehung desselben auf Anderes — oder nicht durch dieselbe erkannt. Nun liegt aber in dem Beschaffensein nothwendig mit eingedacht die

Digitized by Google

Beziehung auf Anderes — resp. ich kann vom Beschaffensein keinen anderen Begriff aufstellen, als der ein Beziehen auf Anderes einschließt — ich vereinige also im reinen Beschaffensein eines Dinges oder im Sein eines Dinges-an-sich nur widersprechende Denkbestimmungen. Das Ding-an-sich ist nicht blos das nicht erkennbare, sondern auch das absolut undenkbare.

Ich kann allerdings auch das Nichts denken, wenigstens mir einbilden es zu denken — spielt es doch in der Hegel'schen Logik eine große Rolle, — aber, wie schon Feuerbach treffend auf den Einwurf „es gilt doch als ein Unterschied, ob Etwas oder Nichts gedacht wird, Nichts ist in unserem Denken oder vielmehr es ist das leere Denken selbst" erwidert: „Leeres Denken ist kein Denken. Leeres Denken ist Faseln, ein eingebildetes, aber kein wirkliches Denken. Wenn Nichts-Denken eine Bedeutung hat — eine Bedeutung hat es allerdings, aber nur die, daß es kein Denken ist — und zwar eine solche, daß daraus auf eine objektive Bedeutung des Nichts geschlossen werden soll: so bedeutet auch Nichts-Wissen Wissen. So sehr ist das Denken eine schlechthin determinirte, d. h. affirmative Thätigkeit, daß das absolut Bestimmungslose, indem es gedacht wird, als ein Bestimmtes gedacht wird, daß also der Gedanke des Nichts sich unmittelbar durch die That als eine Gedankenlosigkeit, als ein unwahrer Gedanke, als eine Denkunmöglichkeit, als ein gar nicht zu Denkendes erweist". (Feuerbach, Kritik der Hegel'schen Philosophie.)

Eine andere Frage ist: Würde ein anders organisirtes Erkenntnißvermögen nicht andere Welten liefern und wenn dies — wie unzweifelhaft — zu bejahen, so bleibt die Welt, wie wir sie anschauen, in diesem Sinn doch ein sehr zufälliges Gehirnphänomen von höchst zweifelhafter Wahrhaftigkeit. Allein obschon diese erste Frage an und für sich betrachtet zu bejahen, so ist doch gleich darauf aufmerksam zu machen, daß sie überhaupt unzulässig, überhaupt eine unmögliche ist. Eine anders organisirte Welt würde zwar unzweifelhaft auch anders organisirte Erkenntnißvermögen bedingen, allein unter Voraussetzung dieser so beschaffenen sind auch nur diese möglich. Derselbe Komplex von Ursachen, der sie bedingte, bedingt auch jeden Theil von ihr, also auch unser Erkenntnißvermögen. Ueberhaupt ist doch zunächst und vor Allem zu bedenken, daß wir nur ein Theil dieses großen Natur-Ganzen sind, in absolut nichts Anderem, als eben in ihm wurzeln. Die Aussagen unserer Sinne, unseres Intellekts — wie immer man es nennen mag — über dasselbe, sind doch in letzter Instanz nicht unsere Aussagen, sondern immer nur Aussagen der Natur von sich selbst. Darin beruht ihre Grund-Wahrhaftigkeit für uns. Die Natur kann nichts anderes von sich aussagen, als eben sich — sie kann nur, was wahrhaft in ihr ist, ihren wahrhaften Inhalt zum Vorschein bringen, also auch in den Aussagen,

Digitized by Google

die sie in uns, über sich, von sich giebt, nur ihr wahres Wesen offenbaren.[1])

---

Jede psychologische, resp. physiologische Untersuchung lehrt uns, wie wir oben weiter auszuführen versucht haben, daß die aus dem Kontakt mit der Außenwelt hervorgehende Empfindung durchaus das Erste im menschlichen Organismus ist, den ersten Inhalt des psychischen Lebens bildet — und zwar zunächst als Gemeingefühl, ohne Wahrnehmung bestimmter Qualitäten, lediglich als Empfindung der Lust und Unlust — (vergl. Waitz, Psychologie. §. 9.) lehrt uns die Empfindung als das a priori aller intelligenten Entwickelung betrachten, als die primäre Erfahrung, die jedes Kind von der ersten Minute seines Daseins an macht, und beseitigt damit die Existenz irgend welcher reinen „Stammbegriffe des Verstandes" im Kantischen Sinne ganz.

Vielmehr bleiben wir bei dem nihil est in intellectu, quod non antea fuerit in sensu ohne den Leibnitzi'schen Zusatz nisi intellectus ipse stehen. Derjenige, welcher die Aposteriorität aller Erkenntnisse behauptet, ist sich den Versuch einer Antwort schuldig, woher der Schein der Apriorität, den gewisse Axiome, wie z. B. A = A für unser Bewußtsein unleugbar haben, stammt. Dies trifft besonders das Gesetz der Identität, von dem das Gesetz des Widerspruchs nur eine negative Wendung und das Gesetz des ausgeschlossenen Dritten eine weitere Auseinanderlegung ist, so wie das Gesetz der Kausa-

---

[1]) „Was wir, die wir Theile der Natur, aussagen von ihr, sagt im Grunde die Natur von sich selbst aus, und ist also als Ausspruch von ihr selbst wahr, objektiv, wenn gleich immer menschlich wahr, menschlich objektiv, weil es ja die menschliche Natur ist, als welche und durch welche die Natur sich ausspricht. Aber eine Wahrheit oder Objektivität ohne die Farbe und ohne den Ton, ohne Geruch und Geschmack, ohne Lust und Schmerz der Subjektivität wollen, heißt auf das Buddhistische Nichts oder das unsinnige „Ding an sich" als die letzte Wahrheit rekurriren. Ich gehe übrigens bei der Frage von der Realität und Objektivität der Sinne nicht vom Ich gegenüber dem physikalischen oder natürlichen Ding aus, sondern dem Ich, welches außer sich und sich gegenüber ein Du hat und selbst gegenüber einem andern Ich ein Du, ein selbst gegenständliches, sinnliches Wesen ist. Und dieses, obwohl sinnliche, empirische Ich ist mir, der Wahrheit des Lebens nach, wonach sich allein die Wahrheit des Denkens richtet, das wahre Ich, das Ich, von dem ich in allen Fragen ausgehen muß, wenn ich nicht in abgeschmackte Sophistik verfallen will. Bezweifle ich die Wahrheit des Sinns, so muß ich auch die Wahrheit meiner Existenz, meiner selbst bezweifeln. Kein Sinn, kein Ich, denn es giebt kein Ich, das nicht Du, aber Du ist nur für den Sinn. Ich ist die Wahrheit des Denkens, aber Du ist die Wahrheit der Sinnlichkeit. Was aber vom Menschen dem Menschen, das gilt auch von ihm der Natur gegenüber. Er ist nicht blos das Ich, sondern auch das Du der Natur. Das Sehen ist ein Begattungsprozeß des Auges mit dem Licht, und Hobbes sagt irgendwo und ungefähr: Die Erkenntniß ist ein Begattungsprozeß mit dem Universum". (Aus einem Briefe L. Feuerbach's.)

Digitized by Google

lität. Wenn man die so zu sagen gedanken- und kritiklose Sicherheit berücksichtigt, mit der ein solches Axiom wie: jedes Ding ist sich selbst gleich — in uns ruht, unbedürftig eines jeden Beweises, so scheint nichts widersprechender, als daß es ein Erfahrungssatz sein solle, vielmehr wird man von selbst zu der Annahme gedrängt, daß es eine, abgesehen von aller Wahrnehmung, durch die Beschaffenheit unseres Geistes einmal bedingte unumstößliche Aussage unseres eigenen Selbst sei. Die Wahrnehmung, scheint es, bestätigt uns blos diese Aussage überall, aber sie selbst ist ohne diese in uns zu Stande gekommen.

Geben wir zunächst zu, daß dieses Axiom nicht etwa auf diese Weise in uns zu Stande kömmt, daß wir nach tausendfältigen Beobachtungen des sich-selbst-Gleichseins aller Dinge auf die Vermuthung kommen, dies möge wohl auf alle Dinge Anwendung finden, und da wir nirgends eine Ausnahme entdecken, es schließlich verallgemeinernd zum Gesetz erheben. Dies würde eine Periode des Zweifels, des möglichen für-Anders-haltens involviren, die grade hierbei nicht stattfindet. Der Unterschied liegt hier in einem Mehr oder Minder und von unserem Standpunkt aus scheint es am rationellsten anzunehmen, daß in der Denknothwendigkeit des Gesetzes der Identität sich uns nichts anderes offenbart und aufdrängt, als die nicht tausendfach, sondern fortwährend, unaufhörlich, durch alle Wahrnehmungsvermögen, die wir haben, sich uns aufdrängende Einheit der Dinge der Außenwelt. Allerdings ruht dies Axiom demnach nicht auf einem Sammelwerk von mit Bewußtsein vollzogenen Erfahrungen, womöglich noch um jeden Zweifel zu heben, unterstützt durch Experimente, sondern es ist die ohne weitere Schlußfolgerung unvermittelt ins Bewußtsein tretende, millionenfach jeden Augenblick unseres Lebens erlebte und geistig angeeignete sinnliche Natur der Dinge. Wäre diese Annahme richtig, so ruhte gerade darin auch die für uns absolute Unzweifelbarkeit dieses Axioms, denn es ist nicht auf dem Weg des Zweifelns, der bewußten geistigen Vermittelung irgend welcher Art zu Stande gekommen; es ruhte darin auch das unvermeidliche Gefühl von Apriorität für uns, denn wir sind uns der Genesis desselben nicht bewußt.

Das Gesetz der Schwere ist sicher so ausnahmelos, als das der Sich-selbst-Gleichheit aller Dinge. Woher trägt dies einen so anderen Charakter, drängt sich uns nicht als Vernunft-Wahrheit auf? Wir antworten: daher, weil wir das Schwersein der Dinge bei weitem nicht so ununterbrochen erleben, wie die Sich-selbst-Gleichheit derselben. Auf das letztere machen uns alle unsere Wahrnehmungsvermögen (unmittelbare Sinnesthätigkeiten) und bei jedem Dinge aufmerksam, auf das Schwersein nur das Gefühl. Für das Gefühl ist dabei die Schwere gelegentlich so unbedeutend, daß es für die Beobachtung ganz verschwindet — daher bleibt es ein ungewisses,

Digitized by Google

bezweifelbares, der Kritik anheimfallendes Erlebniß und tritt nicht unmittelbar ins Bewußtsein, sondern erst vermittelt. Das Bewußtsein wird erst aufmerksam auf diese Beobachtung, vermuthet, kritisirt, zweifelt, experimentirt und konstatirt dann das Gesetz. Es hat aber dieselbe Quelle — unmittelbares Erleben — und dieselbe Gewißheit — die Gewißheit jeder Wahrnehmung — wie das Gesetz der Identität. Nach Waitz drückt dies, obwohl es sich wie jede Abstraktion erst im Verlauf unseres geistigen Bildungsganges allmälig entwickle, ein Verhältniß, eine *wesentliche Beschaffenheit der Seele* aus. Er sagt (Psychologie p. 545): „Was nun den psychologischen Grund des Satzes der Identität selbst betrifft, so liegt dieser zuletzt in dem Wesen der Seele selbst, das wir als strenge Einheit aufgefaßt haben — das keine innere Mannigfaltigkeit von Thätigkeiten oder Zuständen *zugleich* in sich fassen kann — keineswegs aber in irgend einer besonderen Beschaffenheit des ihr zur Verarbeitung dargebotenen erfahrungsmäßigen Stoffes: insofern und in diesem Sinn, aber auch nur in diesem kann daher der Satz der Identität als ein aprioriſches Denkgesetz betrachtet werden."

Nach unserem Dafürhalten liegt der Grund gerade in dem Wesen des dargebotenen erfahrungsmäßigen Stoffes. Was auch unser Denken sei, es ist ein durchaus sinnlich determinirter, an sinnliche Organe gebundener, durch sie bedingter Vorgang, mittelbare Sinnesthätigkeit, vermittelt durch die unmittelbare der sogenannten fünf Sinne; die Wahrheiten, die es als Denkgesetze aufstellt, sind also nur sinnliche Wahrheiten, Gesetze des Sinnenlebens. Die Natur sagt in uns — der Entwicklungsstufe, wo sie zum Bewußtsein und zur Sprache kommt — die wesentlichen Verhältnisse ihres Seins, ihre Gesetze aus.

Hume bestritt bekanntlich das Kausalitätsgesetz, insofern es nothwendig von uns zu denken sei, da es unmöglich sei, erfahrungsmäßig einen inneren Zusammenhang zwischen 1 und 2 zu setzen, unmöglich, mittelst Vernunft den Begriff des Verhältnisses von Wirkung zur Ursache konstruiren zu können. Kant deduzirte daraus, daß es eine von der Erfahrung unabhängige, aprioristische Existenz habe. Wenn man dies letztere nicht zugeben will, so bleibt die Frage übrig, wie uns denn überhaupt die Annahme des Verhältnisses von einem Begründenden und Begründeten in den Dingen und Erscheinungen der Welt entsteht, da wir nur deren Aufeinanderfolge kennen und erleben und die andere Frage, ob der Kausalitätsbegriff in der That nur Folge der gewohnheitlichen Auffassung der Aufeinanderfolge ist? Allein wir müssen auch hier auf die Eigenempfindung als das erste Erlebniß zurückgreifen. Die Speise, die meinen Hunger stillt, das Wasser, in das ich unwillkürlich einen erhitzten Körpertheil tauche, die Hand, die ich instinktiv ausstrecke um eine schmerzende Stelle durch Berührung zu lindern, erweisen sich mir unmittelbar als wirkend. Ich trage das wesentliche Verhältniß der Energie,

Digitized by Google

ihrer Qualität, ihrer wirksamen Thätigkeit in meinem Affizirt-Sein von denselben, in meiner Empfindung in mir davon, und damit auch, sobald wir zu abstrahiren beginnen, den Begriff von Ursache und Wirkung, der dann zunächst auf analoge Erscheinungen, bei denen wir auch nicht partizipirt sind, übertragen wird, besonders auch auf solche, die in zeitlicher naher Aufeinanderfolge stehen. Nicht weil wir den Donner immer auf den Blitz folgen sehen, bildet sich durch gewohnheitliche Auffassung dieser Aufeinanderfolge der Begriff, daß eins in abhängigem Verhältniß zum anderen stehen und durch dasselbe bewirkt sein dürfte, sondern weil uns bei den ersten Erlebnissen von Ursachen und Wirkungen immer derselbe Umstand einer baldigen zeitlichen Aufeinanderfolge auffällt, gewöhnen wir uns daran, bei zeitlich aufeinander folgenden Erscheinungen überhaupt das Verhältniß von Ursache und Wirkung leicht zu supponiren. Sehr oft, wie bekannt, irriger Weise.

---

„Was helfen mir", sagt Feuerbach, „alle Beweise, daß dieser der Messias sei, wenn ich überhaupt nicht glaube, daß irgend ein Messias je erscheinen werde, erscheinen müsse, erscheinen könne." Was helfen mir alle Beweise, daß der Wille das Ding-an-sich ist, wenn ich überhaupt nicht an das Ding-an-sich glaube. Wir überheben uns deshalb, über diese Entdeckung Schopenhauer's weiter zu sprechen; sie ist sowie so eine arge metaphysische Taschenspielerei, die nur durch die Vertauschung der hergebrachten Bezeichnungen ihre Kunststücke macht. Denn indem sie Wille vom Bewußtsein gänzlich sondert („Wille in der Natur" p. 19); das, was früher Kraft hieß, jetzt Wille benennt, und den bisher so benannten Willen Willkür tauft („Willkür also heißt der Wille da, wo ihn Erkenntniß beleuchtet und also Motive, Vorstellungen die ihn bewegenden Ursachen sind", (a. a. O. p. 25) kommt scheinbar Etwas sehr Neues, im Grunde aber nur eine große Masquerade zu Stande, bei der nur die Vermummungen Etwas bedeuten und Einen irre führen.

Und wozu diese Vertauschung aller üblichen Beziehungen? Schopenhauer sagt darüber: „Indem wir die Identität des Wesens jeder irgend strebenden Kraft in der Natur mit dem Willen erkennen, was man bisher nicht erkannt hatte und eine denominatio a priori anwenden, erweitern wir den Begriff Wille und benennen alle Kraft mit dem Namen Willen. Dies ist nicht etwa ein Wortstreit, sondern von höchster Wichtigkeit. Denn dem Begriff Kraft liegt zuletzt eine anschauliche Erkenntniß der objektiven Welt, d. h. die Erscheinung, Vorstellung zum Grunde. Hingegen hat Wille seinen Ursprung aus dem unmittelbarsten Bewußtsein eines Jeden. Führen wir daher den Begriff der Kraft auf den des Willens zurück, so haben wir in der That ein Unbekanntes auf ein unendlich Bekannteres, ja in der That auf das einzige, uns wirklich unmittelbar und ganz und gar

Digitized by Google

Bekannte zurückgeführt". (Welt als Wille und Vorstellung I. §. 22.) Hierbei ist blos die Hauptsache ignorirt, daß nämlich jenes uns unmittelbar ganz und gar Bekannte eben doch nur das ist, was man bisher unter Willen verstanden, durchaus aber nicht die nun so zu benennende, aber einen wesentlich vom bisherigen unterschiedenen Inhalt umschließende Kraft — und daß, bei Zurückführung eines Unbekannten auf ein Bekanntes, nichts damit geleistet wird, daß man es auf den bloßen Namen, in dem ein anderer Inhalt steckt, zurückführt. Wir fragen zum Schluß, welches ist die Aufgabe, die Stellung, das Wesen der Philosophie? Ist eine solche als aparte Wissenschaft auf dem hier vertretenen Standpunkt überhaupt noch denkbar und worin liegt ihr unterscheidendes Moment? Wir glauben allerdings ein solches fixiren zu dürfen und nicht aufgeben zu sollen, wir glauben, daß auch die Anschauung, welche jedes übersinnliche metaphysische Wesen leugnet und sich als puren Sensualismus bekennt — der unseres Erachtens noch nicht die Voraussbestimmung hat in „Bestialismus auszuarten" (Frauenstädt, Briefe über Schopenhauer, p. 51) — der Philosophie immer eine besondere Stellung vindiziren muß. Für diese Anschauung ist die Philosophie, wie es schon an einer anderen Stelle ausgedrückt ist, einheitliche Weltanschauung, kombinirender Ueberblick der endlos mannigfaltigen Erscheinungen, reflektirtes Spiegelbild der Welt. In der That unterscheidet sich das gewöhnliche Denken vom wissenschaftlichen nur dadurch, daß es nicht methodisch und systematisch verfährt. Wie jede spezielle Wissenschaft eine methodische Darstellung der in ihren Kreis fallenden Phänomene giebt, so betrachtet die Philosophie die allgemeinsten und wichtigsten Erscheinungen unter dem Gesichtspunkt einer einheitlichen Weltansicht. Dieser encyklopädische, universelle Charakter im Sinn einer innerlichen Verbindung unterscheidet die Philosophe von jeder einzelnen Wissenschaft und weist ihr ihre aparte Stellung an. „Die Evangelien der Sinne im Zusammenhang lesen, heißt Denken" — die Summe der Erkenntnisse der Spezialwissenschaften im Zusammenhange lesen und aus ihnen ein einheitliches Ganze gestalten, heißt Philosophiren.

Digitized by Google

# Der vierte Vereinstag der deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften. [1])

Das Assoziationswesen, wie es sich in Deutschland nach den Grundsätzen von Schulze-Delitzsch entwickelt hat, gehört unstreitig zu den bedeutendsten und segensreichsten wirthschaftlichen Erscheinungen der Gegenwart. Die Zahl der jetzt bestehenden Vorschußvereine beträgt 352 mit fast 50,000 Mitgliedern, die von ihnen bewilligten Vorschüsse erreichen die Summe von 20 Millionen Thaler, der eigene Vereinsfond ist nicht viel unter einer Million, und die fremden Kapitalien, mit denen die Assoziationen arbeiten, betragen vier bis fünf Millionen. Vergleicht man diese Zahlen mit der Größe unseres Vaterlandes und dem Umfange seines gewerblichen und Handelsverkehrs, so kann man zwar nicht behaupten, daß der genossenschaftliche Verkehr schon einen irgend erheblichen Bruchtheil des Gesammtverkehrs ausmache; zieht man aber in Betracht, in wie kurzer Zeit diese Resultate erzielt worden sind, so gewinnt man eine andere Ansicht über ihre Bedeutung. Es bestanden im Jahre 1859 erst gegen 200 Vorschußvereine mit etwa 20,000 Mitgliedern, sechs Millionen Thaler Vorschüssen, 300,000 Thaler eigenem Fond und ein bis zwei Millionen fremden Kapitalien. Im Jahre 1860 war die Zahl der Vorschußvereine auf 260 gestiegen, die Zahl der Mitglieder auf 35,000, die Vorschüsse auf zehn Millionen, der eigene Fond auf 600,000 Thaler, die fremden Kapitale auf zwei bis drei Millionen. Zur Vervollständigung des Bildes fügen wir hinzu, daß der älteste Vorschußverein erst zwölf Jahre besteht.

Der andere Zweig der Genossenschaften, die Rohstoffvereine, erfreuen sich zwar nicht einer so raschen Zunahme wie die Vorschußvereine; bringt man indessen in Anschlag, daß sie mit verwickelteren Verhältnissen zu thun haben, und daß sie als eng geschlossene Kreise eigentlicher Berufsgenossen nicht gern an die Oeffentlichkeit treten und daher weniger Gelegenheit haben, ihre Erfahrungen unter einander auszutauschen, so steht das auch bei ihnen nachweisbare stetige Wachsthum zu dem der Vorschußvereine in richtigem Verhältniß. Nur von den Konsumvereinen kann man sagen, daß sie in ihrer Entwickelung gegenüber den anderen Genossenschaften noch zurückgeblieben sind.

Das rasche Aufblühen der Assoziationen ist ein untrügliches Kennzeichen dafür,

[1]) Vergl. „Die wirthschaftlichen Genossenschaften“ von Rentzsch im Dezemberheft (1861) dieser Zeitschrift.

Digitized by Google

in welchem sozialen Fortschritt der kleine Gewerbestand und der Handwerkerstand Deutschlands begriffen ist. Insofern diese Berufsklassen aber einen großen Bruchtheil der gesammten Bevölkerung ausmachen, und insofern der soziale Fortschritt theils die Vorbedingung des politischen ist, theils diesen wesentlich fördert, bedarf es keines Beweises weiter, daß die Genossenschaftsbewegung einen bedeutenden Einfluß auf die soziale und politische Zukunft unseres Vaterlandes ausüben wird. Die Wichtigkeit, welche die allgemeinen Vereinstage für die Entwickelung der Genossenschaften haben, rechtfertigt es, wenn wir im Nachfolgenden die Beschlüsse mittheilen, welche der vierte, am 11. und 12. Juni in Potsdam abgehaltene Vereinstag gefaßt hat, und bei denen von größerer Tragweite zugleich auf die Motive hinweisen, welche jedes Mal die Versammlung geleitet haben.

Die drei Anträge, die von der Anwaltschaft ausgingen, waren unstreitig die sowohl theoretisch, als auch für die Organisation wichtigsten, welche überhaupt gestellt wurden. Der erste, betreffend die Solidarhaft, lautete:

Der Vereinstag wolle erklären:

a. Die Solidarhaft der Vereinsmitglieder für die Vereinsschulden ist die einzig wirthschaftlich wirksame und rechtlich mögliche Kreditbasis der Vereine.

b. Zur Sicherung der Mitglieder gegen die Gefahren der Solidarhaft diene:

α. die Bildung eines ansehnlichen, zu den aufgenommenen fremden Geldern im Verhältniß stehenden Vereinsfonds in Reservefond und Geschäftsantheilen der Mitglieder, welcher anfänglich zehn Prozent betrage und allmälig auf fünfzig Prozent gebracht werde, und dessen Verhältniß die Generalversammlung fortwährend regele und überwache;

β. die gesetzliche Regelung der Geltendmachung der Solidarhaft in der von der Königlich Sächsischen Regierung dem Meißner und allen mit Korporationsrechten versehenen Vereinen zugestandenen Form von so lange wiederholten Umlagen auf alle Mitglieder, bis der Ausfall gedeckt ist, und kein Einzelner vorweg aus der Zahl der Mitverhafteten allein herausgegriffen werden kann.

Soweit wurde der Antrag angenommen; ein Satz, welcher in der ursprünglichen Fassung als vorübergehendes Sicherungsmittel gegen die Gefahren der Solidarhaft, da, wo man nicht von Anfang auf der richtigen Grundlage gestanden hat, noch die Zeichnung von Garantiebeträgen empfahl, ward gestrichen und die Solidarhaft ohne Uebergangsstadium als einzig mögliche Kreditbasis anerkannt.

In der That sprachen sehr erhebliche Gründe sowohl für die Annahme des Prinzips, als auch für die Annahme der Sicherungsmittel. Juristisch ist die solidarische Haft für die Genossenschaften unumgänglich; denn diejenige Form der Vergesellschaftung, welche naturgemäß diese Haft nicht hat, die „Aktiengesellschaft", ist für unsere Vereine schon deshalb unanwendbar, weil sie der Staatsgenehmigung bedarf. Wollte man aber die Solidarhaft nicht auf alle Mitglieder ausgedehnt wissen, sondern nur auf einige wenige beschränken, so müßte man die Vorschußvereine in die „Kommanditgesellschaften" einreihen, eine Form, welcher sie aus mehren andern Gründen nicht genügen können; denn erstens dürfen die Geschäftsantheile der Kommanditgesellschaft nicht unter 200 Thaler betragen; zweitens ist sowohl Zahl und Betrag der Aktien, als das ganze Gesellschaftskapital und die Mitgliederzahl im

Digitized by Google

Voraus fixirt; drittens muß mindestens ein Viertheil des Betrags der Aktien eingezahlt sein, ehe die Gesellschaft sich konstituiren kann; und viertens darf der Austritt eines persönlich haftenden Gesellschafters nicht in Folge einer Uebereinkunft stattfinden. Außerdem würde auch die jedes Mal unter Zuziehung von Notaren vorzunehmende Eintragung von Aenderungen des Personalbestandes der Vereine zu Weitläufigkeiten und Kosten führen, die unerträglich wären. — Auf eine Theilhaft aber kann kein Gläubiger eingehen, weil er sich nicht der Gefahr aussetzen will, im Fall der Insolvenz des Vereins vielleicht ein paar Hundert Klagen einzureichen. So lange daher die Vereine nicht Korporationsrechte haben, können sie die Solidarhaft nicht umgehen, auch dadurch nicht, daß sie sie nicht in ihr Statut aufnehmen; denn dieses hat sowie jeder Vertrag nur für die Kontrahenten, d. h. für die Mitglieder, aber nicht für die Gläubiger Geltung. Wenn man aber die Solidarhaft als unvermeidliche Kreditbasis anerkennt, darf man andererseits nicht vergessen, daß der kleine Gewerbsmann in ihr mit seinem ganzen Vermögen und mit seiner ganzen Persönlichkeit für die Verpflichtungen des Vereins eintritt; daher müssen schon aus diesem Grunde Sicherungsmaßregeln ergriffen werden.

Außerdem haben die Vereine in der letzten Zeit ihres Bestehens ihre Gestalt wesentlich geändert. Dadurch, daß sie nicht mehr allein auf die Spareinlagen der Unbemittelten angewiesen sind, sondern daß sich auch der vermögendere Mittelstand ihnen angeschlossen und seine Kapitalien zugetragen hat, haben sie sich in große Depositenbanken verwandelt und sind genöthigt, auch die Garantien, welche diese bieten, einzuführen. Ein Verein aber, der nicht bei Beginn seiner Operationen einen eigenen Fond besitzt, welcher mindestens zehn Prozent der fremden Kapitale beträgt, gewährt keine Sicherheit seines Bestehens. Es mag da, wo lokale Verhältnisse den Wirkungskreis eines Vereins auf die unbemittelten Klassen beschränken, ohne große Gefahr auch unter diesen Minimalsatz heruntergegangen werden; nichts destoweniger aber ist es dringend nothwendig, ihn im Allgemeinen als Norm aufzustellen und mit Rücksicht auf das Risiko, welches in der solidarischen Verpflichtung liegt, darauf hinzuarbeiten, ihn allmälig auf fünfzig Prozent zu erhöhen.

Dieses Risiko der solidarischen Haft erfordert es auch, daß von einer gewissen Grenze an den Mitgliedern das Recht vorbehalten wird, über eine weitere Ausdehnung ihrer Verpflichtung erst zu entscheiden. Es muß dem Ausschusse eine höchste Grenze in der Aufnahme fremder Gelder gesetzt werden, die er nur überschreiten darf, wenn ihm eine dazu berufene Generalversammlung ausdrücklich die Genehmigung ertheilt. Ohne eine solche Grenze führt, wie die Erfahrung des Dresdner Vorschußvereins bewiesen hat, der Spekulationseifer des Ausschusses leicht zu bedenklichen Operationen, welche zu Zeiten einer Krise die Existenz der Genossenschaften in Frage stellen können. Auch die geistige Bedeutung der Assoziationen fordert, daß die Einzelnen zur Mitarbeiterschaft herangezogen werden und durch die Theilnahme an wichtigen Verhandlungen Einsicht in die Lebensbedingungen ihres Vereins erhalten. Das Verfahren des Meißner Kreditvereins bezüglich der Realisirung der Solidarhaft empfiehlt sich sowohl den Vereinsgläubigern gegenüber, welche dadurch einer weitläufigen Einklagung ihrer Forderung überhoben sind, als auch den Mitgliedern gegenüber, welche davor gesichert sind, einzeln für die ganze Schuld in Anspruch genommen zu werden.

Digitized by Google

Da wir in dem Vorhergehenden schon andeutungsweise von der mißlichen Stellung gesprochen haben, welche die Genossenschaften in juristischer Beziehung gegenüber den durch das Handelsgesetzbuch festgestellten Klassen von Gesellschaften einnehmen, wollen wir hier den zweiten Antrag der Anwaltschaft über die gesetzliche Regelung der privatrechtlichen Verhältnisse der Genossenschaften anschließen:

Der Vereinstag erklärt den in Nr. 2. der „Innung der Zukunft" mitgetheilten Gesetzentwurf des derzeitigen Anwalts zur Sicherung der privatrechtlichen Stellung der Genossenschaften für dem Bedürfniß entsprechend, und empfiehlt überall da die erforderlichen Schritte zu dessen Annahme zu thun, wo das allgemeine Deutsche Handelsgesetzbuch entweder schon in Kraft getreten ist, oder noch treten wird, indem er die etwaigen Modifikationen, z. B. wegen Beglaubigung der Statuten und Wahlen, je nach der Gesetzgebung der bezüglichen einzelnen Staaten zu treffen anheimgiebt.

Der Zweck des Gesetzentwurfs, den wir natürlich hier nicht mittheilen können, ist der, den Assoziationen, welche in der Organisation ihrer Verwaltung viel Aehnlichkeit mit „Aktiengesellschaften" haben, in dem Prinzip der Solidarhaft Aller aber mit den „offenen Handelsgesellschaften" konkurriren, die Rechte der letzteren zuzusichern, ohne ihnen die für sie unerfüllbare Pflicht aufzuerlegen jeden Eintritt und Austritt eines Mitglieds notariell unter persönlicher Gestattung aller Mitglieder vollziehen zu lassen. Statt dessen soll der Vorstand der Genossenschaft monatlich dem Gericht die Namen der Eingetretenen und der Ausgetretenen schriftlich anzeigen. Im Uebrigen schließt sich der Entwurf zum großen Theil wörtlich an die Bestimmungen des Handelsgesetzbuchs an.

Dr. jur. Cnyrim aus Frankfurt a. M. übersandte dem Vereinstage eine sehr schätzenswerthe juristische Arbeit: „Bemerkungen zu dem „„Gesetzentwurfe in Betreff der deutschen Genossenschaften"" in Nr. 2. der „„Innung der Zukunft"",", welche Schulze-Delitzsch zu dem Antrage veranlaßte, den „Entwurf", so wie die „Bemerkungen" an die Genossenschaften zur Vorberathung zu überweisen, um auf dem nächsten Vereinstage einen definitiven Beschluß in dieser Angelegenheit zu fassen. Die Versammlung nahm indeß folgenden Antrag an:

Der Vereinstag wolle beschließen, daß der Herr Anwalt es übernehme, in Uebereinstimmung mit dem Ausschusse dahin zu wirken, daß unsere rechtlichen Verhältnisse bald möglichst gesetzlich geordnet werden, und daß mit dieser Thätigkeit nicht gewartet werde, bis der Vereinstag den Gesetzentwurf geprüft und genehmigt hat.

Dieser Beschluß erhielt durch eine nachfolgende Interpretation den Sinn eines Vertrauensvotums für die Anwaltschaft, daß ihr nämlich die Befugniß zustehen solle, den Gesetzentwurf auch schon vor einer nochmaligen Berathung durch den nächsten Vereinstag in die gesetzgebenden Versammlungen der Einzelstaaten einbringen zu lassen. Der Wichtigkeit der Sache entsprechend, wird die Anwaltschaft demnach wohl mit der Einbringung des Entwurfs warten, bis die Genossenschaften ihre Ansichten darüber, so wie über die Vorlage des Dr. Cnyrim ausgesprochen haben. Die Cnyrim'schen Vorschläge unterscheiden sich formell dadurch von dem Entwurf Schulze-Delitzsch's, daß sie die Rechtsverhältnisse der Genossenschaften nur durch eine Novelle zum Handelsgesetzbuch, nicht durch ein kodifizirtes, neues

Digitized by Google

Gesetz geregelt wissen wollen. Die Novellisirung ist aber aus mehreren Gründen bedenklich: 1) ist es nicht empfehlenswerth, dem Handelsgesetzbuch, welches wir als einen bedeutenden Fortschritt zur Herstellung deutscher Rechtseinheit unangetastet lassen müssen, durch Novellen von Seiten der Spezialgesetzgebungen seinen allgemein deutschen Charakter zu nehmen; 2) kennt das Handelsgesetzbuch die Form der Vergesellschaftung, welche sich in unseren Assoziationen darstellt, gar nicht, und würde eine Novelle sich nur auf diejenigen von ihnen beschränken, welche nach der Definition des Handelsgesetzbuchs „Handelsgesellschaften" sind, die Assoziationen würden also verschiedenes Recht erhalten; und 3) kann der nicht rechtskundige Geschäftsmann, für den dieses Gesetz ein Rathgeber sein soll, sich nicht mit einem Studium der verschiedenen einschlagenden Bestimmungen des Handelsgesetzbuchs beschäftigen, sondern muß die ganze Materie übersichtlich beisammen haben. Diese Gründe, insbesondere der dritte, lassen es uns unzweifelhaft erscheinen, in welchem Sinne sich die Assoziationen über die Frage: „Ob Novellisirung oder Kodifizirung?" äußern werden.

Der dritte von der Anwaltschaft ausgehende Antrag hat den Zweck, eine in der bisherigen Entwickelung des Genossenschaftswesens zurückgebliebene Lücke auszufüllen und sämmtliche Genossenschaften zu einem einheitlichen Organismus auszubilden. Der Antrag lautet:

> Der Vereinstag empfiehlt die Bildung einzelner Landes- oder Provinzialunterverbände, welchen sich die in den betreffenden Bezirken gelegenen, der Anwaltschaft der deutschen Genossenschaften beigetretenen Vereine einordnen, nach Maßgabe des beiliegenden Statuts.

Das Statut stellt als Mittelpunkt den allgemeinen Vereinstag, das Organ des ganzen Assoziationsverbandes, hin, an welchen sich die Thätigkeit der Unterverbände in der Art anschließt, daß jeder von ihnen sich zwei Mal im Jahre versammelt, einmal mindestens zwei Monate vor dem allgemeinen Vereinstage, um die daselbst zu machenden Vorschläge vorzuberathen, das andere Mal zwei Monate nach dem Vereinstage, um dessen Beschlüsse durchzusprechen, eventuell für ihre Ausführung im eigenen Kreise Sorge zu tragen. Außer dem unausbleiblichen qualitativen Gewinn, welchen die Berathungen des Vereinstages aus den Vorberathungen der Unterverbände ziehen werden, wird auch quantitativ der Besuch der Vereinstage zunehmen und sich gleichmäßiger auf alle Theile Deutschlands erstrecken. Während bisher die einzelnen entfernter gelegenen Genossenschaften zum größeren Theil unvertreten waren, wird dann jeder Provinzialverband wenigstens einen Deputirten schicken, dem sich die Deputirten der einzelnen Vereine anschließen: es wird der Vereinstag allmälig ein wirklicher Repräsentativkörper der deutschen Genossenschaften werden und einen weitergreifenden moralischen Druck auf die Entwickelung der Assoziationen auszuüben vermögen als bisher. Die Unterverbände werden aber als Mittelglieder zwischen dem Vereinstage und den einzelnen Vereinen nicht allein dem ersteren von großem Nutzen sein, sondern auch wesentlich zur Förderung der letzteren und zur Ausbreitung des Assoziationswesens beitragen. Da sie die lokalen Bedürfnisse ihres Bezirks am besten kennen, werden sie in gemeinsamer Berathung auch am besten die denselben entsprechenden Einrichtungen zu treffen wissen und

Digitized by Google

werden auch bei der Gründung neuer Vereine dieselben auf die nach ihren Verhältnissen zweckmäßigsten Institutionen aufmerksam machen.

Nächst diesen drei von der Anwaltschaft ausgehenden Anträgen waren diejenigen von Wichtigkeit, die auf eine höhere Dotirung der Anwaltschaft abzielten. Insofern die „Hauptanwaltschaft der deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften“ nach der Größe ihrer Aufgabe ein Institut von der höchsten Bedeutung ist, erscheint der Wunsch gerechtfertigt, demjenigen, welchem dieses Amt übertragen ist, einen seinen Pflichten und Arbeiten entsprechenden, eine unabhängige Existenz sichernden Gehalt auszusetzen. Andererseits aber mußte freilich den anwesenden Vertretern das Recht, auf Kosten ihrer Kommittenten generös zu sein, bestritten werden, und sprach auch das formelle Bedenken gegen jede Aenderung, daß erst der letzte Vereinstag den Besoldungsmodus definitiv geregelt hatte. Endlich ließ sich aus dem fortgesetzten Wachsthum der Vereine mit Sicherheit der Schluß ziehen, daß nach Verlauf einiger Jahre auch bei dem jetzigen Besoldungsmodus der Gehalt der Anwaltschaft die wünschenswerthe Höhe erreichen würde. Schulze-Delitzsch erklärte daher, zur Zeit auf keine Aenderung eingehen zu können; und in Folge dieser Erklärung wurden sämmtliche auf Erhöhung des Gehalts der Anwaltschaft gerichtete Anträge zurückgezogen und nur folgender angenommen:

Der Vereinstag wolle beschließen, die Frage wegen Erhöhung der Dotirung der Anwaltschaft bis zum nächsten Jahre zu vertagen und eine Kommission zu ernennen, welche über die Frage auf dem nächsten Vereinstage zu berichten hat, resp. mit dieser Berichterstattung den engeren Ausschuß zu beauftragen.

Weiterhin verdient als charakteristisch für die wirthschaftliche Aufgabe der Vorschußvereine folgender Beschluß erwähnt zu werden:

Es ist den bereits bestehenden Vorschuß- und Kreditvereinen zu empfehlen, in Zeiten, wo der Zinsfuß auf dem Geldmarkte andauernd niedrig ist, mit Herabsetzung des Zinsfußes bei den Vorschüssen nicht zu schnell, sondern nur sehr vorsichtig und nur allmälig vorzugehen.

Dieser Beschluß, welcher entgegen einem auf größtmögliche Herabsetzung des Zinsfußes für die Vorschüsse gerichteten Antrage gefaßt wurde, enthält die Anerkennung des wichtigen Grundsatzes, daß die Förderung der eigenen Kapitalbildung zu den Essentialien des Vorschußgeschäfts gehört und dem Zwecke einen billigen Kredit zu gewähren keineswegs untergeordnet ist. Sollen bei der reißenden Zunahme der Vorschußvereine und bei der immer stärkeren Betheiligung der vermögenderen Klassen die Unbemittelten von den Vortheilen des Vorschußgeschäfts und damit von den Vereinen selbst nicht ausgeschlossen werden, so ist es nothwendig, durch Zahlung einer ansehnlichen Dividende den Reiz zum Sparen und das Interesse am Verein bei ihnen rege zu erhalten. Es waltet auch um so weniger ein Bedenken dagegen ob, den Kredit auf Kosten der Dividende etwas theurer zu halten, als der einzelne Darlehnsnehmer den Vortheil, ½ oder 1 Prozent Zinsen zu ersparen, viel weniger empfindet, als der Dividendenberechtigte den Nachtheil, durch solche Herabsetzung des Zinsfußes seine Dividende sogleich bedeutend geschmälert zu sehen.

Von geringerer Bedeutung, wenn auch durch lokale Bedürfnisse veranlaßt, war folgender Beschluß:

Daß die Gründung von Filial-Kassen der Vorschußvereine zu empfehlen,

Digitized by Google

dergestalt jedoch, daß der Uebergang derselben zu selbständigen Vereinen nicht dauernd gehindert werde.

Von speziellem Interesse für diejenigen Vorschußvereine, deren Thätigkeit schon einen bankartigen Charakter annimmt, waren folgende beide Beschlüsse:

1) Der Vereinstag empfiehlt den größeren Vorschuß- und Kreditvereinen die möglichst umfängliche und liberale Gewährung von laufenden Konten an diejenigen Vereinsmitglieder, deren Geschäftsbetrieb einen einigermaßen umfänglichen Geldverkehr bedingt. Bei Verwilligung von Kontokurrenten ist zur Verhütung der Gefahr, daß größere Summen von den Inhabern der laufenden Rechnungen eingezahlt werden, als im Bankgeschäft Verwendung finden können, zu empfehlen, daß der Zinsfuß für diese Einlagen niedriger gestellt werde, als für Spareinlagen.

2) Der Vereinstag empfiehlt, daß die Vorschußkassen zur Diskontirung von Wechseln und zur Beleihung von Effekten, welche keinen Börsenkurs haben, erst dann übergehen, wenn mindestens ein kaufmännisch und ein juristisch gebildetes Mitglied bei der Verwaltung betheiligt ist.

Endlich erwähnen wir noch zwei Beschlüsse, welche der Allgemeinheit ihres Inhalts und ihrer Form nach an die auf dem Vereinstage in Weimar gefaßten erinnern:

1) Der Vereinstag empfiehlt den Vorschußkassen, ihre Einrichtungen nicht ausschließlich dem Bedürfnisse der unbemittelten Handwerker und Arbeiter anzupassen, vielmehr die Betheiligung des städtischen Mittelstandes, so wie der benachbarten Landbewohner anzustreben.

2) Der Vereinstag empfiehlt den Vorschußkassen dafür zu sorgen, daß die laufenden Geschäfte so prompt als möglich und wenn irgend möglich an jedem Wochentage expedirt werden.

Alle Beschlüsse, welche wir bisher angeführt haben, erstrecken sich entweder auf sämmtliche Genossenschaften, oder auf die Vorschußvereine allein. In der letzten Sitzung des Vereinstages kamen die Angelegenheiten der Rohstoffassoziationen zur Verhandlung und wurde bezüglich ihrer folgender Beschluß gefaßt:

Der Vereinstag erklärt, daß, wo das Kreditgeben bei den Rohstoffvereinen nicht zu vermeiden ist, es unbedingt geboten erscheint, die strengsten Vorsichtsmaßregeln anzuwenden und den Kredit mit einem gewissen Prozentsatz zu belasten.

Dieser Beschluß ist sowohl prinzipiell als praktisch von Bedeutung: prinzipiell, insofern er die Anerkennung des wirthschaftlichen Grundsatzes enthält, daß Niemand ohne Schaden unter billigeren Bedingungen Kredit geben kann, als er selbst ihn erhält, — praktisch, insofern viele Rohstoffvereine das Kreditgeben nicht vermeiden können und durch Anwendung des Beschlusses sich vor Nachtheilen schützen werden.

---



Digitized by Google

# Politischer Monatsbericht.

Von H. B. Oppenheim.

Berlin, 30. Juni 1862.

Als wir den vorigen Monatsbericht abschlossen, fand gerade die Addreß-Debatte im Hause der Abgeordneten Statt. Sie sollte — darüber waren alle Fraktionen einig, selbst die, welche unter Vincke auf die Zersplitterung der Opposition hinarbeitete — sie sollte nichts weiter seyn, als ein striktes Mißtrauensvotum gegen das Ministerium. Außer der versuchten Wahlfälschung und höchstens der geheimnißvollen Peripetie, der das Ministerium seine Existenz verdankt, sollte Nichts zur Sprache kommen; nur zögernd, nur aus Furcht vor den möglichen Mißdeutungen jenseits der Preußischen Grenzen nahm man die Kurhessische Frage auf; und sogar die Rentenkonversion, die doch mit entschiedener Umgehung der Rechte der Landesvertretung vollzogen ward, ist mit keinem Worte erwähnt worden. Neben der klar ausgesprochenen Haupttendenz der Addresse, in welcher das ganze Land schon bei den Wahlen seine Uebereinstimmung bewiesen hatte, verschwanden alle anderen Rücksichten und Gesichtspunkte. — Seit der Bedeutung, welche die Addresse durch den ihr gewordenen Empfang bekommen, ist sie der Detailkritik entrückt und steht als belehrende historische Thatsache da. Die konsequenten Anhänger des konstitutionellen Systems dürfen sich nicht beschweren, wenn die königliche Antwort auf eine parlamentarische Botschaft ganz im Geist und Sinn des regierenden Ministeriums abgefaßt ist; unter dieser Voraussetzung aber kann eine Addresse nur da indizirt seyn, wo die Praxis, daß die Minister sich vor einem Mißtrauensvotum der Kammer zurückziehen, unverbrüchlich feststeht. Nach der streng konstitutionellen Doktrin ist ja ein Ministerium bis zu einem gewissen Punkte selbst für die Ernennung seiner Nachfolger, die es kontrasignirt, verantwortlich. Nach einer Seite hin war hier also der konstitutionelle Formalismus gewahrt, „fehlt leider nur das geistige Band!“ Es wird noch lange fehlen in Preußen, da es nur durch ein gutgewilltes und fach-

Digitized by Google

verständiges Entgegenkommen aller berechtigten Faktoren herzustellen wäre. Die Dornenstücke des Konstitutionalismus, zu denen vor allen Dingen auch hohe Steuern gehören, bekommen wir frühe genug zu kosten, aber der friedliche Genuß der Früchte ist noch lange nicht zu hoffen.

Deutschland hat Ueberfluß an Ministern, die sich vor einem Mißtrauensvotum, und hätte das ganze Volk es mit unterzeichnet, nicht fürchten, — heroische Naturen, die ihr Vaterland auch gegen seinen Willen glücklich zu machen entschlossen sind; dagegen giebt es Länder, in welchen der Minister gleichsam auf den leisesten Ausdruck der Unzufriedenheit lauert, um die Last der Geschäfte auf andere Schultern abzulegen. Ein solcher Egoist scheint Lord Palmerston zu seyn, der dafür auch von genialen Deutschen Publizisten, selbst in liberalen Blättern, gehörig abgefertigt wird. Gerade als unsere Minister mit ihrem „Fähnlein der sieben Aufrechten" der Landesvertretung Trotz boten, am Tage der Ueberreichung der Addresse, erklärte Palmerston, der in seiner Art doch auch eine politische Autorität ist, so gut wie Jagow, zur Lippe oder Mühler, sich vor jeder Tagesordnung, die nicht eine direkte Gutheißung seiner Verwaltung enthielte, zurückziehen zu wollen, und die kombinirten gegnerischen Fraktionen, die aus den verschiedenen Sparsamkeits-Motionen schon einen ängstlich perfiden Mittelweg herausgeklügelt hatten, zerstiebten in alle Winde. **Afflavit et dissipati sunt!** — Der alte Pam mag sich für entbehrlich halten, aber unsere Minister können sich der traurigen Pflicht nicht entziehen, den kranken Staat fortwährend zu retten. Freilich giebt es Leute, welche nur die Gefahren sehen, die von den Staatsrettern selbst kommen. Auch Louis Napoleon hat bekanntlich die Prätention, „die Gesellschaft" gerettet zu haben, so daß das Wort eines berühmten Arztes: „Mein Patient ist *geheilt* gestorben" auf diese Wunderkur anzuwenden war. Vor Allen gehörte auch Manteuffel in die Galerie der Staatsretter, der sich Anfangs dazu und darauf verstand, einiges liberale Gift in die Arznei zu mischen, und damit seinen Nachfolgern zum Muster dient.

Vielleicht sollte, wahrscheinlich wird in Preußen sobald keine Addreßdebatte mehr Statt finden. Die Abgeordneten finden auch sonst Gelegenheit genug, sich über allgemeine Politik zu äußern. So lange in dem öffentlichen Leben die Formen noch nicht festgestellt sind, innerhalb welcher die Würde der Landesvertretung gebührend und sicher gewahrt wäre, soll sie sich vor jeder Berührung mit Oberceremonienmeistern und Hofmarschällen möglichst hüten. Sie hat, wie ein geistreicher Journalist gesagt hat, nicht das Recht bescheiden zu seyn. — In Frankreich war es unter dem „alten Regime" gebräuchlich, oder wurde doch zuweilen verlangt, daß die Vertreter des Dritten Standes königliche Botschafter knieend anhörten und ebenso ihre Bitten oder Beschwerden verläsen. Das gegenseitige Verständniß ward durch die so erweiterte Distanz nicht befördert, wie 1789 bewies.



Digitized by Google

Indessen, Volk und Kammer hatten diesmal eine direkte Ansprache an den Monarchen ersehnt; an versöhnlichem Entgegenkommen und wiederholten Verständigungsversuchen sollte es von dieser Seite mindestens nicht fehlen. Wenn die Addresse wenig gefruchtet hat, so war die Addreß-Debatte nicht unnütz: jedenfalls wurden dabei die Parteien und die Parteifragen geklärt und gesichtet. Dagegen hat die ganze Aktion im übrigen Deutschland, soweit aus den Zeitungen zu ersehen ist, einen durchweg ungünstigen Eindruck gemacht. Die Schwierigkeit des Verständnisses für spezifisch-Preußische Zustände zeigte sich wieder bei Solchen am meisten, welche für ihre Lokal-Verhältnisse die äußerste Schonung und die aufmerksamste Rücksicht in Anspruch nehmen. Die Demokratie der kleinen Staaten, an deren Zukunft die Fürsten selbst nicht mehr glauben, ergeht sich leicht in ungemessenen, theoretischen Forderungen und einem phrasenhaften Idealismus, der namentlich ihr unklares Verhalten zu Oestreich bezeichnet. Sie jubelte über den Wahlsieg der Preußischen Fortschrittspartei und scheint jetzt darüber erstaunt zu seyn, daß dieser Sieg um den Preis einer konkreten, auf praktische Resultate berechneten Handlungsweise errungen ward. Freilich geben sich in Preußen und in unserer Nähe ähnliche Mißverständnisse kund: Einige entschiedene und konsequente Anhänger des politischen Radikalismus glauben das Prinzip des allgemeinen gleichen Stimmrechts innerhalb der Fortschrittspartei gefährdet, weil dieselbe auf eine demnächstige Verwirklichung desselben verzichtet. Wir sind fest überzeugt, daß eine Abstimmung der gesammten Fortschrittspartei über diesen Kardinalpunkt eine überwältigende, an Einstimmigkeit grenzende Majorität ergeben würde, und ebenso fest überzeugt, daß dieselbe Partei, welche jetzt noch die rauhen Kämpfe um die ersten Prämissen des rechtlichen Gemeinwesens zu bestehen hat, in zweiter Linie zur thatsächlichen Revision des unlogischsten aller Wahlgesetze getrieben, von dem eigenen Prinzip getrieben werden wird[1]). Was helfen aber theoretische Proklamationen, bevor die Macht erzwungen ist, welche den Proklamationen Nachdruck verleiht! Das Programm der Fortschrittspartei trägt allerdings den Stempel seines gelegenheitlichen Ursprungs, es ist so weit und doch so wenig erschöpfend, daß es von Allen, die sich nur liberal nennen, bis über Vincke hinaus unterschrieben werden könnte; aber die Entschiedenheit und Energie, welche eine gründliche Vertretung dieses bescheidenen Programmes heute noch erheischt, bewirkt die Bildung einer Gemeinde, die hoch über ihrem Programm steht und die instiktmäßig von allen Lauen und Inkon-

[1]) Wenn es noch nöthig wäre, die vielen Verkehrtheiten, Ungerechtigkeiten, Ungereimtheiten und inneren Widersprüche des Dreiklassensystems nachzuweisen, würde ich auf die ganz objektive „Statistik der Urwahlen“, von R. Böckh, in der „Zeitschrift des königl. Preußischen statistischen Büreaus“, aufmerksam machen.

Digitized by Google

sequenten perhorreszirt wird. Wer schon jetzt weiter gehen will, als der Majorität angemessen dünkt, wer sich berufen glaubt, die Avantgarde zu führen, der möge sich durch eigene Thätigkeit bewähren, nicht aber — wie in dem bekannten, hier und da als Stichwort ausgenutzten Briefe Ziegler's geschieht — erklären, daß seine Zeit noch nicht gekommen sey. Die Zeit dessen, der die Zeit versteht, ist immer nahe; die Zeit gehört nur dem, der selbst dazu beigetragen hat, sie herbeizuführen; wer „seine Zeit" abwartet, der erreicht sie nie, denn wenn „seine Zeit" gekommen, wäre er ja überflüssig. — Uebrigens soll gerne zuzugeben seyn, daß mit der unbedingten Annahme der Verfassung von 1850 nicht auf das Recht und die Pflicht, für die höheren und unverjährbaren Volksrechte zu wirken, verzichtet werden konnte.

Wir brauchen nicht zu sorgen! Theoretisirende Politik nach guter deutscher Art wird ja doch genug getrieben; so in Frankfurt am Pfingstsonntage: die Apostel redeten in allen Zungen, großdeutsch, kleindeutsch und selbst triarisch! Der Plan, die Deutschen Deputirtenkammern möchten sich durch periodisch wiederkehrende Ausschußversammlungen über eine gemeinsame Richtschnur des Handelns verständigen, wurde schon vor mehr als zwanzig Jahren von Männern, wie Robert Blum, v. Ißstein, Todt u. A. m. in Aussicht genommen. Aber ein solcher Plan muß, um nicht verpfuscht zu werden, in bescheidener Stille vorbereitet seyn und erst reif ans Licht treten. Wir würden darin einen Schritt zur Deutschen Einigung begreifen, der um so werthvoller wäre, als er unter der Fahne der populären Selbstbestimmung und für dieselbe wirbt. Nur muß nicht gleich Alles auf die äußerste Entscheidung gestellt, gleichsam der letzte Trumpf ausgespielt werden. Zu einer peremtorischen Lösung der großen Hauptfrage durch ein beschließendes Vorparlament ist der Moment nicht angethan. Augenblicklich kommt es weniger darauf an, etwa unter Trommeln und Paukenschall alle Patrioten auf eine bestimmte Form der Deutschen Einheit einzuschwören, als darauf, die Wege zu ebnen, die Mittel zu beschaffen, daß der lebendige Volkswille unwiderstehlich wirke. Wir denken zu viel an Programme und zu wenig an ihre Ausführbarkeit. Ein kleiner Erfolg in der Hand ist mehr werth als zehn Programme auf dem Dach.

Es erschien schon bedenklich, zu der bevorstehenden Versammlung auch die gewesenen Volksvertreter einzuladen, denn damit werden auch die herangezogen, denen das Volk ausdrücklich sein Vertrauen wieder entzog. Indessen lag, wenn einmal gleich an die Hauptfrage gegangen und persönlich der selbstangemaßten Autorität keine zu enge Grenze gezogen werden sollte, eine solche Bestimmung nahe. Denn ein großer Theil der jetzt tagenden Kammern ist plötzlichen Auflösungen ausgesetzt, ein anderer beruht auf oktroyirten Charten, ist darum weniger legal und aus einem beschränkteren Stimmrecht hervorgegangen, als die

Digitized by Google

früheren Ständeversammlungen seit 1848. Die Landstände, welche gar nicht auf Volkswahlen beruhen, wie in Mecklenburg, kommen selbstredend nicht in Betracht, und das Deutsche Parlament, das ja de jure noch besteht, bildet eine eigene Kategorie. Ein richtiges Gefühl verbot, die Presse zuzuziehen, deren stets wirkender Einfluß keiner solchen Multiplikation, deren täglicher Gedankenverkehr keiner mündlichen Bestätigung durch Stimmenzählerei bedarf.

Die auf ausdrücklichen Beschluß vollzogene Aufforderung an die Deutsch-Oestreicher beweist, daß selbst die Großdeutschen nicht in dem Wahne leben, als gehörten die „Brüder im Osten“ ohne Weiteres und von selbst dazu. Die Oestreicher können nur kommen, wenn sie von Schmerling Mission und Instruktion willig acceptiren, oder sie müßten der Rückkehr entsagen. Die letzten Preßprozesse des liberal-centralistischen Oestreichs sind als Warnungstafel aufgestellt, daß die Nationalitätsfragen in Oestreich mit Terrorismus niedergehalten werden. Aber wenn das auch nicht wäre! Die wenigen Deutsch-Oestreicher, die wirklich nach einer bundesstaatlichen Vereinigung mit Deutschland gelüstet, wären entweder völlig unklare Köpfe, oder sie nehmen die Auflösung des Oestreichischen Gesammtstaates als Voraussetzung an. In dem einen Falle könnten wir sie nicht gebrauchen, in dem anderen haben wir sie schon. Darüber hinaus liegt das Absurde: mit allem politischen Genie der Welt kann keine mögliche Form für Unmöglichkeiten gefunden werden. Die denkbaren Kombinationen sind hier leicht zu überschauen, und die sentimentalen Phrasen, die meistentheils einen selbstsüchtigen, opferfaulen und kleingeistigen Partikularismus zu verbrämen dienen, fördern Nichts. Wie hätten die Klein-Italiener den Groß-Italiener verlacht, der etwa zu Victor Emmanuel, Mazzini oder Garibaldi gesagt hätte: „Meinem Herzen widerstrebt es, ein Italien zu konstituiren, dem Venetien und Rom fehlen; warten wir darum lieber, bis wir das Ganze auf Einmal haben können!“ Wir Deutsche warten ja ohnehin; wir warten auch auf Preußen, das doch kommen könnte. Oestreich aber könnte nicht, auch wenn es wollte, so lange es eben Oestreich ist. Beides ist freilich schlimm. Die Gemüthspolitiker stoßen sich nun weniger an die Unmöglichkeit, in der sich Oestreich befindet, als an den Mangel guten Willens bei der preußischen Regierung. Erst verzeihen sie Oestreichs Passivität, weil sie die Unmöglichkeit begreifen, dann richten sie ihre ganze sittliche Entrüstung gegen Preußen und kommen auf diesem Umwege schließlich wieder dahin, an Oestreichs Thür zu klopfen. Die Politiker der Mittelstaaten erkennen oder ahnen wohl, wie z. B. die Verhandlung der Zweiten Württembergischen Kammer über die Deutsche Frage wiederum darthat, daß es mit ihrer Ländchen Selbständigkeit so oder so zu Ende geht, und sie sind, wie Oesterlen in Stuttgart sagte, „nur partikularistisch einem größeren Partikularismus gegenüber, würden aber der Gesammtheit gern ihre partikularistischen Ansprüche opfern“. Dieses Argument haben

Digitized by Google

die florentinischen Doktrinäre, wie Guerazzi und der eben verstorbene Montanelli, fast wörtlich so dem Andringen Piemonts entgegengestellt, indem sie übersahen, daß Piemont mit Toscana und den Legationen nicht mehr der bornirte Oberitalienische Militärstaat bleiben könnte, sondern Italien werden müßte.

Auf dem problematischen „Vorparlament", dessen Schreckgestalt ganz geeignet ist, die von einigen Würzburger Regierungen beabsichtigte Delegirten-Versammlung etwas rascher ausbrüten zu lassen, werden die Preußischen Abgeordneten nicht viel zu sagen haben; sie haben nicht einmal einen Schmerling hinter sich, der ihnen die Lektion soufflirt; sie treiben die einzig vernünftige Deutsche Politik, wenn sie daheim die Werkzeuge ausrüsten, mit denen Deutsche Politik getrieben werden kann, und zusehen, daß es im eigenen Hause gut stehe. Dabei ist auf die Hauptsache alle Kraft zu konzentriren, alle Seitenscharmützel sind zu vermeiden. Die Hauptsache aber ist das unverbrüchliche Recht der Finanzkontrolle, speziell in der Anwendung, welche zur Rettung des gefährdeten Prinzips der Volkswehr dienen kann. Zunächst also Ausscheidung des Extraordinarium im Budget, damit nicht das fait accompli zur Basis des öffentlichen Rechts erhoben und ein Zustand passiver Konnivenz nicht zur aktiven Mitschuld gesteigert werde. — Der von der Reaktion durchgeführte Satz, daß die Verheißungen der Verfassung an sich noch keine Rechtskraft besitzen, muß wenigstens da, wo es in der Gewalt der Zweiten Kammer liegt, umgestoßen werden, also in Bezug auf die Oberrechnungskammer. (Virchow's Antrag.) Dann wird es endlich von der Regierung selbst als ihr Interesse begriffen werden, ein wirkliches, kein bloßes Mock-Gesetz über diesen wichtigen Gegenstand vorzulegen. So lange die Finanzkontrolle und die Ministerverantwortlichkeit noch keine realen und unbestrittenen Wahrheiten sind, darf eine gewissenhafte Landesvertretung keinen Pfenniz mehr zu außerordentlichen Ausgaben bewilligen, lägen auch die schönsten Eisenbahnprojekte vor. Die von der Verweigerung betroffenen Landestheile werden in dem Bewußtsein des höheren Interesses ihren Trost finden und auch erkennen, daß das Endresultat, der große Sieg des Rechts, den materiellen Interessen mehr Sicherheit und Aufschwung gewährt, als der etwas beschleunigte Ausbau des Eisenbahnnetzes. Solche Motive leiteten die Vertreter der östlichen Provinzen auf dem Vereinigten Landtage, als sie auf die lange erstrebte Ostbahn noch zeitweilig verzichteten; sie hatten das bessere Theil erwählt!

Das Ministerium Roon-von der Heydt hat an Dehn-Rothfelser und v. Stiernberg seine Parodie, wie Napoleon III. einst an Soulouque, ja eine ganz absichtliche Parodie. Niemand verkennt den köstlichen Humor, der in dem Kurhessischen Reaktionskabinet liegt, das, angeblich auf Preußens Betreiben, zur Wiedereinführung des öffentlichen Rechts auserlesen wird. Die

Digitized by Google

Lächerlichkeit galt früher für ein tödtliches Gift, heutzutage tödtet sie nicht mehr, aber sie kurirt auch nicht. Der Kurfürst von Gottesgnaden wich endlich, 35 Tage nach dem auf zwei Tage gestellten Preußischen Ultimatum, vor der definitiven, an die beiden Armeekorps endlich ertheilten Marschordre. Aber guter Willen läßt sich nicht erzwingen. Das Ministerium von der Heydt-Roon hat in Kurhessen Alles erreicht, was ein Ministerium dieses Namens erreichen kann; es wäre auch beschämend gewesen, wenn Preußen für einen Incidenzpunkt in Hessen-Kassel mehr Energie und Kraftaufwand bewiesen hätte, als für Schleswig-Holstein und die ganze Bundesverfassung. Uns kann es nur lieb seyn, daß der Volkspartei in Hessen der edlere Theil der Arbeit zu thun übrig bleibt. Also hätte nun auch Kurhessen ein Vorbehalts-Ministerium, das ausführen soll, was es selbst zehnmal bekämpft, verworfen, ja für unthunlich erklärt hat, das sich jedenfalls mehr auf die noch aufrechterhaltenen Verordnungen von 1852 und die auszumerzenden Bundeswidrigkeiten steifen, als an die Gesetze von 1831 und 1849 halten wird. Diese Minister, die ersten Märtyrer der Preußischen Initiative, hoffen wohl auf bessere Zeiten; der Wind kann sich ja drehen, und wie Herr v. Dehn-Rothfelser über die Dauerhaftigkeit des Preußischen Liberalismus denkt, hat er schon vor der neuesten Aera, als noch Schwerin und Auerswald die schöne Welt regierten, nämlich in der Kammersession von 1860 öffentlich ausgesprochen. Eine wunderliche Verblendung ist es immerhin, daß der Monarchismus mit Dienern, die gegen ihre Ueberzeugung handeln, die also sich, wie ihre Herren moralisch kompromittiren, seine Autorität besser zu decken hofft, als wenn er im schlimmsten Falle gute Miene zum bösen Spiele machte. — Da die kurhessische Frage recht eigentlich für die Ausbildung des Rechtssinns unter den Germanen geschaffen zu sein scheint, so sorgt ein gütiges Geschick dafür, daß diese Quelle höherer politischer Bildung sobald nicht versiege. Sollten wir es aber noch erleben, daß ein kurhessisches Kreuzzeitungskabinet, etwa um Repressalien zu üben, gegen eine allzu ritterliche Behandlung der Preußischen Verfassung Protest erheben zu dürfen sich berufen glaubte, so wäre eine solche wechselseitige Konstitutions-Garantie doch sehr beruhigend für die Bevölkerung beider Staaten. Als vor drei Jahren Napoleon für Italiens Freiheit zu Felde zog, sagte Villemain: „Hat Frankreich so viel Ueberfluß an Freiheit und Gerechtigkeit, daß es daraus einen Exportartikel macht?“ — Freilich wurde die Waare im Lande nicht verbraucht, freilich war sie beim Transport einer gewissen Verfälschung ausgesetzt. Man könnte das Bild auch auf Preußens Pression in Kurhessen anwenden.

Die freundschaftliche „Kooperation mit Oestreich“, mit der sich unser auswärtiges Amt viel wußte, hat somit für eine Weile ihr Ende, wenn nicht ihr Ziel erreicht, nachdem sie beinahe, wie vor zwölf Jahren, durch ein

Digitized by Google

beiderseitiges Einrücken in Kurhessen gekrönt worden wäre; die Oestreichischen Truppen in Mainz sollen schon marschbereit gewesen seyn.

Während die Börse sich in ihrer bekannten Kurzsichtigkeit furchtbarer Kriegsereignisse zwischen der Weser und der Fulda versah, übersieht sie leichtsinnig die dunkeln Wolken, die über den Orient heraufziehen. Man gewöhnt sich freilich an die Gefahren, welche immer drohen. Unsere Urgroßeltern sind mit der Orientalischen Frage aufgewachsen und unsere Urenkel werden vielleicht noch an ihr laboriren. Indessen sind die charakteristischen Merkmale einer baldigen Entwickelung nicht länger zu verkennen. Wenn sich gleichsam unter unseren Augen die wichtigsten Bestandtheile der Türkei ablösten und selbständiges Leben gewannen, wenn in ihrer Nachbarschaft nicht blos auf Italienischem Boden, nein von allen Oestreichischen Provinzen aus, bald von der Revolution, bald von der Reaktion geschürt, das Feuer des Nationalitätsgefühls in hellen Flammen auflodert oder unter der Asche fortglimmt, wie kann man erwarten, daß die kriegerischen und zukunftstrunkenen Südslaven, von Rußland und Frankreich und gelegentlich auch von Oestreich, schließlich noch von Ungarn und Italien aufgestachelt, ohne Theilnahme und Hoffnung dem Schauspiele des Verfalls der Türkei beiwohnen?! Die Diplomatie der drei aktiven Großmächte schenkt diesen Zuständen die größte Aufmerksamkeit und wird um so schweigsamer und wortkarger, je näher die Stunde des Handelns rückt. — An einem anderen Orte[1]) ist ausgeführt worden, wie für die Völker zwischen Rumänien und Griechenland Serbien das Leitseil in der Hand hält und die Entscheidung aus Belgrad kommen muß. Nun hat das Volk in Belgrad binnen wenigen Tagen geleistet, was jahrelangen Bemühungen der Behörden und Diplomaten stets fehlschlug: es hat die Türken aus der Stadt entfernt und zwar durch einen heldenmüthigen Kampf, dem selbst die regulären Truppen Gewehr bei Fuß zusahen. Das zwecklose Bombardement von der Festung aus geschah erst nachher und trotz der Konsul-Proteste. Jetzt verlangt der Fürst an der Spitze von zwanzigtausend Mann und einer vielleicht doppelt so starken Volksmiliz die Entfernung der Türken aus allen Festungen, d. h. Serbiens Unabhängigkeit, gleich der der Moldowallachei. Schon beantragen Frankreich und Rußland betreffende Konferenzen in Konstantinopel, und dann ist der Weg bis zu den Garantieverträgen einfach vorgezeichnet.

Jedenfalls ist die Bedeutung der Serbischen Bewegung, bei der der zufällige äußere Anlaß gleichgültig ist, weil es der inneren Aufregung zur rechten Zeit niemals an Anlässen fehlt, gesteigert durch das Fortbestehen des zähen Bergkriegs in Montenegro, in welchem das Wiener Kabinet schon einmal die Klaue vorgestreckt hat, und wo auch, wenn wir nicht irren, wegen

[1]) S. Pulszky's Artikel im Maiheft dieser Zeitschrift.

Digitized by Google

Verletzung irgend eines unter französischem Konsularschutz stehenden Geistlichen, französische Reklamationen bevorstehen. Wenn das kleine Fürstenthum der „Schwarzen Berge" früher zwischen Russischem Protektorat und Oestreichischer Protektion gravitirte, so hat es sich seit dem Pariser Frieden mehr dem wohlbezahlenden Tuilerienkabinet angeschlossen, das übrigens am Inhalte der Bewegung nichts verändern kann, sondern nur an den Zeitpunkten des Ausbruchs. Aber Oestreich hält die Czernagora immer noch unter Verschluß und sperrt sie von der Meeresküste, dem Handel und der Kultur ab. Gerade darum hat Frankreich, das seit jeher eine eigene oder bundesgenössische Position am Adriatischen Meere erstrebt (wie früher auch Rußland), ein besonderes Interesse an diesem raufluftigen Räubervolke. Uebrigens darf uns der barbarische Charakter der Volksstämme in Bosnien, Herzegowina, Albanien u. s. w. nicht irre machen, denn dieser kriegerische Barbarismus hat gerade in dem Auflösungsprozeß der Türkei eine höhere Kulturmission, als etwa der Oestreichische Büreaukratismus.

Die diplomatische Tradition besagt, daß man, um eine Orientalische Krisis zurechtzumachen, mit Montenegro und den heiligen Stätten, also an beiden Endpunkten zugleich, anfangen müsse. Aus solchen Ingredienzien wird ein diplomatisches Gericht gebraut, das den wahren Entwickelungsgang öfter aufhält, als fördert. So ging es vor neun Jahren, so läßt es sich wiederum an. Der uralte Zwist um die Schlüssel, die Kuppel, den Altar, das Baptisterium, den Grottenstern und andere Reliquien zu Jerusalem enthält die Symbolik der großen Gegensätze, ist gleichsam ihr kirchlich idealer Hintergrund. Aber die beiden Päpste, der von der lateinischen und der von der orientalischen, von der alleinseligmachenden und von der orthodoxen Kirche, sind durch schwere Existenzsorgen präoccupirt, so daß dem undurchdringlichen Zauderer in Paris die gewinnreiche Vermittlerrolle von selbst zufällt. Auch historisch ist man berechtigt, dem Reliquienstreit nur einen symbolischen Sinn beizulegen; denn es steht, besonders seit Fallmerayer, der so manche traditionelle Phrase und Formel ihres trügerischen Scheins entkleidet und auf ihren wahren Inhalt zurückgeführt hat, fest, daß die im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung erbaute Heiligegrabkirche wahrscheinlichst gar nicht in dem Stadtviertel steht, das einst Golgatha hieß, dessen ehemalige Lage sogar zur Zeit des Kirchenbaues schon unbekannt war. — Die Zeit, da die Türken die christlichen Wallfahrer verfolgten, hat der Zeit Platz gemacht, wo sie allein dieselben, besonders gegen die wechselseitigen Ausbrüche ihres verfolgungssüchtigen Fanatismus, in Schutz nehmen; noch ganz vor Kurzem geriethen sich Griechen und Lateiner wieder in die Haare, sobald die Türkischen Schildwachen zurückgezogen waren. Früher verging kein Festtag, an dem nicht die Heiligegrabkirche oder die von Bethlehem zum Schauplatz blutiger Schlägereien ward, bei denen selbst die Altarleuchter als Waffen dienten.

Digitized by Google

Die großen Streitpunkte zwischen den beiden Kirchen beziehen sich auf den Vortritt beim Messelesen, auf die Wiederherstellung des lateinischen Sterns in der sogenannten Hirtengrotte, auf den Besitz verschiedener Utensilien und andere Kleinigkeiten, die vorzüglich in der päpstlichen Erklärung vom 22. November 1852 nachzulesen sind. Damals kam es zu einem Abkommen; jetzt aber handelt es sich wieder um Reparatur der Kuppel, und nach Türkischem Recht hat der Wiedererbauer eines Gebäudes Eigenthumsrechte. Die Diplomatie beschäftigt sich demnach mit der Frage: Sollen Frankreich und Rußland die Kosten gemeinsam bestreiten, oder darf die Türkei, wie sie verlangte, ihr Drittel beitragen? Schließlich übernimmt die hohe Pforte, die für das Ueberflüssige immer mehr Geld hat, als für das Nothwendige, die gesammten Auslagen; siehe, da entdeckt Napoleons scharfes Auge einen Riß im Grundgebäude selbst!

Es scheint aber doch, als sey die Welt realistischer geworden und sähe in der allegorischen Tragikomödie nur noch den Kern, den sie bedeutet. Die diplomatischen Einflüsse treten vor den volksthümlichen Faktoren in den Hintergrund und das orthodoxe Rußland erkennt das ebenso ketzerische, als illegitime Königreich Italien an, um bei der Orientalischen Frage einen Staat mehr gegen Oestreich ins Interesse ziehen zu können. Bei dem Zusammenwirken revolutionärer Kräfte mit offiziell staatlichen müssen die ersteren, die ungeduldig vordrängenden, stets darauf gefaßt seyn, geopfert zu werden. Vielfach ist es ihre Schuld: sie antizipiren die Parole, selten halten sie das richtige Zusammentreffen ein. Von Treu und Glauben gegen sie ist ohnedies nie die Rede. So ward die Orientalische Krisis schon mehrmals von Paris aus angesetzt und wieder abbestellt; und damit löst sich, wie es scheint, auch das Räthsel der geheimnißvollen Expedition von Brescia, die schwerlich direkt gegen Venetien ausgerüstet war. Von dem nach Kairo exilirten Josef Karam, dem Maronitenhäuptling, bis zu Bucalowitsch's Anhängern an der Adria und noch weiter in verschiedenen Richtungen harrt Alles auf eine verheißene Parole, die immer verzögert, niemals ausgespielt wird.

Das ist die Konjunktur, für welche Kossuth sein merkwürdiges Programm einer Magyarisch-Südslawischen Konföderation aufstellt. Wir halten den Napoleonismus nicht für dessen unmittelbaren Urheber; eher mögen Italienische, durch das Palais royal vermittelte Anregungen darin zu erkennen seyn. Doch ist dasselbe Programm kürzlich von einem Pariser Schriftsteller, der daneben alle Idées Napoléoniennes ableiert, weitläuftig ausgeführt und vertheidigt worden[1]). Napoleon selbst ist jedenfalls ein zu guter Politiker, um, einer unfruchtbaren Freude an der allgemeinen Konfusion zu

[1]) Maximin Deloche, Du principe des nationalités.

Digitized by Google

Liebe, die Instrumente, die ihm zu Gebote stehen, nutzlos vor der Zeit abzustumpfen. — Die Slawen mögen eine Zukunft haben; sie haben, so weit sie nicht autokratisch oder hierarchisch entmannt sind, sicherlich eine geschichtliche Aufgabe, — das Alles liegt noch in der Zeiten Schooße. Jedenfalls aber hat Ungarn seine Zukunft nur im Zusammenhang mit seiner Geschichte, nämlich ein Keil zu seyn zwischen den zusammenströmenden Slawenmassen, eine Vorhut und zugleich ein beschützter Alliirter des Deutschen Staates, der seine Interessen versteht, wie Ungarn die seinigen verstehen muß. Gerade weil der magyarische Staat mit seinen historischen Institutionen, die nur langsam ihren aristokratischen Gehalt zur demokratischen Gleichheit ausbilden lassen, von inferiören Slawischen Stämmen durchwachsen ist, denen er nur allmälig auf dem Boden völliger Rechtsgleichheit gerecht werden kann, gerade aus dieser Ursache, deren Ideen-Assoziation den ehemaligen Diktator auf die falsche Bahn gelockt hat, wäre die Einfügung in eine Südslawische Konföderation das Vernichtungsurtheil für Ungarn; die Magyarische, in sich zerklüftete und verrathene Minorität würde rasch darin verschwinden, von allen Seiten würden die Wellen über Ungarn zusammenschlagen. Das ganze Projekt eines Südslawischen Staatenbundes gleicht noch dem wüsten Traume eines müssigen Gehirns und wäre im besten Falle nicht ohne chaotische Rassenkämpfe in Szene zu setzen. Solchen Träumen sollte Ungarn seinen unbestrittenen Bestand, seine Zukunft opfern?! Ladislas Teleky mag als ein Opfer dieser, im Grunde wenig verführerischen, Emigrations-Marotte gefallen seyn, Klapka sagt sich von derselben los; und es genügt, sie zu äußern, um Kossuth zu isoliren und Deak, den Führer der Partei des historischen Rechts, der keine völlige Losreißung von Oestreich will, zum Herrn der Situation zu machen. — Das System des Dualismus macht selbst in Wien Fortschritte, wo der Finanznoth Jammer zu rascher Entscheidung treibt: der entgegenkommende Gouverneur von Ungarn, Graf Palffy, ward zwar desavouirt, aber nur deshalb, weil er das letzte Handelsgebot zu frühe gethan, indem er für die Anerkennung des Rechtsstaats auf den Grund von 1847 und 1848 die Bildung einer Oestreichisch-Ungarischen Parlamentspartei zur Theilnahme am Reichsrath forderte. Wenn die Versöhnung zwischen Oestreich und Ungarn mißlingt, so ist es nicht, weil das offizielle Oestreich zu Deutsch, sondern weil es zu Slawisch ist.

Im Innern Rußlands wächst die Anarchie: die friedlichen Lösungsversuche der Bauern-Emanzipation können fast für mißlungen gelten, da bis jetzt von mehr als 110,000 Gütern, auf welche die Regierungsverordnungen Anwendung finden, kaum für 6000 die Kontrakte zwischen Gutsherren und Bauern zum Abschluß kamen. Erzwungen können die Kontrakte nicht werden, schon weil es an den physischen Mitteln zum Zwange fehlt; mittlerweile liegt den Grundbesitzern auch der Rest ihres Besitzthums wegen

Digitized by Google

mangelnder Arbeitskräfte brach. Auch andere nöthige Reformen bleiben aus: die Forderungen überstürzen sich, reife und unreife Wünsche und Anträge kreuzen einander; der Regierung fehlt es nicht an gutem Willen, aber an einflußreichen Arbeitern von Intelligenz. Die alte Büreaukratie hat ja alle Befähigten und Denkenden sorgfältig ferne gehalten. Die wenigen Fähigen, die sich ausbilden konnten und sich behaupteten, verlieren heuer den Kopf über der Riesenaufgabe. Ist ein Bedürfniß erkannt, so wird ein Kommittee dafür ernannt; in diesem Kommittee streitet der abstrakte Liberalismus, der seine Muster aus der Fremde holt, mit der reaktionären Routine, und — das Projekt wird nach einiger Zeit in den Akten begraben. Am dringendsten wäre die Finanzreform, ohne die bald alle übrigen Pläne von selbst ins Stocken gerathen. Aber woher soll Hülfe kommen, wenn die Produktivkräfte erstarren? Unter der äußerlich glänzenden dreißigjährigen Regierung Nikolaus des I. wurden alljährlich neue Schulden gemacht, und das Defizit mit Papiergeld-Emissionen verkleistert[1]). Aus dem Budget von 1862, zu dessen Veröffentlichung die Regierung durch die vielfachen glaubwürdigen Mittheilungen über die früheren Budgets in Herzen's „Glocke" gezwungen ward, ergiebt sich, daß fast die Hälfte der Ausgaben, an 138 Millionen Silber-Rubel, auf die Armee und Flotte verwendet wird während kaum vier Millionen für den öffentlichen Unterricht ausgesetzt sind — was nicht verhindert, daß Flotte und Armee schlecht bestellt sind und an den Fortschritten der Neuzeit nur geringen Antheil nehmen, daß Soldaten und Matrosen ausgehungert werden. Die kleinere Hälfte der Einnahmen fließt aus der Branntweinpacht, die allerdings vom nächsten Jahre an durch eine Branntwein-Accise ersetzt werden soll. Ist alsdann die Erhebungsart minder unsittlich, so bleibt der Kern des Verhältnisses doch derselbe: daß nämlich das Russische Volk an Trunksucht und Branntweinpest oder der Russische Staat am Finanzruin zu Grunde gehen muß. So sieht es in dem Lande aus, nach welchem unsere Junker während Dezennien neidvoll hinschauten, dem Musterlande des Absolutismus. Eine bildungsunfähige Beamtenaristokratie, an deren Spitze einige hundert Generäle und einige tausend Obersten alle Civil- und selbst gelehrte Aemter monopolisiren, hat sogar die Reste des demoralisirten und in sich gebrochenen Geburtsadels und selbst den Hofadel gegen sich empört, so daß der wohlmeinende Czar überall von unsichtbaren Agenten einer in der Luft liegenden, durch die Atmosphäre weiter getragenen Verschwörung umgeben ist, deren Haupt in der Verbannung mächtiger und besser unterrichtet ist, als der Minister am Hoflager.

[1]) Ich verweise auf eine vortreffliche Erörterung über „Rußlands Finanzlage" von Adolph Thilo im Maiheft der sehr empfehlenswerthen „Baltischen Monatsschrift." (Riga bei Kymmel.)

Digitized by Google

Die Anarchie der Meinungen verstärkt die Anarchie der Zustände, und selbst die revolutionäre Partei ist keines festen Planes fähig. Die Reformbestrebungen finden auch an der vielgerühmten Russischen Kommune keinen Anknüpfungspunkt, und die Reformatoren schneiden ihre Systeme nach der Schablone fremder Vorbilder zu. Der Kaiser verspricht für das traurige Jubeljahr 1862 (zum tausendjährigen Bestehen des Russischen Reiches seit Rurik dem Waräger) ein Ding, das wie eine Verfassung aussehen soll, und vielleicht den Uebergang vom büreaukratischen zum konsultativen Absolutismus bezeichnet, den gerade jetzt auch, nach Niederlagen und fremden Rathschlägen, das gleichfalls von Insurrektionen bedrängte Oberhaupt von China zu machen versucht. Arme absolute Herrscher, an denen die Sünden ihrer Vorfahren heimgesucht werden! Wie in Frankreich vor 1789, hat der roheste Despotismus auch in Rußland tabula rasa gemacht; und die zahlreichen Brandstiftungen, welche der Wahn der Angst und Verzweiflung, wie gewöhnlich, bald einer sozialdemokratischen Propaganda, bald der altmoskowitischen Junkerpartei zuschreibt, erinnern in derselben geschichtlichen Analogie an jene sengenden Räuberbanden, welche, zur Zeit der großen Hungersnoth und des berüchtigten Hungervertrags (Pacte de famine) zwischen den Blutsaugern und dem Finanzminister, in vielen französischen Provinzen aus dem Boden aufzusteigen schienen. Auch für Rußland, dessen voriger Herrscher sich so lange den Beruf eines Polizeimeisters über Europa anmaßen durfte, sind die Bauernaufstände schon seit zwanzig Jahren in vielen Landstrichen epidemisch. Heinrich des IV. schönes Wort findet hier seine Stelle: „Tous tumultes, désordres et mutations proviennent quelquefois de légitimes causes et plus souvent d'avoir du mal, que du désir d'en faire!"

Vergleicht man Alexander II. mit anderen Regenten, so verdient es allen Ruhm, daß er bei einem weichen und nachgiebigen Naturel der blinden und bornirten Reaktion unter seinen Räthen zu widerstehen weiß. Jedenfalls hat er mit der Abschaffung der Leibeigenschaft kraft eigenen Entschlusses einen Schritt vorwärts gethan, den keine Macht der Welt zurückthun könnte. Daß sein guter Wille in anderen Beziehungen mit Unfruchtbarkeit geschlagen, ist mehr der Umstände Schuld, als seine eigene. Ueber sein Verfahren gegen Polen ist das Urtheil der Geschichte noch nicht reif: Die Polenfrage ist mehr denn je durch die auswärtige Politik komplizirt; ein entschiedener Kriegs- oder Friedenszustand hätte den Schwerpunkt nach der einen oder anderen Seite verschoben. In dem provisorischen Uebergangsstadium aber sollte einerseits die souveräne Gewalt sichergestellt, andererseits dem Panslawismus nicht vor den Kopf gestoßen und das Feuer auf dem Heerde der Unzufriedenheit, wenn nicht gelöscht, doch zertheilt werden. Die Polen gaben sich nicht bereitwillig zu dem Experimente her: sie wollen

Digitized by Google

noch immer spezifische, katholische Polen und nicht allgemeine Slawen seyn; auch in dem Vizekönigthum des Großfürsten Konstantin, des Großmeisters des panslawistischen Geheimbundes, werden sie nur eine Abschlagszahlung sehen; und die wirklichen Reformen, die er nach Warschau mitbringt — das gute Robotgesetz, das Volksschulgesetz, die noch unvollständigen, aber stark erweiterten Berechtigungen der Juden — willig, aber dankbar annehmen, um damit ihre Widerstandskräfte zu stählen.

In Frankreich hat der gesetzgebende Körper das volle Ausgabenbudget bewilligt; desto inkonsequenter erscheint die ohnmächtige Bemäkelung der Einnahmequellen, bei denen von der Opposition, und selbst durch die fünf demokratischen Repräsentanten, gerade eine Luxussteuer (auf Pferde und Wagen) und die Befreiung der niederen Klassen von mehreren Abgaben bekämpft ward. So kam die erste parlamentarische Verwerfung eines Regierungsvorschlages unter Napoleon III. zu Stande. Es hat sich in Frankreich schon manchmal ereignet, daß eine Regierung liberaler war, als die systematische Opposition, aber diesmal war das kurze Aufflackern der Eigenwilligkeit um so erstaunlicher, als die aus achtzehn Deputirten bestehende Budgetkommission an den Vorlagen einen sehr wesentlichen Antheil hatte und in der allgemeinen Geldverlegenheit sogar wieder zu dem erst vor einigen Jahren abgeschafften zweiten Kriegszehnten griff.

Wenn kürzlich ein bonapartistisches Blatt den Demokratismus des Kaiserthums als ein System der Gleichheit, der Sorge für das Proletariat und des Schutzes der unterdrückten Nationalitäten definirte, so hat es vermuthlich die Mexikanische Expedition — auf die wir hier noch einmal zurückkommen müssen — unter der dritten Kategorie einbegriffen. In Mexiko sind aber die bewaffneten Apostel der Civilisation schlecht empfangen worden. Der mit dem Blute seiner Unterthanen so wenig als mit ihrem Gelde geizige Kaiser hat bei den ersten Truppensendungen nach der Heimath tropischer Krankheiten sogar die hergebrachte Vorsicht der allmäligen Akklimatisirung versäumt. Was hilft es den leichtsinnig geopferten Soldaten, daß die Akademie jetzt einen Preis auf das beste Spezifikum gegen das gelbe Fieber aussetzt! Die Verstärkungen können nur langsam nachrücken, obgleich sie zur Rettung der von allen Seiten schwer gefährdeten Trümmer des ersten Heeres bestimmt sind und mit Ungeduld erwartet werden. Die gleichfalls mißglückten Vermittelungsversuche des französischen Gesandten (Mercier) zwischen Washington und Richmond bestätigen noch die Ansicht, daß die, von Napoleon längst wieder beseitigte, Mexikanische Kandidatur des Erzherzogs Maximilian nur ein vorübergehendes diplomatisches Moment war, während die ganze Unternehmung nach einem großen Plane im Zusammenhang mit Frankreichs nordamerikanischer Zukunftspolitik angelegt war. Freilich kam hierbei, unter den schwerfälligsten diplomatischen Vorkehrungen, der Abenteurer von

Digitized by Google

Straßburg und Boulogne wieder zum Vorschein. Deshalb ist die Niederlage doppelt groß, und Lincoln's Vertrag mit England über das gegen den Sklavenhandel gerichtete Durchsuchungsrecht zur See ist, neben der Ausgleichung der vom Trentfall herstammenden Spannung und Erbitterung, zugleich der Lohn für Englands Mäßigung vor Veracruz und ein, seit fast einem halben Jahrhundert angestrebter, diplomatischer Erfolg, den es jetzt zum größten Theil den Fehlern der französischen Diplomatie verdankt. Der sogenannte civilisatorische Beruf Frankreichs hätte in Mexiko nur den Sklavenstaaten politisches Terrain und neue Stützpunkte eröffnen sollen, während der Egoismus des „perfiden Albion" der Sache der Freiheit zu Gute kommt. Zum Schluß stellt sich noch heraus, daß der größte Theil der französischen Geld-Reklamationen gegen Mexiko sehr schwach fundirt ist und namentlich auf ein fraudulöses Wuchergeschäft zurückgeführt wird, welches Frankreichs Günstling, Miramon, als Präsident kurz vor seiner Flucht mit einem gewissen Jecker abgeschlossen hat. England und Spanien ratifiziren sogar die billigen Friedenspräliminarien von Soledad nicht, um nicht die schwache Regierung durch Geldverlegenheit dem Nordamerikanischen Protektorate zu überliefern, das durch eine Verpfändung von Distrikten, welche der Abtretung gleich käme, erkauft werden müßte (Vertrag Corwyn).

Für die Verlagsbuchhandlung verantwortlich Franz Duncker. Redaktion: Dr. H. B. Oppenheim.
Druck von Franz Duncker's Buchdruckerei in Berlin.

Digitized by Google

# Die Vorbedingungen einer Flotte.

Von Robert Waldmüller.

Beim neulichen Rendsburger Turnerfest hat die Verwandlung unserer nordischen Grenzfestung aus einem Schutzwerk gegen den Norden in ein Trutzwerk gegen den Süden zum ersten Male vor Aller Augen sich als Thatsache gezeigt. Es ist nicht mehr Zeitungsente, als welche die meisten Nothrufe von dem „verlassenen Bruderstamme“ an unseren deutschen Verfassungs-Ministern vorüberschwimmen; nein, Tausende haben die neue Richtung der Kanonenmündungen mit Kopfschütteln und schwerem Herzen angeschaut und erzählen davon jetzt in Dorf und Flecken. „So weit ist es in Wirklichkeit gekommen“, geht es von Mund zu Mund. „Die nördlichste Grenzfestung deutschen Bundesgebiets hat ihre Mörser und Haubitzen gegen Frankfurt gerichtet“. Wir, unsererseits, sind weit entfernt, aus diesem Faktum polemisches Kapital münzen zu wollen. Das ganze Verhältniß zwischen jener Bundesfestung und uns war und ist ein Unding, wie das Doppelt-Verhältniß Schleswig-Holsteins zu Frankfurt und Kopenhagen eben die verkehrtesten Zustände geschaffen hat. Wir lassen daher die Bedeutung dieser eiderdänischen Front-Schwenkung auf sich beruhen und freuen uns nur, daß auch für die Ungläubigen diese lästige, so häufig ins Gebiet der Sage hinüber gewünschte und theils auch wirklich dahin verlegte Schleswig-Holsteinische Frage durch jede solcher Bestätigungen an faßbarer Deutlichkeit gewinnt. Bei dem Lärm, welchen die mystifizirende Umdichtung des Verlusts der Amazone verursacht hat, sind dergleichen augenfällige Mahner doppelt erwünscht.

So oft aber der unausgetragene Handel zwischen uns und Dänemark eine neue Illustration erhält, eben so oft tritt die Frage an uns heran, wie können wir, der jetzigen Lahmlegung unserer nationalen Kräfte zum Trotz, aus der demüthigenden Lage herauskommen, die wir nun schon seit einem Jahrzehnt besprechen und unseren Kindern jedenfalls nicht vererben möchten. Mit dem dunklen Gefühle, daß Generale und Majore hier allein nicht zu helfen vermögen, haben wir uns von dem einzigen Schoßkinde, das wir



Digitized by Google

großfütterten, haben wir uns von den Land-Armeen abgewendet und unsere Blicke auf diejenigen Theile unseres Vaterlandes gerichtet, von wo aus unsere Töchter bisher wohl den Bernstein, unsere Knaben das Seegras zu abhärtenden Matratzen bezogen, auf die meerumspülten Küstenstriche, die uns im Uebrigen jedoch wesentlich nur um der Heine'schen Nordsee-Bilder willen werth gewesen schienen.

Eine Flotte, eine deutsche, womöglich eine schwarzrothgoldene Flotte! so hat's durch alle deutschen Gauen geworben und jeder Beutel hat sich aufgethan, um den hoffnungsvollen Verheißungen eines national sich anlassenden Regiments durch patriotische Opfer denjenigen energischen Schwung und diejenige praktisch reformirende Richtung zu geben, die bei der heute so weithin in die Massen gedrungenen Erkenntniß von dem, was Noth thut, allein zur Führung berechtigen konnten. Wie diese schöne Begeisterung im Keime erstickt worden ist, bedarf hier keiner Ausführung. Es ist gut, daß die Schwierigkeiten des Problems, an dessen Lösung die Gesammtheit mit so viel gutem Willen gegangen war, durch jede solche unfreiwillige Stundung nur mehr dem eingehenden Studium nahe gerückt wird. Benutzen wir daher die eingetretene Pause, um uns nach Wegen umzuschauen, die vielleicht noch nicht allgemein genug im richtigen Lichte erschienen sind.

Sehr zur rechten Zeit — in der Stunde, wo die flottentüchtigsten Nationen über neue eiserne Seeungeheuer streiten — führt uns ein trefflich unterrichteter Mann, der General-Konsul Sturz, in seiner unlängst erschienenen Broschüre[1]) auf eine Seitenstraße, die in der That die weitesten und — was besser ist — tröstlichsten Ausblicke gewährt. Was er uns zeigt, ist, obschon alt, wie der Anfang des alten Testaments, doch fast neu zu nennen, so weit unser binnenländisches Wissen in Betracht kommt, und da unsere Flottenbewegung, weil von vorwiegend politischer Farbe, ihre treibende Kraft im buntestscheckigen Herzen unserer großen Länder- und Ländchen-Familie empfing, so ist es in der Ordnung, daß wir uns um so gelehriger zeigen, je weniger wir in unserem eigenen Fahrwasser die nöthigen Erfahrungen sammeln konnten, uns also der Belehrung nicht zu schämen brauchen.

Wir wollen hierbei auf die Thatsache aufmerksam machen, daß, wenn wir einerseits in unseren großen Seehäfen die Flottenfrage studiren müssen — auch Sturz studirte sie dort, und seine Erfahrungen haben mannigfache überseeische Beziehungen als Hintergrund — wir sie andererseits doch nur durch den Impuls des Inlandes lösen werden. Das Einheitsbedürfniß wird dort am lebhaftesten empfunden, wo die Kleinstaaterei das moralische Wohlbefinden am empfindlichsten verletzt. Das kleine Lübeck, das kleine

[1]) Der Fischfang auf hoher See ꝛc., von J. Sturz, Berlin, Hugo Kastner, 1862.

Digitized by Google

Bremen, das kleine Hamburg lassen ihre Flagge vor der Nase des Kaisers von China im Winde flattern: wenn sie im heimischen Hafen wieder niedergehißt wird und in den Kajütenkasten kommt, so weiß jeder Gaffer am Hafenstrande, daß sie drüben unter dem südlichen Kreuz mit nicht minderem Respekt als die brittische salutirt worden ist. Was ist eine Flagge, fragt Midshipman Easy. Wenig genug und doch wie viel! Aber dieser dem Inlande verkümmerte Stolz ist nicht das Einzige, was die Hansestädte vor einer Ungeduld behütet, wie sie unseren Binnenländern zum Glücke im Blute gährt. Sie wissen sich nicht nur in der Fremde respektirt, sie haben auch in ihren Taschen-Republiken Freiheit der Bewegung und hatten sie seit jeher. Dabei bieten die Beziehungen der Geschäftsleute und Rheder bei dem heutigen engen Zusammenhange internationaler Interessen so reiche Mittel, die Schutzlosigkeit der heimischen Rhederei während eines Krieges weniger fühlbar zu machen — wir erinnern nur an das kaum je ganz erschwerbare Fahren unter fremder Flagge — daß die Sehnsucht nach einer deutschen Flotte dort weit minder beredt auftritt, als ein binnenländisches Gemüth sich's naturgemäß vorstellen mag. Wenn wir also sagen: in unseren großen Seehäfen muß die Flottenfrage studirt werden, so wollen wir zugleich damit ausgesprochen haben: gebt Euch selbst die Mühe, sie dort zu studiren, denn das Interesse für die Sache kann in den Seehäfen nie ein so brennendes werden, wie in den asthmatischen Binnen-Residenzen, und die Gewohnheit der Selbsthülfe hat längst für die Hansa-Enkel die Folge gehabt, daß man auf inländische Versuche dieser Art wenig oder gar kein Gewicht legt.

Mit um so größerer Befriedigung begrüßen wir daher den Versuch des genannten Verfassers, die in unseren größeren Seehäfen allerdings längst geläufigen Vorstellungen von der Grundbedingung einer jeden Kriegsflotte dem binnenländischen Verständnisse näher zu rücken. Kommen wir sofort auf den Kern der ganzen Sache.

Welche Nation ist im Stande, eine Kriegsflotte zu schaffen und zu erhalten?

Diejenige, lautet die Antwort, welche Fischfang im Großen treibt.

Keine andere, und hätte sie selbst die Minen Peru's in Pacht.

Wir werden weiter unten nachweisen, welch' vortreffliche Gelegenheit sich eben seit ganz Kurzem zur Pflege jenes vernachlässigten Zweiges deutscher Thätigkeit bietet und wie es nur des Zusammenhaltens und des guten Willens bedarf, um uns in einer gar nicht langen Zeit zu eminenter Seetüchtigkeit zu erheben.

Schicken wir vorauf, wie sich andere Nationen zu diesem scheinbar so unkriegerischen Gewerbe verhielten.

Amerika hatte, nach dem Unabhängigkeitskriege, kaum die Friedenspfeife angezündet, als sichs auch schon wieder nach seinen Angeln und Netzen



Digitized by Google

umsah und allen zum Fischfang ausgerüsteten Schiffen eine Prämie verhieß, sobald drei Viertheile der Mannschaft aus Amerikanern bestehe. Diese Prämie hat öftere Schwankungen erfahren. Seit sieben Jahren hält sie sich aber auf 3½ £ Sterl. (etwa 20 Thaler) per Tonne für jedes Schiff von 5 bis 30 Tonnengehalt, 4 £ Sterl. für noch größere, doch steigt die Prämie nicht über 360 Dollars per Schiff. Durchschnittlich zahlte der Staat in den letzten zwölf Jahren ⅓ Millionen Dollars jährlich, ein Kapital, was natürlich das Land nicht ärmer machte, da es im Lande blieb und produktiv verwendet ward. England bewilligte im Jahre 1809 den Häringsjägern eine Prämie von 2 ℬ pro Faß für ausgenommene und gesalzene Häringe und zahlte außerdem 3 ℬ Ausfuhrprämie, im Jahre 1826 sogar 4 ℬ. Schon vier Jahre später hatte der Häringsfang so mächtige Verhältnisse angenommen, daß die ganze Ausfuhrprämie überflüssig ward. Seitdem hat der einmal in dieser Richtung geleitete Unternehmungsgeist des salzigen Betriebes einen solchen Eifer angenommen, daß die im Jahre 1830 erst 181,600 Faß betragende Ausfuhr jetzt mehr als 600,000 Faß ergiebt.

In dem kleinen Holland, dessen Matjes-Häringe unsere Feinschmecker in ahnungsloser Förderung fremder Präponderanz verspeisen, hat sich die Bevölkerung der Fischerdörfer seit funfzehn Jahren verdoppelt. Dreißigtausend Männer und Jungen fischen auf See und zwar nicht allein an ihren Küsten, nein, weithin längs der uns gehörenden Nordküste.

Und Frankreich? Kaum hat Louis Napoleon das Elysée bezogen, so dekretirte er eine Erhöhung der bis dahin gezahlten Prämie um volle 6 Frcs. per 100 Kilogr. Nach den nächsten Jahren zeigte sich schon ein Aufschwung der französischen Fischerei, und in dem Verlauf von zwölf Jahren sehen wir das Fischereipersonal Frankreichs von 23,000 auf 35,000 Mann steigen, ein Zuwachs von Marine-Kandidaten, durch welchen allein die Vergrößerung der kaiserlichen Flotte möglich geworden ist.

Paris konsumirt denn auch täglich mehr als 2 Loth Fisch pro Kopf, London sogar schon 6 Loth, beiläufig gesagt etwa das in Berlin auf den einzelnen Kopf kommende Fleischquantum, wobei nicht zu vergessen, daß der Berliner Fleischverbrauch auch durch den Londoner Fleischkonsum noch ums Dreifache überflügelt wird. London verzehrt — um eine andere Parallele zu ziehen — in zwei Wochen mehr frischen Fisch als das ganze deutsche Binnenland, selbst wenn wir dasselbe schon zehn Meilen diesseits der Küste beginnen lassen. In England und Wales beschäftigt der Fischfang denn auch nicht weniger als 127,000 Mann. Diese fangen, außer den übrigen Fischen, allein an Häringen 7- bis 800,000 Tonnen, deren Hälfte etwa zur Ausfuhr kommt.

Ein Viertheil bis nahezu ein Drittheil dieser Ausfuhr kaufen wir ihnen ab.

Digitized by Google

„Preußen", so klagt der Verfasser der Broschüre, „fängt nicht so viel Fische auf hoher See, als die Vereinigten Staaten als Dünger verbrauchen. Die Engländer kommen mit ihren Fischerbooten in die Nordsee, dem sogenannten German Ocean, auf dem beinahe kein deutscher Fischer zu finden ist, holen sich da Fische und verkaufen sie an die Deutschen. Dasselbe thun die Holländer, die Dänen und die Schweden!

Was ist der Grund dieser unmännlichen Trägheit? Es giebt mehr als einen heute noch, obschon der Hauptgrund durch die Aufhebung des Sundzolls, welcher die Durchfahrt für Preußen verkümmert hielt, weggefallen ist.

Aber mit der Aufhebung des Sundzolls hat die Ostsee aufgehört, ein bloßer Binnensee zu sein, der Ostseehandel hat seine untergeordnete Stellung gegenüber dem eigentlichen Welthandel aufgegeben, der Weg zu den reichen Schätzen des Meeres ist auch den Häfen der Ostsee eröffnet . . .

„Man schlage die schädlichen Folgen jener Trägheit ja nicht zu gering an. Berlin liegt fast eben so nah am Meere als Paris; trotzdem wird in letzter Stadt der Seefisch in großer Masse und äußerst billig konsumirt, während er in erster, mit Ausnahme des Härings, ein Luxusartikel ist. Würde er in großen Massen frisch und rasch dem Binnenlande zugeführt, so könnte er hier ein ebenso billiges und wichtiges Nahrungsmittel sein, wie in den Küstengegenden, denn die Fracht darauf brauchte und sollte nicht höher sein, als die endlich vernünftiger Weise auf Kohlen und Kartoffeln nur erhobene. Fisch ist wegen seines Eiweiß- und Fettgehaltes ein sehr nahrhaftes Essen; die Fischerbevölkerungen, welche vorherrschend von Fischen leben, sind sehr robust und prolifik. Je schwieriger bei der anwachsenden Bevölkerung der großen Städte sich die sozialen Verhältnisse gestalten, desto wichtiger wird die Frage, welche mit der Beschaffung guter und billiger Nahrungsmittel zusammenhängt."

Unser Interesse an dem Gegenstand ist also, schon vom Gesichtspunkte der Ernährung aus, ein vollberechtigtes. „Statt uns den schon auf der Fahrt tausendfach (durch die Uebung, erweiterte Kenntniß, Seefertigkeit ꝛc.) bezahlten Häring von andern, hinter uns liegenden Völkern bezahlen zu lassen, kaufen wir ihn von den Holländern, den kleinen Handelskönigen, die uns verachten; geben wir den Dänen hohes Geld, damit sie nur um so tüchtiger werden, uns das zu einer Flotte unumgänglich nothwendige Schleswig-Holstein mit seinen seefertigen Leuten und seinem reichen Handel vorzuenthalten und uns auszulachen. An 185 Millionen Thalern beläuft sich der Import von Thran, gesalzenem und getrocknetem Fisch und Häringen in den Zollverein seit den letzten fünfundzwanzig Jahren. Diese Werthe lagen in der See für Deutschland ebenso gut wie für andere Staaten."

Mit vielem Recht fragt man, wie in Preußen seit nahezu hundert Jahren ein Institut den schön klingenden Namen Seehandlung führen

Digitized by Google

mochte, ohne ernstliche Impulse in dieser wichtigen Richtung zu erstreben? Was soll die Aufgabe solcher Staats-Industrien sein, wenn nicht das Bahnbrechen auf Gebieten, welche dem Erstarken der Nation im weitesten Sinne zu Gute kommen? Und dabei überliefert uns eben die Preußische Geschichte ein so denkwürdiges Beispiel. Der alte Fritz selbst war es, der schon die Bedeutung des Seefischfangs für die Entwickelung seines Staates erkannte. Schon im Jahre 1768 verordnete er, daß Schiffe auf Staatskosten zur Fahrt nach Grönland und Spitzbergen ausgerüstet würden, um Preußen mit Wallfischen und Robben zu versorgen. Das geschah vor fast hundert Jahren. Auf welcher Höhe könnte unsere Flotte heute stehen, wenn auch nur dieser eine Fingerzeig des scharfblickendsten Mannes auf dem Throne Preußens wie eine Testamentsverfügung heilig gehalten worden wäre!

Hören wir Dr. Gloger in seinem verdienstvollen Werke „der Wallfischfang und seine Beförderung in Deutschland", über diese Thätigkeit sich vom national-ökonomischen Standpunkte aussprechen: „Keine andere Thätigkeit zur See bringt nach Verhältniß einen so großen reinen Zuwachs zum Volksvermögen hervor, wie der Wallfischfang, schon weil er der einzige Schifffahrtszweig ist, der selbst wirkliche Werthe schafft, während andere nur fremde, schon fertige, von anderen Gewerben erzeugte Waaren verführen. Ferner erfordert und bildet keiner so vortreffliche Seeleute, und keiner übt dieselben zugleich so ausnehmend gut zum sofortigen Dienste auf einer Kriegsflotte vor. Daher ist er denn auch mit Recht ein Hauptstolz der Engländer und noch weit mehr eine Hauptstärke der Nord-Amerikaner . . ." Bremen allein in Deutschland hat bisher einen beachtenswerthen Wettstreit versucht. Hamburgs Unternehmungen in dieser Richtung sind bis jetzt von geringer Stetigkeit gewesen, vielleicht weil seine glückliche Lage ihm leichter erreichbaren Gewinn bietet. „Und doch", fährt der Verfasser fort, „kosten der Bau und die sonstige Ausrüstung der Schiffe in Bremen mehr als sonstwo in Deutschland! Sie betragen dort schon wenigstens die Hälfte mehr als zu Stettin, und fast doppelt so viel wie zu Königsberg. In Nord-Amerika vollends erfordern sie gar doppelt so viel wie in Bremen und mehr als dreimal so viel wie in Königsberg oder Danzig. Trotzdem gewinnen jetzt die Wallfischfahrer der Vereinigten Staaten allein mindestens sechsmal so viel Thran, als wie die aller Völker Europas zusammen genommen . . . Die einzige Gegend Deutschlands, wo noch bis heute Niemand an Unternehmungen der Art gedacht hat, ist gerade diejenige, wo es des wenigsten Aufwandes dazu bedürfen würde: das gesammte ostpreußische Küstenland."

Fügen wir gleich als theilweise Erklärung hinzu, daß der Wallfischfang in seiner Ausrüstung an Kesseln, Thranfässern, Harpunen, Proviant ꝛc. eine erhebliche Kapital-Vorauslage erfordert, die oft erst in Jahren sich wieder bezahlt macht, so daß eine verhältnißmäßig geldarme Küstenbevölkerung aus

Digitized by Google

eigenen Mitteln diesen Geschäftszweig kaum betreiben kann, daß somit in den Ostseehäfen nur große Kompagnien Erkleckliches zu leisten vermöchten, und zwar schon deshalb, weil der Wallfischfang einige Seiten des Hazardspiels hat und also bald wohl sehr hohe Treffer, bald aber auch völlige Nieten mit sich bringt. Daß ein Wallfischfänger mit einem Fisch zurückkommt, wie der Wallfisch im Börsen-Jargon heißt, ist selbst bei einer mehrjährigen Reise in die Südsee noch keineswegs ausgemacht; sehr oft muß er sich mit Robben begnügen, so wenig Rheder und Schiffsvolk — denn bis zum Schiffsjungen hinab dient beim Wallfischfange Alles auf Dividenden-Antheil — auch ihre Rechnung dabei finden. Es eignet sich, wie diese Einrichtung schon andeutet, der ganze Wallfischfang daher wie wenig andere Geschäftszweige zum Gegenstande großartiger Aktien-Unternehmungen, und er darf sich unter vielen Gesichtspunkten jener gesellschaftlichen Art vergleichen, wie in Deutschland und aller Orten der Bergbau betrieben wird.

Dr. Gloger legt mit Recht eine vorwiegende Betonung auf die Vorbildung zum Flottendienste, welche der Wallfischfang, wie keine andere Seemannsthätigkeit, mit sich bringt. „Im Frieden", sagt er, „wird der Wallfischfang stets als die beste Schule für das Seewesen überhaupt dienen. Namentlich gilt dies von der Gewöhnung zu anstrengender und gelegentlich ebenso außerordentlicher, rascher und anhaltender Thätigkeit, wie zur größten Pünktlichkeit, Ordnung, Wachsamkeit und zu steter Entschlossenheit. Mit gutem Grunde hat daher ein neuerer englischer Schriftsteller behauptet: daß in mancher Beziehung selbst der wirkliche Dienst auf einer Kriegsflotte während des Friedens immer noch minder tüchtig mache, als die Thätigkeit auf einem Wallfischfahrer."

Es liegt in der That nahe genug, daß ein Institut wie die deutsche, erst zu gründende Flotte, die noch durch keine Vorurtheile eingeengt ist, eine bessere Beschäftigung für seine Kadetten und Theerjacken suchen müsse, als die kostspieligen, unfruchtbaren und blutwenig Belehrung mit sich bringenden Uebungsfahrten in dies oder jenes fremde Gewässer sie bieten können. Unsere Armeen beurlauben wir, damit sie daheim in Feld und Werkstatt schaffen mögen. Auch die Marine-Mannschaft würde bei einem Aufschwung des Wallfischfanges zu derartigem Verdienste zu beurlauben sein, und die solcher Art zusammenkommenden Dienstjahre könnten dem Manne in seinem Avancement-Verhältniß nach irgend einer unschwer zu ermittelnden Norm zu Gute gerechnet werden.

Daß derartige Beurlaubungen die Wiedereinberufung im dringenden Falle kaum möglich erscheinen lassen würden, ist kein stichhaltiger Einwand, wo es sich um eine Aufgabe handelt, die solcher Art zwar nur unvollkommen, sonst aber gar nicht zu lösen ist. Jetzt, und wohl für unabsehbar lange Zeit noch, sind und werden wir ohne eine respektable Flotte sein. Nehmen

Digitized by Google

wir zu Mitteln jener praktischen und erschwingbaren Art unsere Zuflucht, so legen wir wenigstens das erste bedeutungsvolle Kielholz zu einem Schiffe, das nicht im Hafen verrotten wird. Wie sich zur Zeit unseres Unabhängigkeitskrieges die besten Scharfschützen aus den Forstleuten rekrutirten, so wird man dann die Harpuniere dermaleinst unsere Flotte bemannen und gegen den Feind führen sehen.

Und hier kommt uns jene gute Gelegenheit zu Statten, deren wir, als gerade mit unseren Flottenbestrebungen glücklich zusammentreffend, schon Erwähnung thaten, wir meinen die Entdeckung der sogenannten Rockall-Bank, ein Schlupfwinkel der Quermäuler, Freikiemer, Weichflosser, Stachelflosser und der ganzen übrigen Sippe, so bequem und gelegen, wie wir ihn uns nicht besser wünschen könnten.

Wir gönnen über dieses wichtige Kapitel dem Verfasser der Broschüre (Der Fischfang auf hoher See ꝛc.) noch einmal das Wort:

„Bisher", sagt er, „war die Newfoundland-Bank der einzige Ort für den Fischfang im Großen; dort tummelten sich vom Mai bis Oktober über tausend Schiffe seemächtiger Nationen mit mehr als 50,000 Mann herum. Die von diesen gefangenen Fische wurden gesalzen, getrocknet und von dort aus direkt nach allen Enden der Erde geschickt; denn der Sklave Süd-Amerikas und die niedern und höhern Klassen aller katholischen Länder des Mittelmeers, Frankreich obenan, verzehren den getrockneten Fisch in einer jährlichen Masse von nahe 400 Millionen Pfund Gewicht.

Da mit einem Male erscheint, wie durch Zauber, in den europäischen Meeren selbst, eine noch fischreichere Bank, die von Rockall. Auf dieser „stockt" es von Fischen aller Art, auch der deliziösesten Gattungen. Seedorsche, Kabeljaus, Klippfische, Häringe und andere Fische köstlicher Art bedecken förmlich die umfangreiche Bank. Haien von jeder Gattung und in noch nie gesehener Größe und Anzahl liefern sich beständig Schlachten, und Wallfische, die heute nur noch sehr vereinzelt und selten ein glücklicher Fänger in der Baffingsbai oder der japanesischen See erspäht und auf welche er dann tagelang Jagd machen muß, sind von der Rockall-Bank überall und zu jeder Zeit in Sicht.

Das Fischgebiet von Rockall ist, der Times vom August v. J. nach, eine Sandbank im Norden des atlantischen Ozeans von nahezu hundert englischen Meilen Länge und vierzig Meilen Breite. Der Rockall-Felsen selbst, welcher sich nur achtzehn bis zwanzig Fuß über dem Meeresspiegel erhebt, liegt unter 75 Grad 25 Fuß nördlicher Breite und 13 Grad 40 Fuß westlicher Länge. Das ihm zunächst circa dreihundert englische Meilen W. N. W. befindliche Land ist die kleine Insel Kilda, eine der äußersten der Hebriden, d. i. der westlichen Inseln von Schottland.

Die Briefe an die Times, welche die Entdeckung dieses außerordentlichen

Digitized by Google

Fischgebietes anzeigten, haben große Sensation unter den englischen Stockfischfängern erregt, und Kapitän John Rhodes, der Entdecker, ist von Grimsby bis Gravesend der populärste Mann geworden; wo er erscheint, versammeln sich Männer und Jungen um ihn und bringen ihm three cheers for Rockall! In der Stadt Grimsby und anderen Orten bestehen bereits Rockall-Kaffeehäuser mit Rhodes' Porträt als Schild.

„Wenn man bedenkt, daß lediglich die Fischerei den Grund zu dem amerikanischen Handel und Seewesen legte, daß eine Gesellschaft von Häringsfängern, aus deren Fischerhütten Amsterdam entstand, mit ihrer durch die kühne Beschäftigung des Fischfanges gewonnenen Energie und auf Grund ihrer Erfolge nach und nach einen so großen Theil Hollands dem Meere abrang, — wenn man bedenkt, daß auch die Engländer die Fischerei als den Ausgangspunkt ihrer Seeherrschaft ansehen und noch heute von ihrer „fishing nurtured navy" reden, so darf doch wahrlich Deutschland diese unumgängliche Elementarschule aller Seetüchtigkeit nicht länger unbeachtet lassen. Die Mahnung der Genesis: „Und herrschet über die Fische im Meere!" ist von den Deutschen nur zu lange vernachlässigt worden."

Es bleibt uns wenig hinzuzufügen. Vor etlichen zwanzig Jahren trat die Fischereifrage an den Patriotismus der Engländer mit der Zumuthung heran: Mittel und Wege gegen das beginnende Uebergewicht der Amerikaner zu finden. Es handelte sich eben um den Wallfischfang, worin John Bull nicht länger mit Bruder Jonathan zu rivalisiren vermochte. Sofort bildete sich ein Verein von angesehenen Kaufleuten, Rhedern, Flotten-Offizieren, Rentiers und Parlaments-Mitgliedern, und in kürzester Zeit war durch Zusammenwirken von Kapital, Intelligenz, Einfluß und Eifer das den Umständen Entsprechende ermittelt und ins Werk gesetzt. Wie viel leichter die Begeisterung und Opferwilligkeit der zu gemeinsamer Thätigkeit verbundenen Einzelnen das Rechte in solchen Fragen trifft, als die auf ihre diplomatischen Allerweltsdilettanten angewiesenen Regierungen, das haben wir auch bei uns genugsam erfahren. Wir werden deshalb gut thun, denselben Weg einzuschlagen, wie unsere Vettern jenseits des Kanals. Verbinden wir uns, um diesem Thema die für unsere Flottenbedürfnisse ersprießlichsten Seiten abzugewinnen, und zeigen wir uns im Ergreifen eines Vortheils auch einmal da geschickt, wo sich, wie bei diesem Fischhandel, das ideale Ziel hinter einem anscheinend sehr hausbacknen Mittel verbirgt.

Digitized by Google

# Das Fürſtenthum Ratzeburg

## und Art. 13 der Bundesakte.

Von Dr. Julius Wiggers.

Das Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz beſteht aus zwei, ſowohl durch ihre geographiſche Lage wie durch ihre ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe von einander verſchiedenen und getrennten Theilen: der Herrſchaft Stargard und dem Fürſtenthum Ratzeburg, von denen jene an der ſüdöſtlichen, dieſes an der nordweſtlichen Grenze des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin gelegen iſt. Von den 99,060 Seelen, welche nach der letzten Zählung, von 1860, das Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz enthält, fallen auf das Fürſtenthum Ratzeburg 16,885. Mit Ausnahme von drei Rittergütern und der Stadt Schönberg, welche erſt im Jahre 1822 eine, jedoch in mancher Beziehung beſchränkte Stadtverfaſſung erhielt, beſteht das ganze Gebiet aus landesherrlichen Domänen. Den Kern der Bevölkerung bilden die Bauern („Hauswirthe"), deren es ungefähr vierhundert giebt. In keinem anderen, unter Mecklenburgiſcher Herrſchaft ſtehenden Landſtriche hat ſich ein ſo zahlreicher, freier und wohlhabender Bauernſtand erhalten. Wenn gleich zu gewiſſen Dienſten verpflichtet, ſtanden die Ratzeburger Bauern doch nie in einer Art von Hörigkeit oder Leibeigenſchaft und haben noch die Sitte beibehalten, als Zeichen dieſer ihrer perſönlichen Freiheit vor dem Traualtar einen Degen zu tragen. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ward in ihren Dörfern die Kommunionwirthſchaft abgeſchafft und die Koppelwirthſchaft eingeführt, woraus die ſogenannte Regulirung hervorging, bei welcher die Hofdienſte gänzlich aufgehoben und die Pacht nach durchſchnittlichen Lübecker Roggenpreiſen normirt ward. Dieſes Pachtverhältniß geſtaltete ſich bald darauf zu einer Vererbpachtung, welche um ſo leichter Eingang fand, als die Bauern ein Erbſtands- oder Kaufgeld für ihre Ländereien nicht zu zahlen hatten. Die Bauern in den regulirten Dörfern ſind daher Erbpächter und können ihre Stellen verkaufen und mit Hypotheken belaſten. Von dem Rechte des Verkaufs haben indeſſen die Bauern bisher einen ſo ſeltenen Gebrauch gemacht, daß in vollen 25 Jah-

Digitized by Google

ren von nahe an vierhundert regulirten Bauerngehöften nur dreizehn und darunter die meisten wegen Kinderlosigkeit der Besitzer verkauft worden sind. Die Stellen sind untheilbar und können daher nur an eine Person vererbt werden, die der Besitzer unter seinen Kindern bestimmen kann. Die übrigen erhalten dann eine Abfindung. Ist der Erbe nicht designirt, so tritt das Recht der Erstgeburt und des Vorzugs der Söhne vor den Töchtern ein. Nichtregulirte Dorfschaften giebt es gegenwärtig nur noch eine ganz geringe Anzahl; aber auch die nichtregulirten Bauern dürfen Hypothekenbücher niederlegen und darin Schulden nach Belieben eintragen lassen.

Ein Recht der Theilnahme an der Gesetzgebung und ein Steuerbewilligungsrecht haben die Bewohner des Fürstenthums Ratzeburg niemals geübt, was sich daraus erklärt, daß um die Zeit, wo in den benachbarten Territorien sich ständische Korporationen und Verfassungen bildeten, die Elemente zu einer solchen Gestaltung im Lande nicht vorhanden waren und auch später nicht entstehen konnten. Denn das ganze Land war in seinen einzelnen Bestandtheilen Dominialbesitz des Kirchenfürsten, der es regierte, und des ihm zur Seite stehenden Domkapitels. Die drei in demselben belegenen ritterschaftlichen Güter: Horst, Dodow und Torriesdorf, gingen erst in der Zeit von 1573 bis 1614 durch Veräußerung Seitens der Administratoren des Stiftes und der Mitglieder des Domkapitels in die Hände weltlicher Privatbesitzer über, nachdem sie bis dahin in gleichem Verhältniß mit den übrigen Ortschaften als Stiftsgut gestanden hatten. Eine Stadt, welche ein Vertretungsrecht hätte üben können, war gleichfalls nicht vorhanden, da die alte bischöfliche Residenz Schönberg, wie bemerkt, erst im Jahre 1822 mit einer Stadtverfassung bewidmet ward. Es konnte also so wenig eine Ritterschaft wie eine aus städtischen Deputirten bestehende Landschaft sich bilden. Nicht minder fehlte es auch an den Elementen zu einem Prälatenstande, da außer dem Bischof und seinem Kapitel grundbesitzende kirchliche Korporationen und Stiftungen, wie sie der Bildung des Prälatenstandes in Mecklenburg zu Grunde lagen, im Lande nicht bestanden. Das landesherrliche Regiment des Bischofs und seiner späteren weltlichen Nachfolger ward daher zu keiner Zeit durch ständische Gerechtsame eingeschränkt. — Die einfachen Verhältnisse des kleinen Landes und die milde patriarchalische Weise, in welcher im Allgemeinen die Verwaltung gehandhabt ward, ließen den Wunsch einer Veränderung dieser Lage früher nicht aufkommen. Erst im Laufe dieses Jahrhunderts und besonders während der letzten Jahrzehente ward durch verschiedene neue Gesetze und Einrichtungen, die an den alten Gewohnheiten und Rechten rüttelten und das herkömmliche Maß der Leistungen steigerten, das Nachdenken über die Regierungsform geweckt und das Verlangen nach einer Betheiligung der Bevölkerung an der Gesetzgebung hervorgerufen.

Digitized by Google

Außer einigen neuen Steuern, wie einer Armensteuer (seit 1808) und einer Militärsteuer (seit 1824), so wie verschiedenen gewerblichen Beschränkungen war es zunächst das Jagdfrevel-Gesetz vom 15. Oktober 1841, was die Stimmung trübte. Der §. 25. dieses Gesetzes bestimmte, daß nur den Gutsbesitzern und übrigen von der Niedergerichtsbarkeit Eximirten, den Gutspächtern, den großherzoglichen Beamten und Forstbedienten, so wie den Personen, welche eigene Jagd haben, der Besitz eines Jagdgewehrs gestattet sein solle, wogegen dieser Besitz für alle übrigen Landeseinwohner und namentlich auch für die Bauern an eine von ihnen nachzusuchende Erlaubniß gebunden ward, welche nur aus erheblichen Gründen und nur an „zuverlässige" Personen ertheilt werden sollte und jederzeit sollte zurückgenommen werden dürfen.

Nachdem das Jahr 1848 einem weniger durch lokale als durch allgemeine Ursachen bedingten und nicht tiefgreifenden Drange nach politischen Reformen einen vorübergehenden Ausdruck geschaffen hatte, gab nach einer längeren Pause die Verordnung vom 9. Oktober 1859, betreffend die Erbfolge in regulirte Bauergehöfte, einen neuen, erheblichen Anlaß zur Mißstimmung. Nach dieser Verordnung sollten die Hauswirthe in ihren letztwilligen Verfügungen, die sie hinfort auch nur vor Gericht sollten aufrichten dürfen, den Kindern, welche sie außer dem Gehöftsnachfolger hätten, zusammen nicht mehr als den sechsten Theil vom Werthe des Gehöfts aussetzen dürfen, auch in den Dispositionen über ihr bewegliches Vermögen noch manchen Beschränkungen unterliegen. Alle entgegenstehenden, selbst mit Einwilligung sämmtlicher Erben getroffenen Anordnungen wurden für nichtig erklärt. In Ermangelung eines Testaments sollte den übrigen Erben außer dem Geschäftserben vom Werthe des Gehöfts zusammen nur der zehnte Theil zufallen. Diese Beschränkungen standen zu dem bisherigen Recht in diametralem Gegensatz. Eine Verordnung vom 26. Oktober 1824 erneuerte die auch schon in den Regulirungskontrakten enthaltene Bestimmung, daß die Nebenerben mit der bisher gewöhnlichen Abfindung zufrieden sein sollten; es ward dies aber durch ein deklarirendes Reskript des Großherzogs vom 26. November 1825 ausdrücklich dahin erläutert, daß darin nicht eine Schranke für den Willen des Erblassers, sondern nur für die Ansprüche der Erben liege, und der erstere in der freiesten Bestimmung über das Maß der Abfindung nicht beschränkt sein solle, da es aus seinem Eigenthumsrecht an dem Gehöfte folge, daß es ganz in sein Ermessen gestellt sei, welchen von seinen Erben er zum Gehöftserben designiren und welche Abfindung er den übrigen Deszendenten zuerkennen wolle. Dies sollte nicht blos in dem Falle, welcher zu der Deklaration Anlaß gegeben hatte, sondern auch für alle künftigen Fälle gelten, und es bildete für die Praxis einen um so sichereren Maßstab, als gerade in jenem ersten Falle der Gehöftserbe durch

Digitized by Google

die Anerkennung der unbeschränkten Befugniß des Erblassers in der Bestimmung der Abfindung sehr hart betroffen ward. Es hatte nämlich ein Vollhufner, obgleich er mehrere Kinder hatte, fast alles zu seiner Hufe gehörige Land dem Großherzog geschenkt und die Kammer zu Neustrelitz hatte dieses Geschenk auch wirklich angenommen. Ungeachtet die Bauerstelle dadurch auf einen kleinen Bruchtheil ihres früheren Werthes reduzirt war, disponirte der Besitzer in seinem Testamente über die Abfindung doch so, als ob sie noch aus der vollen Hufe geschehe und beschwerte dadurch den Gehöftsnachfolger, seinen ältesten Sohn, mit einer fast unerschwinglichen Leistung.

Endlich kam noch das Projekt eines zu errichtenden und auf das Fürstenthum Ratzeburg mitzuerstreckenden Mecklenburgischen Grenzzolls hinzu, welches im Jahre 1861, wo dasselbe sich seiner schließlichen Feststellung zu nähern schien, die ganze Bevölkerung in Aufregung brachte. Im Ratzeburgischen bestanden die Einrichtungen nicht, deren Druck man in den eigentlichen Mecklenburgischen Landen durch die Steuerreform zu beseitigen suchte. Man kannte dort weder Handelssteuer, Accise und Lizent, noch irgend einen Modus der Mahl- und Schlachtsteuer, noch den Landzoll. Man sollte nun eine neue Steuer sich auflegen lassen, ohne daß von einer Abminderung der alten die Rede war und ohne daß dem Fürstenthum aus der vermehrten Steueraufkunft irgend ein Vortheil, durch Verwendung eines Theiles für die eigenen Bedürfnisse des Landes, in Aussicht stand. Zudem drohte der projektirte Grenzzoll gerade den Verkehr mit derjenigen Stadt nicht unbedeutend zu erschweren, in welcher alle kommerziellen Beziehungen des Landes ihren Schwerpunkt haben mit der unmittelbar angrenzenden Stadt Lübeck, welche für die Handel- und verkehrtreibende Bevölkerung des Fürstenthums die eigentliche Hauptstadt ist.

Die Abneigung der Bevölkerung gegen den Grenzzoll schuf sich in einer mit 1496 Unterschriften bedeckten Petition an den Großherzog einen energischen Ausdruck. Magistrat und Bürgerrepräsentanten der Stadt Schönberg gingen damit voran, das ganze übrige Land folgte. Gleichzeitig suchte der Advokat Kindler zu Schönberg durch eine Druckschrift: „Die Rechte des Fürstenthums Ratzeburg, insbesondere dem Mecklenburgischen Grenzzoll gegenüber", auf die Entschließung des Mecklenburgischen Landtags, dem er dieselbe vorlegte, in derselben Richtung einzuwirken. Indessen ward hinsichtlich des Grenzzollprojekts durch diese Schritte nichts weiter erreicht, als daß die großherzogliche Landvogtei zu Schönberg unter dem 12. Februar 1862, im Auftrage der Landesregierung, eine Bekanntmachung erließ, in welcher sie durch die Erklärung, daß mit Einführung des Grenzzolls eine entsprechende Herabsetzung der bisherigen Steuern eintreten solle, und durch den Hinweis, daß das Fürstenthum Ratzeburg wegen der geringeren Konsumtion an höher besteuerten Artikeln sich bei dem Grenzzoll, dessen Einnahme

Digitized by Google

nach Kopfzahl repartirt werde, auf Kosten der übrigen Mecklenburgischen Landestheile im Vortheil befinde, die Bevölkerung mit dem Grenzzoll auszusöhnen suchte. Seitdem soll jedoch die Landesregierung zu Neustrelitz in ihrer Absicht, das Fürstenthum Ratzeburg in das Grenzzollsystem hineinzuziehen, wirklich wankend geworden sein und in Schwerin Verhandlungen angeknüpft haben, um von der eingegangenen Verpflichtung einer Ausdehnung der Steuerreform auf das Fürstenthum wieder frei zu werden.

Die hier dargelegten Schritte der Gesetzgebung und besonders der in Aussicht genommene Einschluß des Fürstenthums Ratzeburg in den Mecklenburgischen Grenzzoll hatten der Ratzeburgischen Bevölkerung die Uebelstände der absolutistischen Regierungsform sehr fühlbar gemacht und sie mit der Ueberzeugung durchdrungen, daß nur in einer Landesvertretung eine hinlängliche Bürgschaft gegen eine den Eigenthümlichkeiten des Landes widerstreitende Richtung der Gesetzgebung zu finden sei. Man erinnerte sich jetzt des Artikels 13. der deutschen Bundesakte, welcher die Zusicherung ertheilt, daß in allen Bundesstaaten eine landständische Verfassung stattfinden werde, und vereinigte sich zu der Bitte an die Landesregierung, daß dieser Artikel nicht länger unausgeführt bleiben möge. Fast alle Hauswirthe des Fürstenthums und viele Bürger der Stadt Schönberg, im Ganzen 653 Personen unterzeichneten eine hierauf gerichtete Petition, die wir hier ihrem Wortlaute nach mittheilen:

„An die hohe Landesregierung in Neustrelitz.

Durch Erlassung mehrerer Verordnungen in den letzten Jahren, z. B. des Jagdgesetzes, besonders aber der Erbfolge-Verordnung für die regulirten Bauergehöfte und ganz neuerdings durch den beabsichtigten Einschluß des Fürstenthums in den Mecklenburgischen Grenzzoll, hat hohe Landesregierung selbst die hiesige Bevölkerung zu der Ueberzeugung gebracht, daß nur in der Erfüllung des Artikels 13. der deutschen Bundesakte auch für das Fürstenthum Ratzeburg genügende Sicherheit wider solche Verfügungen zu finden sei. Daher bitten wir ehrerbietigst gehorsamst:

hohe Landesregierung wolle in Befolgung des Artikels 13. der Bundesakte auch für das Fürstenthum Ratzeburg die Einführung einer landständischen Verfassung anordnen.

Dabei hoffen wir durch Erfüllung dieser unserer Bitte die Eintracht zwischen unserem erhabenen Fürstenhause und dem treuen Ratzeburger Volke nur um so fester begründet zu sehen. Denn schwerlich würden die erwähnten Verordnungen einer Ratzeburgischen landständischen Versammlung überall nur vorgelegt, viel weniger von ihr angenommen sein. Daß aber selbst eine Zurücknahme solcher Verordnungen und des drohenden Grenzzolls durch die hohe Landesregierung keine genügende Sicherstellung ohne Einführung einer

Digitized by Google

landständischen Verfassung dem Fürstenthume gewähre, ergiebt sich aus der Nichtbefolgung des dem verstorbenen allverehrten Großherzoge nach reiflichster Erwägung aller Verhältnisse von der damaligen Regierung unterbreiteten und von ihm selbst eigenhändig vollzogenen Reskripts vom 26. November 1825, betreffend die Auslegung der Regulirungs-Urkunden, dem jetzt doch aller Werth abgesprochen wird.

Indem wir hoffen, bei der Einfachheit und Klarheit der Sachlage schon in der allernächsten Zeit einer gewährenden Antwort auf unsere obige Bitte entgegensehen zu dürfen, verharren wir in größter Hochachtung" ꝛc.

Der Gegenstand dieser im April 1862 abgegangenen und bis jetzt unbeantwortet gebliebenen Petition hat eine prinzipielle Bedeutung, welche von der Kleinheit des Gebiets und von der geringen Volkszahl, um welche es sich handelt, ganz unabhängig ist, und demselben ein allgemeines, deutsches Interesse verleihet. Die in der Petition angeregte Frage betrifft ein Recht, welches die deutsche Bundesakte ausdrücklich gewährleistet hat und eine Bestimmung der letzteren, über deren Erfüllung zu wachen der deutschen Bundesversammlung durch Artikel 54. der Wiener Schlußakte ausdrücklich zur Pflicht gemacht ist. Sie zeigt an einem neuen Beispiel, daß sowohl der alte Bundestag, welcher im Jahre 1848 sich definitiv zurückzog, als auch der neue Bundestag, welcher sich im Jahre 1850 an der alten Stelle wieder einfand, nicht für alle Punkte der Bundesverfassung ein gleich wachsames Auge gehabt hat, wodurch es denn geschehen konnte, daß nahe an funfzig Jahre Ansprüche unbeachtet geblieben sind, welche in seinen Grundgesetzen ihr Fundament haben. Die Verpflichtung, an welche die Ratzeburger Petition erinnert, tritt außerdem in nahe Berührung mit der Mecklenburgischen Verfassungsangelegenheit, und gewinnt von diesem Gesichtspunkt aus noch ein anderweites Interesse. Es könnte schwerlich von der Gewährung einer Verfassung für das Fürstenthum Ratzeburg die Rede sein, ohne daß damit die dem Lande Mecklenburg im Jahre 1848 gegebenen Verheißungen und was sich daran in beiden Landestheilen knüpfte, in Erinnerung treten, und ohne daß die Sache der konstitutionellen Staatsform für die Großherzogthümer Mecklenburg-Schwerin und Strelitz aus dem Schlummer geweckt wird, in welchen sie seit der Wiederherstellung der altständischen Verfassung im September 1850 zurückgesunken ist.

Daß das Fürstenthum Ratzeburg weder auf dem Mecklenburgischen Landtage vertreten ist, noch eine eigene Landesvertretung hat, ist Thatsache, so wie, daß auch im Lande Mecklenburg die landständische Verfassung, welche hier vor alten Zeiten her besteht, nicht das ganze Land umfaßt, und die Anhänger derselben dennoch behaupten, daß sie vollkommen den Anforderungen entspreche, zu welchen der Artikel 13. der deutschen Bundesakte berechtige, so daß, wenn das Fürstenthum nichts Anderes wäre, als ein Theil

Digitized by Google

des Mecklenburgischen Landes, es immerhin von der landständischen Verfassung unberührt geblieben sein könnte, ohne darum aus dem Artikel 13. der deutschen Bundesakte einen Anspruch auf aktive Betheiligung an der Landesvertretung ableiten zu können. Die feudale Partei argumentirt so: Der Artikel 13. der Bundesakte bestimmt: „In allen Bundesstaaten wird eine ländständische Verfassung stattfinden". Nun besteht in Mecklenburg wirklich eine landständische Verfassung. Daß alle Theile des Landes gleichmäßig von derselben umschlungen werden und zu der Landesvertretung ihr Kontingent stellen sollen, besagt der Artikel 13. nicht, und gehört folglich auch nicht zu den berechtigten Anforderungen. Die Mecklenburgische landständische Verfassung leistet daher Alles, was von ihr auf Grund des Artikels 13. verlangt werden kann. — Mit dieser Argumentation hilft man sich darüber hinweg, daß die landständische Verfassung, welche in Mecklenburg besteht, einen exklusiven Charakter hat und ganze Landestheile und ganze Klassen der Bevölkerung außerhalb ihres Bereichs läßt. Das gesammte großherzogliche Domanium, beinahe zwei Fünftheile der Bevölkerung des Landes in sich fassend, unterliegt dem unbeschränkten Gesetzgebungs- und Besteuerungsrecht des Großherzogs und hat auf Landtagen keine Stimme. Eben so entbehren alle landesherrlichen Beamten jedes politischen Rechtes, und in Fällen, wo die Stände einmal einem solchen ihre Interzession angedeihen ließen und sich z. B. bei dem Landesherrn dafür verwandten, daß einem sich verletzt achtenden Beamten der Rechtsweg eröffnet werden möchte, ward dies als ein Uebergriff der Stände über ihren Kompetenzkreis zurückgewiesen. Die Seestadt Wismar schied, als sie durch den Westphälischen Frieden an die Krone Schweden fiel, aus dem landständischen Verbande aus und ist nach ihrer pfandmäßigen Wiedererwerbung für Mecklenburg im Jahre 1803 noch nicht wieder in denselben aufgenommen worden. Ihr Verhältniß zum Landesherrn ist durch besondere Verträge geregelt, durch welche auch ihre Besteuerung normirt wird; und bei der Bewilligung allgemeiner Landessteuern durch den Landtag hängt es von ihrem Gutbefinden und von besonderer Vereinbarung mit ihr ab, ob und in wie weit sie sich an denselben betheiligen will oder nicht, und einzelne solcher Steuern hat sie bisher gar nicht, andere nur unter Rechtsverwahrung entrichtet. In der Herrschaft Stargard, welche, wie bemerkt, mit dem Fürstenthum Ratzeburg zusammen das Gebiet des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz bildet, steht außer dem gesammten Domanium die erst nach Ausbildung der landständischen Verfassung, im Jahre 1733, gegründete Residenzstadt Neustrelitz außerhalb des landständischen Verbandes.

Es soll hier nicht auf eine Erörterung der Frage eingegangen werden, ob diese Gestalt der Mecklenburgischen Landesverfassung in genügendem Einklang mit dem Inhalt und der Absicht des Artikels 13. der deutschen Bundes-

Digitized by Google

akte steht. Das Mecklenburgische Verfassungsrecht hat ohnehin noch anderweitige, neuere und bestimmtere rechtliche Grundlagen, als daß es ausreichend oder nöthig erscheinen könnte, die faktisch in Wirksamkeit stehende Verfassung an den Normen des Bundesrechts zu messen. Die Rechtsgültigkeit und Bundesgesetzmäßigkeit dieser Verfassung kann vielmehr bei der vorliegenden Frage gänzlich auf sich beruhen bleiben, da selbst für den Fall, daß sie beide Eigenschaften hätte, dies für das Verhältniß des Fürstenthums Ratzeburg zu den Verheißungen der Bundesakte ohne alle Bedeutung wäre. Denn das Fürstenthum Ratzeburg ist nicht ein in Mecklenburg inkorporirtes Land, sondern ein selbständiger, mit Mecklenburg nur durch Personalunion verbundener deutscher Staat, welcher in staatsrechtlicher Beziehung unter keinen Umständen mit denjenigen Theilen Mecklenburgs zusammengestellt werden kann, die außerhalb der landständischen Verfassung stehen. Eine Darlegung der Geschichte des Fürstenthums Ratzeburg in seinen staatsrechtlichen Verhältnissen wird die Richtigkeit des hier aufgestellten Satzes über jeden Zweifel erheben.

Das Bisthum Ratzeburg ward mit den beiden anderen Wendischen Bisthümern, Mecklenburg (später Schwerin) und Oldenburg (später Lübeck), von Herzog Heinrich dem Löwen gegründet und im Jahre 1158 mit einer Dotationsurkunde versehen. Das Investiturrecht ward in kaiserlicher Vollmacht von dem Herzog ausgeübt und sollte ihm für seine Lebenszeit zustehen, nach seinem Tode aber die unmittelbare Lehensherrlichkeit des Kaisers eintreten. Die Dotalgüter bestanden aus dem Lande Boitin nebst dem Palmberg (mons Polaborum, dem jetzigen Domhof in der Stadt Ratzeburg) und verschiedenen zerstreut belegenen Ortschaften. Während hinsichtlich dieser letzteren und der nach und nach hinzutretenden neuen Erwerbungen die Bischöfe der Hoheit der Landesherren unterworfen blieben, von deren Gebiet dieselben umgeben waren, wußten sie die Ansprüche auf Landeshoheit, welche die Herzoge zu Sachsen rücksichtlich der übrigen in kompakter Masse zusammenliegenden Dotalgüter erhoben, zum Theil mit Hülfe von Geldabfindungen, zu beseitigen und sich in der ihnen zuständigen unmittelbaren Verbindung mit dem deutschen Reich zu behaupten. Wie wenig sie Willens waren, eine andere Oberherrschaft über ihr Stift als die von Kaiser und Reich anzuerkennen, dafür ist eines der ältesten Zeugnisse ein von dem Bischof Friedrich von Ratzeburg in Gemeinschaft mit den Bischöfen von Schwerin und Lübeck im Jahre 1252 an die Reichsversammlung erlassenes Schreiben, in welchem die Unterzeichner um Beistand gegen die Anmaßungen der Sächsischen Herzoge bitten. Es fehlt auch weder vorher noch nachher an Merkmalen der unmittelbaren Verbindung des Stiftes Ratzeburg mit dem deutschen Reich. Bischof Peter besuchte (1236) in Person die Reichsversammlung zu Hagenau am Rhein und empfing aus den Händen Kaiser



Digitized by Google

Friedrich II., außer einer allgemeinen Bestätigung der Dotalgüter des Bisthums und einer besonderen Schutzversicherung, die gewöhnliche Reichsbelehnung über die Zeitlichkeiten des Stifts. Ebendaselbst erhielt (1272) Bischof Ulrich die Investitur von Kaiser Rudolph, der ihn bei dieser Gelegenheit einen Reichsfürsten nannte und allen Vasallen und Ministerialen der Ratzeburger Kirche Folgsamkeit und Ehrerbietung gegen ihren Herrn anbefahl. Dem Nachfolger dieses Bischofs, Konrad, verstattete die Unsicherheit im Reiche nicht, die inzwischen für die Zeit unmittelbar nach der erzbischöflichen Bestätigung oder nach empfangener Weihe üblich gewordene Reise an den königlichen Hof zu unternehmen; auf sein Ansuchen übertrug daher Kaiser Rudolph (1285) dem Herzog Albrecht von Sachsen das Geschäft, diesem Reichsfürsten den Eid der Treue abzunehmen und ihm in des Königs Namen die Investitur zu ertheilen.

Im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert erweiterte sich die Reichsunmittelbarkeit der Bischöfe noch insofern, als sie über verschiedene Güter, hinsichtlich welcher sie bisher den benachbarten Landesherren unterworfen waren, die völlige Landeshoheit im Vertragswege erlangten. Auch finden sich wiederholte Anerkennungen der Reichsunmittelbarkeit, wenn gleich das Stift Ratzeburg noch längere Zeit hindurch, gleich mehreren anderen Reichsständen, in Ermangelung einer vollständigen Reichsmatrikel, mit der Heranziehung zu Reichshülfen übersehen blieb. Im sechszehnten Jahrhundert suchten die Herzoge von Sachsen-Lauenburg die bewegte Zeit zu benutzen, um die Freiheit ihres schwächeren geistlichen Nachbars ins Gedränge zu bringen; doch fanden die Bischöfe einigen Schutz bei den Mecklenburgischen Herzogen, welche bereits seit längerer Zeit vom Stifte Ratzeburg ein jährliches Schirmgeld von 40 Mark für den Bischof und 20 Mark für das Domkapitel empfingen; und die ersteren unterhielten, bei der drohenden Gefahr, nur um so sorgfältiger ihre unmittelbare Verbindung mit Kaiser und Reich. Der Bischof Heinrich ließ sich sowohl von Maximilian I. (1515) als von Karl V. (1521) die erneuerte Reichsbelehnung durch einen Bevollmächtigten ertheilen, und ward von beiden als Reichsfürst anerkannt. Er sowohl als sein Nachfolger Georg besuchten oder beschickten fleißig die Reichstage: zu Worms (1521, 1545), zu Nürnberg (1524), zu Speier (1526, 1529, 1544), zu Augsburg (1530, 1548), zu Regensburg (1532, 1541). Auch zu den Reichshülfen ward das Stift jetzt herangezogen; zu den Römerzügen war es Anfangs (1507) mit 4 Mann zu Roß, 3 Mann zu Fuß und 120 fl., später (1521) mit 5 Mann zu Roß und 15 zu Fuß, und zur Unterhaltung des Reichskammergerichts (1549) mit 25 fl. veranschlagt.

Der letzte römisch-katholische Bischof von Ratzeburg war Georg von Blumenthal († 1550). Seine Nachfolger führten den Titel „Admi-

Digitized by Google

niſtrator", und daneben wählte das Kapitel noch einen „Koadjutor". Nachdem der am 14. Dezember 1550 vom Kapitel erwählte Adminiſtrator Chriſtoph von der Schulenburg wegen der ſchwierigen Stellung gegen das Haus Sachſen-Lauenburg im Jahre 1554 reſignirt hatte, wußte das Mecklenburgiſche Fürſtenhaus die Wahl auf eines ſeiner Mitglieder zu lenken und ſich bis zur Säkulariſirung des Stifts im Jahre 1648, mit einer einzigen Unterbrechung, im Beſitz der Adminiſtratorwürde zu behaupten. Der nächſte Nachfolger Chriſtoph's von der Schulenburg war ein jüngerer Bruder des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg, Herzog Chriſtoph (1554 bis 1592). Während ſeiner Minderjährigkeit und ſpäteren vielfachen Abweſenheit (als Koadjutors des Stiftes Riga) führte Herzog Johann Albrecht die Verwaltung des Stiftes Ratzeburg und brachte in demſelben die Kirchenreformation zur Durchführung. Nach Herzog Chriſtoph's Tode ward deſſen Bruder, Herzog Karl, ſeit 1575 Koadjutor, zum Adminiſtrator gewählt. Ihm folgte (1610 bis 1636) Herzog Auguſt von Braunſchweig-Lüneburg und (1636 bis 1648) der minderjährige Herzog Guſtav Adolph von Mecklenburg-Güſtrow, deſſen Vater, Herzog Hans Albrecht († 1636), im Beſitze der Koadjutorſtelle geweſen war.

In dem Wismarſchen Vertrag von 1555, welcher wegen der ſtreitigen Landestheilung zwiſchen den Brüdern Johann Albrecht und Ulrich, Herzogen zu Mecklenburg, abgeſchloſſen ward, geſchieht auch des Stiftes Ratzeburg Erwähnung, ſoweit die Verhältniſſe der beiden Brüder dabei in Betracht kommen. Dem Herzog Johann Albrecht wird als vom Kapitel erbetenen Verwalter an Stelle des jüngeren Bruders, des Herzogs Chriſtoph, des „erwählten Biſchofs", die Fortführung der „Beſtellung, Verordnung und Unterhaltung des Kirchenregiments, Schulen und Hoſpitalien und derſelbigen Diener" zugewieſen, ſo daß alſo die Theilnahme des Herzogs Ulrich hiebei ausgeſchloſſen war. Sodann werden die Verhältniſſe des Stifts Schwerin, deſſen Adminiſtrator Herzog Ulrich war, zu Mecklenburg feſtgeſtellt. Herzog Ulrich ſoll aus dem Stift „ins Fürſtenthum Mecklenburg Alles leiſten", was ſeine Vorfahren geleiſtet haben. „Dagegen wollen und ſollen beide Fürſten das bemeldete Stift Schwerin mit aller ſeiner Zugehörung, Herrlichkeit und Gerechtigkeit zugleich beſchirmen und vertreten, ſich auch befleißigen, daß das Stift als ein getheilter Stand der Lande Mecklenburg bei aller Freiheit der Elation und Jurisdiktion gelaſſen und erhalten und davon nichts entzogen oder abgewandt werde". „Imgleichen", heißt es weiter, „ſoll es auch mit dem Stifte Ratzeburg als einem auch der Lande Mecklenburg inkorporirten Biſchofthum gehalten werden. Weil aber die Herzoge zu Mecklenburg von Alters den Schutz und Geleite über daſſelbe Stift gehabt, daraus auch ihr gebührlich



Digitized by Google

Schutzgeld jährlich empfangen; so wollen und sollen sich beide Fürsten zu Herzog Christoph's, jetzigen Administrators, mündigen Jahren mit demselben des Schutzgeldes halber brüderlich vergleichen". Bei der hier gewählten Bezeichnung des Stifts als eines „inkorporirten Bischofthums" kann man an eine Einverleibung im gewöhnlichen Sinn, bei welcher die Selbstständigkeit aufhört, schon deshalb nicht denken, weil das Stift gerade in dieser Beziehung als mit dem Stift Schwerin in gleichem Verhältniß stehend dargestellt und dieses letztere ein „getheilter Stand" genannt wird, welchem die Freiheit der Elektion und Jurisdiktion erhalten bleiben soll. Auch mangelte den Herzogen von Mecklenburg das Recht, die Stifte, welche sie nur als auf Lebenszeit von den Domkapiteln erwählte Administratoren regierten, mit ihren übrigen Besitzungen bleibend zu vereinigen. Die Wahlfreiheit der Kapitel ward jedenfalls durch jenen Ausdruck in dem Wismarschen Vertrag nicht beengt. Denn im Stifte Schwerin wurden nach des Herzogs Ulrich Tode (1603) nach einander zwei Administratoren erwählt, die dem Mecklenburgischen Fürstenhause nicht angehörten, und ebenso war, wie schon bemerkt, von 1610 bis 1636 ein fremder Fürst Administrator des Stiftes Ratzeburg. Auf keinen Fall kann daher die rechtliche Stellung des Stiftes Ratzeburg als durch die gedachte Bezeichnung im Wismarschen Vertrage alterirt gelten. Auch ist es ein Zeichen der fortdauernden Anerkennung der Selbständigkeit des Stiftes, daß der Administrator, Herzog Christoph, den Reichstag zu Speier im Jahre 1570 durch einen Bevollmächtigten, den Mecklenburgischen Rath Bouk, beschickte.

Erst durch den Westphälischen Friedensschluß traten die beiden Bisthümer Schwerin und Ratzeburg als weltliche Fürstenthümer in eine bleibende Verbindung mit dem Mecklenburgischen Fürstenhause. Denn in dem zwölften Artikel desselben wurden dem Herzog Adolph Friedrich von Mecklenburg-Schwerin, zur Entschädigung für die an Schweden abzutretende Stadt und Herrschaft Wismar, die genannten beiden Bisthümer als immerwährendes unmittelbares Lehen zugesprochen, mit der Befugniß, nach dem allmäligen Aussterben der Domherren die Einkünfte von allen Kanonikaten zu eigenen Zwecken zu verwenden. Der bisherige Administrator des Stiftes Ratzeburg, Herzog Gustav Adolph von Mecklenburg-Güstrow, ward dafür auf andere Weise entschädigt. Auch ward der Güstrowschen Linie das Successionsrecht im Fürstenthume Ratzeburg vorbehalten. Seitdem nahmen die Mecklenburgischen Herzoge zu ihren übrigen Titeln den Titel: Fürsten zu Schwerin und Ratzeburg hinzu. Im Jahre 1652 schloß Herzog Adolph Friedrich von Mecklenburg-Schwerin mit dem Ratzeburger Domkapitel eine Vereinbarung zur Ausführung der bezüglichen Bestimmungen des Westphälischen Friedens, welche unter dem 19. September 1653 die kaiserliche Bestätigung erhielt.

Digitized by Google

Mit dem Erlöschen der Güstrowschen Linie im Jahre 1695 brach ein Successionsstreit wegen des Herzogthums Mecklenburg-Güstrow aus, welcher durch den Hamburger Vergleich vom 8. März 1701 beendigt ward. Der Herzog von Mecklenburg-Schwerin überließ der hiemit begründeten Mecklenburg-Strelitzer Linie das Fürstenthum Ratzeburg und vom Herzogthum Mecklenburg-Güstrow die Herrschaft Stargard und legte noch, um die jährlichen Einkünfte auf 40,000 Thaler zu bringen, eine auf den Boizenburger Elbzoll angewiesene Jahresrente von 9000 Thaler hinzu. Laut Artikel 2. des unter kaiserlicher Vermittelung abgeschlossenen Hamburger Vergleichs ward „das Fürstenthum Ratzeburg, frei von Schulden, wie dasselbe per Instrumentum Pacis Westphalicae an das Haus Mecklenburg gekommen, in seiner völligen Konsistenz, cum voto et sessione in comitiis Imperii et circuli et cum omni jure Principum" an den Begründer der neuen Strelitzer Linie „erblich cedirt, übergeben und abgetreten". Nach Artikel 6. „sollen sowohl die im Ratzeburgischen als Stargardischen Distrikt eingesessenen Unterthanen bei ihren bis dahin habenden freien Kommerzien in Mecklenburgischen Landen ungehindert gelassen werden". Weitere Bestimmungen hinsichtlich des Fürstenthums Ratzeburg enthält der Vergleich nicht.

Für die Strelitzer Linie war, was deren Verhältniß zum Reich und zum Niedersächsischen Kreise betrifft, das Fürstenthum Ratzeburg das principale Land, da sie nur als Fürsten von Ratzeburg mit beiden in unmittelbarer Verbindung standen. Zwar empfingen die Herzoge von Strelitz auch über die Herrschaft Stargard besondere Lehnbriefe. Aber in dem mit den Herzogen von Schwerin vereinbarten und vom Kaiser bestätigten Formular, welches nach dem zwischen Schwerin und Strelitz abgeschlossenen Erläuterungsvertrage vom 14. Juli 1755 §. 16. stets zu Grunde gelegt werden sollte und eine Anlage dieses Vertrages bildete, ward die „Herrschaft" Stargard nur als „Accessorium" des Herzogthums Güstrow den Besitzern dieses Landes zu Lehen gegeben. Dagegen war das Fürstenthum Ratzeburg ein davon ganz getrenntes, unmittelbares Reichsland, welches dem Herzog von Mecklenburg-Strelitz Sitz und Stimme auf den Reichs- und Kreistagen gewährte. Denn die beiden Stimmen für die Herzogthümer Mecklenburg (Schwerin und Güstrow) auf Reichs- und Kreistagen führte der Herzog von Mecklenburg-Schwerin allein, und daneben eine dritte Stimme für das Fürstenthum (ehemalige Bisthum) Schwerin. Nur die Stimme für Ratzeburg führte der Herzog von Mecklenburg-Strelitz. In der Reichsmatrikel stand Ratzeburg jetzt mit 24 fl. veranschlagt, sein Beitrag zur Unterhaltung des Reichskammergerichts belief sich auf 84 fl. 46 Kr., und bei der Visitation des letzteren hatte es seine Stelle in der vierten Klasse. Der Name eines „Herzogthums Strelitz" als Bezeichnung der Herrschaft Star-

Digitized by Google

gard mit den ihr einverleibten beiden Komthureien ist erst eine spätere Erfindung ohne staatsrechtliche Bedeutung und Anerkennung, wie sie denn auch in den Titel der Herzoge nicht aufgenommen ist, sondern hier die Formel: „des Landes (der Lande Rostock und) Stargard Herr" fortwährend daran erinnert, daß dieser Theil des Strelitzschen Gebietes nicht ein Herzogthum, sondern eine Herrschaft ist.

Diesem durchaus die Selbständigkeit wahrenden Verhältniß, in welchem das Fürstenthum Ratzeburg auch nach der Zeit verblieb, wo es mit Mecklenburg durch die Gemeinschaftlichkeit des Landesherrn in dauernde Verbindung trat, entspricht auch die Art, wie in Bezug auf dieses Land die Regierungsgewalt gehandhabt ward. Das Fürstenthum Ratzeburg ward wie ein ganz selbständiges Territorium verwaltet; es hatte seine eigene Regierung und seine eigenen Gesetze. Die Mecklenburgischen Gesetze galten nur, wenn sie für Ratzeburg besonders verkündigt waren; die Staatsverträge zwischen Strelitz und Schwerin bedurften, um auch auf Bewohner des Fürstenthums anwendbar zu werden, einer ausdrücklichen Erstreckung auf letzteres. Bei der durch die Separatstellung Ratzeburgs bedingten großen Verschiedenheit zwischen den Gesetzen der Herrschaft Stargard und des Fürstenthums Ratzeburg berücksichtigen denn auch die vorhandenen Gesetzsammlungen immer nur entweder jenen oder diesen Theil des Gebietes, nicht aber beide zusammen. Die seit 1859 erscheinende „Gesetzsammlung für die Mecklenburg-Strelitzischen Lande" von Scharenberg und Genzken enthält auf dem Titel den ausdrücklichen Zusatz: „mit Ausschluß des Fürstenthums Ratzeburg", und andererseits hat der Archivrath Pastor Masch die für das Fürstenthum Ratzeburg erlassenen Gesetze, Verordnungen und Verfügungen in einer besonderen Sammlung (1851) herausgegeben.

Die Herzoge von Mecklenburg-Schwerin setzten, als sie die Herrschaft über das Fürstenthum erlangt hatten, für dasselbe eine eigene Regierung ein, an deren Spitze zuerst (1652) der Dechant des Domkapitels stand. Die Mitglieder dieser Regierung unterzeichneten ihre Erlasse mit der Formel „ad mandatum" als die „zum Fürstenthum Ratzeburg verordneten Direktor und Räthe". Nach dem Uebergang des Fürstenthums an die Strelitzische Linie ward die obere Verwaltung des Landes zwischen drei Behörden: der Regierung, den Kammern und dem Konsistorium getheilt. Unterbehörden waren die drei fürstlichen Aemter Schlagsdorf, Stove und Schönberg, die aus den fünf Vogteien der bischöflichen Zeit (Schönberg, Stove und Mannhagen, welche die bischöflichen Güter, und Schlagsdorf und Rupensdorf, welche die Güter des Domkapitels bildeten) erwachsen waren und später in die beiden Aemter Schönberg und Schlagsdorf zusammengezogen wurden. Regierung, Kammer und Konsistorium, welche sämmtlich auf dem Domhofe zu Ratzeburg ihren Sitz hatten, erließen im Namen des Herzogs Verordnun-

Digitized by Google

gen und Verfügungen, während dergleichen auch unmittelbar vom Herzoge aus seiner Residenz erlassen wurden. Die genannten drei Kollegien bestanden bis zum Jahre 1814, wo die Landvogtei zu Schönberg als obrigkeitliche und Oberverwaltungsbehörde für das Fürstenthum eingesetzt und in dieser Eigenschaft der Landesregierung zu Neustrelitz untergeordnet wurde. In die Landvogtei gingen zugleich die beiden Domanialämter auf, und sie trat auch als Gerichtshof an deren Stelle. In ökonomischen Angelegenheiten bildete jetzt das Kammer- und Forstkollegium zu Neustrelitz die nächst vorgesetzte Behörde. Die geistlichen Angelegenheiten wurden einer Konsistorial-Kommission übertragen, die seit 1842 als „Kommission des Konsistorii" (zu Neustrelitz) bezeichnet ward.

Diese Unterordnung der Ratzeburger Verwaltungsorgane unter die Großherzoglichen Behörden zu Neustrelitz war nur ein formeller Ausdruck für ein in der Natur der Sache begründetes und faktisch von Anfang an vorhandenes Verhältniß, da der landesherrliche Wille, welcher durch die Regierungsorgane des Fürstenthums vollzogen ward, stets durch die in seiner Umgebung befindlichen Räthe bestimmt werden mußte. An der rechtlichen Stellung des Fürstenthums und seinem Verhältniß zu Mecklenburg änderten diese neuen Einrichtungen nichts. Ersteres blieb ein zwar, wie bisher, absolutistisch regierter, aber von Mecklenburg rechtlich getrennter Staat. Es unterschied sich in dieser Hinsicht von dem Fürstenthum Schwerin, welches schon durch seine Lage wie durch seine ständische Verfassung auf eine innigere Verbindung mit Mecklenburg hingewiesen war und wo sich denn auch eine förmliche Inkorporation dadurch vollzog, daß schon im achtzehnten Jahrhundert die Stiftsritterschaft und in neuerer Zeit auch die Stiftsstädte in die Mecklenburgischen ständischen Korporationen aufgenommen wurden. Das Fürstenthum Ratzeburg aber behielt in Folge seiner abgesonderten Lage und wegen des Fehlens einer ständischen Verfassung seine staatliche Sonderstellung. Die staatliche Selbständigkeit des Fürstenthums Ratzeburg konnte nicht ausdrücklicher anerkannt werden, als dies in den Verhandlungen mit der Ritter- und Landschaft wegen Einführung einer konstitutionellen Verfassung in Mecklenburg und in dem der gemeinschaftlichen Abgeordnetenkammer vorgelegten Entwurf eines Staatsgrundgesetzes für das Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz im Jahre 1848 geschah.

In der Strelitzischen Landtagsproposition vom 26. April 1848 ward, mit Bezug auf die proponirte Verfassungsreform, die Frage wegen des Anschlusses des Fürstenthums Ratzeburg an die zu berufende Mecklenburgische Abgeordneten-Versammlung und die mit dieser zu vereinbarende Verfassung angeregt. Die Stände erklärten den Anschluß „im Allgemeinen für wünschenswerth"; der Großherzoglich Schwerinsche Landtagsabschied vom 17. Mai

Digitized by Google

1848 bezeugte das Einverständniß mit dem „etwaigen Anschluß des Fürstenthums Ratzeburg an den ständischen Verband", während der Strelitzische Landtagsabschied sich dahin äußerte, „daß die weitere Berathung wegen dieser Angelegenheit zunächst unter beiden Landesregierungen und sodann mit der künftigen Ständeversammlung veranlaßt werden solle". Als am 13. Juli 1848 in Schwerin und in Strelitz das Wahlgesetz für die zu berufende Abgeordnetenversammlung erschien, waren die beiden Landesregierungen hinsichtlich der Theilnahme Ratzeburgs an dieser Versammlung noch nicht zu einem Entschlusse gelangt, wie sich dies aus dem Vorbehalte ergiebt, welchen die Wahlgesetze in Bezug auf diesen Punkt enthalten, und aus dem Umstande, daß das Wahlgesetz für Ratzeburg erst am 6. September erschien. Der §. 1. des Schwerinschen Wahlgesetzes lautet: „Es sind für Unsere gesammten Lande 85 Abgeordnete zu erwählen, die mit den, unter Vorbehalt des Hinzutritts von drei Abgeordneten aus dem Fürstenthum Ratzeburg, für die übrigen Großherzoglich Mecklenburg-Strelitzischen Lande zu erwählenden fünfzehn Abgeordneten die künftige Ständeversammlung bilden". Entsprechend lautet der §. 1. des Strelitzischen Wahlgesetzes. Selbst in dem Wahlgesetz für Ratzeburg, welches endlich unter dem 6. September erlassen ward, glaubte man den Anschluß nicht einseitig aussprechen zu dürfen. Dasselbe enthielt im Eingange die Bestimmung, daß den Wahlmännern die Berathung und Entscheidung darüber zustehen solle: „ob das Fürstenthum Ratzeburg durch Hinzutritt von drei Abgeordneten an der zur Vereinbarung der neuen Verfassung zusammen zu berufenden Ständeversammlung von fünfzehn Abgeordneten aus dem Herzogthum Strelitz und 85 Abgeordneten aus dem Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin Theil nehmen, oder sich das Weitere wegen des Hinzutritts zu der zu vereinbarenden neuen Verfassung vorbehalten wolle"; dergestalt, daß sie nur für den Fall der Bejahung des ersten Gliedes der Alternative die nach Verhältniß der Einwohnerzahl auf sie fallenden Abgeordneten zu wählen haben sollten. Auch unterschied sich das Ratzeburger Wahlgesetz noch darin von dem Strelitzischen und dem Schwerinschen Wahlgesetz, mit denen es im Uebrigen gleichlautend war, daß nach den beiden letzteren jeder stimmberechtigte Mecklenburger, nach ersterem dagegen jeder stimmberechtigte Ratzeburger als zum Abgeordneten wählbar bezeichnet ward. Die abweichende Bestimmung im Eingange, nach welcher es den Ratzeburgern überlassen blieb, ob und wie sie sich an die Mecklenburgische Verfassung anschließen wollten, ward zwar durch eine Verordnung vom 28. September wieder zurückgenommen; doch ward durch die Beschränkung der Wahlen zu Abgeordneten: in der Herrschaft Stargard auf Mecklenburger, im Fürstenthum Ratzeburg auf Ratzeburger, die staatsrechtliche Sonderstellung beider Landestheile gewahrt. Die Abgeordnetenkammer, bei welcher die Frage zur Erwägung kam, ob die

Digitized by Google

im Ratzeburger Wahlgesetz vorgeschriebene Beschränkung der Wahlen auf Ratzeburger als zulässig anzuerkennen sei, bejahte dies und erklärte die drei auf Grund jenes Wahlgesetzes vollzogenen Ratzeburgischen Abgeordnetenwahlen für gültig. (13. November 1848.)

Von besonderem Gewicht ist noch eine Aeußerung der Großherzoglich Strelitzischen Regierung über das Verhältniß des Fürstenthums Ratzeburg zu Mecklenburg, welche in dem der Abgeordnetenkammer im Auftrage des Großherzogs vorgelegten gedruckten „Entwurf eines Staatsgrundgesetzes für das Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz" sich findet. In den diesem Entwurf als Motiv beigefügten „Bemerkungen" wird zu Art. 1. des ersten Abschnitts, welcher „vom Staatsgebiet" handelt, auf S. 33 f. die nachstehende Ausführung gegeben:

„Während das Fürstenthum Ratzeburg bisher nur durch Personalunion mit dem Herzogthum Strelitz verbunden war, ergiebt es sich bei Einführung der konstitutionellen Verfassung als nothwendig, daß die beiden Landestheile für die Zukunft in einer noch engeren Verbindung an einander geschlossen und unter einer Verfassung zu einer wahren Staatseinheit vereinigt werden. Da indeß bei so weiter Entfernung der beiden Landestheile von einander in denselben die Eigenthümlichkeiten des Volkes und seiner Verhältnisse, so wie der Gesetzgebung vielfach wesentlich von einander abweichen, wird die zu schaffende Staatseinheit nur dann gedeihliche Früchte tragen, wenn in derselben jedes der Glieder zu der ihm gebührenden Anerkennung kommt. Es wird demgemäß in weiterer Berathung zu ermitteln sein, ob den Bewohnern des Fürstenthums Ratzeburg in Bezug auf ihre besonderen Verhältnisse gewisse durch das Staatsgrundgesetz festzustellende Garantien zu gewähren oder die speziell Ratzeburgischen Verhältnisse unbeschränkt der einheitlichen Gesetzgebung des Großherzogthums Mecklenburg-Strelitz in dem Vertrauen zu unterstellen sein werden, daß trotz der Minorität, welche die Ratzeburgischen Abgeordneten den Strelitzischen gegenüber bilden, die Ratzeburger Eigenthümlichkeiten in der Versammlung der gemeinschaftlichen Volksvertreter die geeignete Berücksichtigung finden werden."

Die „zu schaffende Staatseinheit" ward jedoch nicht geschaffen, da der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz die Verhandlungen mit der Abgeordnetenversammlung abbrach, kurz vor dem Zeitpunkt, wo der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin zu einer Vereinbarung mit derselben gelangte. Das vor letzterem verkündigte und in volle und anerkannte Wirksamkeit getretene Staatsgrundgesetz für das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin ist späterhin zwar faktisch, unter Wiederherstellung der alten Stände, außer Wirksamkeit gesetzt, jedoch in rechtsgültiger Weise nicht aufgehoben worden. Das Fürstenthum Ratzeburg aber hat weder eine konstitutionelle, noch irgend

Digitized by Google

eine andere Verfassung erhalten und ist ganz in der alten staatsrechtlichen Stellung verblieben, indem es nach wie vor mit der Herrschaft Stargard nur durch Personalunion verbunden und ein selbständiger deutscher Staat mit absolutistischer Regierungsform ist.

Daß die dem Fürstenthum Ratzeburg zu gewährende Verfassung nicht nach dem Muster der im Jahre 1850 wieder in Wirksamkeit gesetzten landständischen Verfassung eingerichtet werden kann, folgt aus der Eigenthümlichkeit der Verhältnisse des Landes. Eine Vertretung des Domaniums würde nach diesem Muster nicht zulässig sein, auch dem Wesen der altständischen Verfassung nicht entsprechen, sondern ein modernes Element in dieselbe einführen, welches nothwendig auflösend wirken müßte. Der Stoff zur Bildung einer Ritter- und Landschaft aber ist absolut nicht vorhanden, sei es nun, daß man dabei eine für sich bestehende Vertretung oder einen Anschluß an die Mecklenburgischen Stände, der im Uebrigen durch deren Einwilligung bedingt wäre, ins Auge faßte. Die einzuführende landständische Verfassung könnte daher für Ratzeburg keine andere sein, als eine konstitutionelle oder Repräsentativ-Verfassung.

Aber hier beginnt nun eine neue Schwierigkeit. Der Staat Ratzeburg ist zu klein, um allen Forderungen, welche das moderne Staatsleben erhebt, für sich selbst zu genügen und alle Organe, die zur ausreichenden Erfüllung der Staatsaufgabe gehören, selbständig zu schaffen. Im Heerwesen, in der Rechtspflege und in manchen anderen Richtungen des staatlichen Lebens ist er auf die Anlehnung an ein größeres Staatswesen hingewiesen. In anderen deutschen Staaten, welche ähnlich wie das Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz zusammengesetzt sind (z. B. Sachsen-Koburg-Gotha), hat man diese Schwierigkeit dadurch überwunden, daß man die gemeinsamen Angelegenheiten einem aus den Abgeordneten der verschiedenen Landestheile zusammengesetzten Gesammtlandtag überwies, während über die speziellen Angelegenheiten der einzelnen Landestheile auf Sonderlandtagen berathen wird. Eine Nachahmung dieser Einrichtung in Mecklenburg-Strelitz ist jedoch zur Zeit nicht möglich. Die Landesvertretung des sogenannten Herzogthums Strelitz ist eine feudalständische und kann eben wegen dieser Qualität eine organische Verbindung mit einer konstitutionellen Landesvertretung nicht eingehen. Die Stände des Herzogthums Strelitz stehen überdies mit den Ständen des Schwerinschen Landestheiles in einer so engen organischen Verbindung, daß auch aus diesem Grunde die Herstellung einer Gesammtvertretung durch eine Zusammensetzung der Strelitzischen Landesvertretung mit einer zu schaffenden Ratzeburgischen nicht ausführbar erscheint, oder doch eine wesentliche Aenderung des Verhältnisses der Strelitzischen Stände zu der Gesammtheit der Mecklenburgischen Stände voraussetzen würde.

Digitized by Google

Diese Schwierigkeit kann nur dadurch überwunden und der Ratzeburgischen Vertretung ein Anschlußpunkt an eine Strelitzische Gesammtvertretung nur dadurch dargeboten werden, daß Mecklenburg-Strelitz sich entschließt, seine feudalständische Verfassung gegen eine konstitutionelle zu vertauschen. Damit würde eine Lösung der ständischen Union mit Mecklenburg-Schwerin verbunden sein, wodurch dieses zugleich in den Stand gesetzt werden würde, in seinen eigenen Verfassungsangelegenheiten unabhängig von Strelitzischen Einflüssen den Forderungen des Rechts Gehör zu geben.

Die Organe der in Mecklenburg im Jahre 1850 wieder zur Herrschaft gelangten Partei werden voraussichtlich die Erwartung, daß die der Strelitzischen Regierung seit dem Jahre 1815 gegen Ratzeburg obliegende Verpflichtung auf dem hier angedeuteten Wege ihre Lösung finden werde, als eine höchst chimärische verspotten. Indessen werden sie der Anerkennung sich nicht entziehen können, nicht nur, daß im Jahre 1848 auch in Mecklenburg-Strelitz die ausdrücklichsten Verheißungen einer konstitutionellen Verfassung gegeben worden sind, sondern auch, daß selbst nach erfolgtem Abbruch der Verhandlungen mit der zur Vereinbarung eines konstitutionellen Staatsgrundgesetzes berufenen Mecklenburgischen Abgeordnetenkammer Seitens des Strelitzischen Gouvernements die Intention des letzteren noch längere Zeit auf eine Verfassungsreform in konstitutioneller Richtung hingewandt blieb. Eine dem Großherzog von Mecklenburg-Strelitz von der dortigen Landesregierung am 23. Oktober 1849 vorgelegte Denkschrift über den Stand des Verfassungswerkes sprach in dem Satz: „die öffentliche Meinung verlangt dringend nach der verheißenen Verfassungsreform", rückhaltslos eine Thatsache aus, auf welche sie die Empfehlung der Beschreitung des Rechtsweges gegen die Mecklenburg-Schwerinsche Regierung stützte, um diese zu einer provisorischen Wiederherstellung der am 10. Oktober 1849, gleichzeitig mit der Verkündigung des Staatsgrundgesetzes für das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin, aufgehobenen Ritter- und Landschaft zu zwingen und dadurch einen Weg zur Befriedigung jenes Vertrages zu gewinnen. Die Klage, welche die Strelitzische Regierung in weiterer Verfolgung dieser Intention bei dem damals zu Erfurt bestehenden provisorischen Bundesschiedsgericht gegen die Schwerinsche Regierung anstellte, lautete auf „zu gewährende Mitwirkung zur Umgestaltung der Mecklenburgischen Verfassung". Auf eine Kollektiv-Eingabe der Bürgermeister der in der Herrschaft Stargard belegenen Städte Neubrandenburg, Woldegk und Stargard vom 3. November 1849, in welcher dieselben auf die trübe Stimmung im Lande hinwiesen und die Veröffentlichung einer Mittheilung über den Stand der Verfassungsangelegenheit erbaten, ließ der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz unter dem 9. November 1849 die

Digitized by Google

Antwort ertheilen, daß er eifrig bemüht sei, die Verwirklichung der verheißenen Verfassung herbeizuführen. Wenn nun zwar später, nachdem nicht durch die Thätigkeit der Strelitzischen Regierung, sondern durch die Bemühungen einzelner Mitglieder der gesetzlich aufgehobenen Ritterschaft eine Wiederherstellung der alten Verfassung und Landesvertretung erreicht worden war, die Stimmung einen Umschwung erlitten zu haben scheint und diese Wiederherstellung, welche nach der anfangs ausgesprochenen Absicht beider Mecklenburgischen Regierungen nur eine provisorische sein sollte, von ihnen jetzt allem Anscheine nach als eine definitive aufgefaßt wird, so ist damit die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß die Verfassungsangelegenheit unter Umständen an dem Punkte wieder aufgenommen werde, wo sie nach Verkündigung des Mecklenburg-Schwerinschen Staatsgrundgesetzes in beiden Großherzogthümern sich befand. So gut wir schon einmal einen Uebergang aus der feudalständischen in die konstitutionelle Staatsform und wieder einen schroffen Rückfall in jene erlebt haben, liegt ein erneuerter Aufschwung zu der im Jahre 1848 verkündigten Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Einführung Mecklenburgs in die Reihe der konstitutionellen Staaten und zu der Absicht einer unverzüglichen Verwirklichung dieses Gedankens keineswegs außerhalb des Bereiches der Möglichkeit oder der Wahrscheinlichkeit. Ohnehin berechtigt uns die Erfahrung nicht, bei den Genossen der zur Zeit herrschenden Partei eine allzugroße Stabilität ihrer Ansichten vorauszusetzen, und wir haben bei denselben Personen mitunter binnen kürzester Frist den merkwürdigsten Wechsel politischer Ueberzeugungen erlebt. Im Jahre 1848 sprachen viele Ritter in öffentlichen gemeinsamen Erklärungen ihre vollkommenste und freudigste Bereitwilligkeit aus, ihre ständischen Rechte den Forderungen der Zeit zum Opfer zu bringen, welche im Jahre 1849 eben diese Rechte sich wieder anzueignen eifrigst beflissen waren und sich jetzt, nachdem sie wieder in deren Besitz gelangt sind, davon niemals wieder trennen wollen. Am 4. Februar 1849 erbat ein Mecklenburgischer Pastor die Erlaubniß zur Veranstaltung einer kirchlichen Feier der Verkündigung der deutschen Grundrechte und der Vorsitzende der damaligen Kirchenkommission kontrasignirte das oberbischöfliche Dekret, welches die erbetene Erlaubniß gewährte; noch vor Ablauf des Jahres fand man den letzteren als Vorsitzenden und den ersteren als eines der beiden anderen Mitglieder im Oberkirchenrath wieder, und die Bitte um Erlaubniß zu einer kirchlichen Celebrirung der deutschen Grundrechte ist seitdem schwerlich von einem Mecklenburgischen Pastor gewagt worden. [1])

[1]) Das Fürstenthum Ratzeburg wird sich, trotz seiner unbestreitbaren bundes- und staatsrechtlichen Ansprüche auf eine Verfassung, unter dem patriarchalischen Absolutismus seiner „auswärtigen" Herrscher wohl zurechtfinden müssen, bis eine Deutsche Gesammtverfassung die fürstlich Ratzeburgischen Grenzpfähle weggekehrt haben wird. (Anm. d. Red.)

Digitized by Google

# Geschichtschreibung und Geschichtschreiber der Gegenwart.

Von J. Scherr.

Zweiter Artikel.[1])

## II.

### Deutsche.

Daß die Natur, selbst in den Erscheinungsformen des Sterbens und Vergehens, ein ewiges Werden und Wachsen ist, weiß heute jeder nicht ganz auf den Kopf gefallene Schuljunge. Falls sein Geschichtslehrer nicht etwa ein nach Anleitung der berühmten Schulregulative des „Staats der Intelligenz" dressirter Mucker, ist jeder beliebige Schuljunge auch in den Stand gesetzt, zu wissen, daß der weltgeschichtliche Prozeß ebensowenig einen Stillstand kennt, als der naturgeschichtliche. Trotzdem hat in Deutschland, welches sich rühmt, die eigentliche Heimath der tiefsinnigsten Gelehrsamkeit zu sein, vor noch nicht gar langer Zeit eine „historische Schule" κατ' ἐξοχην geblüht, deren Adepten mit vornehm-blödsinnigem Tiefsinn orakelten, zu der und der Zeit, d. h. zur Stunde, wo sie ihr letztes Kollegienheft oder Kompendium glücklich zum Abschlusse gebracht, sei der Menschengeist impotent und die Weltgeschichte unfruchtbar geworden. Da folglich von einem „organischen" Werden und Wachsen in Staat, Kirche, Recht u. s. w. gar keine Rede mehr sein könne, so habe sich die Gesellschaft darauf einzurichten, das bislang organisch Gewordene und historisch Gewachsene zu „konserviren". Man muß den Erfindern und Predigern dieser Theorie der Impotenz nachrühmen, daß sie den „Muth der Ueberzeugung" hatten, d. h. kein Bedenken trugen, selbst Justizminister zu sein, einzig und allein in der Absicht, durch ihr Thun oder Lassen recht handgreiflich zu beweisen, wie sehr berechtigt der Ausspruch gewesen war, „unsere Zeit habe zur Gesetzgebung keinen Beruf."

Der ungeheure Tumult der Napoleon'schen Kriege war vorüber. Europa, nachdem es seine Kräfte bis zu völliger Erschöpfung angespannt hatte, ver-

[1]) Den ersten Artikel siehe im Dezemberheft von 1861. (Bd. 1. H. 3.)

Digitized by Google

sank für eine Weile in Halb- oder Ganzschlaf. Restauriren! Konserviren! Kalmiren! waren die Losungen von oben, denen von unten ein traumhaft-romantisches Dämmern und Duseln entgegenkam. Die Literatur führte alberne mittelalterliche Maskeraden auf. Die Diplomatie schabte ihr Kongreßfedermesser stumpf, um das achtzehnte Jahrhundert — das einzige, auf welches die Menschheit stolz zu sein Ursache hat — aus der Weltgeschichte wegzuradiren. Mittelmäßigkeit wurde Trumpf. Die Weihrauchfässer verdunkelten mit ihrem Gedampfe den Tag, die Pfaffen gröhlten und klingelten, die Junker rasselten mit ihren Sporen. In Weimar lernte Goethe chinesisch, in Berlin und Wien proklamirten Professoren und Hofräthe den chinesischen Stillstand. Alles verdummte und vergemeinerte. Lützower, die mit Körner zu Felde gezogen, wurden zu Polizeiagenten, Ritter des eisernen Kreuzes zu Demagogenfängern. Die Kamptz, Schmalz und Tzschoppe waren große Leute. Die Centraluntersuchungskommission zu Mainz erfüllte die Versprechungen, welche die Befreiungskriegszeit der deutschen Jugend gemacht hatte. Die Deutschdümmlichkeit wurde kultivirt, das Deutschthum vervehmt, die nationale Idee geächtet. Ein offenkundiger **Marasmus senilis** fraß sich bis zu den höchsten Sprossen der Geisterskala hinauf. Das war die Zeit, in welcher die „historische Schule" ihre Großthaten verrichtete und ihre Triumphe feierte.[1])

Damals ist Leopold Ranke aufgetreten und hat seine historische Schule gegründet. Seine Schüler und Verehrer protestirten und protestiren gegen eine Identifizirung dieser historischen Schule mit jener, welche man die Jarcke'sche nennen kann, weil in den Grimassenschneidereien des „Berliner politischen Wochenblatts" der Unsinn und die Gemeinheit der in Rede stehenden Richtung gipfelten. In der That war und wäre es ungerecht, einen Mann wie Ranke mit dem feilen Schwachkopf Jarcke zusammenzuwerfen. Indessen darf doch nicht verschwiegen werden, daß die Auslassungen Ranke's in seiner „Historisch-politischen Zeitschrift" nicht selten mit den Versumpfungspredigten von Jarcke und Comp. eine bedenkliche Aehnlichkeit hatten. Es gehörte schon eine ebenso feine als wohlwollende Unterscheidung dazu — eine Unterscheidung, wie sie in dem Meinungskrieg politischer Parteien nicht in Anwendung zu kommen pflegt — um die noch dazu nicht eben handlich und unzweideutig vorgetragene Lehre Ranke's von der organischen Fortbildung des historisch Gegebenen mit der durch die — Lucus a non lucendo — „historische Schule" vertretenen Forderung einer Rückbildung der Gesellschaft ins Mittelalterliche nicht zu verwechseln. Bei aller Achtung vor dem Talent und dem Wissen Ranke's konnte man sich doch des Eindrucks

[1]) Der trotzdem das unleugbare Verdienst bleibt, in die inneren Rechtszustände der Völker tiefer eingedrungen zu sein, als ihre Vorgänger, die Pragmatiker. Anm. d. Red.

Digitized by Google

nicht entschlagen, er lebe des Glaubens, unsere Zeit habe ebensowenig das Zeug, Geschichte zu machen, wie sie, Savigny zufolge, zur Gesetzgebung das Zeug habe.

Herkömmlicher Weise pflegt man Ranke als einen Gegenpol in der Historiographie Schlossern entgegenzustellen. Schlosser — so lautet das Gerede — sei der Typus der subjektiven, Ranke der Typus der objektiven Geschichtsauffassung und Geschichtschreibung. Das ist pure Windmacherei! Die sogenannte objektive Historik war, ist und wird sein ein fabelhaftes, nur im gelehrten Köhlerglauben existirendes Ding. So lange die Geschichte von Menschen mit fünf Sinnen geschrieben wird, so lange werden die Historiker, mit oder ohne Wissen und Wollen, bewußt oder unbewußt, ihre Anschauungsweise und ihre Stimmung in die Historik hineintragen. Diese Subjektivität der Geschichtschreibung, aller Geschichtschreibung — von einem trockenen Rubriziren von Namen, Fakten und Daten spreche ich natürlich nicht — mag nur in Regionen bestritten werden, wo der gesunde Menschenverstand aufgehört und die abstrakte Duselung begonnen hat. Das Seltsamste ist, daß man als Chorführer der „Objektivität" in der Historik gerade einen Historiker proklamirt hat, dessen Werke ganz dazu angethan sind, das Geschwätz von objektiver Geschichtschreibung ad absurdum zu führen. Denn im Grunde ist Ranke nicht weniger subjektiv als Schlosser: alle seine Bücher sind von der Ranke'schen Individualität durchdrungen, gerade wie die Schlosser's von der Schlosser'schen. Aber wahr ist freilich, daß Jener ein Gegenpol von Diesem. Man kann sich kaum einen grelleren Gegensatz denken, als hier den widerborstigen Stubengelehrten Schlosser und dort den schmiegsamen Hofmann Ranke. Bei der Lektüre der Schlosser'schen Geschichtswerke gewinnt man den Eindruck, als sähe man ihren Verfasser vor sich, im etwas defekten Schlafrock und in niedergetretenen Hausschuhen, mit dem langen Pfeifenrohr in der Hand heftig gestikulirend, ohne Umstände Alles herauspolternd, was er auf dem Herzen hat, sich mehr und mehr ereifernd und erhitzend und zuletzt in das griesgrämige Wort ausbrechend: Hole der Teufel den ganzen Kram! Ranke's Bücher dagegen spiegeln uns ihren Verfasser, wie er im wohlgebürsteten Hofkleide, die gehörige Anzahl von Orden nicht zu vergessen, Chapeau bas, mit sicherem Tritte über das glatte Parkett der Hofburg hinschreitet, da und dort mit Mithöflingen einen verständnißinnigen Blick, ein geflügeltes Wort wechselt, im Vorzimmer zum Allerheiligsten dem einflußreichen Leibkammerdiener das gebührende Kompliment nicht vorenthält und endlich, im Sanctissimum zugelassen, mit maßvoller Eleganz in Haltung, Geberde und Ausdruck zu Serenissimo sagt: Sire, das Buch der Geschichte ist nur ein Buch der Könige . . . Ja wohl, der berühmte Heidelberger und der berühmte Berliner Professor der Geschichte sind Gegenpole. Schlosser ist ein Kind der Aktion des achtzehnten, Ranke

Digitized by Google

ein Kind der Reaktion des neunzehnten Jahrhunderts. Die Schlosser'sche Historik ist ein Produkt des emanzipativen Rationalismus, die Ranke'sche ein Produkt der restaurativen Romantik. Hieraus erklärt sich der tiefe Respekt Ranke's vor dem Gewordenen, Gewesenen, Verwesenen, sowie seine Abneigung, seine Furcht vor dem Werdenden und Wachsenden. Es ist charakteristisch, daß ein berühmtestes Werk Ranke's mit dem Papstthum des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts liebevoll sich beschäftigt: die Romantik hat es sich ja zu einer ihrer Hauptaufgabe gemacht, mit Ruinen zu kokettiren.

Gerade das genannte Werk aber ist ganz besonders geeignet, die eminenten Vorzüge seines Verfassers zur Anschauung zu bringen, Vorzüge, welche nur leugnen kann, wem historische Studien fernliegen. In Wahrheit, Ranke markirt einen entschiedenen Vorschritt der deutschen Geschichtsschreibung. Ein Kenner der europäischen Archive, wie ein zweiter wohl kaum existirt, hat er mit der Ausbeute seiner Forschungen das geschichtliche Material wesentlich bereichert. Seine Belesenheit ist staunenswerth. Mittelst seiner außerordentlichen Quellenkunde und scharfsinnigen Quellenkritik hat er nicht nur einzelne Gestalten und Ereignisse, sondern ganze Perioden der mittelalterlichen und modernen Geschichte in eine neue und richtigere Beleuchtung gerückt. Das Lieblingswerkzeug, womit er arbeitet, ist die diplomatische Korrespondenz, insbesondere die der Renaissancezeit, und er verdankt dem feinen Spürsinn, womit er die bunt und wirr durcheinanderlaufenden Fäden der diplomatischen Berichterstattung zu verfolgen weiß, viele seiner schönsten Erfolge. Und doch liegt gerade hier, hart neben seiner größten Stärke, die leidigste Schwäche des berühmten Meisters. Denn die Gewöhnung, in diplomatischen Agenten die vornehmsten, ja häufig die einzigen beachtenswerthen Berichtgeber zu erblicken, mußte zu einer einseitigen Bevorzugung derartiger Relationen führen, während andere, mindestens ebenso wichtige Quellen der Geschichte entweder gar nicht, oder doch nur beiläufig berücksichtigt wurden. Der diplomatische Gesichtskreis ist in der Regel ein keineswegs sehr weiter und der Lebenskreis der Diplomaten ein sehr beschränkter. Was haben zu allen Zeiten diese Leute vom Volke und dessen Zuständen gewußt? Wenig oder Nichts. Immer und überall war und ist ihre Aufgabe, die Wichtigkeiten und Nichtigkeiten der Höfe und der sogenannten guten Gesellschaft auszuspioniren und auf die Erbärmlichkeit und Schlechtigkeit hüben und drüben ihre Kalküls zu basiren. Ein Diplomat im höchsten und besten Sinne des Wortes wird alle paar hundert Jahre einmal geboren. Die ordinäre Diplomatenschaar aber zu Hauptmaterialienlieferanten der Geschichte machen, das muß mit Nothwendigkeit dazu führen, statt Völkergeschichte Hofgeschichte zu schreiben.

Digitized by Google

Es soll damit keineswegs gesagt oder angedeutet sein, daß die Ranke'sche Methode der Historik bis zu dieser äußersten Einseitigkeit vorgeschritten. Aber weit, sehr weit ist sie denn doch auf diesem Wege gegangen. Das vornehme Hinwegsehen über die eigentliche Lebensquelle der weltgeschichtlichen Entwickelung, über die Arbeit, das höfisch-elegante Nichtbeachten der arbeitenden Klassen, das aristokratisch-exklusive Nichtwissenwollen vom Volke, — dieses Hinwegsehen, Nichtbeachten, Nichtwissenwollen, welches Ranke seinen geliebten Diplomaten abgelernt, hat sich bitter an seinen Schriften gerächt. In keinem seiner Bücher — ein einziges ausgenommen — treffen wir ein volles und ganzes Gemälde des Wesens und Lebens einer Nation oder Geschichtsepoche. Unvergleichlich meisterlich, oft nur mittelst weniger Striche, weiß uns Ranke diesen Fürsten, jenen Minister zu zeichnen: es giebt historische Porträts von ihm, die hinsichtlich geistreicher Auffassung und Feinheit der Farbengebung oder vielmehr der Silberstiftzeichnung ganz einzig dastehen. Aber daß Ranke auch nichthöfischen Lesern zumuthet, immer nur in der Gesellschaft von Königen und Königinnen, Ministern, Diplomaten, Kavalieren, Generalen und allenfalls noch Hofpredigern, Hofprofessoren und Hofmalern zu sein, in Räumen und Kreisen, deren dumpfe Luft und uniforme Eleganz nie von einem Hauch und Zug des Volkslebens erfrischt und belebt werden, das macht die meisten seiner Bücher in die Länge so eintönig, bis zur Unerträglichkeit eintönig. Immer nur den Hofmann sprechen zu hören, und wär' es der geistvollste aller Hofmänner, das halte aus, wer kann. Diesem vornehmen oder vornehmthuenden monotonen Halbgeflüster ziehen wir denn doch das griesgrämige Gepolter Schlosser's weit vor.

Seine diplomatisirende Auffassung der historischen Erscheinungen hat auch Ranke's Darstellungsweise bestimmt. Weil er den Inhalt der Geschichte vorwiegend nur in den höfischen und aristokratischen Kreisen sucht, so ist es folgerichtig, daß er zunächst für *diese* Kreise Geschichte schreibt, die Geschichte für den Geschmack solcher Leser zurichtet. Erstes Gesetz muß hiebei sein, die Dehors zu wahren und Alles und Jedes, was es auch sein mag, mit einer gewissen gleichmäßigen Ruhe vorzubringen. „Pas de zèle!" Nur keine moralische Ereiferung! Denn erstens ist es plebejisch, laut zu sprechen, und zweitens ist das Sittengesetz bekanntlich nur für die „Canaille" und die „Rotüre" da, nicht aber für Menschen, d. h. für die Geschöpfe vom Baron aufwärts. Die Weltgeschichte ist keineswegs das Weltgericht, bewahre! sondern sie ist vielmehr ein diplomatischer Salon, wo Schurken und Scheusale, vorausgesetzt, daß sie von einem gewissen Range, auf dem Fuße völliger Gleichberechtigung mit dem Besten und Edelsten konversiren. Hieraus ergiebt sich freilich der Uebelstand — wenigstens könnte ein Plebejer leicht verführt werden, es für einen Uebelstand zu halten —, daß Ranke die weltgeschichtlichen Figuren nach der diplomatischen Schablone zeichnet und



Digitized by Google

malt, welche Schablone denn doch lange nicht für alle paßt. Man nehme z. B. die „Deutsche Geschichte zur Reformationszeit". Kein Billiger wird erwarten, daß Ranke darin den Bauern und ihren Führern gerecht werde; es widerspräche dies seinem ganzen Wesen. Aber, gerechter Himmel, was für einen diplomatischen Waschlappen hat er aus dem Luther gemacht! Man braucht nicht eben für diesen rebellischen Mönch eingenommen zu sein — und wir selber sind es keineswegs, weil die dicktheologische Atmosphäre, welche er um sich verbreitet, unsere Nerven zu peinlich berührt — nein man braucht nicht eben für Luther eingenommen zu sein, um zu fühlen, wie weit hier Ranke's Darstellung unter dem Gegenstande bleibt. In Wahrheit, der berühmte Historiker ist gar nicht im Stande, derartige Kolosse in entsprechenden Dimensionen nachzubilden, denn hiezu reicht die Kabinetsmalerei nicht aus. Einen schlagenden Beleg hiefür bietet auch der Cromwell in der „Englischen Geschichte". Wahrlich, dieser Ranke'sche Cromwell hätte die Schlachten von Naseby, Dunbar und Worcester nicht geschlagen, hätte einen meineidigen König nicht auf's Schaffot geschickt, hätte zu Englands weltherrschender Macht nicht den Grund gelegt. Ebenso wenig wie für Luther und Cromwell paßte die diplomatische Schablone für den grobklotzigen König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, der in seiner Art auch ein Riese gewesen. Zu was für einem kläglichen Schemen ist in den „Neun Büchern preußischer Geschichte" der handfeste Schlagadodro von König-Korporal unter Ranke's Hand geworden! Mit Riesen also versteht der Meister der Berliner historischen Schule nicht umzuspringen, er versteht nur, sie zu verkleinern. Dagegen ist sein historischer Pinsel wie eigens dazu gemacht, in schärfsten Umrissen und feinster Farbennüancirung Abenteurer und Intriguanten uns vorzuführen. Ranke ist immer bewundernswerth, wenn er den Maulwurfsgängen einer weltgeschichtlichen Intrigue nachspürt, oder uns die dunkeln Schleichwege eines historischen Hazardspielers aufdeckt. Ich halte daher die kleine Schrift „Ueber die Verschwörung gegen Venedig im Jahre 1618" für eins der vorzüglichsten Werke Ranke's, wie ich, wahrscheinlich zu nicht geringer Verwunderung Vieler, für sein bestes Geschichtsbuch überhaupt die „Serbische Revolution" ansehe. Dieses Werk verstand ich unter der weiter oben angedeuteten Ausnahme. Denn dasselbe scheint mir alle Vorzüge Ranke's zu vereinigen und alle seine Schwächen auszuschließen. Hier *konnte* er das Volk schlechterdings nicht ignoriren, er *mußte* es in den Kreis seiner Betrachtungen ziehen, und deshalb hat er denn auch ein geschichtliches Lebensbild voll Naturwahrheit und Frische geliefert, zu dessen Betrachtung man immer wieder gerne zurückkehrt.

Ranke ist Absolutist. Wenn auch nicht gerade ein Absolutist von der strikten oder strikteſten Observanz, so doch jedenfalls dem konstitutionellen oder pseudokonstitutionellen Prinzip keine Einräumung machend, als etwa

Digitized by Google

die, daß es vielleicht nicht ganz unzweckdienlich wäre, wenn von Zeit zu Zeit Versammlungen von Notablen, deren Mitglieder natürlich die Krone bezeichnen würde, ihre Begutachtung von Diesem oder Jenem dem Monarchen allerunterthänigst zu Füßen legten. Wir haben über dieses Ideal königlich preußischen Konstitutionalismus mit Ranke nicht zu rechten. Denn wir sind gewohnt, einen Jeden nach seiner Façon religiös und politisch selig werden zu lassen, und beanspruchen nur Gegenrecht. Wir waren daher auch gar nicht überrascht, zu finden, daß Ranke in einem seiner neuesten Werke, in der „Französischen Geschichte", den Absolutismus möglichst verherrlicht hat. Dieses Buch bezeugt übrigens Seite für Seite, wie weit es der Meister in der höfischen Glattstreichelung selbst des Widerborstigsten gebracht. Mit welcher zarten Kourtoisie wird z. B. die königliche Anstifterin der Bartholomäusnacht behandelt! Der ganze Gräuel nimmt sich in der Ranke'schen Darstellung aus, als habe es sich dabei nicht um mehr als etwa um eine Reiherbeize oder dergleichen gehandelt. Wenn dies historische Objektivität sein soll, dann mögen die Götter namentlich die Jugend vor den Einflüssen solcher Objektivität bewahren! Daß die vollendete Despotie Ludwig's XIV. den Meister der Berliner historischen Schule mit ungemessenem Respekt erfüllt, ist selbstverständlich. Es ist bekanntlich nicht seine Art, so Etwas gerade herauszusagen; aber die ganze, höchst sorgsame Behandlungsweise der Regierung des genannten Bourbon verräth deutlich genug, daß Ranke in demselben das Ideal eines Königs erblickt. Wir bezweifeln nicht, daß der Meister bei Aufstellung dieses Ideals oder Idols mit vollster Ueberzeugung zu Werke gegangen, und ebenso wenig, daß solcher Idealismus höheren und höchsten Ortes allüberall als durchaus „korrekt" anerkannt werden wird.

Die Forderung, der Historiker müsse „parteilos" sein, ist meist nur ein Ausfluß der Parteibornirtheit selbst. Republikaner und Royalisten, Demokraten und Aristokraten können die Geschichte schreiben und können sie gut schreiben, vorausgesetzt, daß sie überhaupt zu schreiben und gut zu schreiben verstehen und niemals, auch nur für einen Augenblick, vergessen, daß Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit die Säulen der Historik. Wenn ein republikanisch gesinnter Geschichtschreiber sich unterfinge, um den Sozial-Kontrakt-Fanatiker Robespierre weißzubrennen, dessen gesammtes Thun und Lassen in elegisch-apologetisch-schillernder Beleuchtung zu zeigen, ja sogar Ausschlag gebende, d. h. zu des genannten Fanatikers Ungunsten zeugende Thatsachen zu unterschlagen, so würde er mit Fug und Recht ein Geschichtsfälscher gescholten werden. Wir sind weit entfernt, aus dieser Prämisse eine auf den Meister der Berliner historischen Schule bezügliche Schlußfolgerung ziehen zu wollen; allein wir können und dürfen nicht verhehlen, daß gerade Solche, welche, wie wir selber, die außerordentlichen Verdienste Ranke's um Geschichtsforschung und Geschichtschreibung mit dankbarer Bewunderung anerkennen,



Digitized by Google

mit tiefem Leidwesen wahrnehmen mußten, welchen Spielraum er in seinen neuesten Werken den absolutistischen Velleitäten eingeräumt hat. Auf Kosten der Gerechtigkeit, auf Kosten der historischen Wahrheit. Ranke's „Englische Geschichte", soweit sie die englische Revolution beschlägt, ist nur eine, nicht einmal sehr geschickt gemachte Apologie des Absolutismus. Was mittelst Vertuschens und Bemäntelns, mittelst Verschweigens von Thatsachen sogar, zu diesem Zwecke geschehen konnte, ist hier geleistet. Karl der Erste ist ein durch und durch verlogener, falscher, zweizüngiger und verrätherischer Mensch gewesen, was uns durchaus nicht wundert, da er ja sehr „fromm" war. Ranke's Darstellung nun macht diesen König, wenigstens in den Augen von Unkundigen, zwar nicht zu einem ganzen, aber doch zu einem halben Heiligen. Gäbe diese Darstellung einen Maßstab ab, so müßte man wahrhaft erschrecken, wie leicht in gewissen Regionen das frevelhafteste Spiel mit den Rechten und der Wohlfahrt der Völker genommen wird. Die notorische Falschheit und grelle Wortbrüchigkeit des Stuarts werden mit Ausdrücken überkleistert und beschönigt, wie z. B. mit diesen: Karl sei „in den Fall gekommen, Zugeständnissen, welche er den populären Grundsätzen öffentlich nicht verweigern konnte, mit geheimer Protestation zu begegnen", oder: „er habe es geliebt, zwei Sehnen an seinem Bogen zu haben" — ein diplomatischer Lieblingsausdruck Ranke's für Wortbruch und Verrath, welchen er auch auf die blutdürstige Verrätherin Katharina von Medicis anwendet. Es ist bekannt, daß jener treubrüchige Brief, welchen der König von Hamptoncourt aus an seine Frau schrieb und worin er dem Cromwell zum Dank dafür, daß dieser sich herbeigelassen, zum letzten Mal eine wirkliche Ausgleichung zwischen Karl und der Nation zu versuchen, Strick und Galgen verhieß, den großen Oliver zu der Ueberzeugung brachte, mit diesem Meineidigen sei fürder nicht zu verhandeln. Ranke hat für gut gefunden, dieser Thatsache gar nicht zu erwähnen. Der Grund liegt handgreiflich nahe und es wäre nicht eben auffallend, wenn Uebelwollende aus diesem Umstand, wie aus der angedeuteten Betrachtungsweise der englischen Revolution überhaupt, folgerten, es gebe Augenblicke — und zwar lange, lange — in Ranke's Leben, wo der Historiker in ihm vor dem Hofmann ganz und gar zurücktrete. Was uns betrifft, wir urtheilen milder; aber wir können dies nur thun auf Kosten eines dem berühmten Geschichtschreiber dargebrachten Lobes, welches uns ungerechtfertigt erscheint. Man hat nämlich gesagt und wiederholt, Ranke verstehe es wie kein Zweiter, in großen Zügen Grundwesen und Grundstimmung welthistorischer Epochen zur Anschauung zu bringen. Gerade hiefür aber mangelt ihm unseres Erachtens das rechte Organ. Sein Auge ist nicht dazu eingerichtet, den unendlichen Kampf, welchen der Wahn und der Gedanke, das Prinzip der Unterwerfung und das der Selbstbestimmung in der Geschichte ausfechten, in dessen ganzem Umfange vorurtheilslos zu

Digitized by Google

überschauen. Das Lieblingsterrain seiner Forschung und Darstellung ist bekanntlich das sechszehnte und siebzehnte Jahrhundert, und doch kann nur die blinde Nachbeterei behaupten, daß in einem seiner bezüglichen Werke die großen Gegensätze, Despotismus und Freiheit, welche von damals an den Prozeß menschlicher Entwickelung entschiedener als jemals zu bestimmen begannen, gleichermaßen zu ihrer ganzen und vollen weltgeschichtlichen Bedeutung herausgearbeitet seien.

Wie Jedermann weiß, hat man für Shelley den treffenden Ausdruck erfunden, er sei ein Dichter für Dichter. Mit nicht geringerem Rechte kann man von Ranke sagen, er sei ein Historiker für Historiker. Man ist sogar oft versucht, zu glauben, daß er bei Schaffung seiner Werke nur Leser vom Fach im Auge habe: so ganz und gar nimmt er auf die Bedürfnisse größerer Leserkreise keine Rücksicht. Er geht nie darauf aus, eine allseitig ausgeführte Darstellung des betreffenden Stoffes zu geben. Er läßt es sich vor Allem angelegen sein, dem Gegenstande neue Seiten abzugewinnen. Als bekannt Vorausgesetztes wird nur flüchtig skizzirt, oft kaum angedeutet. Seine Diktion geht knappgeschürzt mit kurzen, raschen Schritten einher. Sein Styl bezeugt durch eine gewisse Unrast, wie sehr es ihn drängt, die Resultate seiner Studien an den Mann, d. h. an die Fachgenossen zu bringen. Wenn trotz alledem die Ranke'schen Schriften neuerdings mehr und mehr gelesen werden, so giebt das einen erfreulichen Beweis ab von der zunehmenden Bedeutung und Geltung der historischen Literatur. Ob sich noch ein anderer Schluß daraus ziehen lasse, der nämlich, daß die konservativ-reaktionäre Stimmung die herrschende unserer Tage sei, lassen wir dahingestellt..... Ranke's Wirksamkeit als Lehrer muß früher eine sehr bedeutende gewesen sein und hat als eine sehr fruchtbare sich erwiesen. Die Verehrung und Liebe, womit seine Schüler an ihm hängen, geben Zeugniß hiefür. Ebenso der Umstand, daß die Ranke'sche Schule der Historik dermalen bei Weitem die einflußreichste in Deutschland ist, ja das Gebiet der Geschichtswissenschaft ziemlich unbeschränkt beherrscht.

Indessen muß gesagt werden, daß die Schule vor dem Fanatismus einer allein seligmachenden Doktrin glücklich sich zu bewahren verstanden hat. Wenn sich in neuerer Zeit bei vielen Mitgliedern derselben die Ansicht festgesetzt hat, das Haus Hohenzollern sei von Ewigkeit her dazu bestimmt, das Aufgehen Deutschlands in Preußen zu einer vollendeten Thatsache zu machen, so kann dies kaum für ein charakteristisches Merkmal der Schule angesehen werden; denn bekanntlich partizipiren auch Historiker und sonstige Gelehrte anderer Schulen an dieser harmlosen Illusion. Sicher ist ferner, daß die Mehrzahl der Schüler auf dem politischen Standpunkt des Meisters keineswegs stehen geblieben ist. Man nehme z. B. zwei der bedeutendsten dieser Schüler, Adolph Schmidt und Heinrich von Sybel. Beide bewei-

Digitized by Google

sen, daß man vortrefflich Geschichte schreiben kann, ohne sich zu einem Priester des Mumienkults der Vergangenheit zu machen, ohne sich im Gewordenen und Gewesenen so festzurennen, daß man für die Berechtigung des Seienden und Werdenden keine Theilnahme und kein Verständniß mehr hat. Ob Sybel unter den Vorkämpfern des preußischen Konstitutionalismus stehe, ob Schmidt vielleicht noch mehr als einen Schritt weit darüber hinaus nach vorwärts gehe, daran ist Nichts gelegen; wohl aber liegt Etwas daran, daß Historiker von Talent und Ruf sich nicht zu Beschönigern und Vertheidigern absoluter Anschauungen und Ansprüche gebrauchen lassen, welche mit den politischen und sozialen Bedürfnissen und Forderungen unserer Zeit in einem Widerspruche stehen, der lächerlich sein würde, wenn er nicht so unheilvoll wäre.

Es hieße Allbekanntes wiederholen, wollte ich die Leistungen der genannten Beiden des Breiteren berühren. Ich kann mich auf etliche Andeutungen beschränken. Man hat der Berliner historischen Schule nicht ganz mit Unrecht eine gewisse Vornehmthuerei und gelehrte Selbstgefälligkeit zum Vorwurfe gemacht, — Eigenheiten, woran man sich ganz besonders in Süddeutschland gestoßen. Man hat nämlich hier genug und übergenug erfahren, was für ein unerquicklich Ding die Berliner Suffisance, — eine Sorte von Bildungshochmuth, welche den Süddeutschen um so auffallender vorkommen muß, wenn sie erwägen, wie blutwenig denn doch eigentlich Berlin zur Anhäufung des nationalen Kulturschatzes schöpferisch mitgewirkt und beigetragen. Bei jeder Gelegenheit und immer wieder von Neuem ist im Interesse der nationalen Sache gewissen superklugen Bewohnern der Gegenden klassischer Verwechselung von Dativ und Akkusativ zu bedenken zu geben, daß die berüchtigte Miene der „Neunmalweisheit" den Süddeutschen durchaus nicht imponirt und daß diese Miene um so weniger geeignet sein dürfte, in Süddeutschland „moralische" Eroberungen zu machen, als man hier an politischer Durchbildung und Erfahrung gewissen Neunmalweisen unzweifelhaft voraus ist. Dies nebenbei. . . . . Was ich eigentlich sagen wollte, ist, daß es den, der Berliner Schule gemachten Vorwurf gelehrter Vornehmthuerei in erfreulichster Weise widerlegt, wenn ein Historiker wie Adolf Schmidt einer Neubearbeitung der populären Becker'schen Weltgeschichte sich unterzieht. Dieses vielverbreitete und einflußreiche Werk auf die Höhe heutiger Geschichtswissenschaft zu stellen, ist ein reales, ist ein unendlich viel größeres Verdienst, als etwa darin liegt, die Welt mit Problemklaubereien und zweifelhaften Konjekturen zu verblüffen, die heute etwelchen Lärm machen und morgen schon verknallt, verdunstet und verschollen sind. Uebrigens hatte Schmidt seine Befähigung, geschichtliche Themata populär, im besten und höchsten Sinne populär zu behandeln, schon früher erwiesen. Seine Darstellung des Aufstands zu Konstantinopel unter Justinian

Digitized by Google

ist eine wahre Perle von einer Monographie über einen ebenso dunkeln als anziehenden Gegenstand und seine „zeitgenössischen Geschichten" beleuchten instruktiv und fesselnd die zwei Hauptangelpunkte europäischer Politik in der Zeit von 1815 bis 1840. — Was Sybel angeht, so hat er, wie Jedem bekannt, auf dem Gebiete mittelalterlicher sowohl als moderner Geschichte mit glänzendem Erfolge gearbeitet. Zwar sein Buch über Entstehung und Wesen des germanischen Königthums hat verschiedene, nicht unbegründete Einwürfe zu befahren gehabt, wie denn die außerordentliche Thätigkeit auf dem Felde vaterländischer Alterthumsforschung nothwendig zu Resultaten führen wird, durch welche früher gewonnene ergänzt, berichtigt oder auch beseitigt werden. Dagegen ist Sybel's Arbeit über den ersten Kreuzzug unzweifelhaft als eine bleibende Leistung anzuerkennen und hochzuwerthen. Man darf, ohne den Vorwurf der Uebertreibung befürchten zu müssen, geradezu behaupten, daß nirgends, weder in der deutschen noch in sonst einer Literatur ein Buch existire, welches Wesen und Charakter, den Gedankengang und die Thatmotive der Kreuzzugszeit so sicher und klar aufzeigt, wie das Sybel'sche. Weitreichenderen Ruf noch als durch diese und andere seiner Arbeiten hat Sybel mittelst seiner „Geschichte der Revolutionszeit" gewonnen. Mit vollem Recht, obgleich der Beifall kein einstimmiger war oder sein kann. Dies zwar, daß das Werk im Ganzen und Großen nach Gehalt und Form eine der schönsten Hervorbringungen der historischen Kunst des Jahrhunderts, dies sollten, denk' ich, alle Verständigen aller Parteien zugeben. Ebenso, daß es von patriotischem Sinne getragen sei. Ueber Einzelnes jedoch gehen die Meinungen weit auseinander. Wenn als ein Hauptverdienst Sybel's angesehen werden muß, daß er durch seine kritisch durchgearbeitete, mit wesentlich neuen Aufschlüssen bereicherte Darlegung des diplomatischen Gewebes der Revolutionspolitik den bezüglichen, absichtlich oder unabsichtlich gemachten und verbreiteten französischen Lügendunst und Phrasennebel gründlich aus der Revolutionsgeschichte hinweggefegt hat, so darf dennoch keineswegs verschwiegen werden, daß seine Angaben nicht immer dem Zweifel standhalten. So ist z. B. über seine Anschauung der östreichisch-preußischen Allianz von 1792 und der damit in Verbindung stehenden zweiten Theilung Polens zwischen Sybel und Herrmann, dem ohne Frage gründlichsten deutschen Kenner russisch-polnischer Geschichten, eine Kontroverse entstanden, welche sich nicht zu Gunsten des Ersteren gewendet hat. Wenn ferner die ultramontane Unterschiebung, Sybel sei ein „Geschichtsmacher" im Sinne gothaischer Borussomanie, mit der gebührenden Verachtung in die obskure Gegend ihrer Herkunft zurückgeschoben werden muß, so ist doch nicht zu leugnen, daß das berühmte Geschichtswerk nicht selten einen für die Ohren Unbefangener, die weder Parteigänger Preußens noch Oestreichs, sondern eben nur schlichtweg Deutsche sind, auffallenden apolo-

Digitized by Google

getisch-preußischen Ton anstimmt. Endlich hat Sybel nicht hinlänglich beachtet, daß man der Menschheit denn doch nicht unbedingt zumuthen kann, schlechterdings nur aus Royalisten bestehen zu müssen. Den Eindruck dieser Zumuthung macht aber das berühmte Buch nur allzu häufig. Wenn Sybel durchgängig alles Monarchische, Personen sowohl als Dinge, mit großer Milde und Urbanität behandelt und beurtheilt hat, so wird das kein Unbefangener ihm verübeln. Aber wenn von dem republikanischen Historiker mit Recht gefordert wird, daß er auch Monarchen gerecht zu werden wisse, so wird von dem royalistischen ebenfalls verlangt werden können, daß er Republikaner und Republikanisches nicht a priori als unberechtigt verwerfe. Schreiber dieser Zeilen ist sicherlich kein unbedingter Bewunderer dessen, was die Franzosen bislang im republikanischen Fache geleistet haben: er glaubt auch, Frankreich werde so ziemlich das letzte Land Europas sein, welches die republikanische Idee dauernd verwirklichen wird, und er hat endlich nicht nöthig, seinen Abscheu vor den blutigen Exzessen der französischen Revolution zu bekräftigen, weil dieser Abscheu jedem anständigen Menschen selbstverständlich eigen ist. Dagegen aber muß er seine Ansicht betonen, daß in Sybel's Geschichtswerk die Helden der Revolution mit einer Ungunst behandelt sind, welche das Maß der Gerechtigkeit weit überschreitet. Sybel hat die ungeheure Arbeit dieser Männer lange nicht genug anerkannt, besonders deshalb nicht, weil er die unermeßlichen Schwierigkeiten, unter welchen diese Riesenarbeit gethan werden mußte und wirklich gethan wurde, nicht hinlänglich beleuchtete. Gerade heutzutage, wo die Verfälschung aller Begriffe und die Abschwächung aller Prinzipien guter Ton geworden, ziemt sich bei jeder Gelegenheit das unumwundene Bekenntniß, daß wir noch bis an den Hals in romantisch-mittelalterlichem Unrath stecken würden, wenn die Sündfluth der Revolution den Wust nicht weggeschwemmt hätte. Das sollte man nicht vergessen und gerade der unbedingten Verdammung der Revolution durch das gemeine Junker- und Pfaffenpack gegenüber ist es einer wahrhaften Geschichtsschreibung doppelt ernste Pflicht, unerschrocken darzuthun und laut auszusprechen, daß der revolutionäre Orkan allen seinen Schrecken zum Trotz eine unermeßliche Wohlthat für die Welt gewesen ist. Wir preisen es als den schönsten Zug von Sybel's Buch, daß diese welthistorische Thatsache den Grundton desselben ausmacht; aber wir können nicht umhin, hinsichtlich der Ausführung des großen Themas im Einzelnen da und dort mit ihm zu rechten. So beispielsweise in Betreff der Charakteristik Danton's, die wir für eine unzulängliche, ja in Hauptzügen geradezu unrichtige und ungerechte halten. So ein Koloß hätte doch wohl auch verdient, das menschliche Interesse des Geschichtsschreibers zu erregen, eine Antheilnahme, welche Sybel sonst, z. B. in der Schilderung vom Ausgang des armen Dauphin im Temple, so erschütternd wirksam zu machen verstand. Dan-

Digitized by Google

ton's Untergang steht an tragischem Gehalt dem jenes unglücklichen Kindes gewiß nicht nach. Aber freilich, er war ein Republikaner! —

Wir dürfen ohne Ueberhebung der deutschen Historik das Verdienst vindiziren, zur Herstellung einer authentischen Geschichte der Revolutionszeit bisher das Beste geleistet zu haben. Schlosser und Wachsmuth, Häusser und Sybel, beziehungsweise auch Herrmann und Baumgarten, haben über diese Epoche Arbeiten geliefert, welchen weder die französische noch die englische Historik etwas Ebenbürtiges zur Seite zu stellen hat. Auch in Behandlung der Zeit Napoleon's dürfte, falls von wirklicher Geschichte und nicht von historischer Romandichtung für oder wider die Rede ist, deutschen Historikern die Palme gebühren. Abgesehen von Schlosser, Wachsmuth und Häusser, deren Jeder in seiner Art auf diesem Felde so viel gethan, sei hier daran erinnert, daß die Napoleon'schen Kriege, insbesondere die Feldzüge von 1812, 1813 und 1814, durch Th. v. Bernhardi („Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Grafen Toll") eine fachmännische und sachgemäße, unübertrefflich meisterhafte Darstellung gefunden haben, auf welche der Umstand, daß der Verfasser in Bezug auf den genannten General dann und wann von der „Lues Boswelliana" leicht angeflogen erscheint, keinen irgendwie erheblichen nachtheiligen Einfluß geübt hat. Aus dem reichen mehr und mehr zu Tage gebrachten und noch fortwährend vermehrten authentischen Material der Befreiungskriegsepoche hat der wackere Heinrich Beitzke sein bekanntes Geschichtswerk aufgebaut, das im besten Sinne ein nationales zu heißen verdient, weil es, durchpulst von Vaterlandsliebe, auch gegen den Feind jene Gerechtigkeit und Billigkeit walten läßt, die, man sage dagegen, was man wolle, zu den löblichsten Eigenschaften der Deutschen gehören. Mehr in die fachwissenschaftlich-gelehrte historische Literatur stellt sich das große Werk des hochverdienten Georg Heinrich Pertz, des „Monumenta-Pertz", wie er von Rechtswegen heißen sollte, über Stein. Es ist die höchste Gattung der Biographie, welche hier in Anwendung gebracht wurde und, was den Inhalt betrifft, im Ganzen mit schönstem Erfolg. Denn wenn auch bei einer so umfassenden Arbeit einzelne und sogar nicht wenige Irrthümer nicht ausbleiben konnten, und wenn es unangenehm auffällt, daß ein Forscher von Pertz's Range anerkannte „fables convenues" kritiklos nachschreibt — (z. B. die Fabel von der angeblich auf Napoleon's Befehl geschehenen Ermordung Pichegru's im Gefängniß) — so muß doch die eifrige Aufspürung und umsichtige Aufgrabung und Sammlung der Quellen zu wärmstem Danke verpflichten. Eine andere Frage freilich ist, ob Pertz auch als Geschichtschreiber die Höhe seines Gegenstandes erreicht habe. Wir glauben nicht, daß diese Frage bejahend beantwortet werden könne. Die Anordnung des Stoffes ist keine übersichtliche, die Darstellung ohne rechtes Leben und anregende Anschaulichkeit, brüchig, bröckelnd,

Digitized by Google

oft verworren, Unbedeutendes oder Gleichgültiges zu oft in den Vordergrund ſtellend, der Styl ohne Plaſtik und Draſtik, ſchleppend, häufig geradezu ermüdend. In unverhältnißmäßig höherem Grade iſt dem Ideal biographiſch-hiſtoriſcher Kunſt nahe gekommen Johann Guſtav Droyſen in ſeinem „Leben Yorks“. Das iſt geradezu eine Zierde der deutſchen Biographik und der Verfaſſer hat meines Erachtens viel mehr wirkliche Urſache, auf dieſes Buch ſtolz zu ſein als auf ſeine „Geſchichte der preußiſchen Politik“, welche bei all ihrer Gelehrſamkeit auf Unbefangene und Urtheilsfähige nur verſtimmend wirken kann, weil die Abſicht des Werkes gar zu zudringlich ſich merkbar macht. Auch ſo erobert man uns Andere keineswegs „moraliſch.“ — —

In einem dritten Artikel werde ich in den Kreis meiner Betrachtung ziehen, was die deutſche und die ausländiſche Hiſtorik neuerer und neueſter Zeit für die Geſchichte des Alterthums gethan hat.

---

Digitized by Google

# Die neue Schöpfungslehre Darwin's.

Von Dr. E. Wiß.

III. (Schluß.)

Unfruchtbare Insekten. Darwin wird selbst von der Thatsache betroffen gemacht, daß bei den Ameisen die unfruchtbaren Arbeiter die meisten Veränderungen zeigen. Ja bei Arten, wie Exciton, Cryptoceris und Myrmiocystus (Mexiko) finden sich zwei Arten unfruchtbarer Thiere, die Arbeiter und die Soldaten, die letzteren mit ganz eigenthümlichen Schilden versehen, bei der Wander-Ameise Westafrikas aber (Anomma) Arbeiter von bedeutenderer Größe als die Herren. Die natürliche Zucht soll hier durch Auswahl und Vermehrung derjenigen Weibchen, welche solche Varietäten unfruchtbarer Arbeiter zum Vortheil der Gemeinde gebären, diese eigenthümlichen Erscheinungen hervorgebracht haben. Wie? Gewöhnen sich die Weibchen daran, unfruchtbare Kinder zu gebären? und die wenigen fruchtbaren, die sie gebären, sollen dieselbe Eigenschaft in größerem Maße haben? Wird die Virtuosität, unfruchtbare Kinder zu gebären, nicht dann nothwendig so weit gedeihen, nur solche zu gebären? Wo bleibt da die Nachkommenschaft überhaupt? Das ist ja die wahrhaftige Geschichte des Suppenkaspers, der durch Verschmähung der Suppe immer magerer wird, und zuletzt zur Liniengestalt zusammenschrumpft. Für Darwin ist es das glänzendste Zeugniß für die natürliche Zucht. Nach Verübung solcher Beweisführungen verdient er, den Eumeniden des Kladderadatsch überantwortet zu werden. Der Ernst der Sache liegt aber darin, daß ein sonst kenntnißreicher und gewiß auch nicht geistloser Naturforscher durch die Methode spekulativen, kritiklosen Denkens dazu kommen kann, aller Logik Valet zu sagen. Gerade die Eigenschaft dieser Ameisenarten, fruchtbare und unfruchtbare Junge zugleich in allen Generationen zu gebären, hätte Darwin lehren sollen, daß hier ein ursprüngliches Gesetz in der Art liegt, das nur die Annahme der ursprünglichen Entstehung der Arten erlaubt.

Bastardbildung. Da Darwin das Terrain der Wirksamkeit für seine natürliche Zucht besonders in das reproduktive, in das geschlechtliche

Digitized by Google

System setzt, so ist die Bastardbildung von eben so großer Bedeutung für seine Theorie, als er sie bedeutungslos hinzustellen sucht. Unter den Bastardbildungen der Pflanzenwelt führt er Kölreuter's und Gärtner's Versuche auf; diese hätten von Varietäten der Schlüsselblume nur seltene und wenige, von rothen und blauen Pimpinellen (Anagallis arvensis und caerulea) gar keine Bastarde erhalten, während W. Herbert von Kreuzung zweier Arten, Crinum capense und revolutum, fruchtbare Bastarde erhielten. So sei es auch eigenthümlich, daß die Lobelie durch Kreuzung mit distinkten anderen Arten fruchtbare Bastarde, von eigenem Samenstaub unfruchtbare Abkömmlinge erzeuge. Eine gleiche Variabilität durch Kreuzung mit anderen Arten zeige sich bei Pelargonien, Fuchsien, Passifloren, Verbascen, Calceolarien, Rhododendren u. s. f.

Die Erzeugung fruchtbarer Bastarde bei den Thieren durch Kreuzung zweier bestimmter Arten leugnet Darwin im Allgemeinen; als Ausnahme giebt er sie zu bei Hühnern, Gänsen, Rindvieh und Hunden. Wir werden noch mehr Fälle beibringen. Als Erfahrungen bei der Kreuzung giebt er folgende allgemeine Gesetze: Bastarde, wenn auch an sich fruchtbar, werden durch weitere nahverwandtschaftliche Kreuzung wieder unfruchtbar gemacht. — Bastarde von zwei Arten sind oft leicht zu erzielen, bleiben aber selbst unfruchtbar. — Bastarde anderer Arten sind oft schwer zu erzielen; gelingt es aber, so bleiben sie fruchtbar (so in der Gattung Dianthus). Hier macht Darwin eine eigenthümliche Bemerkung, die ganz vernünftig klingt, und, wie im Selbstvergessen gesprochen, die Ursprünglichkeit der Arten voraussetzt. Er sagt: Im ersten Falle, bei leichter, aber unfruchtbarer Bastardbildung können die Gesetze der Abartung, als ursprüngliche, eingeborene (innately) ungünstig, im zweiten können es die äußeren Bedingungen sein. Seiner Theorie nach ist aber alle Abartung nur Resultat der Einwirkung äußerer Bedingungen auf das Geschlechtssystem. — Ferner: Bastarde, die einem der Stammeltern der verschiedenen Arten, denen sie entsprungen, ähnlich sind, erweisen sich gewöhnlich als unfruchtbar, die, welche dagegen eine Mittelform zwischen beiden darstellen, als fruchtbar. — Für die gewöhnliche Begattung bei Pflanzen und Thieren bildet die Gattung oder die Sippe die Grenze der Kreuzung; nicht so für die Bastardbildung durch Pfropfen bei den Pflanzen. Hier gelingt es oft, zwei Gattungen fruchtbar auf einander zu pfropfen, während die Pfropfung zweier Arten derselben Gattung oft mißlingt. Diese Eigenthümlichkeit führt Darwin auf individuelle Zustände des geschlechtlichen Systems, deren Gesetz noch unbekannt sei, zurück. Im Allgemeinen sei die leichte Kreuzung zweier Arten der normalen Gesundheit, der Integrität dieses Systems, die Unfruchtbarkeit der gewonnenen Bastarde der Störung der geschlechtlichen Funktionen, durch den Widerstreit verschiedener in Einem Individuum vereinten Artencharaktere erzeugt, zuzu-

Digitized by Google

schreiben. Denn eine Verschmelzung der beiden Arten könne man bei einem durch sie gebildeten Bastard nicht annehmen; es seien also Widersprüche (wir würden sagen unvermittelte Gegensätze) in ihrer Organisation; diese hätten wieder verschiedene Beziehungen zur Außenwelt. Daß aber ungewohnte Beziehungen zur Außenwelt Störungen und Schwächungen des geschlechtlichen Systems erzeugen, sähe man an der schwierigen, oft gänzlich mißlingenden Paarung von Individuen derselben Arten, wenn diese in ein fremdes Klima oder aus dem Zustande der Freiheit unter Verschluß gebracht würden. Andererseits sei es Thatsache, daß die Kreuzung bestimmter verschiedener Individuen und Unterarten derselben Art, leichte Veränderungen der Lebensbedingungen und der Paarung bei Pflanzen und Thieren die Kraft und Fruchtbarkeit der Blendlinge vermehre, starke Veränderungen dagegen sie aufhebe. So seien die Bastarde, von Rosenpappeln, Verbascen, Mais und Gurken durch Kreuzung leichter Varietäten gewonnen, fruchtbarer als die Stammpaare und zeigten große Neigung zur Erzeugung von Spielarten. Dies Letztere schreibt Darwin dem Umstande zu, daß sie als Blendlinge von Varietäten die Variabilität erbten und findet in dem ziemlich ähnlichen Verhalten der Bastarde verschiedener Arten und der Blendlinge der Varietäten den Beweis, daß Arten nur bestimmt ausgeprägte und durch natürliche Zucht befestigte Spielarten seien.

Wir wollen die mitgetheilten, interessanten und praktisch wichtigen Beobachtungen nicht antasten, da uns die Erfahrung in den Experimenten der künstlichen Zucht fehlt. Was aber die letzten Schlüsse aus der Variabilität betrifft, so widerspricht der Vererbung der Variabilität gerade die früher von Darwin selbst mitgetheilte Beobachtung, daß die Produkte der ersten Kreuzung meist weniger abarten und überhaupt weniger fruchtbar sind. Bei diesen müßte doch die Vererbung der Neigung zum Abarten noch am mächtigsten sein. Diese Neigung zur Abartung bei Bastarden und Blendlingen ist aber überhaupt eine Erfahrung, welche der Theorie Darwin's von der Bildung der Arten durch natürliche Zucht gefährlich wird. Denn es handelt sich zunächst auch bei Darwin's Theorie um Bildung neuer Varietäten. Kann nun diese in der künstlichen Zucht, wie auf dem Terrain des freien Zusammenlebens auf natürliche Vorgänge, auf ausnahmsweise Paarung verschiedener Spielarten und Arten zurückgeführt werden, so ist um so weniger Grund vorhanden, die abenteuerlichen Wunder der natürlichen Zucht zur Erklärung herbeizuziehen. Ist überhaupt die Paarung verschiedener Arten, von Varietäten ganz abgesehen, so selten, und wenn sie vorkommt, so unfruchtbar für die Fortpflanzung, wie Darwin sie darstellt? Vogt hat schon viele Beispiele aus Giebel's und Tschudi's Erfahrungen angeführt, welche dagegen sprechen. In erster Reihe steht hier die Fruchtbarkeit weiblicher Bastarde der Maulthiere und Maulesellinnen, wenn sie von Hengsten

Digitized by Google

der Stammthiere, der Pferde oder Esel besprungen werden; dann die Erzeugung fruchtbarer Bastarde des Wolfes und des Hundes, des Dromedars und des Trampelthieres, der Ziege und des Schafs, der Steinböcke und der zahmen Ziegen, der Füchse und der Hunde. Für alle diese Thiere beweist Vogt schlagend die physiologische und anatomische Eigenheit des Typus, die uns zwingen, sie zu verschiedenen Arten zu rechnen, und für die letzten Beispiele von Paarungen verschiedener Arten der freien Natur sprechen die detaillirten Berichte Tschudi's in „seinem Thierleben der Alpenwelt."

Es ist hier ein fruchtbares Feld der Beobachtung für die Entstehung von Spielarten gegeben. Bei der Begattung von Individuen verschiedener Arten haben wir die Vereinigung verschiedener Typen im Prozeß der Zeugung und das Spiel dieser ursprünglichen typischen Gegensätze bei der Nachkommenschaft; solche Bildung von Spielarten hat nichts Mysteriöses, wie die Nützlichkeitsabsichten der „natürlichen Zucht", greift nicht zurück in's nebelhafte Dunkel ferner Jahrtausende, sondern deutet ein treues Gesetz im Rahmen weniger Generationen an. Arten und Spielarten bewahren strenge ihren Typus bei ihren Abkömmlingen, bis sie gekreuzt werden. Dann differenziren sie sich zu Spielarten. Durch die Kreuzung in der Begattung werden die ursprünglich getrennten Typen vereinigt und in ein lebensvolles Spiel neuer Gegensätze gebracht. Ist hier nicht die Annahme weit eher berechtigt, daß Varietäten im Naturzustande nicht durch natürliche Zucht, sondern durch Kreuzung der Arten entstanden seien? Wir wollen damit nicht ausschließen, daß einzelne Varietäten selbst ursprünglich oder durch klimatische Veränderungen erzeugt worden sind. Die Stütze des Arguments, daß das ähnliche Verhalten der Bastarde und Blendlinge die Identität der Arten und Spielarten zeige, ist gefährlich und gebrechlich; denn man kann umgekehrt daraus schließen, daß deshalb viele Spielarten ebenso ursprünglich wie die Arten entstanden seien. Wir gebrauchen ja bei den organischen Wesen im Naturzustande den Ausdruck Spielarten nicht blos für veränderte Produkte der Abstammung gleicher Arten, nicht genealogisch, sondern wesentlich für geringe Verschiedenheiten bei gleichem Typus der Art. Darwin behauptet aber selbst, daß die meisten Varietäten Produkte häuslicher und künstlicher Zucht und daß dieselben im Naturzustande selten seien. Natürlich, der Mensch schafft willkürlich und absichtlich die Bedingungen der Kreuzung der Arten, eben um Varietäten zu gewinnen; in der freien Natur sind diese Bedingungen selten, und darum auch das seltene Vorkommen der Spielarten. Das Fehlen der Mittelstufen ist hier auch einfacher und natürlicher erklärt, als durch Darwin's natürliche Zucht, der für die langen Uebergangsbrücken von Art zu Art Tausende von Varietäten entstehen und wieder untergehen lassen muß, um jenen Mangel der Mittelglieder zu erklären. Thatsächlich zeigt sich die Neigung verschiedener

Digitized by Google

Arten, sich zu paaren, nicht als allgemeines Gesetz; vielmehr herrscht bei den meisten Arten Abneigung; in einzelnen von uns angeführten Fällen kommt Neigung aber thatsächlich vor und wird dann Varietäten ins Leben rufen; in den meisten anderen Arten, wo die Neigung fehlt, werden also auch Varietäten oder Mittelstufen zwischen den verschiedenen Arten Einer Gattung fehlen.

Geologische Urkunden. Wie vorauszusetzen ist, nimmt Darwin eine ungeheure Anzahl von Varietäten als Mittelstufen der Arten an, welche alle im Laufe der Entwickelung ausgestorben seien. Es tritt hier natürlich die Frage gebieterisch an ihn heran: Weshalb finden sich keine Reste dieser ausgestorbenen Mittelglieder im geologischen Befund? Die Schwierigkeit der Beantwortung dieser Frage bereitet er durch die unermeßliche Länge der Zeit vor; in dieser läßt er dann alle Mächte der Zerstörung wirken. Nach Ramsey hat er für die Mächtigkeit englischer Flötze auf 13¾ englische Meilen oder 72,584 Fuß angeschlagen:

| | |
|---|---|
| Paläontologische Flötze mit Ausschluß des Lavabettes . | 57,154 |
| Sekundäre Flötze . . . . . | 13,190 |
| Tertiäre Flötze . . . . . | 2,240 |
| | 72,584 |

Rechnet man nun, daß der Missisippi hunderttausend Jahre braucht, um sechshundert Fuß hohes Sediment abzulagern, so ergäbe sich für die Bildung dieser englischen Flötze eine Zeit von zwölf Millionen Jahren, Zeit genug, um noch viel unmöglichere Theorieen wie die Darwin'sche möglich zu machen.

Als Hauptgründe für die Armuth der paläontologischen Sammlungen im Kontrast zu der für seine Theorie nothwendigen ungeheuren Zahl von Varietäten giebt er folgende. Die Weichthiere gingen meist zu Grunde. Nur ein kleiner Theil der Erdkruste sei durchforscht. Die Kruste des Meeresbeckens sei uns gänzlich verschlossen. Und doch bildeten sich hier und in seichtem Wasser die dichtesten Schichten Sediments. Denn telegraphische Sondirungen zeigten, daß große Meerestiefen, wenn auch einiges, doch nur wenig organisches Leben enthielten. Reichere Mannigfaltigkeit organischen Lebens sei überhaupt nur da zu erwarten, wo die Senkung des Landes langsam und bei seichtem Wasserstande vor sich gegangen sei. Wo, wie in Südamerika Hunderte von Meilen Landes in jüngster Zeit einige hundert Fuß hoch emporgehoben worden seien, da zeige sich keine paläontologische Ausbeute, selbst nicht für kurze geologische Perioden, und das Wenige, was da sei, würde durch die nimmerrastende Arbeit der Küstenwellen von den Flötzen weggespült. Aehnliche Vorgänge hätten gewiß auch in der Vorzeit den Verlust vieler organischer Wesen in den fossilen Resten für uns herbeigeführt. Es sei die Ansicht der meisten neueren Geologen, daß dickere,

Digitized by Google

mächtigere Erdschichten nur durch langsame Bodensenkungen hätten entstehen können; aber auch dann müßte das Sediment dicht genug sein, um organische Wesen einzubetten, ehe sie verfaulen. In Südamerika finde sich nur an der Westküste eine solche dickere Schichte. Wo, wie in Parime nach A. v. Humboldt's Beschreibung, sich große Areale von Granit auf der Oberfläche vorfänden, könne man sicher annehmen, daß diese durch die Wirkung der Wellen von den oberen Schichten entblößt worden seien; mit diesen Schichten seien aber auch die paläontologischen Wesen verloren gegangen. Solcher von den oberen Schichten entblößter Areale gäbe es mehr als man glaube. Wo wir aber bei langsamer Senkung des Landes und seichtem Wasserstande reichere fossile Schichten erwarten könnten, würden, außer an den Küsten, wenig neue Varietäten entstehen und die alten aussterben, ehe sie im Sedimente eingebettet werden könnten.

Man sieht, Darwin fordert dem Ministerium der Natur gegenüber, das doch überall so genaue spezialisirte Rechnung liefert, nur ein summarisches Budget, keine Spezialetats. Seine Vertheidigung für das Defizit von reinerfundenen Ersparungen der Mittelstufen ist so angelegt, daß er in ungeheuren Zeitdimensionen beliebige Mächte spielen läßt. Es ist ein Drama eigener Erfindung, aber er ist Dichter und Theaterintendant zugleich. Das Stück muß gespielt werden. Da wird mit Hebungen und Senkungen, mit Sturm und Ruhe, mit Erscheinung und Untergang auf der Bühne des Lebens Alles vorgeführt, was eben die Tendenz des Stückes braucht. Die Naturwissenschaft ist aber nicht so leichten Kaufs loszuwerden; sie ist die unerschütterliche Fortschrittspartei; sie fordert Nachweis der behaupteten Posten; sie ist die ewige Kritik, sie fragt nicht nach der Tendenz eines Stückes, sondern nach dessen Naturwahrheit. Wir wären Darwin gegenüber vollkommen berechtigt, ihn mit dem blos verneinenden Urtheil abzuweisen: Beweise erst die Existenz der vielen Varietäten, ehe Du deren behaupteten Untergang zur Stütze Deiner Theorie gebrauchst. Aber einige thatsächliche Einwendungen werden immerhin nützlich und anregend für die Sache selbst sein.

Die Befunde der Geologie lehren uns, daß in den ältesten Zeiten unserer Erdentwickelung, in den ersten Zeiten organischer Entwickelung auf der Erdoberfläche ein gleichmäßiges tropisches Klima auf der ganzen Erde verbreitet war. Selbst an den Polen, wo man nicht ohne Grund in Folge dünnerer Luftschichten und rascherer Verdunstung ein kühleres Klima annahm, finden wir unter den Resten der Vorzeit die Riesenelephanten, die Repräsentanten eines heißen Klimas. Uebereinstimmend damit finden wir alle und dieselben Pflanzen- und Thiergattungen mehr oder minder auf der ganzen Erde verbreitet. Die geographischen Begrenzungen der organischen Wesen treten erst mit den tertiären Flötzen, mit den Kalkformationen auf, und hier

Digitized by Google

treffen wir auch sogleich einen größeren Reichthum und neue Gattungen von Säugethieren. Wenn man also auch alle Gelegenheiten für den Untergang der unendlichen Menge organischer Wesen, welche Darwin annimmt, zugeben wollte, so haben diese doch immer nur an einzelnen Orten gewirkt. Es ist also zu verwundern, daß, wenn wir diese angenommenen unendlich vielen Mittelstufen an dem einen Orte nicht finden, wo die Hebung oder Senkung des Bodens, oder die Dünnheit des Sediments ihre Vernichtung bewirkt haben, wir sie nicht an einem anderen Orte, wo diese für ihre Erhaltung ungünstigen Umstände nicht vorhanden waren, nicht eben so gut antreffen sollten, wie faktisch viele Arten in Jurakalk erhalten sind, die wir in tertiären Schichten Nordamerikas vermissen; als ob, wie Darwin selbst mystisch genug bemerkt, die Natur unserem Wissensdurst ihre alten Reichthümer habe verbergen und entziehen wollen.

„Aber", sagt Darwin, „die am meisten verbreiteten Arten ergeben die meisten Varietäten. Die Varietäten sind aber lokaler Entstehung und daher nicht so leicht aufzufinden." Weshalb nicht? Weshalb so wenige von den unendlich vielen? Wenn die Paläontologie, fährt er fort, behaupte, die fossilen Arten hätten keine Mittelstufen, so behaupte er mit Lubbock, jede Art sei eine Mittelstufe für andere verwandte Formen. Wenn man von Einer Sippe von etwa zwanzig lebenden und ausgestorbenen Arten etwa vier Fünftel ausmerzte, so würde man auch die Mittelglieder so wenig finden, wie zwischen Kameel und Schwein, Pferd und Tapir, aber in den fossilen Vierfüßlern würde man sie finden. „Die Kette verbundener Formen läuft eben nicht gerade von einem lebenden Wesen zum andern, sondern beschreibt oft einen Umkreis durch die Formen der Vorwelt."

Diese ganze Stelle ist, als ob sie ein schalkhafter Gegner Darwin's ihm ohne sein Wissen ins Konzept geschrieben hätte; sie wirft seine ganze Theorie kurzweg um. Wenn die Arten durch Abartung auf dem Wege der natürlichen Zucht entstehen, und die Stammarten von den nachkommenden für den Lebenskampf besser konstituirten Varietäten ausgemerzt werden, so können die Mittelglieder der lebenden Arten doch nicht in der Vorwelt gesucht werden. Leben denn die Wesen rückwärts und pflanzen sich in die Vorwelt fort? Das gelingt ja nicht einmal derjenigen Spezies von homo sapiens, die gern wieder ins Mittelalter hineinleben möchte.

An sich aber, ohne Darwin's theoretische Postulate, giebt jene Bemerkung eine schöne Illustration des Sachverhaltes, wie er uns in der Natur immer klarer erscheint, des Schöpfungsplanes, der konsequent in sich die Typen der organischen Geschlechter schafft, des Planes, wie er in seiner Totalität in den Elementen des Planeten vorausgesetzt werden kann. Die einzelnen Theile des Planes treten aber nur unter günstigen Bedingungen



Digitized by Google

hervor. Die Schöpfungen sind immer ursprünglich; sie brauchen aber nicht gleichzeitig zu sein; sie sind nicht genealogisch entstanden; es können unbeschadet des Planes einzelne, ja viele Mittelglieder fehlen und gar nicht zur Entstehung kommen; denn die günstigen Bedingungen ihrer Entstehung können ausbleiben. Sehen wir nicht an den einzelnen Individuen der organischen Wesen Unvollkommenheiten, mangelhafte Ausbildungen ihrer individuellen Gestalt? Nun, unser Planet ist auch nur Individuum in der Reihe von Millionen Weltkörpern. Nur das Gesetz ist absolut, nicht seine Erscheinung. Die Natur ist hier vollendet, dort Torso; aber auch dem Torso ist das Gepräge der Vollendung aufgedrückt.

Nach Aufstellung eines dogmatischen Schemas der organischen Wesen des indischen Archipels, das eben Nichts beweist, weil es zu viel beweisen will, geht Darwin zu einer Hauptschwierigkeit über, die ihm im geologischen Befunde seiner Theorie entgegentritt.

Die plötzliche Erscheinung ganzer Gruppen verwandter Arten in gewissen Formationen. Darwin behauptet, diese Arten hätten schon vor ihrer Einbettung in Sediment gelebt, wären nur noch nicht gefunden worden. So habe Cuvier behauptet, es kämen in tertiären Schichten keine Affen vor; jetzt seien solche in Indien und Südamerika in tertiären Schichten entdeckt worden. So hätten die Naturforscher angenommen, daß die Vögel erst im Beginne der tertiären Periode erschienen seien; jetzt habe man im sekundären rothen Sandstein der Vereinigten Staaten die Fußspuren von dreißig Arten Vögel entdeckt.

Solche vereinzelte Entdeckungen, welche, wie jene Fußspuren, noch dazu bloße Vermuthungen zulassen, können jene Entdeckungen ganzer verwandter Artengruppen, wie sie Agassiz, Pictet und Sewick gemacht haben, nicht im Sinne der natürlichen Zucht verwerthen; sie sprechen zu deutlich für die ursprügliche Entstehung der Arten. Darwin giebt sich auch nicht einmal die Mühe — und dies wäre hier gerade am wichtigsten für seine Theorie, — für die genannten Gruppen die frühere Existenz von Stammeltern nur irgendwie nachzuweisen. Er beharrt vielmehr auch da noch auf seiner spurlosen Hypothese, wo diese zur offenbarsten Absurdität führt. Sie wird nämlich total umgeworfen durch das Auftreten verwandter Arten in den tiefsten ältesten Schichten der silurischen Periode. Er stellt trotzdem die verzweifelte Vermuthung auf, daß vor dieser Zeit — also in der glühenden Lavakruste? — die Stammeltern dieser Arten gelebt hätten; denn in den Logmynds Lagern und Barrandes Primordialzone habe man Phosphor und bituminöse Substanz, also Spuren organischen Lebens gefunden. Was für eine Art von Feuerwesen diese gewesen sein müssen, darüber macht sich Darwin keine Sorgen. Für ihn existirt das Gesetz nicht, daß in hohen Temperaturen alles organische Leben untergeht. Es frappirt ihn aller-

Digitized by Google

dings, daß in den ungeheuren Arealen silurischer Landstrecken in Rußland und Nordamerika keine Spur gefunden wird, welche auf das Vorhandensein fossiler Lager vor der silurischen Zeit schließen ließe. Es sei zwar im Allgemeinen anzunehmen, daß Land und Meer im Großen und Ganzen trotz der Oszillationen der Erdoberfläche immer so vertheilt gewesen sei, wie jetzt, aber vor der silurischen Periode sei es leicht möglich, daß, was heute Land ist, Meer gewesen sei. So liegen alle Beweisstücke für Darwin's natürliche Zucht im tiefen Meeresboden. Das erinnert uns lebhaft an jenes Gemälde, das den Durchgang der Juden durch das rothe Meer darstellen sollte. Der Maler hatte blos Meer gemalt, und als der Besteller des Bildes fragte, wo die Juden seien und wo Pharao mit seinem Heer, der sie verfolge, antwortete er, die Juden seien schon hinüber und Pharao mit seinem Heere schon ertrunken. So sind bei Darwin die einen Arten der fossilen Wesen schon weggespült, die anderen liegen im Meeresgrunde.

Geologische Folge der Arten. In der Erfahrung, daß ausgestorbene Arten nicht wiederkehren, findet Darwin einen deutlichen Beweis für seine Theorie. So könnten, wenn eine Taubenart, wie die Fantails und ihre Stammeltern, die Feldtauben, ausgestorben wären, keine Fantails wieder erzeugt werden, weil die Stammform fehlte. Wir wollen über die Gültigkeit dieser Behauptung für ausgemachte Varietäten nicht streiten, da sie ja noch Nichts dafür beweist, daß eine Art die Varietät einer anderen Art sei. Aber jene Erscheinung, daß ausgestorbene Arten nicht wiederkehren, spricht ebenso sehr und noch stärker für die ursprüngliche Entstehung der Arten. Denn ist die Eigenthümlichkeit der Arten bei ihrer Entstehung von dem bestimmten Zusammentreffen von Bedingungen abhängig, das in der Erdperiode, in der sie entstehen, sowohl in den Erdelementen, als in den Einflüssen der Sonne und der Erdatmosphäre vor sich geht, so wird eine ausgestorbene Art nicht leicht wiederkehren; denn es ist nicht anzunehmen, daß in einer neuen der Artenentstehung günstigen Periode gerade dieselben Entwickelungsbedingungen wieder eintreten können, welche den früheren Arten Eigenheit und Gepräge gegeben hatten. Dem widerspricht nicht, daß gewisse einfache Formen, wie Schachtelhalme und Farrenarten, wie Lingula, Cirripeden, oder Ohthalamus, er im Kalke Belgiens gefunden wurde, nicht zu aller Zeit neu entstehen können. Je einfacher eben die Formen sind, desto einfacher und häufiger werden die Bedingungen ihrer Entstehung sein. Wie will aber Darwin wissen, ob ausgestorbene Arten nicht wiederkehren, wenn er die wirklich wiederkehrenden, wie die Farrenkräuter, der genealogischen Abstammung in gerader Linie zuweist. Es wäre jedenfalls vorsichtiger gewesen, ohne Suggestiv-Behauptung, welche von vornherein zur Annahme seiner Theorie verpflichtet, zu sagen: Einige ausgestorbene Arten sind nicht wiedergekehrt. — Das



Digitized by Google

Aussterben der Arten gehe langsamer vor sich, als die Entstehung neuer Arten, fährt Darwin fort, sei aber immer mit der letzteren verbunden, und dies zwar auf dem Wege der Verdrängung durch besser ausgestattete neue Arten. So werde von den Schalthieren noch heute die Art Trigonia in den Australischen Gewässern, die Ganoiden, eine ausgestorbene Gattung Fische, in unseren Süßwässern gefunden. Das Aussterben der Arten, durch Varietäten, die sich von denselben abgezweigt haben, bedingt, mag bei der künstlichen Zucht eintreten, wo die neue Varietät auf Kosten der Stammart bevorzugt und fortgepflanzt wird. In der Natur hat es Darwin erst nachzuweisen, ehe er weitere Schlüsse darauf baut. Daß eben einzelne Arten ausgestorbener Gattungen heute noch bestehen, spricht geradezu dagegen. Weshalb wurde diese nicht auch durch Varietäten verdrängt?

So müßte das Aussterben der riesenhaften Mastodonten und Saurier und in den späteren Perioden der Tribolithen und Ammoniten eben auch durch die Ausmerzung durch eine große Menge von Varietäten in den nachfolgenden Formen erklärt werden. Keine Spur von dem Allem ist in den geologischen Befunden aufzufinden. Insekten mögen in Indien die Zahl der Elephanten und in Südamerika die anderer Vierfüßler verringern; aber ausgestorben sind diese ursprünglich entstandenen seit Tausenden von Jahren bestehenden Arten weder durch Insekten, noch durch Varietäten. Ueberall, wo wir Verminderung und Aussterben der Arten sehen, geschieht es durch deren natürliche Feinde, durch Krankheiten, durch die zerstörende Gewalt der Elemente, nicht durch eine erbräuberische, futterneidische Verwandtschaft. Wo die menschlichen Wohnungen in die Wildniß vordringen, sterben die Schlangen, Löwen, Tiger, Bären und Wölfe aus. Oder Seuchen raffen ganze Geschlechter fort. Ganze Indianerstämme, welche ein hundertjähriger Krieg mit ihren Nachbarn nicht vertilgen konnte, hat eine Seuche aus den Listen der Lebendigen gestrichen. In den älteren Zeiten früherer Erdentwickelung ist es vollends unnöthig, eine künstliche Erklärung für das Aussterben der Sippen und Arten herbeizuzwingen; dieses findet doch in den gewaltigen Veränderungen der Erdrinde, in den vulkanischen Erhebungen und Ausbrüchen, in den Ueberschwemmungen und Bodensenkungen seine weit natürlichere Erklärung.

Aber nicht blos das gleichzeitige Auftreten ganzer Gruppen verwandter Arten in bestimmten Erdepochen ist eine der inhaltsschweren Fragen, welche Darwin durch seine Theorie zu lösen unternimmt. Er wagt sich noch an weit schwierigere. Die Vergleichung geologischer Befunde derselben Epochen zeigt uns, daß die Lebensformen zugleich auf der ganzen Erde wechseln. Diese erstaunliche Erscheinung, welche so weit geht, daß die Lebensformen der Kalkperiode auch da, wo keine Kalkniederschläge stattgefunden haben, wie in Amerika, doch zu derselben Zeit gleichen Typus zeigen,

Digitized by Google

haben Verneuil und Archiac zu der Bemerkung veranlaßt: „Erstaunt über dies eigenthümliche Gesetz, wenden wir unsere Blicke nach Nordamerika und entdecken dort eine Reihe analoger Erscheinungen; es wird zur Gewißheit, daß alle diese Veränderungen der Arten, ihr Aussterben und das Auftreten neuer nicht bloßen Meeresströmungen, oder anderen blos örtlichen und zeitlichen Ursachen zugeschrieben werden können, sondern von allgemeinen Gesetzen abhängen müssen, die das ganze Reich der thierischen Welt beherrschen."

Diese vorsichtig ausgesprochene Bemerkung verwerthet Darwin sogleich zur dogmatischen Begründung seiner Theorie. Da die Zeitläufe zwischen den einzelnen Perioden sehr groß waren, so habe die natürliche Zucht Zeit genug gehabt, neue zum Kampf um das Dasein besser ausgerüstete Arten zu erzeugen; diese hätten sich weit über die Erde verbreitet, überall neue Varietäten erzeugt und die alten Einwohner verdrängt. — Es ist klar, daß die obige Betrachtung die Annahme ursprünglicher Artenbildung von Neuem bestärkt. In Zeiten großer tellurischer Umwälzungen waren für die organische Materie ähnliche Bedingungen auf der ganzen Erde; dies erklärt den analogen Typus, während die geographische Verschiedenheit den lokalen Einflüssen des Bodens und der durch diese bedingten Lebensweise der Thiere entspricht. Mögen die großen Umwälzungen den Untergang der alten Geschlechter im Ganzen bewirkt haben, so ist es doch denkbar, daß einzelne Individuen an günstigen Orten verschont blieben. Dies erklärt vielleicht die Ueberbleibsel untergegangener Gattungen in Australien und Amerika. Wäre der Untergang früherer Gattungen durch Verdrängung von Seiten neuer Varietäten bewirkt worden, so ist es schwer begreiflich, weshalb gerade diese Repräsentanten der fossilen Welt noch heute auf Einem Terrain mit den neuen, den heutigen Geschlechtern leben.

Organisationswerth der Thiere der Vorzeit in Vergleich mit den lebenden Formen. Wenn auch im Allgemeinen, sagt Darwin, von allen Naturforschern die Vervollkommnung der Organisationen im Laufe der Zeiten zugegeben würden, so wären über einzelne Arten die Meinungen doch sehr verschieden, so: ob die Haye der silurischen Periode oder die Ganoiden der späteren Zeit, oder die lebenden Knochenfische vollkommener organisirt seien. — Diese ganze Betrachtung schlägt sehr zu Ungunsten der Theorie Darwin's aus. Denn die Vervollkommnung besteht nicht in der Vervollkommnung der alten Arten, sondern in der, die in ganz neuen Arten sichtbar ist. Der sibirische elephas primigenius, der irländische cervus megaceros, das mylodon robustum von Buenosayres, das megatherium Cuviers zeigen wenig Verwandte unter den lebenden Thieren, sind aber trotzdem, daß sie der Sandsteinperiode angehören, in ihrer Art eben so vollkommen, wie die lebenden Arten; so ist es mit den Tannen, den Ahornen, den Ulmen,

Digitized by Google

den ausgestorbenen Bernsteinfichten. Welche Vergleiche soll man zwischen den Sauriern und Krokodilen der silurischen Periode und den Beutelthieren und Känguruharten der Jurakalkperiode anstellen? sie haben eben alle den Werth sui generis. So sind die Algen und Fucusarten des Urgesteins gewiß in ihrer Art ebenso vollkommen, wie die riesigen Farren und Schachtelhalme und die schön gegliederten Sigillarien der Steinkohlenperiode, oder die kleineren Farren, Schilfe und vielfältigen Cicadeen des Liaskalks. An den Arten gerade, welche wie die Farrenkräuter und die Schachtelhalme und Schilfe in allen Perioden auftreten und heute noch in unseren Wäldern als zierliche Farrenkräuter oder in Indien als festgewobene Bambusrohre gleiche Formen zeigen, kann man so wenig eine Vervollkommnung entdecken, als an den lebenden Beutelthieren Australiens und Amerikas, in Vergleich zu denen des Jurakalks.

Agassiz's Bemerkung, „daß die Thiere der Vorzeit in ihrer Stufenfolge der embryonalen Entwicklung der lebenden Arten in gewisser Beziehung gleichen", deutet, wenn sie sich bewährt, viel folgenreicher auf große unveränderliche morphologische Gesetze der organischen Materie, die in jeder neuen Epoche in anderen und vollendeteren Formen, wie nach der Norm eines Krystallisationsgesetzes auftreten, Gesetze der Zellenbildung, der Arenrichtung, der Symmetrie u. s. w. In keinem Falle aber hat Agassiz hiebei an eine genealogische Abstammung, an eine Einwirkung der natürlichen Zucht auf die Geschlechtsorgane und ihren mit der Zeit fortrückenden Austrag auf bestimmte Lebensalter gedacht, — eine künstliche Erklärung Darwin's zum Heile seiner Theorie, welche gar keine Erfahrung, nicht einmal die der künstlichen Zucht für sich hat.

Die neueren Typen jedes Areals, meint aber Darwin, hätten eine offenbare Verwandtschaft zu den Thieren der in demselben Areal gefundenen fossilen Arten. Dies ist aber nur insofern richtig, als die heutigen Geschlechter zu einzelnen fossilen Thieren Verwandtschaft in der Organisation zeigen. Darwin giebt das auch zu und stellt sich selbst die Frage, ob man wohl die neueren Geschlechter als Nachkommen der Megatherien, Faulthiere (Bradypus), Ameisenbären (Myrmecophaga) und Panzerthiere (Armadillo) gelten lassen könne? Diese Ungeheuer, antwortete er, seien allerdings ausgestorben, aber verwandte Arten hätten sich von ihrer Zeit an fortgepflanzt. — Wo sind aber diese? Wo sind die Stammeltern? Wo die Nachkommen? Sind es die Elephanten im Eise Sibiriens? Sind es die Tiger und Bären in den nordischen Höhlen? Nein! Darwin gesteht selbst zu, daß man seine Theorie verwerfen müsse, wenn man sie nach den geologischen Befunden prüfen wolle. Und doch kann er nur in der fossilen Pflanzen- und Thierwelt die Bewährung seiner Theorie suchen. Denn das heutige Verhalten der organischen Wesen im Naturzustande bis zurück zu dreitausend

Digitized by Google

Jahren, zu den in den ägyptischen Alterthümern bewahrten Lebensformen beweisen Nichts für, sondern alles gegen dieselbe.

Geographische Vertheilung der Wesen. Es zeige sich hier die konstante Erscheinung, daß, unabhängig von den gleichen Klimaten, die organischen Wesen jedes Areals und Kontinentes einen verwandten Typus unter sich, aber nicht zu den Arten anderer Areale unter gleichem Klima offenbarten. So sei die Fauna der Seethiere an den Ostküsten Amerikas eine andere, als die an den Westküsten. Der amerikanische Strauß habe nichts gemein mit dem afrikanischen, die Haasen der Laplatastaaten nichts mit den europäischen; sie zeigten vielmehr ächt amerikanischen Typus. Dies komme daher, daß weit verbreitete Arten am meisten variirten und so am geschicktesten zur Auswanderung seien. Im fremden Lande würden sie nun durch den Kampf ums Dasein, durch Klima und Boden zu eigenen Arten umgewandelt; daher der verschiedene durch natürliche Zucht entstandene geographische Typus bei gleicher Abstammung. Diese Wanderungen wären zwar nicht überall leicht zu erklären, namentlich nicht für Pflanzen und Süßwasserthiere. Aber Versuche hätten gezeigt, daß Samen sich lange keimfähig in Salzwasser erhielten und daher ebenso gut wie die Kokusnüsse auf einsamen Korallenriffen in fernen Ländern wieder aufleben könnten: So habe man die Erfahrung, daß Samen sich lange keimfähig im Kropf von Vögeln erhalten habe. Saamen von Pflanzen und Laich von Wasserthieren hätten sich in der Erde, welche am Fuße von Vögeln kleben geblieben, lange lebensfähig erhalten. Solche Fälle könnten manche wunderbare Wanderung erklären. Vögel könne der Sturm über den Ocean treiben. Wasserthiere können durch Ueberschwemmungen in verschiedene nachher wieder gesonderte Bassins gerathen. Thiere seien gewiß in der Eisperiode auf Eisblöcken nach fernen Gegenden verpflanzt worden. So dürfe man sich über die weite Verbreitung derselben Thierarten so wenig wundern, wie über die wunderbare Uebereinstimmung, welche manche Pflanzenarten hoher europäischer Gebirge mit denen des Himalaya und der Cordilleren zeigten. — Diese Odysseen Darwin's, gedichtet um seine Theorie zu stützen, sind phantastischer, als irgend etwas, was uns in der Naturgeschichte vorgekommen ist. Fast gegen alle seine Annahmen thürmt sich die Unwahrscheinlichkeit bis zur Unmöglichkeit auf. Samen und Laich von Wasserthieren mögen, jene im Salzwasser, diese an den Füßen der Vögel klebend, einige Zeitlang lebensfähig bleiben, aber gewiß nicht, um Reisen von Europa nach Amerika auszudauern. Ueberschwemmungen mögen gewisse Arten Süßwasserthiere aus einem Landsee in den anderen bringen, aber gewiß nicht, wenn Gebirge dazwischen sind. Wie sollen gewisse, weit verbreitete Süßwassermuscheln von einem Kontinente zum anderen kommen? Bei Uebertragung des Samens von Alpenpflanzen nach dem Himmalaya und den Cordilleren müssen die

Digitized by Google

Vögel vorher A. v. Humboldt's Pflanzengeographie studirt haben, sonst ist nicht abzusehen, wie sie den Samen gerade in die Höhen bringen sollen, wo die Art gedeihen kann. Bei Beförderungen auf Eisblöcken müssen immer Pärchen ausgewandert sein und eine große Virtuosität im Hungern und Ertragen der Kälte gehabt haben. Wie sollen aber gar erst Strauße und Vierfüßler von Afrika nach Amerika kommen? Sind das Alles nicht größere Wunder, als das Wunder der nach ähnlichen Typen organische Wesen erzeugenden und nach geographischen Bedingungen sie verändernden Natur unserer Erde?

Was die Wanderungen der Thiere betrifft, so zeigt uns die Erfahrung, daß mit Ausnahme der Arten, die eben ursprünglich den Wanderinstinkt haben, der Wandervögel, Ameisen, Ratten u. s. f., die Mehrzahl der Thiere in einem kalten Winter eher erfrieren, in einem Hungerjahre eher verhungern, als daß sie sich zur Auswanderung entschließen. Es fehlt eben den meisten dazu der Instinkt. Wenn in einem großen Areal, wo warmes oder, wie in ältesten Zeiten selbst die Pole, tropisches Klima geherrscht hat, später kaltes Klima eintritt, so wird dies außer den Wanderthieren kein anderes Thier zur Auswanderung vermögen. Wer soll bei fehlendem Instinkt, wenn ringsum Kälte herrscht, es ihnen lehren, daß es tief im Süden wärmer ist? Und beweisen uns dies nicht die Elephanten im Eise Sibiriens und andere Reste tropischer Thiere und Pflanzen im Norden? Die Brut von Süßwassermuscheln mag sich in einem Zimmer zwölf bis zwanzig Stunden lang lebensfähig erhalten und von einem Aquarium zum anderen übergepflanzt werden. Wie sie aber durch Enten noch lebensfähig von den Aquarien Europas zu denen Amerikas getragen wird, das kann nur der glauben, der den Grundsatz hat: „ich glaube es, weil es unglaublich ist", credo, quia absurdum est."

Auf den ozeanischen Inseln, fährt Darwin fort, kämen keine Frösche und Kröten, überhaupt keine Batrachier vor; wo sie aber, wie in Madeira, importirt worden seien, hätten sie sich stark vermehrt. Das spräche gegen die ursprüngliche Entstehung der Art. In den Gebirgen von Neuseeland findet sich aber eine Froschart. — Nun? — Die ist natürlich auf Eisbergen dahin gekommen. Was soll dies aber gegen die ursprüngliche Artenentstehung beweisen? Kann man denn annehmen, daß die Lebensbedingungen auf diesen Inseln zur Zeit der Entstehung der Arten dieselben für diese waren, die sie jetzt sind, daß damals dort hätten Frösche entstehen müssen, weil jetzt welche dort leben können?

Daß auf den ozeanischen Inseln sich keine großen Säugethiere finden, und von diesen überhaupt nur Fledermäuse, erklärt Darwin daraus, daß diese nicht hätten über das Meer wandern können — hier werden also die Eisberge desavouirt. — Abgesehen davon, daß nicht alle Eilande

Digitized by Google

vulkanischen neueren Ursprungs, wie Darwin behauptet, einige sogar mit tertiären Schichten bedeckt sind, so beweist dies Alles Nichts gegen die ursprüngliche Entstehung der Arten. Kann man annehmen, daß kleine Erdstriche mitten im Meere, fortwährend den Stürmen und Ueberschwemmungen ausgesetzt, eine geeignete Geburtsstätte für große Säugethiere gewesen seien? Und wenn sie dort entstanden waren: genügten nicht die Schrecken der Eisperiode, kalte Winter, unfruchtbare Jahre, Krankheiten u. s. f., um sie zu vernichten, ohne daß sie von der Grenze aus wieder ersetzt werden konnten? Wenn sie aber, nach Darwin, vom Lande aus nicht bevölkert werden konnten, dann wird ja seine ganze Wanderungstheorie von ihm selbst geleugnet. Um diese zu retten, wenigstens für die Kontinente von Afrika und Amerika, hat er auch einen neuen Ausweg. Amerika und Afrika seien ursprünglich durch Land verbunden gewesen. — Das wäre doch erst nachzuweisen. Wenn wir auch zugeben, daß die gleiche Fauna auf Inseln und dem nahe gelegenen Festlande auf einen früheren Zusammenhang hindeuten, wie ihn uns z. B. Humboldt für Cuba und das amerikanische Festland an den gleichen Gebirgsmassen und den Spuren der zerstörenden Fluth nachgewiesen hat, so widerspricht der behauptete Zusammenhang Afrikas und Amerikas in früherer Zeit geradezu einer anderen Behauptung Darwin's, daß man im Großen und Ganzen seit der Entstehung der heutigen Arten eine gleiche Vertheilung von Land und Wasser annehmen müsse, wie wir sie jetzt sehen. Für andere Wanderungen, wenn wir auch alle Spiele des Zufalls für einzelne Fälle, alle erfinnbaren Möglichkeiten zugeben, können wir die allgemeine Tendenz nicht zugeben. Zum Wandern gehört eingeborener Instinkt, wie ihn gewisse Arten haben, oder starker moralischer Entschluß, wie ihn nur der vernunftbegabte Mensch faßt, von dem der Dichter singt:

„Der Mann, der das Wandern hat erdacht,
Der hatte ein Herz von Stein."

Wir wollen von Schranken, wie denen der Ozeane, ganz absehen. Wir geben nicht einmal zu, daß zwei verschiedene Arten Gemsen, Steinböcke oder andere Gebirgs-Antilopen, die zwei verschiedene Gebirge bewohnen, welche durch ein breites Thal vollständig getrennt sind, von einander abstammen. Wer hat je Gemsen in der Ebene hausen, oder selbst auf der Flucht da laufen gesehen? Die Gemse sucht die Berge, wie der Fisch das Wasser. Die Noth der Gefahr tritt aber bei den Thieren nicht immer an die Stelle der Vernunft. Wir sehen es selbst bei begabten Thieren, wie bei den Pferden, daß sie aus ihrem Stall, wenn dieser in Brand geräth, nur rückwärts, also ohne ihren Willen, gebracht werden können. So wenig, wie auf die Wanderungen, legen wir auf die Veränderungen durch den Kampf ums Dasein Gewicht, dessen verschiedener Weise mit neuen Feinden Darwin die

Digitized by Google

Verschiedenheit der Sippen und Arten auf den Inseln zuschreibt. Die von Darwin angenommenen Veränderungen sind nicht nachweisbar, sie sollen in unbestimmten, ungeheuren Zeitläufen spielen, während die natürliche Erklärung der Veränderung der Art, wo sie wirklich eintritt oder früher eingetreten ist, im Einfluß von Boden und Klima liegt. Hiefür haben wir Belege, die in kurzen Zeiträumen sich erfahrungsgemäß bewährt haben. Die Thiere, welche von Spanien nach Südamerika eingeführt wurden, Pferde und Schweine in den Cordilleren, Katzen in Paraguay, haben dort weder konkurrirende Verwandte, noch vernichtende Feinde gefunden; haben sich aber doch binnen wenigen Generationen wesentlich und eigenthümlich verändert, und sind dann in dieser Veränderung wie in einem ursprünglichen Typus verblieben. Was den Kampf der Thiere unter sich betrifft, so ist dieser ein mannigfaltiger und nicht theoretisch verwerthbar. Die schwächeren Thiere wappnen sich nicht durch neuwachsende Vertheidigungs- oder Flucht-Organe gegen die stärkeren, sondern meist durch geschützte Aufenthaltsorte, häufig durch Assoziationen unter sich, und Darwin zum Trotze verbinden sich oft die schwächeren von gleichem Futter lebenden Raubthiere zum Schutze gegen die stärkeren. So giebt Heuglin in seinen letzten Briefen aus den Gebirgen von Keres in Afrika ein hübsches Bild aus dem Thierleben. Er belauschte dort in Höhlen die Klippendachse, die mit anderen Thieren, darunter dem Ichneumon, auch einem Raubthier, das auf Perlhühner und Franklinhühner Jagd macht, zusammenleben und beobachtete, wie sich diese Thiere gegenseitig Zeichen geben, wenn der Feind naht, wenn der Tiger, einer Schlange gleich, an den Felsenwänden emporklimmt. Auch der Rabe ist mit ihnen im Bunde und fliegt von Baum zu Baum und zeigt durch Warnungsrufe, wo eine Riesenschlange oder ein anderes größeres Raubthier auf Beute lauert.

In der Thierwelt zeigt das Ringen ums Dasein weder die Tendenz, noch das Resultat der Artenbildung, sondern stellt sich bunt und mannigfaltig nach dem Gesetz der vorhandenen Art und nach den äußeren Lebensbedingungen dar. In die spanischen Stiefeln eines Dogmas, wie in das der natürlichen Zucht eingeschnürt, so zeigt sich eben die Natur nirgends in der Natur. Was die Thatsache betrifft, daß niedrigere Organisationen, wie gewisse Arten von Landschnecken weit verbreitet, höhere mehr geographisch begrenzt sind, so streitet sie nicht gegen die ursprüngliche Entstehung der Arten; es ist nicht unwahrscheinlich, daß niedrigere Organisationen allgemeiner, überall vorhandener Elemente und Lebensbedingungen zu ihrer Entstehung, höhere Organisationen dazu schon der günstigen Konjunkturen gewisser Lokalitäten bedürfen. Ist die weitere Verbreitung gewisser Arten durch Wanderung mit Ausnahme einiger Zufälligkeiten irgendwo bestätigt worden? Ist sie nicht selbst da, wo die günstigsten Bedingungen vorliegen,

Digitized by Google

faſt ſpurlos? Hat der warme Golfſtrom, der von Oſtindien und Afrika herüber die amerikaniſche Oſtküſte entlang ſtreicht, und nördlich bis an die ſchottiſchen und irländiſchen Küſten ſchlägt; oder der kalte Strom des ſtillen Meeres, der von der auſtraliſchen Inſelwelt nach den Küſten Perus und den Goldgeſtaden Kaliforniens ſtrömt, haben dieſe Meeresſtröme irgend eine bedeutende, oder auch nur ſichtliche Einwanderung der organiſchen Weſen von Land zu Land in ihrem Gefolge? Und dieſer Austauſch organiſcher Weſen ſoll in der Eisperiode ſtärker geweſen ſein und ſogar die Verbreitung aller Arten von einzelnen Punkten aus über die ganze Erde erklären? Wenn Kokusnüſſe in der Meeresfluth ein wüſtes Korallenriff mit Palmen bewalden, ſo ſind dies einzelne zufällige Erſcheinungen, die in der harten Schale dieſer Frucht ihren Grund haben. Wenn man aber ſolche einzelne Zufälligkeiten zu ausſchließlichen Geſetzen erheben will, geht alle Naturerkenntniß in Verwirrung zu Grunde.

Klaſſifikation. Es iſt begreiflich, daß Darwin für eine Klaſſifikation nach Genealogieen Propaganda macht. Wir geben den Ruhm der Klaſſifikation gern preis. Erſt Jahrhunderte ausgedehnter aſſoziirter, geiſtiger Arbeit in allen Provinzen des organiſchen Lebens werden uns befähigen, eine dem Plane der Schöpfung gemäße Klaſſifikation aufzuſtellen. In einer ſolchen läge dann auch das Verſtändniß der Entwickelungsgeſchichte, die wahre Geneſis der Schöpfung. Die Grundlinien, wie ſie A. v. Humboldt ſchon in ſeinem Kosmos ſkizzirt hat, bildeten die allgemeinen Weltgeſetze; in der Ausführung des Planes wäre das individuelle Spiel jener Univerſalkräfte oder -Bewegungsmodalitäten im Lebenskreiſe unſeres Planeten-Individuums gegeben.

Bis jetzt aber, bei unſerer lückenhaften Erkenntniß, ſind Klaſſifikationen nur Bequemlichkeiten des Gedächtniſſes und der Ueberſicht, adminiſtrative Ordnungen für den Lehrzweck; ſie erhalten mehr Werth und Gültigkeit namentlich in einzelnen Gebieten, wenn dabei erkannte Geſetze zur leitenden Richtſchnur genommen ſind, wie in der Botanik die Geſetze der Zellenbildung. Aber die beſtehende Verwirrung verſchiedener Klaſſifikationen durch neue, auf ganz unbewieſen und ſchlecht fundirte Theorieen gegründete Syſteme noch zu vermehren, iſt ein Spiel der Eitelkeit oder der Befangenheit in fixen Ideen. Wenn es Darwin ſo ſchlecht gelingt, die Theorie ſeiner Klaſſifikation zu beweiſen, ſoll etwa die Klaſſifikation die Theorie beweiſen? Es ſcheint ſo. Er verſpricht noch große Belege aus ſeinen Sammlungen. Was iſt aber damit gewonnen? Die organiſche Welt iſt reich an Formen, da läßt ſich leicht ein Syſtem zuſammenſuchen. Es iſt die Täuſchung des Kaleidoſkopes: man ſchüttele, wie man will, es wird immer ein Syſtem geben.

Morphologie. In der Einheit des Typus, wie er ſich im Skelett

Digitized by Google

der Säugethiere darstellt, findet Darwin einen neuen Beleg für seine Theorieen. Dieselben Theile der verschiedensten Wesen, die Flügel der Fledermaus, die Hufe des Pferdes, die Pfoten des Meerschweins, die Schaufeln des Maulwurfs, die Hände des Menschen zeigten dieselbe Anordnung der Knochen. In der äußeren Form habe die natürliche Zucht Veränderungen bewirkt, die Knochenbildung sei aber wenig alterirt worden. Nach der Theorie der natürlichen Zucht sei dies verständlich, nach der Annahme der ursprünglichen Entstehung der Arten könne man eben nur sagen: Gott habe sie so gemacht. — Eigenthümlich! Kann etwa Darwin von den fünf bis sechs Stammpaaren, die er für Säugethiere, Insekten u. s. f. annimmt, anders sagen als: Gott hat sie eben so gemacht? Wenn er doch wenigstens den Muth hätte, konsequent zu sein, und die ganze Pflanzen- und Thierwelt aus Einer Urzelle, aus Einem Schwamm, aus Einem Zoophyten ableitete. Das wäre doch der Mühe werth, so viel Unwahrscheinlichkeiten wahrscheinlich zu machen. Wenn wir die allgemeinsten Typen der Formenwelt betrachten, so müssen wir schon bei den Krystallen anfangen. Schon bei diesen herrscht das Gesetz der Axen, der Symmetrie der formbestimmenden Einwirkung fertiger Gebilde auf das Bildungsmaterial, der Krystalle auf die Lauge, in die sie getaucht werden, wie im organischen Bildungsprozeß. Es wird aber auch hier Niemandem einfallen, Krystalle, die zu Einem Systeme gehören, um mich so auszudrücken, genealogisch von einander abzuleiten, wie wir es schematisch thun, etwa anzunehmen, ein Oktaeder des Bleimetalles sei ein Würfel des Schwefelkieses gewesen, der durch „natürliche Zucht" die Ecke abgestumpft erhalten und so Oktaeder geworden sei. Wir kennen auch hier das Geheimniß der Form nicht, wir wissen nicht, weshalb dieser bestimmte chemische Stoff diese bestimmte Krystallform annimmt, wir haben aber alle Ursache anzunehmen, daß die Form mit den Elementen eben so ursprünglich gegeben war, wie der Typus der Art mit dem Momente ihrer Entstehung. Alle Varietäten durch Kreuzung erzeugt, zeigen eben nur eine Artenmischung, keine neue Art; alle Varietäten durch Klimaveränderungen entstanden, zeigen eben nur Veränderungen, die nicht mehr bedeuten, wie Legirungen und Färbungen bei den Metallen, oder Formenverschiedenheiten, wie sie bei den Krystallen und krystallinischen Gesteinen nach langsamer oder schneller Erkaltung eintreten. Und diese sind wahrlich oft nicht gering, wenn man doch einmal sich an Formen hält. Wer außer dem Kundigen wird in dem Riesengranit, wie er in den amerikanischen Schluchten sich findet, wo Feldspath, Glimmer und Quarz in ungeheuren Blöcken neben einander liegen, dasselbe Gestein wiedererkennen, das man als feinkörnigen Granit, wo Quarz, Glimmer und Feldspath in kleiner Menge verbunden sind, im Thüringer Walde und anderwärts findet?

Digitized by Google

Für Darwin ist die Einheit des Typus der Stamm eines Stammbaumes; er nimmt ihn wörtlich, er läßt den Hirnschädel der Wirbelthiere aus einem Thiere entstehen, dessen Skelett nur aus Einem Wirbelknochen bestand, die Kinnbacken der Krabben aus Thieren, deren Bau nur Schenkel ähnlich dem der Schinkenmuschel waren. Die Form ist ihm nicht Wirkung des Formgesetzes, sondern dieses entsteht für ihn erst durch Wandlung der Form, und diese Wandlung der Form durch die „natürliche Zucht."

Embryologie. Darwin führt eine Bemerkung von Bär an, daß die Embryonen von Vögeln, Eidechsen, Schlangen und Säugethieren in ihrem Aeußeren und ihrer Struktur so ähnlich seien, daß es ihm, d. i. v. Bär, oft nicht möglich gewesen sei, wo er es vergessen hatte, die Gattung anzumerken, zu unterscheiden, zu welcher Gattung ein Embryo gehöre. Alle die Gliederformen dieser verschiedenen Wesen, selbst die Hände und Füße der Menschen, entspringen aus denselben Grundformen. — Darwin fühlt wohl die Gewalt dieser Thatsache, aber sie kommt ihm nicht zum Bewußtsein, er feilscht mit ihr für seine Theorie und sucht die große Münze des vollgewichtigen Gedankens für eine Menge zweifelhaften Kleingeldes auszuwechseln.

Giebt es wohl einen mächtigeren Einwurf gegen Darwin's Theorie, als die morphologische Aehnlichkeit der Embryonen? Er versichert uns zwar kleinlaut, dies beweise Nichts gegen die Wirkung der natürlichen Zucht; diese gehe schon früher vor sich und erscheine dann später am Erwachsenen; er muß sich in ein mystisches Dunkel der Begattung flüchten und sich überall mit seiner Theorie verstecken, wo die Formbildung belauscht wird. Die Wahrheit ist aber schlicht und groß in der Entwickelungsgeschichte gegeben, wie sie die deutschen Matadore derselben, v. Bär, Wolff, Remak, Kölliker u. A. ausgebildet haben, daß das Gesetz der lebendigen Formenbildung in der Thierwelt nach Einem Typus schafft, der in der embryonalen Gleichförmigkeit zu Tage tritt, daß es da, wo es sich differenzirt, wo es aus einfachen Elementen, aus den einfachen Formen eines Keimbläschens, seiner Furchung und Hautfaltung kombinirte Lebensformen bildet und die verschiedensten Gattungs- und Artencharaktere, wie sie dem Keim immanent, ursprünglich erzeugt und vererbt sind, schafft, daß es da nicht Jahrhunderte und Jahrtausende braucht, sondern in einigen Monaten seine Wunderwerke verrichtet. Wo der Typus in der Natur gegeben ist, wo der Gedanke in der Materie und mit der Materie präexistirt, da ist die Gestaltung des Gedankenbildes im zellensprossenden Leben der Materie bald vollendet. Aber wie die großen geistigen Heroen des Menschengeschlechts nur in Jahrhunderten kommen, so kommen die neuen Weltgedanken der Erde nur in Jahrhunderttausenden. Nur mit großen allgemeinen Veränderungen der

Digitized by Google

Elemente, mit gewaltigen Geburtswehen gebiert Gäa die Kinder einer neuen Welt.

Doch stille! Famulus Wagner kommt mit seinem Homunculus. Darwin läßt Menschenhände und Menschenfüße allen Ernstes aus den Flügeln eines Stammpaares von Vögeln und später entstehenden Fledermausflügeln und Maulwurfspfoten entstehen. Die natürliche Zucht erzeuge die Varianten; diese wären aber nicht an den Embryonen und nur wenig an den Jungen, sondern erst an den Erwachsenen sichtbar und bildeten sich im Laufe der Zeiten durch Gebrauch und Nichtgebrauch der Glieder nach und nach verschieden aus. — Was soll hier, fragen wir, der Gebrauch und Nichtgebrauch der Glieder für die Deutung der Form? Es soll vieler Jahrtausende bedürfen, um aus einem Vogel ein Säugethier zu machen und doch von dieser jahrtausendlangen Poussirarbeit keine Spur am Embryo zu sehen sein? Darwin scheint durch den Reichthum der Formen, die ihm zu Gesicht gekommen, den Sinn für die Formenwelt, so gut wie den für die Logik verloren zu haben. Nirgends in der Natur zeigt sich jene Plastizität, welche die Artencharaktere verwischt. So weit uns die älteste Geschichte Spuren der Formen unserer aktuellen Pflanzen- und Thierwelt hinterlassen hat, zeigt sich vielmehr ein unverrückbares Beharrlichkeitsvermögen in der Vererbung der gegebenen Formen. Diejenige Sphäre, wo die Formenwandlungen vor sich gehen, wo die Gattungs- und Artencharaktere verwischt werden, ist eben nur das embryonale Leben. Es ist nicht blos die Aehnlichkeit der Embryonen der verschiedensten Thiergattungen, die uns hier überraschend entgegentritt; es ist selbst die gleichwerthige Bedeutung des Säugethier- und Vogeleies trotz der weiteren Differenzirung des letzteren in weißen Bildungs- und gelben Nahrungsdotter, es ist die Bedeutung beider als einfacher Zellen mit Zellenkern und Kernkörperchen (Kölliker), welche auch die Anfänge der Entwickelungsgeschichte der animalischen Wesen auf das große einfache Gesetz der Zellenbildung zurückführt und aus der einfachsten Form die reichste und mannigfaltigste Bildsamkeit der Materie erklärt.

Rudimentäre Organe. Darwin hält rudimentäre Organe, welche wenn entwickelt, den Thieren von Nutzen sein könnten, für werdende, für ein würdiges Arbeitsobjekt der natürlichen Zucht; andere, wie die Zähne der Wallfische und Wiederkäuer, welche nicht durchbrechen, für alte Erbschaften und Rückbleibsel uralter Voreltern anderer Gattung. Die Ansicht, daß rudimentäre Organe nach dem Gesetze der Symmetrie entstehen, daß sie als Spuren typischer Entwickelung, als Hemmungsbildungen normalen Wachsthums zurückbleiben, verwirft er ebenso kategorisch, wie er seine Hypothese behauptet: „car tel est mon plaisir". Da seine Theorie der natürlichen Zucht wesentlich darauf basirt ist, daß jede Verschiedenheit organischer Wesen diesen von wesentlich praktischem Nutzen sei, so muß er natürlich annehmen,

Digitized by Google

daß jene unnützen rudimentären Organe den unbekannten Voreltern der Besitzer von unbekanntem Nutzen waren. Im beschränkten Kreise seines Dogmas übersieht er ganz die höhere Bedeutung solcher Organe, die hier ebenso laut wie bei den Mißgeburten für die Ursprünglichkeit des Typus spricht. Denn nur aus dieser und dem erblichen Beharrlichkeitsvermögen des Typus sind diese Phänomene zu erklären. Ein Gesetz der Formenbildung, das nur nach äußeren Einflüssen auf die organischen Wesen und ihre gegenseitigen Berührungen operirt, das nach Zweckmäßigkeitsgründen und ohne Rücksicht auf immanente Formengesetze gestaltet, hat ja gar keine Veranlassung und Möglichkeit, Dinge wie rudimentäre Organe zu erzeugen. Bei der Annahme ursprünglicher Arten haben aber jene Erscheinungen nichts Unbegreifliches und gesetzmäßiger Bestimmung sich Entziehendes. In der unorganischen wie der organischen Formenwelt ist der ursprüngliche Typus und das Bildungsgesetz seiner Gestaltung immer das große Bestimmende, Richtung gebende, Fatalistische. Dies Gesetz wirkt souverän in jedem Individuum. Wo es Hemmungen von äußeren oder inneren Widerständen und Störungen erleidet, schafft es die ihm eigenen Formen bis zu dem Punkte, wo die Hemmung eintritt. Wir können über diesen Vorgang nicht im Zweifel sein; wohl aber oft über die Natur, die Grenzen und die Modalität der Hemmung. Es fordert die geistige Arbeitskraft manches Menschenalters, um die halberloschene Handschrift der Natur zu entziffern; ist aber doch fruchtbringender für wahre Erkenntniß, als phantastische Dichtungen auf die dunklen Stellen zu schreiben.

Zum Schlusse fragt Darwin noch einmal: Wenn der Mensch durch Geduld und sorgfältige Auswahl Spielarten gewinnen kann, die ihm nützlich sind, weshalb sollte es der Natur mißlingen, Abartungen durch natürliche Zucht zu gewinnen, welche ihren lebenden Wesen unter veränderten Lebensbedingungen nützlich sind?

Weshalb sollte die Natur nicht dies oder das thun? Darum handelt es sich nicht; es war die selbstgestellte Aufgabe Darwin's, nachzuweisen, daß sie es thut. Eine Natur mit zweckthätigen Absichten erkennen wir nirgends in der Natur. Wir sehen nur Wirkungen ewiger Gesetze. Wo diese dem Einzelwesen günstig sind, und das werden sie vielfach sein, da das Einzelwesen das Produkte derselben Gesetze ist, da wird ihre Wirkung zweckmäßig und absichtlich erscheinen. Der Fromme mag eine Vorsehung darin erblicken. Aber die Vorsehung derselben Naturkraft, welche dem Einen Wohlsein und sprudelndes Leben schafft, bringt dem Anderen Tod und Verderben. Der Frost des Winters, der die kräftige Jugend zur gliederlösenden Bewegung ruft und mit rosiger Gesundheit erfüllt, giebt dem armen, nach Lebensgluth ringenden Kranken den letzten Todesstoß. Darwin hat Recht, der Schwächliche geht zu Grunde, der Starke überlebt ihn und pflanzt

Digitized by Google

sich fort. In die Thatsache, als naturgesetzlich, können wir uns finden. Aus der Erkenntniß der Wahrheit, daß der Gang der Naturgesetze unerbittlich und unentrinnbar ist, sproßt die Blüthe edler Humanität, der Sporn für den Denker mit dem Naturgesetze vertraut zu werden, der Antrieb für den Arzt, „Waffen zu schmieden zur Vertheidigung unseres Leibes", wie Virchow sagt, und die sittliche Pflicht, die Goethe vom Menschen fordert, „edel" zu sein, „hülfreich und gut." Auf die denkenden Deutschen, die Bannerträger der Gedankenfreiheit unter den Völkern, muß es einen komischen Eindruck machen, wenn Darwin für seine Theorie plaidirt, als stünden ihrer allgemeinen Annahme Bedenken der Religion und der Autorität der Schulen entgegen. Und doch muß gerade eine alte deutsche Autorität herhalten, um diese Besorgniß zu rechtfertigen. Darwin vergleicht die Ungläubigkeit der Naturforscher gegen seine Theorie mit der Ungläubigkeit Leibnitz's gegen das Gravitationsgesetz Newton's, von dem jener behauptet habe, „er führe verborgene Eigenschaften und Wunder in die Physik ein, welche die Physik untergrüben und die geoffenbarte Religion verletzten."

Mögen Darwin die Lorbeern jenes Alexanders der Physik nicht schlafen lassen, er kann sicher sein: so weit seine Beweisführung von der streng wissenschaftlichen Newton's entfernt ist, so weit sind unsere Naturforscher von jenen Bedenken Leibnitz's entfernt. Selbst die persönlich frommen unter ihnen wissen die Wissenschaft vom Glauben zu trennen; oder sind, wo sie es nicht vermochten, von der Wissenschaft korrigirt worden. Viel näher steht Darwin selbst diesen Bedenken. Mit zarter Rücksicht überzeugt er die in England mächtigen „Reverends" der Kirche, daß Gott sich weit mehr als Gott erwiesen habe dadurch, daß er nur sechs Gattungen schuf, als wenn er hundert Arten erschaffen hätte. Auch die gemeine Unwahrscheinlichkeit kann für uns kein Vorurtheil gegen seine Theorie erzeugen. Aber der Vergleich derselben mit der Lyell's, daß lange Felsenreihen und große Thäler durch die langsame, Jahrhunderte hindurch andauernde Aushöhlung des Ufers durch die Küstenwellen entstanden sei, ist unglücklich gewählt. Die Zunahme oder Abnahme einer Küstenlinie mag noch so gering sein, sie kann doch durch Messung ermittelt werden.

Wenn aber die Theorie Darwin's von der Wirkung der natürlichen Zucht eine Wahrheit wäre, so müßte sie in Jahrtausenden, in Zeiträumen, wie von den ältesten Tagen Aegyptens bis auf die heutigen, doch irgend eine Spur zeigen. Der Theil einer Kreislinie mag noch so klein sein, er wird eben doch die Richtung zeigen. Finden wir dagegen in der kleinsten Linie nur einige Punkte in gerader Richtung gehen, so wird kein Darwin uns überzeugen, daß aus der Fortsetzung dieser Richtung ein Kreis wird. Wenn aber Darwin fortfährt, es sei so leicht, seine Unwissenheit hinter Ausdrücken, wie „Schöpfungsplan", „Einheit des Entwurfs" u. dgl. zu

Digitized by Google

verstecken, die Naturforscher hätten mehr Freude am Gewicht unerklärter Schwierigkeiten, als an der Erklärung einer bestimmten Reihe von Thatsachen, und sich an die Jugend wendet und sie auffordert, den Glauben an seine Theorie offen auszusprechen, so ist dies eine des wissenschaftlichen Mannes unwürdige Proselytenmacherei. „Er will uns verlocken, daß wir glauben sollen", er sei der wahre Priester, der allein in das Geheimniß der Schöpfung eingeweiht ist.

Trotz der großartigen Eroberungen in allen Provinzen der Naturwissenschaft haben wohl zu keiner Zeit die Matadore derselben so offen und rückhaltslos die Grenzen ihres Wissens bekannt, wie in unserer Zeit. Aber sie haben allen Grund, sich feierlich gegen eine Methode der Forschung zu verwahren, wie sie Darwin übt, gegen Erklärungen zu protestiren, welche aus einer grandiosen Reihe nicht nachzuweisender und unauffindbarer Thatsachen geschöpft sind.

Was einer höheren geistigen Erfassung des Wesens der Natur für Herrlichkeiten aus Darwin's Theorie entspringen sollen, ist uns nicht recht klar. Wir wollen allerdings nur redlich und unerschrocken die Wahrheit; wir fragen nicht, ob sie uns „zusagend" sei, oder nicht. Da aber Darwin's Phantasien nicht die Beweiskraft der Wahrheit haben, so wird er uns, seinen Selbstanpreisungen gegenüber, erlauben, zu bemerken, daß uns seine Theorie ästhetisch anwidert, wie einen Künstler die Mißgeburt, wie einen geordneten Geist die Konfusion und das Chaos. Wenn die Einheit des Entwurfs in der Mannigfaltigkeit der Typen, der lebendigen Naturgedanken auch noch nicht zum System geworden und allseitig auf allgemeine große Gesetze gegründet ist, wenn in dieser Richtung selbst Meister in allen Gebieten, wie A. v. Humboldt, nur schüchterne Versuche gemacht haben, so zeigen doch die Radien aller einzelnen Disziplinen der Naturwissenschaft nach diesem Einen Centrum hin. Was kann aber Großes für die Erkenntniß der Natur entspringen aus der Annahme der genealogischen Abstammung der Arten? Hier ist die Entwicklung der Welt entgeistet. Die Fortpflanzung ist an sich blos Theilung; das Gepräge, der geistige Inhalt des Typus ist hier weder als gedachter, noch als der Materie immanenter, mit ihr identischer, überhaupt nicht als naturnothwendiger vorhanden, sondern dem Zufall der Formbildung von Außen anheimgegeben. Wo uns das sonst nachweisbar in der Natur vorkommt, nennen wir es Auswuchs, Rudiment, Mißgeburt und haben bei dessen Anblick ein unwillkürliches ästhetisches Mißbehagen. Nur der Naturforscher überwindet dasselbe. Aber weshalb? Weil er auch in den Hemmungsbildungen der Mißgeburt das schöne Gesetz der regulären Bildung wiederfindet, wie der Irrenarzt freudig erstaunt über die brillante Logik, mit welcher der Wahnsinnige seine fixe Idee zu beweisen sucht, weil sie auch im



Digitized by Google

zerbrochenen Spiegel des Denkvermögens die unverwüstliche Glorie gesetzmäßigen menschlichen Denkens widerstrahlt.

Was sollen wir aber dazu sagen, wenn Darwin, um seiner eigenen Größe Relief zu geben, das Verdienst Anderer verkleinert. Seiner hochmüthigen Anmaßung, die behauptet, „bisher hätten die Gelehrten die organische Welt nur angestaunt, wie die Wilden ein Schiff", haben wir eine stolze Reihe von Tempelrittern der Wissenschaft, von bahnbrechenden Geistern entgegenzusetzen, die von Boerhave, Reil, Meckel und von Haller, bis auf Wolff, J. Müller, Schwami, Schleiden, Moleschott, Dubois Raymond, Virchow und viele andere bedeutende Kapazitäten, des Meisters vom Stuhl, A. v. Humboldt, nicht zu gedenken, datirt, und wir glauben, blos diese Wenigen von unseren Vielen nennen zu dürfen, um Darwin in die nothwendigsten Grenzen der Bescheidenheit zurückzuweisen. Hat Darwin wohl je eine Ahnung gehabt von den gewaltigen geistigen Kämpfen, die ein Mann wie Johannes Müller durchgekämpft hat? Auch er suchte wie Darwin die Einheit in der Mannigfaltigkeit der organischen Wesen. Mit heroischer Kraft und Ausdauer hat er alle Provinzen der organischen Naturwissenschaften für seinen Geist erobert und überall die Herrscherspuren seiner Arbeit und seiner Denkerkraft zurückgelassen. Das war kein geistreiches Spielen mit Formen; zweifelnd und forschend und wieder zweifelnd, überall Licht verbreitend und das gesetzliche Schaffen der Natur verfolgend, hat er gerungen, wie Jakob mit seinem Gott, um der Natur das Geheimniß ihres Werdens abzuringen, und ist zusammengebrochen in der vollen stolzen Kraft seines Denkens. War das ein Mann, „der die Natur anstaunte, wie der Wilde ein Schiff?" Ihm stand nicht wie Darwin das reichste Material zu Gebote, aus dem Staube des Lebens hat sich der arme Schustersohn von Köln emporgerungen und ist der Stolz der Wissenschaft geworden. Er ist der echte Repräsentant der deutschen Wissenschaft, „der von allem Schein entfernt nur nach der Wesen Tiefe trachtet", der wie Columbus das Ziel der neuen Welt im Geiste schon erschaut hat, auf das er zusteuert, der, wie der deutsche Faust, zu den Müttern der Dinge hinabsteigt und der Wesen Anfang und Ende ergründet. Ganz anders Darwin. Er sucht die Schöpfungsideen beim Züchter, dessen Ziel Gewinn und Laune und nicht Darstellung der Naturgesetze ist; er hat den Fleiß des Kaufmanns, den Fleiß des Sammlers. Inmitten seines Reichthums assortirt er sein Material und fügt es zusammen, wie es zu seinem Krame paßt. Es ist nicht der große erschütternde Gedanke, der ihn bewegt und den Geist in „Wellenschlag" versetzt, es ist der kluge „praktische" Scharfsinn und die immer fertige Spitzfindigkeit, die so recht leicht und faßlich und „praktisch" der Welt uraltes Geheimniß erklärt, dessen Sphinx schon Tausende „armer schwitzender Menschenhäupter" in den Abgrund gestürzt hat; er ist zuweilen selbst der geistreiche

Digitized by Google

Philosoph; aber den Männern der Wissenschaft, die er so anmaßend, wie unwissende Wilde, behandelt, ist er nicht werth, die Schuhriemen zu lösen.

Und was, fragen wir, wäre gewonnen, wenn Darwin Recht hätte, die Entstehung des organischen Lebens auf der Erde zu erklären. Wäre diese weniger wunderbar? Die gleichzeitige ursprüngliche Schöpfung der Arten auf verschiedenen Punkten der Erde ist nicht wunderbarer, als die Schöpfung einer einzigen organischen Zelle, eines ersten lebendigen Keimpunktes. Bildet denn die Natur nicht auch in der unorganischen Welt bei gleichen Elementen gleiche Typen der Form, bei verschiedenen Bedingungen der Entstehung Varianten dieses Typus? Wenn wir eine und dieselbe Salzlösung in verschiedenen Schüsseln die eine auf ein Sandbad, die andere in ein warmes Zimmer, die dritte an einen kalten Ort stellen, so wird wegen der verschiedenen Schnelligkeit der Verdunstung die erste die kleinsten, die folgenden immer größere Krystalle bilden. Es wird uns nicht einfallen, zu glauben, daß hier die einen Krystalle von den anderen entsprungen sind, weil wir die Bedingungen ihrer Entstehung selbst gesetzt haben. Ist es denn aber mit der organischen Welt anders? Man hat mit Recht die Pflanzen krystallisirte Luft genannt. Und deutet nicht auch in der Thierwelt die Arenbildung und das Gesetz der Symmetrie auf ein ähnliches Bildungsgesetz hin, wie es im Krystall zu Tage tritt? Wer hat je auch unter dem stärksten Mikroskop einen Krystall entstehen sehen? Die Bedingungen seines Entstehens treffen zusammen — und er ist da. Dies Wunder der Schöpfung können wir jeden Augenblick setzen. Wir werden aber nach dieser Erfahrung auch nichts Wunderbareres oder Unmögliches darin finden, anzunehmen, daß zu gewissen Zeiten der Erdentwicklung diejenigen organischen Wesen, deren Elemente unter günstigen Bedingungen in Einem Moment zusammentrafen, so urplötzlich entstanden seien, wie der Krystall unter unseren Augen. Zu Zeiten großer Umwälzungen der Erde, wo allgemein auf ihrer Oberfläche neue chemische und physikalische Gegensätze ins Spiel geriethen und uranfänglich für die Elemente der ersten Pflanzen, später für die organische Materie der untergegangenen Generationen den Virus neuer Differenzirung erzeugten und damit die neuen Formen, sind solche Momente wohl denkbar, auch wenn wir Nichts davon wissen; sie können aber dann auch auf der ganzen Erde eingetreten sein. Daß aber der Entstehung neuer Lebensformen der Untergang der alten vorhergegangenen ist, darauf deutet das konstante Verschwinden der fossilen organischen Wesen zwischen den einzelnen Straten der verschiedenen Entwicklungsepochen der Erde hin, zwischen dem nachsilurischen Sandstein und den Steinkohlenschichten, zwischen diesen und dem Lias- und Jura-Kalk. Es ist gewiß nicht blos zufällig, daß in Perioden, wo wir auf der Erdoberfläche feste und aufgelöste Kieselsäure und eine mit Kohlensäuregas, in dem Thiere nicht leben können, gesättigte Atmosphäre annehmen



Digitized by Google

müssen, wir nur Pflanzen und vor Allem die der Kieselsäure zu ihrem Aufbau bedürftigen Grasarten zu finden sind und daß in der Kalkperiode plötzlich eine solche Menge und so viele Arten kalkreicher Wirbelthiere auftreten. Wir legen so wenig Gewicht auf die genealogische Entstehung der Arten, daß es uns nicht irrationell erscheint, anzunehmen, daß selbst mehrere Individuen derselben Art zu gleicher Zeit entstanden seien. Weshalb sollte dies, da gleiche Elemente unter gleichen Bedingungen auf großen Arealen zusammentrafen, nicht möglich gewesen sein? Es entspräche dies nur den Naturgesetzen, die wir bei der Bildung der Krystalle sehen, dem Gesetz, das wir bei allem Werden in der Natur gewahren, daß wo gleiche Elemente und gleiche Bedingungen zusammentreffen, auch gleiche Produkte entstehen. Wenn wir dieses Vernunftgesetz der Natur überall nachweisen können, so weit die Natur erforscht ist, was für ein Recht haben wir, anzunehmen, daß dieses nicht existirt, wo uns die Natur noch ein Geheimniß ist? Darwin's Phantasien an die Stelle zu setzen ist eben so gut, als die Entstehung der Erde nach der Bibel, die noch weit vernünftiger lautet, zur Grundlage der Geognosie zu nehmen. Die mystische Willkür von Darwin's „natürlicher Zucht" führt keine bessere Erklärung mit sich, als die Kosmogonien der Religionen. Daß Darwin von wirklichen Erfahrungen der künstlichen Zucht ausgegangen ist, giebt seiner Philosophie keinen höheren Werth. Denn im weiteren Verfolg der gewonnenen Prämissen schafft er willkürlich neue Prämissen und erhebt die daraus gewonnenen Schlüsse wieder zu Prämissen für neue Spekulationen; er ist im Wesen doch spekulativer Philosoph, der die Welt nach seinem Axiom konstruirt, wenn er auch im Beginn den Schein induktiver Methode und exakter Wissenschaftlichkeit wahrt. Wir halten uns daher nur an diese Anfänge.

Die großen Erfolge der künstlichen Zucht für die Abartung (wenn auch nicht für neue Artenbildung, wie Darwin will), welche ihn verführt haben, als Gesetz in der Natur anzunehmen, was nur in den Bedingungen der künstlichen Methode liegt, mögen darin ihren Grund haben, daß die künstliche Zucht beide Faktoren der Abartung, wie wir sie im Naturzustande der organischen Wesen erfahrungsgemäß vorfinden, methodisch vereinigt: die Klimaveränderung und die Racenkreuzung. Abgesehen von der Einführung und Zucht fremder Thiere und Pflanzen, kommt die Absperrung, die Entbehrung der wilden freien Lebensweise, der Schutz vor den Extremen der Witterung, den Bedingungen eines neuen Klimas nahe, die Auswahl bei der Begattung der Racenkreuzung gleich. Ein neuer Bildungsfaktor aber, den der Naturzustand entbehrt, ist die Vervollkommnung der Art durch Pflege und durch Auswahl der edelsten Individuen zur weiteren Begattung. So weit können wir mit Darwin zusammengehen. Welche Modalitäten der Abartung finden wir aber in der freien Natur? Wir haben die Erfahrung,

Digitized by Google

daß die europäischen Thierarten, welche nachweisbar nach Südamerika eingeführt wurden, im Verlaufe einiger Generationen sich wesentlich verändert und den amerikanischen Typus angenommen haben, dann aber bis jetzt in diesem Typus verharrt sind. Daß dies Beharrlichkeitsvermögen des Typus in einem und demselben Lande fortdauern werde, dafür spricht die Erfahrung, daß in Aegypten, nach den in den Alterthümern dieses Landes aufgefundenen Thierformen, die Arten der organischen Wesen sich seit drei Jahrtausenden nicht verändert haben. Eine zweite Quelle der Variation sehen wir aus der ausnahmsweisen Kreuzung der Arten entstehen, wie wir sie schon erwähnt haben; und so weit unsere Erfahrung reicht, bleiben auch diese Varietäten ihrem einmal gewonnenen Typus treu.

Nach diesem vorliegenden Material hatte Darwin, um seine Theorie der natürlichen Zucht zu begründen, nachzuweisen:

1) Daß es auf dem Wege der häuslichen und künstlichen Zucht gelinge, nicht blos Varietäten zu erzielen, sondern wirklich eine bestimmte unbestrittene Art in eine andere gleichwerthige überzuführen.

2) daß im Naturzustande dieselben Bedingungen für diesen Prozeß vorhanden und günstig seien, die sich bei der künstlichen Zucht als solche erwiesen hätten, und

3) daß in der Natur wirklich solche Uebergänge von Art zu Art stattgefunden haben.

Die chemische, physiologische und morphologische Möglichkeit ist in der organischen Chemie und in der Zellentheorie gegeben; die Realität wird aber durch die Erfahrungen der Entwicklungsgeschichte nicht bewährt. Von allen diesen Postulaten einer exakten wissenschaftlichen Untersuchung finden wir aber bei Darwin nicht das Geringste. Wir schrecken vor seinem Materialismus nicht zurück; wir verlangen ihn aber wissenschaftlich begründet. Wir wundern uns über keine Wunder; denn das größte Wunder sind wir Menschen selbst und unsere Entstehung aus den Elementen unserer Mutter Erde. Die ursprüngliche Entstehung neuer Wesen in unserer aktuellen Welt (generatio aequivoca) lag bei der Beobachtung der Infusorien viel näher. Philosophische Theoreme und Mangel entscheidender Experimente konnten selbst Forscher, wie Oken, verleiten, sie anzunehmen, und doch hat die neuere Wissenschaft den alten Grundsatz „omne animal ex ovo", die Entstehung aller organischen Wesen durch Fortpflanzung für unsere heutige Welt bewährt.

Wie wir am organischen Einzelwesen die Lebenskraft nicht als Kraft haben finden können, sondern nur als Resultat aller seiner Lebensfunktionen, so scheint auch die Schöpferkraft unseres Planeten für neue Lebensformen nur aus einer Totalaktion seiner Elemente, wie sie nach großen Erdrevolutionen eintreten mag, hervorzugehen. Aber dann können wir auch annehmen,

Digitized by Google

daß diese Veränderungen auf dem ganzen Erdenrunde eintreten, und uns nicht wundern, wenn bestimmte Typen in mehr oder weniger vollkommener Form wiederkehren, wie sie gerade durch die Lebensbedingungen einzelner Oertlichkeiten modifizirt wurden. Ist aber diese Schöpfung vollendet, dann mögen allerdings diese verschiedenen, unter denselben tellurischen, aber verschiedenen geographischen Bedingungen entstandenen Wesen ein Gesammtbild von Gruppen zeigen, mit verschiedenen Typen bei gleichen Grundformen, als sei eines von dem anderen entsprungen und habe sich nur vervollkommnet. Wenn wir ferner eine Wirkung neubildender Kraft in der Variation der organischen Wesen sehen, gleichsam ein Fortfibriren der alten Schöpferkraft, so ist die Hypothese einer genealogischen Abstammung der Arten von einander als vorübergehender Gedanke wohl erklärlich. Aber sobald wir an die Untersuchung selbst gehen, finden wir Nichts in der geologischen und zoologischen Erfahrung, was uns zu dieser Annahme berechtigt. Die Variation zeigt sich in gewisse labile Schranken gebannt, die eben über den Typus bestimmter Art und Gattung nicht hinausgeht. Aber hier liegen auch nicht die Angriffspunkte für die Erkenntniß des organischen Lebens. Johannes Müller hat es auszerufen, das Ziel der Sehnsucht für jeden denkenden Naturforscher: Entwicklung der Substanz.

Die Entwicklung der Substanz in ihrer naturgesetzlichen Dialektik zu begreifen, ist das ausgesprochene oder unausgesprochene Ziel aller organischen Naturwissenschaften, welche nie so sehr, wie die mathematischen, auf bestimmte Grenzen sich beschränken konnten, da bei dem inneren Zusammenhang aller organischen Wesen jede neue Eroberung, jedes Vordringen in einer ihrer Provinzen die Grenzen wieder verrückte. Entwicklung der Substanz erstrebte die Erklärung der Schädelbildung aus der der Rückenwirbel, die ganze Entwicklungsgeschichte des Eies und des Fötus. Entwicklung der Substanz lehrten die chemischen Serien Moleschott's vom Kohlenstoff bis zur Bildung von Zucker und Fett, von Ammoniak und Humussäure bis zur Bildung von Eiweiß; Entwicklung der Substanz die Zellentheorie von Müller und Schwan, und so alle neuen Eroberungen. War die Begrenzung der Aufgaben schwieriger, so blieb der Blick immer erweitert durch die große Aussicht auf die Einheit der Naturwesen. Aber allem diesen Streben lag nicht das Ziel vor Augen, bloße Genealogien zu geben. Die Schöpferkraft des Planeten als eingeborne Kraft, als Resultante seiner Elemente und der Wirkung der Sonne war vorausgesetzt, seine Befähigung, ebenso gut Ein Paar organischer Wesen als Hunderte zu erzeugen, stillschweigend angenommen; und Niemand fragte, ob eine neue Entwicklung an einem Abkömmling des Individuums, an welchem der Anfang dieser Entwicklung beobachtet war, oder an einem anderen Individuum eintrat. Es handelte sich um das Gesetz der Entwicklung in der Materie, nicht um das Individuum, an

Digitized by Google

dem es erschien, nicht um die erbliche Fortpflanzung der gewonnenen Typen. Wir mögen als schematisches Bild eine Urpflanze oder ein Urthier oder einen Zoophyten, ein Urpflanzenthier, aufstellen. Es mag dies schematisch und symbolisch geschehen; aber man soll nicht anbetend um dies Bild tanzen, wie die alten Juden um das goldene Kalb, wie Darwin um seine „natürliche Zucht". Es wird eine solche Urpflanze, ein solches Urthier doch immer nur mangelhaftes Phantasiestück bleiben, dem die innere Einheit, das geistige Band fehlt, ein mehr oder minder gelungenes Ungethüm. Denn jedes Naturwesen als Individuum ist eine Einheit. Die davon abgeleiteten Formen, die aus ihr differenzirten Gegensätze werden in der Natur neue Einheiten. Aber alle differenzirten Gegensätze in Eine Einheit, in Ein Individuum zusammenfassen zu wollen, ist ein Unsinn an sich, weil das Individuum selbst eine Differenz ist und die gesuchte Einheit nur im Gesammtleben der Natur liegt, nicht im Bilde, sondern nur im Denken erfaßt werden kann, und dies nur dann systematisch, wenn es der zukünftigen Wissenschaft gelingt, alle Kräfte von Einer Kraft abzuleiten. Die Befähigung des Planeten, organische Materie, und dessen plastische Kraft, aus ihr organische Wesen zu erzeugen, muß Darwin ebenso gut voraussetzen für seine sechs Gattungen. Sehen wir aber, wie die Natur mit unerschöpflicher Phantasie in jeder neuen Erdepoche neue Gestalten schafft und zuletzt das Bild menschlicher Schönheit wie Venus Amathusia aus dem Schaume des Meeres emporsteigen läßt, wer will es da wagen, der plastischen Kraft der Materie Schranken zu setzen? Man leugne entweder die Kraft oder, giebt man sie zu, so leugne man nicht die Befähigung zu dem, was ihr Austrag sichtbar geschaffen hat, und suche dafür ein genealogisches Gesetz zu substituiren, das, selbst unerklärt, Nichts erklärt und schließlich doch nur armselige Stümperei wäre dem großen Schaffen der Natur gegenüber, dessen Eindruck Jeder empfängt, der sie ohne Vorurtheil zu erforschen strebt. Aber wir haben es nicht blos mit Formen zu thun; die Fortschritte der neueren Chemie befähigen uns, auch die elementare Einheit der Naturwesen zu begreifen. Theilen doch die höchsten Erzeugnisse der Natur, wie der Mensch, gleiche Urelemente: Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Kohlenstoff, und wenige Erden und Metalle, mit allen organischen Wesen; sind doch selbst Umwandlungen, wie die des Kohlenstoffs in Fettbildungen, des Stickstoffs in Eiweiß keine den animalischen Prozessen eigenthümlichen Vorgänge, sondern in der Oel-, Wachs- und Kleberbildung der Pflanzenwelt vorgebildet. „Unsere Brüder und Schwestern in Wald und Feld", nennt Goethe die organischen Wesen der den Menschen umgebenden Natur; sie sind es im höchsten weltbildnerischen Sinne. Alle Typen der Pflanzen wie der Thiere finden ihre höchste Form, ihr vollendetes Denkbild im Menschen wieder. Jener „homo diluvii teotis", jener Riesensalamander der Vorzeit, den einige Gelehrte für ein

Digitized by Google

menschliches Skelett gehalten haben, ist ein wahres Sinnbild dieser Anschauung. Aber nicht blos die organischen Bildungsgesetze, die unsern Leib aufbauen, auch die Gesetze unseres Geistes finden wir überall in der Natur wieder, nicht in Form freier Gedanken, sondern gebunden an Schöpfungen, an Thaten. Der menschliche Organismus, die denkende, sich ihrer selbst bewußt werdende Substanz ist die wahre Einheit und Grundform in der wunderbaren Mannigfaltigkeit und Stufenreihe der organischen Typen. Diese große Bewegung der Materie nach dieser höchsten Form ihres inneren Wesens hin beginnt schon in der unbelebten Welt, in den Formengesetzen der Kryſtallisation. Darwin, und das macht gewiß ein näheres Eingehen auf sein Werk am meisten wichtig, hat viele neue Züge zu diesem Bilde gezeichnet; würde er dessen Bedeutung erfassen, so würde er sich nicht über das Fehlen der Mittelstufen wundern. Die Anlage zu Allem bis zum Menschen ist in der Materie gegeben. Die verschiedenen Virtuitäten der einzelnen Formen sind von den günstigen Entstehungsbedingungen abhängig. So sind sie virtuell nur Grade der Entwicklung, aber thatsächlich individuelle Einheiten, die nach den Bedingungen ihres Entstehungsortes ihre eigene Geschichte leben. Wenn wir eine Mittelstufe zweier lebenden Arten in den fossilen Wesen finden, so wären eben damals die Bedingungen ihres Entstehens vorhanden. Die späteren Bildungen, welche anderen Entstehungsbedingungen ihr Dasein verdanken, zeigen in ihrer Verwandtschaft zu jener untergegangenen Mittelstufe eben nur das Ziel aller Entwicklung der Materie, den Mikrokosmos, den Menschen. Wir gerathen hier auch ins Reich der Hypothesen und wollen sie nur als solche gelten lassen, aber wir geben sie, um zu zeigen, daß die Einheit der Idee in dem reichen Formenleben der Natur keiner genealogischen Wunder zur Erklärung bedarf.

Auch die neuere Richtung, welche von dem Gesetz der Erhaltung der Kraft und den Erfahrungen der chemischen Lichtstrahlen ausgehend, alle Kräfte auf Schwingungsphänomene zurückzuführen sucht, kann einer solchen Anschauung nicht entgegen sein. Denn die Schöpfung wäre auch nach dieser Annahme kein abstraktes Bewegungsphänomen. Ihre Formen wären nicht blos Erzeugnisse des Lichtes, sondern ebenso sehr des verschiedenen Schwingungsvermögens der Elemente. Das Licht wäre das befruchtende männliche, die Substanz der Erde das mütterliche bildende Prinzip. Die Ideen der Dinge, die Platonischen Urbilder, wären als dem Weltäther, der Substanz des Planeten eingeboren zu denken, als Bewegungsmodalitäten, als wirkliche Lebensformen im innersten Sinne des Wortes. In einem Gebiete, wo sich durch Beobachtungen und Experimente noch keine bestimmten Gesetze nachweisen lassen, ist es wohl erlaubt, Hypothesen auszusprechen; man soll sie nur nicht als sichere Führer hinstellen; es sind Pioniere, die in einer Wildniß vordringen. Je mehr die Hypothesen mit den erkannten

Digitized by Google

Naturgesetzen im Einklang stehen, desto anregender werden sie zu neuen Untersuchungen sein. Als unfehlbare Theorien hingestellt, sind sie der Forschung gefährlich.

Wie viel werthvoller wären Darwin's Untersuchungen, wenn er statt der vergeblichen Bemühung, die Unbeschränktheit der Abartung zu erweisen, die Schranken und das Gesetz derselben aufgesucht hätte. Er hätte das für die künstliche Zucht gethan, was Liebig für die Agrikultur gethan hat. Die Ursachen der Abartung sind uns unbekannt. Daß aber gewisse Varietäten sich forterben, daß gewisse Arten Abarten erzeugen, ist Thatsache. Die Frage, weshalb und wodurch es geschieht, kann nur auf physiologischem Gebiete, durch naturwissenschaftliche Züchtungsexperimente und anatomische Beobachtungen, nicht durch Analogien der beschreibenden Naturgeschichte gelöst werden. Es war doch gewiß Darwin's Pflicht, erst das Gesetz und den Modus der Erblichkeit auch nur Einer Abartung wissenschaftlich zu ergründen, ehe er die Entstehung aller Arten auf ein Erblichkeitgesetz basiren durfte.

Und zeigt sich etwa, um zum Schlusse einen kurzen Blick auf die Menschengattung zu werfen, hier nicht dieselbe Erscheinung? Die Typen der Menschenracen erhalten sich durch alle Geschlechter. Der Sprachforscher wird da, wo wir eine ursprüngliche Entstehung, wie bei den amerikanischen Indianern, annehmen müssen, auch eine ursprüngliche Sprache finden, die von anderen Sprachen nicht abgeleitet werden kann. Auch der Geschichtskundige wird uns beistimmen, daß die Ursprünglichkeit der Racen, die für die menschliche Gattung die Bedeutung der Arten hat, aus allen Blättern der Geschichte hervorblickt. Trotz aller Entwicklungsfähigkeit der menschlichen Gattung als solcher, sind doch seit Menschengedenken immer nur bestimmte Racen die Schöpfer selbständiger Kulturentwicklung gewesen.

Digitized by Google

# Die Gruppe des Laokoon.

Von J. L. Klein.

Der Umschlag-Titel einer neuen Schrift: „Die Gruppe des Laokoon“, die den Prosektor und Privatlehrer der Anatomie in Marburg, Dr. Jak. Wilh. Henke zum Verfasser hat, möchte eher eine anatomische Zergliederung des Laokoon, dieses, schon als der pathetischste aller Muskelmänner, auch dem Anatomen interessanten Körpers und Muskelpräparates in Marmor, erwarten lassen, als was der Zusatz zur Ueberschrift auf dem zweiten Titel erklärend beifügt: „Oder über den kritischen Stillstand tragischer Erschütterung“. Durch diesen Beisatz giebt sich die Schrift sogleich als eine kunstkritische Erörterung zu erkennen, die ihrem Gegenstande jedenfalls die neue, beziehungsreiche Seite abzugewinnen verspricht, welche unter den Gesichtspunkt der Gegenseitigkeit von anatomischem Messer und Meißel fällt; von Sezirtisch und Marmorblock; von Leichnam und dessen Auferstehung als Kunstwerk; von Eingeweideschau des anatomisch-physiologischen Harusper und jener Zukunftsschau des idealbildenden Opferdeuters, der Herz und Nieren prüft, um ihre Weissagungen als höchsten Ausdruck kunstverschönten Menschengeschicks, als Weltenspiegel im geistgeborenen Ebenbilde Gottes darzustellen, dessen noch so schreckensvolle Leidenserschütterung in die Harmonie einer ewigen Wohlordnung und Schönheit, in den Busen Gottes gleichsam, ausseufzt und in versöhnten Einklang mit dem Weltgesetze sich auflöst.

Die bildende Kunst hat so lange von der Anatomie geborgt, daß auch einmal ein Anatom bei der Plastik eine Anleihe eröffnen darf, zumal unter Zusicherung der höchsten Zinsen. Ist doch die berühmte Gruppe, von welcher der Herr Prosektor seinen kunstkritischen Lehnsatz borgt, eine plastische Anatomie als Kunstwerk, wie es kein zweites giebt. Gleichwohl darf man es dem freien Verständniß und guten Geschmack des Herrn Prosektors nachrühmen, daß seine Schrift, in Rücksicht auf Darstellung, nicht mehr an seinen Beruf erinnert, als die Gruppe selbst, die bekanntlich in ihrer Hauptfigur eine unübertreffliche Studie leidenvoller Muskel-Athletik zur Schau stellt. Der Lebenspunkt von Herrn Henke's Kunstkritik fällt freilich mit dem

Digitized by Google

Kulminirpunkt im Seufzer-Ausathmungsprozesse, mit dem Schwebepunkte folglich einer anatomisch-physiologischen Funktion, zusammen, welchen der Verfasser schärfer, als es vor ihm geschehen, fixirt. Allein selbst dieser Angelpunkt seiner Auffassung des im Laokoon festgehaltenen Situations-Momentes will nicht als ein biologischer, sondern als ein kunstkritischer genommen sein. Der Anatom geht, als Kunstkritiker, über Winkelmann und Lessing hinaus, indem er den von diesen als Schmerzensseufzer präzisirten Situationsmoment im Laokoon als jene schwebende Pause im Seufzungsprozesse bestimmt, wo der Athem noch nicht ausgestoßen wird, sondern eben auf dem Punkte steht, sich als Schmerzensseufzer zu entladen. Und er bestimmt diesen Situationsmoment dahin, im Zwecke einer Kunstmaxime. Er stellt ihn als Kunstprinzip des höchsten pathetischen Ausdrucks, nicht blos für die Plastik auf, sondern für jede auf der äußersten Spitze des leidenschaftlichen Ausdrucks schwebende Darstellung in allen Kunstarten; vorzugsweise in der Tragödie, was eben mit der Zusatz-Erklärung zum Titel: „Oder über den kritischen Stillstand tragischer Erschütterung", vorangedeutet wird. Nach Herrn Henke ständen die Pausen-Tragiker auf der Höhe ihrer Kunst. So wäre denn unter den Schöpfungstagen und Werken der Ruhetag, der Sabbath, der Feierabend, das größte und eigentliche Meisterstück? Das Ausruhen auf dem Lorbeer das lorbeerwürdigste Verdienst? Doch nein! Es heißt ja vorweg: „Kritischer Stillstand tragischer Erschütterung". Die Kunstbetrachtung des Herrn Henke bewegt sich um die Kunstpause im intensivsten tragischen Schmerz. Sein Ruhepunkt ist die ἀκμή, der Gipfelpunkt des in seiner höchsten Spannung stummen Schmerzes; eine Schmerzenserstarrung. Die laokontische Seufzer-Pause ist ihm der Tabor-Gipfel der höchsten Leidensverklärung in jeglicher Kunst. „Unendliche Erstarrung in der Krisis zwischen Streben und Leiden", das sei das Non plus ultra des pathetischen Ausdrucks. Winkelmann-Lessing's Laokoon-Seufzer hat erst durch Herrn Henke das Tüpfelchen aufs I bekommen, die letzte, feinste Spitze. Sehen wir zu, ob diese zum Kunstprinzip und Kanon des stärksten tragischen Ausdrucks erhobene „Pause" etwas mehr ist, als Winkelmann-Lessing's auf die Spitze getriebener Laokoon-Seufzer.

Der Betrachtungsgang beginnt mit der Würdigung der Stillstands- oder Ruhepunkte überhaupt, und insbesondere bei Darstellung des Bewegten und Pathetischen in der Kunst. (S. 6.) In der bildenden Kunst sei dies schon durch die Art der Darstellung geboten, weil ihre Werke still stehen. Selbst die Poesie, die doch das Lebende successiv vor der Phantasie vorüberschweben lasse, müsse in dem Fluß ihrer Darstellung Ruhepunkte erkennen lassen, „in denen der Geist den Gegenstand auffassen kann, als wenn er still stände". . . . Gleich hier vermißt man ein spekulativeres Erfassen des Bewegungs-Phänomens. Schon in der mechanischen Bewegung haben wir

Digitized by Google

ein Naturbild gleichsam des dialektischen Prozesses zu erkennen, wo die Gegensätze von Ruhe und Nichtruhe verschwinden und dieses sich gegenseitige Vernichten oder Aufgeben die Bewegung darstellt. Jener sophistische Bewegungs-Leugner, gestützt auf den Beweis, daß ein fliegender Pfeil, in jedem Zeittheilchen, an jedem Raumpunkte seines Weges doch gegenwärtig, mithin in jedem als verweilend, folglich als ruhend, gedacht werden müsse — dieser Bewegungs-Leugner war so sophistisch nicht, als er schien. Er mußte nur das kontinuirliche Verweilen des Pfeiles als ebenso scheinbar erkennen, indem derselbe, nur vermöge der seinen Atomen mitgetheilten Schwingung und der in ihm thätigen Kraft, verweilen und ruhen kann, da selbst die sogenannnte Schwerkraft ein Bewegendes, eine Energie, ja das Bewegende selber ist; die Bewegung gleichsam in nuce. Wie bei der Gangbewegung, in der Mechanik des Gehens, die scheinbaren Ruhepunkte, deren stetiger Wechsel mit Fortschreitungs-Momenten die Gangbewegung eben zu Stande bringen — wie bei diesem zwischen Fallen und Stehen pendulirenden Bewegungsphänomen jene Ruhepunkte, jene schwebenden Stillstandsmomente aus einem Antagonismus der Muskeln resultiren, mithin nur in Folge eines großen, an Kontraktion und Spannung der entsprechenden Muskeln gewendeten Kraftverbrauches eintreten: so ist in allen Erscheinungen der momentane Stillstand nur eine konzentrirte Bewegung, gleichsam eine Kontraktion der Bewegungskraft, im fliegenden Pfeil nicht weniger, als in der Wurmbewegung und Muskelaktion. Von dem Anatomen und Prosektor gerade hätten wir an der Stelle, wo er die Gang-Mechanik berührt (S. 15), eine schärfere Begriffsbestimmung erwartet. Die ganze Körperwelt, die Materie mit ihrer, s. g. vis inertiae, wird sie doch bereits für nicht mehr und nicht weniger, denn eine Schwingungs-Modifikation angesehen. Ruhepunkte sind Uebergänge. Wenn daher Goethe in seinem meisterhaften Aufsatz, Ueber Laokoon, von der bildenden Kunst sagt: „Der höchste pathetische Ausdruck, den sie darstellen kann, schwebt auf dem Uebergange eines Zustandes in den anderen", so will es uns bedünken, daß die Polemik des Herrn Henke gegen Goethe's Laokoon-Auffassung, die im Wesentlichen mit Lessing's übereinstimmt, Streiche in die Luft führt, da wir sie keinen Windmühlenkampf nennen dürfen, weil, nach des Verfassers Ansicht, eine stillstehende Windmühle am rüstigsten und recht eigentlich ihr Korn mahlt. Auf ein solches Stillstandsmahlen möchte schließlich doch eine Forderung hinauslaufen, wie die S. 35. „Durch diese rein sinnliche Erstarrung einer scheinbar unlöslichen Beklemmung ist das Anhalten des Athems im Seufzer der stärkste Ausdruck jeder Art von tiefem, unerträglichen Schmerz". Dieses Anhalten des Athems im Seufzer ist aber, wenn man es überhaupt zugeben will, nur deshalb dieser stärkste Ausdruck, weil er die gezogene Summe aller Schmerzensbewegungen, weil er der regste, flammende Brennpunkt aller pathetischen Strahlen ist.

Digitized by Google

Bekanntlich giebt es höchste Töne, deren Schwingungen so schnell aufeinanderfolgen, daß sie für unsern Hörsinn nicht mehr als Klang vernehmbar sind: wird man daraus folgern dürfen, daß, weil unser Ohr für derlei Töne ruht, solche äußersten Schwingungen Ruhepunkte seien? Jene Pausen des verstummenden Schmerzes sind nun solche Töne für unser Ohr, welche die Kunst durch den bewegtesten Ausdruck sichtbar macht; und vor allen die plastische Kunst, durch die intensivste Muskelbewegung, durch einen Gesichtsausdruck, der, wie bei Laokoon, so wenig jene Henke-Erstarrung abspiegelt, daß im Gegentheil sein Antlitz von allen Blitzen gleichsam des Seelen- und Körperschmerzes durchzuckt erscheint; daß sein ganzer Muskelbau, vom Scheitel bis zur Zeh, den „Strom, Sturm und Wirbelwind der Leidenschaft" in größter Wallung und Heftigkeit darstellt; dieser Sturm und Wirbelwind, so zu sagen, selber ist, aufregend im Marmor das wogendste Muskelspiel; ein wahrer Muskelsturm. Wo aber, um Phidias', Winkelmann's und Lessing's Willen, wo bliebe da der Dämpfer, den der Prinz von Dänemark dem Schauspieler einschärft: die „gelinde" Behandlung? die Mäßigung und Geschmeidigkeit mitten im Sturm und Wirbelwind der Leidenschaft? Und der Schauspieler ist noch lange kein Laokoon in Marmor; das Bühnen-Pathos nicht das der Skulptur! Wo in aller Welt bliebe, bei solchem Ausdrucksturm, Winkelmann's am Laokoon gepriesene „bewußte Stärke des Geistes", den der Gefolterte gegen den Schmerz „zu sammeln suchet"? Wo gar Lessing's scharfe Demarkationslinie zwischen Poesie und Plastik, die solchen Sturm in der Skulptur mit einem quos ego! zügelt? In der Skulptur, wo seine Abgrenzungslinie zur Schönheitslinie wird, welcher sich der marmorne Sturm anschmiegen muß, auf die Gefahr, als poetischer Schmuggler über die Grenze gebracht zu werden? So könnte Herr Henke fragen. Aber nicht Eine der Bestimmungen dieser großen Gesetzgeber der Kunst braucht der im Laokoon aufgeregte Ausdruckssturm zu überschreiten, und dennoch kann er in der ganzen Stärke und Heftigkeit seines Ausbruchs walten, womit er Laokoon durchwühlt, ohne zu Herrn Henke's Pause zu erstarren, die einem Sturm wohl vorhergehen, ihn verkündigen mag, aber nicht auf dessen Höhe, nicht mitten im Wirbelwind der Leidenschaft sich einstellt, für welchen selbst Hamlet, dem Herr Henke starke Hand bietet, vom Schauspieler nur eine gelinde Behandlung, ein gewisses Maßhalten in Anspruch nimmt, während Herr Henke, auf Grund seiner Laokoon-Seufzerpausen-Theorie, ebenso sehr, in Bezug auf das Theater-Pathos, den Prinzen von Dänemark hinter sich läßt, als er, in Bezug auf plastisches Pathos, Lessing's „Grenzen" in noch engere Schranken zurückweist, indem er Hamlet's Mäßigung zum Erstarrungs-Pausenspiel und Winkelmann-Lessing's erhabenen Schmerzensseufzer zum Kulminationspunkt einer Athembeklemmung erstickt. Virgil's schreienden Laokoon — „des Schmerzes Höllenqual durchdringt der

Digitized by Google

Wolken Schooß mit berstendem Geheul", übersetzt Schiller — sahen noch die Caylus, Klotz und Riedel aus Agesander's Marmor heraus. Winkelmann dämpfte das Geschrei, aus Gründen der persönlichen Würde und Seelenstärke des Apollopriesters; Lessing aus Gründen, die er aus der Eigenthümlichkeit, dem Geiste und Material der Skulptur schöpfte, zu einem Seufzer ab. Beide, ohne der Ausdrucksstärke im Laokoon das Mindeste zu vergeben. Winkelmann bemerkt ausdrücklich: „Da, wohin der größte Schmerz gelegt ist, zeigt sich auch die größte Schönheit". Und Lessing deutet auf die „argutiae des Lysippus", die er in der virtuosen Behandlung des Laokoon und der Affektbezeichnung erkannt. Aber der Marmor schreit eben so wenig, als er seufzt. Die Kunst besteht darin: einen solchen Eindruck hervorzurufen, daß der Beschauer, ohne Einbuße des reinsten Wohlgefallens, das volle Pathos der Situation empfindet, was nur möglich, wenn die Figur in jedem Punkte des kunstvollendet ausgewirkten Leibes dieses Pathos vor den Schausinn stellt, den augenblicklich die Phantasie zu dem ihn ergänzenden Gehörsinn gleichsam erweitert, dergestalt, daß sie, die Einbildungskraft, — der wallende Spiegel von Successions-Erscheinungen, als vor und nach, und des ganzen Geisterzuges flüchtiger Zustands-Momente, — daß die Einbildungskraft, was die Kunstform und -Gattung nicht kann und daher auch nicht darf, über die Grenzen derselben hinausempfindet, hinaushört; daß die Phantasie, die reine Bewegung, das innere Sonnenleuchten, die unendliche Schwingungsthätigkeit, welche, wie die kosmische als Licht erscheint, sich als schauendes Licht offenbart — daß die Phantasie, alle Grenzen der Plastik überfliegend, aufhebend, auch den Laokoon in der Gruppe in höchster Bewegung sieht, ihn schreien, seufzen und stöhnen hört. Aber wie der Laokoon in der Tragödie des Sophokles geschrien und gejammert hat; wie sein Philoktet wehklagt und ächzt: erhaben, schön und heroisch; in Versen von dem herrlichsten Wohlklang, mit einem Erguß von Empfindungen und Gesinnungen, die seiner großen Seele würdig und die seinen Jammer adeln; wie der Mensch noch in der größten Körper- und Seelenpein jammern und wehklagen soll: als ein Ebenbild Gottes, als Geist von seinem Geist und Bein von seinem Bein; als ein Ebenbürtiger, dessen Göttlichkeits-Bewußtsein keine Schuld auslöschen kann; der würdig befunden wird, daß Gott mit ihm ins Gericht geht, und der sein aufächzend Leid als einen Schuldbrief emporhält, wie Prometheus, wie Hiob, wie Oedipus und wie der, der am Kreuze rief: Eli, Eli! Die Kunst, und die bildende vor allen, lehrt auch den Menschen seiner würdig jammern, sich in der schmerzlichsten Heimsuchung, selbst in den Anfällen der heftigsten Körperleiden, menschlich geberden. Entging das etwa Lessing's großem Scharfsinn? Im Gegentheil: er betont die „Fruchtbarkeit" des Eindrucks, die aus dem dargestellten Momente quillt, wenn nämlich derjenige Situationsmoment aus dem Verlaufe der ganzen Begebenheit im

Digitized by Google

Bildwerk festgehalten würde, welcher „der Einbildungskraft freies Spiel läßt“. „Wenn Laokoon seufzt, so kann ihn die Einbildungskraft schreien hören“, sagt er. Aber auch seufzen hört sie ihn nur; hört ihn stöhnen und seufzen, schreien und jammern; hört seinen „lauten, volltönenden Weheruf“, wie Anselm Feuerbach in seiner klassischen Schrift, der Vatikanische Apoll (S. 391) sich ausdrückt. Aber sie hört es eben nur, weil das Geberdenspiel des ganzen Leibes auf diesen lauten Weheruf hindeutet; weil die laute Wehklage aus allen diesen Muskeln wie mit tausend Zungen spricht, und wie sie nicht aus den Muskeln eines Schächerleibes und Antlitzes sprechen, noch seufzen würde. Die unnachahmliche Schönheit und Kunstvollendung, die über dieses wehklagende Muskelspiel ausgegossen; die Harmonie, die in den Linien dieser Gruppe wallt, diese athmet uns an, als plastische Ruhe, als schönes Maß inmitten der Leidenschaft; als der hohe Geist der Bildnerkunst, die in der Laokoon-Gruppe eine Sophokleische Tragödie schuf in Marmor; eine Gruppe, welche die Phantasie des Beschauers im Nu zu einer solchen Tragödie umdichtet, sie mag wollen oder nicht. Die Künste des Gehörsinns, Poesie und Musik, erregen die Phantasie unmittelbar; die Künste des Schausinns, Malerei und Plastik, andeutungsweise durch Ruhe, umgedeutet in Bewegung; durch das Medium ruhender und fester Linien, deren Ausdrucksbezeichnung gleichsam Wahr- und Abzeichen der Seelenstimmung und Bewegung ist. Ist denn das natürliche Geberdenspiel, ist der sinnliche Ausdruck am Menschen denn etwas anderes als ein solches Zeichen? das bewegte Muskelspiel etwas anderes als die Klaviatur des Seelenspiels? Woraus erkennen wir in dem Mienenspiel einen bestimmten Affekt? Wir erkennen ihn, als Geberden-Zeichendeuter, weil wir diese Schrift vom Blatt weg lesen und in ihre Sinnes-Bedeutung augenblicklich auflösen. Die bildende Kunst stellt uns auch nur diese bewegliche Schrift der bewegten Seele vors Auge, aber kalligraphisch: als die schönsten Schriftzüge einer schönen Seele, einer in ihrer gebrochensten Linie noch musterwürdigen, göttlichen Seele. Mehr oder minder bewegt; ob in der Majestät jener gepriesenen plastischen Ruhe und stillen Größe, die im idolischen Sinne der orthodoxen Ruhe-Plastiker zur Mythe geworden, seit Dädalus in seinen vorschreitenden Figuren den ersten Schritt über Lessing's „Grenzen“ hinausgethan; oder ob das Gebilde in der dramatisch lebendigsten Gruppenbewegung uns entgegentrete, welche sich in den noch vorhandenen Meisterwerken der rhodischen Schule aus der Zeit der Diadachen ausspricht, als deren erstaunlichstes und kunstvollkommenstes der Laokoon bewundert wird. Ob von stärkerem oder gelinderem Affekt bewegt: — durch die ganze griechische Plastik weht eine Seelenregung, lebhaft, innerlich gefacht, in ewiger Wallung, wie die Flamme und das Meer: diese Bildner der schönsten Göttergestalten und der Aufstürmer gewaltigster Seelenbewegungen: der Liebe und der Freude. Meer und Feuer: Bildner und

Digitized by Google

Werkmeister der Liebesgöttin und des Freudengottes; der ersteren, das Meer, und des Bachus, die Flamme. Und wie diese in ihrer leisesten Stille eine unendliche, eine ruhelose Bewegung athmet; so glüht die antike Statue, von Phidias an, in ihrer scheinbar ruhevollsten Stille, von innerer Erregung. Und wie die Flamme der stillen Lampe ihr inneres Lodern zum verheerenden Brande beflügelt; und wie die halcyonische Meeresruhe im Busen die Stürme hegt und ausbrütet, die alsbald das Meer zum „marmor infidum", wie Virgil die stürmende See nennt, gähren: gleichergestalt entbrennt der himmlische Funke, womit der erste Plastiker sein Thongebilde zum Menschengeschlecht beseelte; entbrennt der stille, aber ewig regsame Funke, den seine Nachfolger, die griechischen Bildner, in ihre Erze und Marmore hauchten, zu einem immer bewegtern, entfesseltern, leidenschaftlichern Ausdruck und dramatischen Pathos, bis er in der rhodischen Gruppe des Laokoon zur Tragik des sophokleischen Oedipus aufflammt: „ein fixirter Blitz, eine Welle, versteinert im Augenblicke, da sie gegen das Ufer anströmt", wie es Goethe bewundernswürdig mit dem kühnen und glänzenden Pinselstriche des Dichters bezeichnet. Ist diese herrliche Entfaltung als ein Sinken, eine Verwirrung und Entartung des plastischen Geistes, eine die Barbarei einleitende Vermischung der Kunstgattungen und ihrer Grenzen zu beklagen? Oder ist sie als ein kunstgeforderter und nothwendiger Entwicklungs-Fortschritt aufzufassen? Sind die Phidias-, die Niobe- und ähnliche Giebelgruppen aus der schönsten Blüthezeit der hellenischen Plastik ausschließliche Vertreter des ernsten, reinen Geistes und Wesens der Bildkunst; oder athmen sie nur darum diese Hoheit und in der Bewegung noch selige Stille, weil diese Stimmung, als Nachhall der homerischen Epik, noch das lebende Geschlecht und seine Künstler erfüllte? Und darf die Plastik über diese Stimmung nicht hinaus? Giebt sie mit ihrer Reinheit und keuschen Größe zugleich ihren Charakter und ihr Wesen auf, wenn sie aus der hehren Sphäre des Götter- und Halbgötter-Pathos in die Kämpfe und Stürme der Menschenbrust eintritt; oder darf sie, nach Art jeder andern Schwesterkunst, jene stillere Einfalt, Beschlossenheit und jungfräuliche Strenge als den Blüthenstand, die Blumenhülle betrachten, aus welcher sich der eigentliche und höchste Zweck des Gewächses hervorbildet: die goldne Frucht? Darf man in Gebilden, wie der Laokoon, ein Absinken, Verfall und Entarten erblicken, weil sie in der höchsten, alle frühern Meisterschöpfungen technisch überbietenden Formvollendung, in einem Wunderwerke des Meißels, an einer durch Architektonik, Formenschönheit und Konturenreiz Alles überragenden Gruppen-Meisterschaft die Grenzen vor Augen stellen: wie weit die Plastik gehen dürfe, ohne sich selber aufzugeben was auch Heinrich Brunn in seiner Geschichte der griechischen Künstler (S. 475 ff.) an der Technik mängeln mag? Gebilde, wie der Laokoon, sollten deshalb hinter frühere Gruppenwerke zurücktreten müssen, weil sie den

Digitized by Google

Gipfel ihrer Kunst darin offenbaren, daß aus der höchsten Erregtheit gleichwohl die Majestät der Plastik, der Geist des Phidias hervorleuchtet, wie aus der Sophoklei'schen Tragödie der Geist Homer's? Aus den wallendsten, gespanntesten und gewundensten Linien das reinste plastische Ebenmaß, der edelste Geschmack athmet? Weil mit einem Worte hier ein Phidias als ein Aeschylus oder Sophokles den Stein beseelte? Das epische Gruppen-Pathos hier zum tragischen erhob? In einem Bildwerke den höchsten Gipfel der Kunst erschwang, um welchen alle Schwesterkünste, wie um den des Helikon alle neun Musen, ihren feierlichen Reigen schlingen? Der Laokoon steht nur auf der Grenze seiner Kunst, ohne sie in einem einzigen Punkte zu überschreiten. Ist dieser höchste Triumph nicht auch einer über Phydias und Skopas? Oder müssen die Künste sich vor höchsten Triumphen hüten; vor ihrer Vollendung zurückbeben? Der dialektische Prozeß von unendlicher Bewegung in abgeschlossenster Ruhe, in dieser Marmorgruppe ist er geschlichtet, und nur durch die Plastik und im Geist und Wesen der Plastik war dieser dialektische Abschluß zu vollbringen. Sollte sie den Prozeß in der Schwebe lassen, um den orthodoxen Kunstglauben an die absolute plastische Ruhe und stille Größe statuarischer „Götter-Petrefakten" nicht zu erschüttern? Um dem Gebot: Ruhe ist der Plastik erste Pflicht, nachzuleben? Daß gerade diese Laokoon-Gruppe, dieser „fixirte Blitz", diese im Anprall, in der Brandung „versteinerte Welle", diese Herkules-Flammenverklärung der Plastik auf ihrem Oeta-Gipfel, in Marmor — daß eine solche Gruppe gerade aus Rhodos hervorging, der Werkstatt feuerschmiedender Telchinen, wo, nach einer Bemerkung des Eustathius zu des Dionysius Periegetes' Gedicht V. 504, es viele Statuen gegeben, die man ihrer Lebendigkeit wegen in Fesseln legen mußte, auch das ist charakteristisch für das Wesen der griechischen Plastik.

Wie nun mit einer Auffassung sich befreunden, welche jene unendliche Beregtheit zu einer Beklemmungspause, zum Stillstandspunkt im Seufzer-Ausathmungsprozeß, zum Seufzerkrampf, zu einer gähnenden Mundsperre starren will! „So ist denn insbesondere auch die zusammengefaßte Respirationsanstrengung des Seufzens der natürliche Ausdruck des gewaltigen Ankämpfens gegen einen übermächtig drückenden Schmerz, und gerade hiefür ist die kritische Pause des Anhaltens der Spannung vor dem Ausstoßen der Luft höchst bedeutungsvoll" (meint Herr Henke S. 22). Beim Bergsteigen und ähnlichen Anstrengungen kommen Athmungsphänomene der Art vor, die aber nichts Pathetisches oder gar Kunstmonumentales und Situations-Plastisches darbieten. Zur physischen Beklemmung gehört noch ein spezifischer Seelenschmerz, dessen Träger und Vehikel der verhaltene Seufzer unter Umständen sein kann, als dessen „natürlicher Ausdruck" aber solcher Seufzer keineswegs gelten und daher auch nicht als der geeignetste Moment zur Ver-



Digitized by Google

anschaulichung des intensivsten Seelenschmerzes dem Bildhauer dienen kann. In dem Kopf, in jeder Muskelschwellung, Ader, Sehne, Laokoon's drückt sich etwas himmelweit Verschiedenes von einem unterdrückten Seufzer aus, der blos ein begleitender Moment der heftigsten Schmerzensbedingung ist, wie die anderen körperlichen Erscheinungen, das Heben des Brustkorbs u. s. w., die aber alle für sich allein den Seelenschmerz nicht bezeichnen und im Laokoon nur deshalb mit dem Pathos so innig verschmolzen scheinen, weil durch eine wunderbare Kunst jede Faser, jeder Nerv und Puls an diesem Leibe von dieser Schmerzens-Erregtheit durchdrungen erscheint; nicht aber umgekehrt, das Pathos von dem Stillstandsmoment eines Seufzer-Starrkrampfs, einer äußersten Athembeklemmung. Wenn das der Eindruck wäre, den wir von Laokoon empfingen, müßte der Anblick wie ein Alpdrücken wirken, von dem uns nur ein unendliches Gähnen befreien könnte. Ist aber jede Linie hier vom Laokoon-Schmerz durchzuckt, wie sollte dessen plastischer Schwerpunkt in ein Athmungsmoment fallen, das als solches, mit diesem Schmerzensausdruck nichts gemein hat, als daß es denselben begleitet? cum hoc, ergo propter hoc? Der Stillstand im Athmungsprozeß wäre darum ein kunstkritischer Kanon für Laokoon, ja für die gesammte Kunst, weil dieser Körper nichts wie Schmerzensbewegung, nichts als ein wallender Strom von Weh und Pein ist? Die Kunstpausen in den Künsten des Gehörsinns, in dem Affektspiel der Rede- und Tonkunst, auch sie erhalten ihren Werth lediglich durch die Meisterschaft, mit welcher, vor und nach solcher Pause, die Leidenschaft in Handlung und Bewegung gesetzt wird. Den Eindruck dieser Bewegung übertragen wir auf die Pause des plötzlich verstummenden Affektes, welcher denn ähnlich auf die Phantasie wirkt, wie die mit Blitzen abwechselnden Verfinsterungen in dem Momente, wo sie die Blitze eben verschlungen haben. Ohne diese Blitze aber, ohne die heftigsten, sichtbaren Zuckungen des Pathos, ist die bloße Kunstpause der berühmte „dustere Keller", und bei unseren Heldenspielern Vorstudien zur Quiescirung, stummberedte Winke einer wünschenswerthen Versetzung in den Ruhestand. Für die Plastik, die ohnehin stumm genug ist, die Momente der stummen, starren Pausen als ausschließliche Situationsmomente urgiren, das würde Museen und Antikensäle in einen Kirchhof voll Leichensteinen verwandeln.

Herr Henke muß sich denn auch in Opposition zu allen Auffassungen der größten Kunstlehrer und Autoritäten stellen. Er polemisirt gegen Winkelmann, Lessing, Goethe, Feuerbach, Welcker, Vischer u. s. w., die ihm alle zu viel Bewegungs- und Fortschrittsmänner in der Kunst sind. Herr Henke predigt den absoluten Stillstand, wo der Kunst der Athem ausgeht. Wie Einem dabei zu Muthe sein muß, schildert der Verfasser S. 40 vortrefflich: „Dieses Gefühl der rettungslosen Erstarrung zwischen eigner Kraftentfaltung

Digitized by Google

und Niederdrückung durch eine fremde Macht ist es, der den Moment (im Laokoon) — als nie enden könnend erscheinen läßt. Alle Vorstellungen der Vergangenheit und Zukunft schwinden, und so läßt uns die kritische Ruhe des Schmerzes in dem Momente der Gegenwart die Ewigkeit anschauen“..... Eine Ewigkeit von unlöslicher „Athembeklemmung“ (S. 34), von „krampfhafter Hintenüberrenkung des Hauptes!“ (S. 24.) Die Ewigkeit eines versteinerten Asthmas! Dagegen erscheint die Ewigkeit der Höllenstrafen noch eine Erholung. Hier ist doch Abwechselung, Bewegung, Fortschritt!

Es folgen Einwendungen gegen Lessing's Schönheitsgesetz (S. 41), entlehnt aus dem seit Kant von der deutschen Kunstlehre aufgestellten, und für die Plastik insbesondere zur Geltung gebrachten Erhabenheitsbegriff, die schulmäßigen Bestimmungsformeln und Kriterien von „schön“ und „erhaben“, von „gelöstem und ungelöstem Widerspruch“ werden auf den Laokoon, als Höhenmesser und ähnliche ästhetische, den physikalisch astronomischen Instrumenten, Quadranten, Astrolabium, Luftdruckmessern u. dergl. entsprechende Ausdrucksmesser angewendet, und es wird haarscharf herausgefunden: Vermöge des schon von Goethe angedeuteten Kontrastes von „Streben und Leiden“, bei Laokoon, beruhe die Größe des durch sein Pathos hervorgerufenen Eindrucks darauf, „daß er einen unendlich großen Widerspruch einschließt“ (S. 41). Das Streben und Leiden komme nämlich nicht zum Schweigen, es durchdringe sich nicht, wie in dem Schönheitsausdruck, zur vollkommenen Ausgleichung; dieser Widerstreit stemple den Charakter des Laokoon-Pathos nur mit dem Gepräge des Erhabenen, und stelle die Figur unter den Erhabenheitsbegriff, nicht unter das Schönheitsgesetz Lessing's, das er gerade aus dem Laokoon als ein unverbrüchliches Kunstgesetz des Griechen gefolgert. Tritt denn aber jener Widerstreit oder Widerspruch von Streben und Leiden nicht mit jedem Affekte, ja mit jeder Bewegung ein? Der leere, vom nach-Lessing'schen Schönheitsbegriff geforderte Indifferenzpunkt beider Momente kommt nirgend, auch in dem still in sich beschlossensten Bildwerke nicht, zur Geltung und Verwirklichung, da, wie wir gesehen, in der scheinbar ungetrübtesten, plastischen Ruhe und Stille eine Seelenstimmung, eine, ob noch so sanfte Erregung, sich ausspricht. Der Indifferenzpunkt würde gerade alles Schöne aus der Kunst verbannen. Der Indifferenzpunkt ist ein finsterer Punkt der Schule; in Kunst und Leben ist alles fluthende Bewegung, Antagonismus; Streben und Leiden in wirkungsvollem Gegensatz, dessen Ausgleichung in die Idee des Alls, der Weltharmonie, der alles umfassenden Wohlordnung, Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit fällt, wovon jede Erscheinung ein mehr oder minder kongruentes Abbild ist, im Maße ihrer Lebensfülle und Energie; und das Kunstwerk nur deshalb das adäquate Gegenbild scheint, weil es, mit der Intention und



Digitized by Google

Absicht einer solchen Spiegelung der Welt- und Gottidee, deren in den Naturerscheinungen und Dingen zerstreute Strahlen, wie in einem Brennpunkt, zu einem Gottbilde, als einem Ewigen, Ruhenden sammelt, worin „sterbend untertauchen Zeit und Maß". Aus der höchsten Entbrennung von „Streben und Leiden", aus der ungeheuersten Schmerzensoffenbarung, kurz aus dem tragisch furchtbarsten Leidenskampfe strahlt dieses Gottbild, dieses Ewige am herrlichsten hervor, wenn der Kampf selber, in jedem seiner Momente, den Reflex dieses Bildes spiegelt; wenn der Ringkampf mit dem übermächtigen Geschick und Verderben, der Ringkampf mit Gott selber gleichsam, wie Jakobs mit dem Engel, sich in jedem Momente als solchen darstellt; wenn wir nämlich in der Größe, Bedeutsamkeit und heroischen Gewalt des Ringers einen dem Gegner, dem Gottesgeschicke, ebenbürtigen, oder doch seiner würdigen Kämpfer erblicken, in dessen Leidensübermaß und Furchtbarkeit wir die schreckenvolle Größe und Erhabenheit seines Widerpartes, des Gottgeschickes, erkennen. Dieses aus dem Schreckenskampfe hervorleuchtende Gottesurtheil ist das tragisch Schöne, die Schönheit des tragisch Erhabenen. Dieser brennende Dornbusch, „der mit Feuer brannte und ward doch nicht verzehret"; das glänzende Bild von Ruhe in Bewegung; leuchtende Ruhe als flammende Bewegung, wovon jede Dornenkrone einen Schimmer strahlt als Vollendungs-, als Seligkeits- und Verklärungsschein des von Gott überwundenen Ringers und Dulders: das ist der Schönheitsglanz des tragischen Kunstwerks, sei dies eine Tragödie von Sophokles, oder eine Gruppe des Laokoon. Ja, dieses aus den Schweißtropfen des zusammenbrechenden, unter der übermenschlichen Last von Schmerzensstein erliegenden, tragischen Gottesstreiters, als Gottes-Dulders, — dieses aus seinen Schweißtropfen auf dem Sudarium der Kunst erblühende Antlitz ist die höchste Schönheit, ist Gottes Antlitz selbst, das aus den einzelnen Momenten des qualvollen Schmerzes aufleuchtet. Und dies auch die Schönheit im Laokoon, dessen Körper und Antlitz gotteswürdig; an dessen Gesammtbild kein Punkt herauszumäkeln, der unschön wäre, der nicht mit den strengsten Forderungen plastischen Adels und hoher Meisterschaft im Einklang stände, in dessen Verhältniß zur ganzen Gruppe sich nicht die vollkommenste, die reinste Harmonie in aller Hoheit und Schöne des großen plastischen Styls ausspräche. Ist dieses „erhaben", desto besser. So ist hier eine Verschmelzung von Schönheit und Erhabenheit, von Winkelmann's und Lessing's Forderungen und Gesetzen offenbart, wie im Oedipus auf Kolonos, wie in Shakespeare's Lear und wie in keinem anderen uns erhaltenen Gruppenbilde der hellenischen Plastik. Mit eurem Widerspruch! Nichts widerspricht hier dem Schönheitsgesetz, als die Empfindung eines solchen Widerspruchs. Jener dunkle Punkt in der Augen-Netzhaut, er nimmt das ganze Auge dieser Widerspruchseher ein; er ist ihr einziges Schauorgan.

Digitized by Google

„Hier nun", heißt es S. 45, „im Seufzer und im Laokoon, kommt es nicht zum Schweigen, sondern nur zum Stillstand; denn wir erkennen deutlich, daß Streben und Leiden sich zwar im Augenblicke nicht hin- und herwerfen, aber doch noch mit aller Gewalt gegen einander stemmen, wie wenn zwei Ringer momentan stille stehen, weil keiner den anderen niederdrücken kann. Dies ist keine Lösung, ist nicht schön"..... Gewiß nicht! Aber auch nicht erhaben. So wenig wie ein Mühlrad, das still steht. Ein solcher „kritischer Stillstand" kann höchstens bewirken, daß Einem dabei der kritische Verstand still steht.

Nun soll gar der in der Figur des Laokoon zum Stillstand erstarrte „Widerspruch zwischen Streben und Leiden" seine Lösung in den beiden Knaben finden, welche uns in der Lage gezeigt werden (45), „in der der Vater sich kurz vorher befunden hat und kurz nachher befinden wird". Ein treffender Gedanke Goethe's wird hier, gekünstelter als scharfsinnig, dahin verbogen, daß die Nebenfiguren den erhabenen Eindruck des Seufzer-Stillstands durch je einen der jedem von Beiden zugewiesenen Faktoren von Streben und Leiden, zum schönen Eindruck mildern! Was wird die Kunstphilosophe zu dieser von dem geübten Zergliederungsmesser des Prosektors bewerkstelligten Zerlegung einer Gruppe in Erhabenheits- und Schönheits-Wirkung, deren Vertheilung auf die betreffenden, die Gruppe bildenden Figuren sagen?! Hemsterhuis, in seiner **Lettre sur la sculpture** (S. 32), spricht wohl von dem anmuthigen, das harte Pathos sänftigenden Motiv in den beiden Knaben, — von einer solchen Scheidung der Gruppe in zwei verschiedene Style konnte er zu seiner Zeit (1765), wo es noch keine Kunstphilosophie gab, sich freilich nichts träumen lassen. Des Hemsterhuis' Bemerkung hat in Feuerbach's Worten ein geistvolleres Gepräge erhalten. „So kontrastirt", sagt er (D. V. A. S. 63), mit der Heftigkeit im Angesichte des Laokoon der mildere Ausdruck seiner beiden Söhne. An ihnen bricht sich der Schrei des Entsetzens, und die Gruppe ward statt eines gellenden Unisono der harmonische Dreiklang der griechischen Plastik". Wie vergreift sich aber Herrn Henke's Kontrast an diesem harmonischen Dreiklang, durch den es wahrscheinlich auf seinen Einfall gekommen, und ihn dafür, wie üblich (in der Anm. 12), mit dessen eigenem Fett beträufelt? Er zerreißt ihn geradezu. Denn etwas anderes ist es, in einem mehrstimmigen Satze z. B. nach Verschiedenheit der Klangfarbe, Charakter und Seelenstimmung die harmonischen Momente des Musikstückes gliedern und je nach den Temperaturen dämpfen, mildern und verstärken; etwas anderes die Harmonie selbst, die Gesammtwirkung des ganzen Tonstücks in zwei grundverschiedenen Eindrucksstimmungen zerfällen und die Gruppenglieder auseinanderreißen. Schönheits-, Erhabenheits-Stimmung, es sind Totalitäts-Eindrücke, die in einer geschlossenen Kunstgruppe nicht zerspaltbar sind, nicht

Digitized by Google

auseinanderzulösen und an verschiedene „Träger", einerseits des Schönheits-, anderntheils des Erhabenheits-Eindruckes zu vergaben. Ein harmonisches Werk macht einen erhabenen Eindruck; nicht aber einen theilweis erhabenen, theilweis schönen. Ein solches Werk würde jenen komisch-tragischen Maskenköpfen gleichen, deren eine Seite die erhabene Melpomene, die andere Fläche die lächelnde Thalia zeigt. Ein solches Werk wäre in stylistischer Hinsicht eine Mißgeburt mit zwei Köpfen. Das Erhabene der antiken Kunst unterscheidet sich von dem der modernen, seit ihrer Wiedererstehung, vielleicht wesentlich darin, daß jenes immer zugleich *schön* ist; das modern oder romantisch Erhabene, unschön, bizarr, phantastisch, abstrakt, im günstigsten Falle humoristisch. Das modern Erhabene verträgt sich mit dem Häßlichen, ja dies ist ein Moment desselben, das antik Erhabene niemals. Ohne die Söhne bliebe Laokoon's Figur an sich erhaben-schön; das Antlitz leuchtet für sich allein, und hätten wir es nur in dem berühmten Brüsseler Kopfe vor uns, von tragischer *Anmuth*. Lessing's Schönheitsgesetz bleibt für die antike Kunst unanfechtbar.

Der eigentliche Fund in der Laokoon-Frage, den die Schrift des Herrn Henke anspricht: Die Anwendung der „erhabenen Krisis" auf die redende Kunst möchte jenem berühmten Nerven gleichen, den, außer dem Entdecker, bisher kein anderer finden konnte. Für die redende Kunst wird der „Ruhepunkt des starren Seufzers" zu einer „kurz angedeuteten Unterbrechung der Abwickelung des ganzen Verlaufs, der ihn hervorbringt und wieder auflöst" (S. 55) abgedämpft. Die Auflösung des Gegensatzes von Dissonanz und Konsonanz in der Tonkunst dient als Uebergang oder als kritische Seufzerbrücke, die zur Seufzer-Erstarrung in der tragischen Kunst hinüberführt. Uns will aber auch die Auflösung der musikalischen Dissonanz, ein Produkt der harmonischen *Bewegung*, nicht der Pausen-Erstarrung, scheinen. Es giebt keine starre Dissonanz, oder vielmehr das Starre, das Fixirt-Gespannte ist die ausschließliche Dissonanz, welche aber, von dem harmonischen Fluß ergriffen, von den Wellen- und Schlangenlinien — (eine andere Art laokoontischer Schlangen) — von den Schlangenlinien der Schönheit erfaßt, in den bewegtesten Affektmoment sich harmonisch auflöst. Kunstwürdig wird also das Starre blos und allein durch die höchste Bewegung, das rhythmisch wirkungsvollste Leben; nicht daß dieses erst auf dem kritischen Starrpunkte zur höchsten Kunst, richtiger zu einem anatomisch aufgespreizten Präparat vertrockne und mumifizire.

„Die eigenthümliche, auf keinem anderen Wege zu ergreifende Wirkung der Tragödie tritt aber erst da ein, wo der Konflikt, der eine große zusammenhängende Reihe von Thaten und Leiden des Helden beherrscht, sich *krampfhaft starr*, wie in der Pause des Seufzers bei Laokoon, in einem kritischen Momente zusammenfaßt" u. s. w. (S. 59). Herr Henke zeichnet

Digitized by Google

wie auf Gebirgskarten durchweg nur die Gipfel ins Leere, ohne Berg, Seiten und Basen, und schreibt drüber: „Höchste Momente des unendlichen Schmerzes“. Der Berggipfel ist aber der, der er ist, nur als der äußerste Punkt eines mächtigen Erdgebildes. Gleicherweise ist das höchste Moment eines unendlichen Schmerzes, in der Tragödie, ohne die ganze Tragödie, ohne jene „Reihe von Thaten und Leiden des Helden“, wieder nur, wie die Seufzer-Krisis des Laokoon, ohne den ganzen lebensvollen, vor uns wogenden Affektstrom im Vollgebilde, der Punkt ohne das I; die leere Nußschale, mit welcher, in Herder's Paramythie, das Kind den Ocean ausschöpfen, mit einem zum Maaßbecherchen ausgehöhlten Punkt das ruhelose Weltmeer, das Unendliche als fluthende Bewegung, erschöpfen will. Daß die vielen „starren Wendepunkte“, in der Tragödie, „auf Einen entschiedensten hinweisen müssen“, ist nichts als eine andere Formulirung der marktgängigen Forderung, daß eine Tragödie, wie jedes andere Werk, in einem Höhepunkt kulminiren, „gipfeln“ muß. Diese Gipfelung ist aber eine ideelle, keine paraſtatiſche, keine vor Augen stellbare; ist die geistige Spitze der tragischen Idee, nicht der Wendungs-Hochpunkt der Peripetie, nicht, wie Herr Henke vorschreibt: „Die Hauptkrisis, die sich in der Mitte des Ganzen, im dritten Akte erhebt“. Das ist die architektonische Spitze des äußern Baues; wie wenn man den Scheitelpunkt des Laokoon für den Gipfel des Idealwerthes der Gruppe erklären wollte.

Der „kurze Ueberblick der mustergültigsten Beispiele“ aus modernen Tragödien, womit Herr Henke seine Betrachtungen schließt, mag geeignet sein, diese klar, keineswegs aber eingänglicher zu machen. Das handgreiflichste Erstarrungsmoment wird flugs zur „Hauptkrisis“ gestempelt. Ausnahmsweise trifft dies zu, wie Macbeth's Erstarrung beim Erscheinen von Banquo's Gespenst; weil diese Tragödie durchhin die Medusenwirkung eines bösen Gewissens zur Anschauung bringt. Daß aber diese Hauptkrisis in jeder kunstmäßigen Tragödie nothwendig ein starrkrampfiges Moment sein soll, eine Versteinerungspause — vor einem solchen tragischen Trismus und Tetanus mag uns Aristoteles bewahren! Schon im Hamlet ist sie es nicht. Die kritische Starrpause im dritten Akt beim Erscheinen des Geistes steht an Starrsucht der Entsetzungsversteinerung bei dessen erstem Erscheinen auf der Terrasse weit nach. Und selbst eine kritische ist sie nicht, da sie in der Handlung keinen entscheidenden Wendepunkt bezeichnet. Dieser fällt hier in den Zweikampf, in den bewegtesten Moment äußeren Handelns für Hamlet, ja seine einzige That. Wir begleiten den Verfasser nicht länger auf seiner Jagd nach starren Krisen aus allen Tragödien Schiller's. Glauben auch nicht, daß ein tragischer Dichter oder Kunstbildner in Herrn Henke's Hippokenenteich fischen wird, den er mit lauter elektrischen Rochen, als Helden, bevölkert, nach deren lähmender Schlagkraft

Digitized by Google

er Kunstwirkungen mißt. Was uns aber nicht verhindert, dem Verfasser der immerhin bemerkenswerthen Abhandlung, Beruf, Kunstbildung und feines Verständniß zuzuerkennen; Eigenschaften, die, im Verein mit einer gefälligen Darstellung, ihn, neben seinem Fache, zur Pflege und schriftstellerischen Ausprägung von kunstkritischen Ansichten unzweifelhaft befähigt, wenn es ihm gefiele, in seinen Studien weniger auf künstliche Zuspitzungen der Denkergebnisse unserer großen Kunstlehrer und deren Widerlegung auszugehen, als auf eine gründlichere und dankestreue Beherzigung ihrer Vorarbeiten, in Verbindung mit dem frischen, gesunden Auge eines lebenvollen Kunstsinns, der von der Betrachtungsweise und den Anschauungen zergliedernder Obduktion, wie von der Konstruktionsweise der Gelenk-Mechanik sich gleich entfernt hielte.

Digitized by Google

# Die letzte Allokution des Papstes.[1])

Von Karl Grün.

Wie viele Zeitungsleser haben wohl die letzte Manifestation der römischen Kirche durchgelesen, vom Anfang bis zum Ende? Wie viele mögen schon an der unendlichen Petitschrift gescheitert sein! Wie viele werden gedacht haben, sie wüßten ohnehin, was das Aktenstück enthalten könne! Darin liegt allerdings ein Urtheil, welches wir so schlechtweg nicht ein Vorurtheil nennen wollen; denn der gesunde Menschenverstand ist allerdings mit den Ansprüchen der römischen Kurie längst fertig, und setzt der anmaßlichen Autorität des Buchstabens die Prätension entgegen, sich nicht ferner um sie zu bekümmern. Daneben aber besteht jene Autorität, so gut wie der gesunde Menschenverstand; sie pfeift ihre Melodieen weiter, wenn auch auf dem letzten Loche; und wenn sie gleich wie gewisse invalide Opernsänger nur noch Einen Ton hervorbringt, so ist es sicher nicht die verachtende Gleichgültigkeit, welche diese Monotonie ersticken wird.

Verdienstlicher und auch förderſamer erscheint es jedenfalls, den letzten Ton der Kirche an der kritischen Stimmgabel zu prüfen, den jüngsten Ausdruck römischer Herrschsucht nach Form und Inhalt zu zergliedern, und vielleicht gerade aus der Nichtsnutzigkeit des Aktes die volle Freude des historischen Fortschrittes zu saugen; von der patenten Verwesung auf die Herrlichkeit neu aufwachsenden Lebens zu schließen, dem jene Verwesung blos als Humus dient. Denn von Nichts kann die Menschheit und der Mensch nicht leben; finden wir nun, daß man ihnen Nichs bietet, so wird das Bedürfniß nach Etwas Bedingung und Existenzgrund einer neuen Geschichte. Wenn wir aber sagen: die Autorität, die Kirche, so meinen wir alle Kirchen zugleich, denn was man aus der protestantischen Kirche gemacht hat, ist füglich nur noch ein Absenker des Katholizismus, der denselben Lebens- und Sterbensbedingungen unterliegt. Die Heißsporne des Lutherthums haben es längst richtig herausgewittert: daß sie mit Rom stehen und fallen, daß daher auch eine formelle Versöhnung und Wiedervereinigung für sie das Gerathenste wäre.

Wir beabsichtigen auf den folgenden Seiten, das letzte Dokument des heiligen Kollegiums zu Rom, den letzten Nothschrei der Autorität, unter vier Gesichtspunkten zu betrachten, indem wir in Erwägung ziehen: 1) die Sprache; 2) das Urtheil; 3) den Begriff; 4) die Idee.

---

[1]) Verspätet. (Anm. d. Red.)

Digitized by Google

### 1) Die Sprache.

Le style, c'est l'homme, sagte bekanntlich Buffon. Die Sprache ist nicht nur der Mensch, sondern auch die Institution und die Geschichte der Institution. Die Kirche ist eine Demokratie, und sie hat sich zu allen Zeiten viel damit gewußt; sie hat Jahrhunderte lang geprahlt, daß sie die Partei der unterdrückten Völker ergriffen, den Fürsten Widerstand geleistet habe. Noch im Jahre 1848 hat die Kirche vielfach zur Revolution „Schwester" gesagt, und wenn einmal Alles drüber und drunter ginge, wir zweifeln keinen Augenblick, daß die Jesuiten kommunistisch auftreten würden. Die Kirchenfürsten können aus den niedrigsten Ständen emporsteigen, jeder Bauernbursche kann Vikar werden, und jeder Vikar trägt die Tiara unter seiner Soutane. Das ist freilich sehr demokratisch. Leider ist diese Demokratie aufsteigender Bauernbursche etwas in sich streng Abgeschlossenes, den sonstigen Demokratien schroff Entgegengesetztes, der Störenfried und die Unmöglichkeit freier politischer Gemeinschaften; ihre eigene innere Vollendung ist das Mittel, die politischen Gemeinschaften an ihrer Vollendung zu hindern; dieser vollkommene Keim ist der Todeskeim für andere Früchte. Botanisch sind die Parasiten sehr interessante Pflanzen; aber was wird aus dem Baum, den sie umwuchern? Zoologisch verdient das Geschlecht der Würmer die aufmerksamste Beobachtung; aber im Hirn wie in den Eingeweiden anderer Thiere sind die Würmer ein sehr böses Ding, welches sie in Wahnwitz und Tod stürzt.

Wer es noch nicht gewußt hätte, daß die kirchliche Demokratie sich aus den Bauernburschen rekrutirt, der könnte es aus der letzten Allokution des heiligen Vaters erfahren. Jedes Ding kehrt zu seinem Ursprung zurück. Die Fischergesellen und Ackerknechte hatten vor zweitausend Jahren einmal ein hohes schwellendes Pathos, welches mehr werth sein mochte als der Welt zerfallende Weisheit. Sie machten mit diesem Pathos Epoche. Später lernten sie etwas dazu, repräsentirten der Welt Weisheit und beherrschten die Jahrhunderte. Seit dreihundert Jahren machte sich jedoch die Welt auf, selbst wieder Weisheit zu studiren und bald wuchs diese Weisheit den Bauernburschen über die Köpfe. Je mehr diese das Schlingkraut wachsen und wuchern sahen, desto tiefer senkten sie ihre Köpfe zu ihrem ursprünglichen Pathos hinab. In den jüngsten von diesen Tagen sind sie so tief herabgekommen, daß sie Steine und Koth vom Boden aufraffen und in ihrer Wuth der Welt Weisheit damit bewerfen. „Im heiligen Kollegium und in der gesammten Prälatur ist kein einziger wissenschaftlicher Mensch!" ließ Monsignore Liverani im Jahre 1861 drucken. Das heilige Kollegium und die römische Prälatur haben sich beeilt, ihrem gelehrten Gegner und der gesammten europäischen Welt den Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung in die Hände zu spielen. Man höre nur die Fischergesellen, Ackerknechte und Bauernbursche, die im Vatikan von der Weisheit und Energie der Welt belagert sind!

„Treulose Trugschmiede, Lügenfabrikanten, fluchwürdige, satanische Arglist, zügellose Leichtfertigkeit, schlechteste Leidenschaften, pestilenzialische Irrlehren, äußerste Schamlosigkeit, Bosheit, Albernheit, Frechheit, Lüge auf Lüge, Wahnwitz auf Wahnwitz, verabscheuungswürdige Grundsätze, unzählbare Lügen, Häupter und Spießgesellen der Rebellion kirchenschänderische Frechheit, gott-

Digitized by Google

lose Irrlehren, gottlose Verschwörung, strafbare, hinterlistige Kunstgriffe, Gottlosigkeiten, gottlose Dogmen, Ränke, verworfene Thorheiten, Verbindung von Lastern und Verbrechen, Gift der Seelen, abscheuliche Verkehrtheit, Ansteckung der Pest, verderbliche Bücher und Zeitschriften, Lehren der Verruchtheit, Begegnung einer Schlange, Irrlehren und Gottlosigkeiten." —

Was beweist diese erbauliche Litanei? Daß Monsignore Liverani Recht habe, daß im Kopfe des heiligen Kollegiums keine Wissenschaft und kein wissenschaftlicher Anstand hause, daß die Rohheit und die schimpfende Wuth dort eingezogen sind, daß der Knecht der Knechte Gottes wiederum zum Ackerknecht und Bauernburschen herabgesunken ist, daß die Diskussion der Kirche ihre Waffen im Schimpflexikon holt.

Niemals ist uns Fichte's Wort von der Bedeutung und Wesenhaftigkeit der Ur- und Muttersprachen in so hellem Lichte erschienen, als angesichts dieser päpstlichen Allokution. Lateinisch nämlich, wie sie ursprünglich abgefaßt war, berührt und beleidigt sie uns weit weniger; höchst wahrscheinlich, weil wir die Wurzelbegriffe in dieser Sprache nicht so empfinden, weil ihr Vokabular uns festgeprägte, lexikalisch abgemessene Werthe entgegenhält, weil wir nicht dazu angethan sind, die Wort- und Satzschöpfung in unserem Bewußtsein nachzuschaffen. Dem Italiener steht zwar das Lateinische näher, er fühlt sich besser hinein als wir; trotzdem muß auch er, dafern er nicht Linguist von Hause aus ist, mit geaichtem Maße messen, mit geprägten Münzen rechnen, konventionsmäßig auffassen.

Wie anders gestaltet sich das Ding, wenn wir jenes Bauerngekeife in unser „geliebtes Deutsch übertragen!" Wie schrecken wir da vor der pöbelhaften Gemeinheit zurück, wie erstarren wir vor der Sprache einer „Autorität", welche im alleinigen Besitze der Wahrheit zu sein vorgiebt und es nur dazu bringt, sich in Ausbrüchen der Tobsucht zu manifestiren! —

## 2) Das Urtheil.

Wie Bauernbursche, die eine solche Sprache führen, über Zeit, Welt und Ereignisse urtheilen, wird Jeder schon von selbst ahnen. Das Wort „Urtheil" soll nach dem Philosophen von Ur-Theil herkommen, wo es dann ein Eingehen auf den Gegenstand, ein Zergliedern, Analysiren desselben zur Voraussetzung hätte. Und insofern ist jene Etymologie wenigstens sachlich richtig. Zur Polemik und Kritik gehört doch zu allernächst die Auseinanderlegung dessen, was der Gegenstand oder Gegensatz in sich enthält; man muß ihn sezíren, um seine organischen Fehler zu entdecken und Anderen zu enthüllen. Was thun aber unsere Bauernburschen? Sie urtheilen, wie sie sprechen. Was in der Sprache die Schimpferei ist, das ist angesichts des Urtheils die Behauptung; Schimpfen ist ein apodiktisches Sprechen, und die Behauptung ist das schimpfende Urtheil. Die Allokution verräth so wenig Urtheil als Diktion.

Der Papst beklagt die „Verluste und Uebel, von denen die katholische Kirche und im Gleichen die bürgerliche Gesellschaft zum großen Schaden der Seelen elendiglich gepeinigt und unterdrückt werden". Die „bürgerliche Gesellschaft" rangirt also vollkommen mit der „katholischen Kirche", was die „Verluste und

Digitized by Google

Uebel" betrifft. Bekanntlich aber giebt es dort noch gar keine „bürgerliche Gesellschaft", wo die „katholische Kirche" nicht „gepeinigt und unterdrückt" worden. Dagegen ist der Begriff der „bürgerlichen Gesellschaft" gerade in jenen Ländern zu seiner Klassizität gediehen, wo die „katholische Kirche" „Verluste und Uebel" erfahren hat. Die Nationalökonomen studiren vorzüglich und mit vorzüglicher Ausbeute England, wenn sie das Wesen der „bürgerlichen Gesellschaft" bloslegen wollen; in England aber ward bereits vor dreihundert Jahren die „katholische Kirche" „unterdrückt", sogar etwas „gepeinigt". Holland liefert den zweiten Beweis, wie sehr die „katholische Kirche" und die „bürgerliche Gesellschaft" auseinandergehen, wie die Eine wächst und gedeiht, während die Andere Noth leidet, wie die Blüthe der Einen im innersten Zusammenhang mit den „Verlusten und Uebeln" der Anderen steht. Skandinavien ist nicht minder lehrreich als England und Holland. Und der kühnste Bau einer „bürgerlichen Gesellschaft", den die Welt noch erlebt, die Gründung der nordamerikanischen Republik, ging präzis aus der Feindschaft wider die katholische Religion hervor: die pilgrim-fathers errichteten eine unerhörte „bürgerliche Gesellschaft" jenseits des Oceans, um eben nicht „Schaden an ihrer Seele zu erleiden!" Wer kürzlich in Italien war, weiß aus eigenster Anschauung, daß mit dem Zurückweichen der „katholischen Kirche" die „bürgerliche Gesellschaft" vorwärts rückt; daß jeder verlorene Posten der „Kirche" sofort von der „Gesellschaft" okkupirt wird; daß das Kapital oder die Macht der „Gesellschaft" überall dort vor- und eindringt, wo die Macht der „Kirche" das Feld räumt; daß die Eisenbahnen, die Briareusarme der „Gesellschaft" den letzten Sitz der „Kirche" bedrohlich einspannen; daß das Gas oder das Licht der „Gesellschaft" die „Lichter der Kirche" mächtig überstrahlt; daß Neapel, wo man bis jetzt Abends die Wahl hatte, im Dunkeln den Hals zu brechen oder den Hals den Straßenräubern darzubringen, nächstens durch die „Gesellschaft" aufgeklärt sein wird; daß endlich Rom selbst noch gar keine „Gesellschaft" besitzt, außer der Gesellschaft der französischen Soldaten und der päpstlichen Zuaven.

Was will also die Gleichstellung der „katholischen Kirche" und der „bürgerlichen Gesellschaft" besagen? Nichts als eine Behauptung in die leere Luft hinein, eine vollkommene Un- und Widerwahrheit.

Noch toller wird der apodiktische Ton etliche Zeilen weiter, wo von den „Widersachern des Kreuzes Jesu Christi" behauptet wird, sie versuchten, „die Grundfesten der menschlichen Gesellschaft zu erschüttern". — Der Ausdruck „menschliche Gesellschaft" hat einen doppelten Sinn, einen ganz allgemeinen und einen ganz spezifischen. Einmal bedeutet er: die Gesellschaft der Menschen, im Gegensatz zur Gesellschaft der Thiere oder der Engel, dafern die Engel in Gesellschaft leben. In diesem Sinne ist die „menschliche Gesellschaft" denkbar ohne das „Kreuz Jesu Christi". Historisch hat sie etliche tausend Jahre vor der Erscheinung des „Kreuzes" existirt, und hin und wieder recht passabel, z. B. in Griechenland und in der römischen Republik. Menschen werden immer da sein, bis die tellurischen Bedingungen zur Existenz des genus hominale nicht mehr ausreichen; und befragt man die Instinkte dieses genus, wie sie erfahrungsmäßig vorliegen, so werden die „Menschen" auch immer in „Gesellschaft" zusammentreten, auch immer ihr „Kreuz" tragen, nur nicht nothwendig das „Kreuz Jesu Christi".

Digitized by Google

Die „Widersacher" dieses letztern „Kreuzes" würden sich daher eine sehr vergebliche Mühe anthun, wollten sie die „menschliche Gesellschaft erschüttern."

„Menschliche Gesellschaft" wird aber auch noch in einem spezifischen Sinne gebraucht als gleichbedeutend mit humanitärer, menschenwürdiger Gesellschaft. In diesem Sinne liegt die „menschliche Gesellschaft" noch weit jenseits der „bürgerlichen Gesellschaft", und setzt die Vollendung der „bürgerlichen Gesellschaft" voraus. Wenn also die „katholische Kirche" schon im Gegensatz und Widerstreit mit der „bürgerlichen Gesellschaft" steht, was soll erst angesichts der „menschlichen Gesellschaft" aus ihr werden? Eines der Hauptattribute der „bürgerlichen Gesellschaft" ist die Toleranz in kirchlichen Dingen, die Duldung aller möglichen Glaubensgenossenschaften; ja diese Toleranz geht so weit, daß die „Gesellschaft" der „Kirche" die Geldmittel zur Ausübung ihres Kultus bewilligt, daß sie die „Kirche" vor Beleidigungen schützt. Eines der Hauptattribute der „menschlichen Gesellschaft", wie sie von kühnen Träumern erschaut werden, besteht in der Aufhebung des Kultus in die Kultur, der Erbauung in Unterricht und Bildung. Die „Widersacher des Kreuzes Jesu Christi" sind also so weit davon entfernt, „die Grundfesten der menschlichen Gesellschaft zu erschüttern", daß vielmehr auf diesen „Grundfesten" gar kein Platz mehr für die „Kirche" ist. Die „menschliche Gesellschaft" ist ihrem Wesen nach unfähig, auch nur ein Kompromiß mit der „katholischen Kirche" einzugehen!

„Die treulosen Trugschmiede, die Lügenfabrikanten" entlocken ohne Unterlaß den Finsternissen die ungeheuersten Irrthümer aller Zeiten, die schon so oftmals widerlegt, von den weisesten und gelehrtesten Schriften besiegt und — mit den strengsten Strafen der Kirche belegt worden. „Woher kommen also die „Irrthümer?" Erstens aus den „Finsternissen", aus dem Abgrund, aus der Hölle, vom Teufel. Zweitens aber stammen dieselben „Irrthümer" aus „alten Zeiten". So daß kein Mensch mehr weiß, ob sie natürlichen, geschichtlichen, oder übernatürlichen, höllischen Ursprungs sind. Es ist eben wieder so eine Behauptung, die man der Heerde gläubiger Schafe an den Kopf wirft, um sie zu betäuben. Jene „Irrthümer", jene „ungeheuersten Irrthümer" werden ferner durch Relativsätze näher gekennzeichnet: es sind solche, die „oftmals widerlegt" wurden — also abgethane Geschichten; solche, die „von den weisesten und gelehrtesten Schriften besiegt" wurden — also völlig unschädlich gemacht; nein, sie sind auch „mit den strengsten Strafen der Kirche belegt!" Widerlegt, besiegt, das hilft Alles nichts; verboten, „mit den strengsten Strafen belegt", das erscheint der Kirche praktischer, zweckentsprechender.

Deshalb fordert denn auch der heilige Vater im Verfolg seiner Ansprache die „ehrwürdigen Brüder" auf, „von den Gläubigen die Ansteckung jener Pest fernzuhalten, nämlich ihnen keine verderblichen Bücher und Zeitschriften in die Hände fallen oder unter die Augen kommen zu lassen. Wacht mit äußerstem Fleiße darüber, daß in die wissenschaftlichen und höheren Studien sich nichts einschleiche, was dem Glauben, der Religion und den guten Sitten zuwider sei". Also selbst in den „wissenschaftlichen Studien" muß Kleinkinderbewahranstalt gespielt werden, selbst auf der Höhe der Wissenschaft ist es nicht die Macht der Erkenntniß, welche Anschauung und Wollen läutert, sondern die Polizei. Wir werden freilich sofort hören, wie es mit der Höhe der katholischen Wissenschaft aussieht.

Digitized by Google

### 3) Der Begriff.

Welchen Begriff macht sich denn die römische Kirche von der Forschung des Jahrhunderts, von den Resultaten menschlicher Wissenschaft, von den Früchten jener unausgesetzten Bestrebungen und Anstrengungen, denen sich die modernen Völker seit Bacon von Verulam unterzogen haben?

Die Anklagen wider die Verruchtheit der Forschung sind hier so mannigfaltig als begrifflos, und der Blinde urtheilt gerade so richtig von der Farbe, der Taube von der Musik, als jene Bauernburschen von der Wissenschaft und deren letzten Ergebnissen. Die Wissenschaft „stört den nothwendigen Zusammenhang, der nach Gottes Willen die natürliche und die übernatürliche Ordnung verbindet". Wie kann die Wissenschaft etwas Existirendes stören, wie kann sie etwas Anderes thun, als Daseiendes konstatiren? Freilich kann sie sich nicht dazu hergeben, die Nothwendigkeiten der Hierarchie in der Natur der Dinge nachzuweisen, die „übernatürliche Ordnung" zu bestätigen, da „Ordnung" und „Uebernatur" völlig unvereinbare Begriffe sind.

Die Wissenschaft „verkehrt, stürzt und vertilgt (wahrhaftig? stürzt und vertilgt?) den eigentlichen wahren und rechtmäßigen Charakter der göttlichen Offenbarung. Sie trägt kein Bedenken, jedes Recht göttlichen Ursprungs zu verneinen. Sie schämt sich nicht, zu behaupten, daß die Wissenschaft der Philosophie und Moral, sowie die bürgerlichen Gesetze nicht von der Offenbarung ausgehen können und sollen. Sie behauptet, daß die göttliche Offenbarung der Vervollkommnung des Menschen schade, daß sie unvollständig und folglich einem steten und unendlichen Fortschritte unterworfen sei, welcher dem Fortschritte der menschlichen Vernunft entsprechen müsse. Sie behauptet, daß die in den heiligen Schriften erzählten Prophezeihungen und Wunder Dichterfabeln, daß die heiligen Geheimnisse unseres Glaubens das Ergebniß von philosophischen Forschungen seien, daß die heiligen Bücher des alten und neuen Testamentes nur Mythen enthielten und — daß unser Herr Jesus Christus nur eine mythische Fiktion sei. Die Moralgesetze bedürften nicht der göttlichen Sanktion, es sei nicht nöthig, daß die menschlichen Gesetze mit dem natürlichen Rechte in Uebereinstimmung ständen oder von Gott die verpflichtende Kraft empfingen". — Welcher Gallimathias: die Wissenschaft leugne die natürlichen Rechte! und dann dieses haarsträubende Oder, „oder von Gott die verpflichtende Kraft empfinge". Ist dieses Oder interpretativ oder exklusiv?

„Sie versichert, daß ein göttliches Recht gar nicht vorhanden sei. Noch mehr —" Was in aller Welt noch mehr? Wenn das göttliche Gesetz einmal als identisch mit dem Vernunftgesetze erkannt ist, wenn der Supranaturalismus als Hallucination feststeht, so sind wir mit dem „Zweiten Gesicht" zu Ende, so ist von einer Einwirkung Gottes auf Welt und Menschen im alten Sinne gar keine Rede mehr, so ist es ein Unsinn, von einem „Noch mehr" zu sprechen und eine tölpelhafte Insinuation, von der Wissenschaft zu sagen, sie stelle den Satz auf, die menschliche Vernunft sei, ohne alle Ehrfurcht vor Gott, der einzige Schiedsrichter über Wahres und Falsches, über Gutes und Böses ꝛc.

Endlich kommt, unter obligatem Tusch von „Gottlosigkeit und Schamlosigkeit, Bosheit und Albernheit", die ärgste Anklage: die Wissenschaft stelle den Satz auf, „die höchste Gottheit sei nicht vom Weltall unterschieden, Gott sei mit der Natur

Digitized by Google

dasselbe und denselben Veränderungen unterworfen, es gebe somit keinen Unterschied zwischen Geist und Materie, Nothwendigkeit und Freiheit, Wahrem und Falschem ꝛc.“ Kurz, nachdem der Leser geglaubt hatte er stehe an der Schwelle des Atheismus und die schwerste Beschuldigung werde dahin lauten, daß die Wissenschaft die daseiende Welt aus sich selbst erkläre und in der Entwickelung der Dinge wie der Menschheit das immanente Gesetz der Welt finde, plumpt die Allokution mit Einem Schlage auf die Stufe des Spinozismus und Pantheismus zurück und schürzt sich zum Kampfe wider Windmühlen.

Und dieses ganze Durcheinander von Beschuldigungen, deren jede einzeln begrifflos aufgefaßt und formulirt wird, deren Aufeinanderfolge aber erst der Gipfel der Begrifflosigkeit ist, verdankt der polternde Bauernbursche etwa nicht sich selbst, seinem etwaigen Studium der Bücher des Index, seiner persönlichen Beobachtung der wissenschaftlichen Entwicklung; sondern es ist das Alles in der konfusesten Weise dem an sich schon konfusen Buche des Herrn Guizot ausgerupft: „Die Kirche und die Gesellschaft“. Einem Protestanten und Ketzer, einem Calvinisten, der sich so weit verirrte, daß er die Nothwendigkeit der weltlichen Herrschaft der Päpste darzuthun versuchte, muß die römische Autorität ihre Waffen entlehnen; ihm plappert sie in böotischer Weise die doktrinären Anklagen wider Rationalismus und Pantheismus nach, damit sie überhaupt nur irgend etwas zu sagen habe! Monsignore Liverani sagte: „Stirbt der Kardinal Wiseman, so hat das Kardinalat keinen studirten Mann mehr in seiner Mitte“. Wir werden sehen, wie sich Kardinal Wiseman selber begräbt.

Nur das Eine müssen wir dem begrifflosen rusticus zu seinem Lobe nachsagen: bei aller seiner Unwissenheit und Unwissenschaftlichkeit trügt ihn sein roher Instinkt nicht. Er wittert ganz richtig, daß der Feind Roms und der klerikalen Habsucht nicht in den politischen Revolutionen, nicht in dem Einheitsdrange der italienischen Nation, nicht in den „Usurpationen der Piemontesen“ zu suchen ist, sondern in der breiten Grundlage aller dieser Manifestationen, in dem Vernunftstreben des Jahrhunderts, in dem vorwärtsrückenden Geiste der modernen Menschheit. Nach dieser Seite hin bellt der wachthaltende Hund, obgleich ihm Philosophie, Forschung, Naturerkenntniß, Geschichtsstudium nur ebenso viele verhüllte Gestalten sind, die über den Plan schrieben, unbekümmert um des Phylax Toben. Die Einsicht und Erkenntniß, das wachsende Wissen, den Sturm auf Vorurtheile, den Krieg wider die Fetische, diese schnaubt der Posten des Vatikan an, obgleich ihm völlig dunkel bleibt, was da eingesehen und erkannt wird, was man weiß und lernt, was auch nur ein Vorurtheil oder ein Fetisch bedeutet.

### 4) Die Idee.

Die Kirche hat nur Eine Idee, eine fixe Idee, an welcher sie Natur, Menschheit, Geschichte, Moral, Wissenschaft, Sonnensystem und Universum bemißt.

Die Feinde der Kirche leugnen „die Autorität, Einrichtung und Macht der Kirche“; sie „verleugnen die Autorität der Kirche“; sie „behaupten, daß die Diener der Kirche und der römische Oberhirt von allen weltlichen Rechten und von jeder weltlichen Macht ausgeschlossen werden müßten. Sie treten die Rechte dieser Kirche mit Füßen, berauben sie ihrer Güter, verfolgen und

Digitized by Google

kerkern ein ihrem Amte hochsinnig zugethane Prälaten und Geistliche; vertreiben die Diener der religiösen Orden und die gottgeweihten Jungfrauen aus ihren Asylen; zwingen die Kirche in schmähliche Knechtschaft, unterdrücken sie. Sie stürzen die weltliche Souveränität des heiligen Stuhls um und wollen sie vernichten. Diese weltliche Souveränität des heiligen Stuhles ward dem römischen Oberhirten verliehen durch einen besonderen Rathschluß der göttlichen Vorsehung; sie ist nothwendig, damit dieser römische Oberhirt, indem er keines Fürsten und keiner bürgerlichen Macht Unterthan ist, in der gesammten Kirche mit vollkommener Freiheit die höchste Gewalt und Autorität ausübe, womit er durch unsern Heiland Jesus Christus selbst göttlich bekleidet ward."

Die Kirche ist die „höchste Autorität", die Kirche hat alle Machtfülle, die Kirche muß auch „weltlich souverän" sein! Das geht so in Einem fort, ermüdet selbst den Geduldigsten durch die Wiederholung. Diese Idee ist fix. Von Beweisen ist natürlich keine Rede, es hieße die „höchste Autorität" in der Menschheit in Frage stellen, wollte sie sich selbst noch beweisen. — Wo ist der „besondere Rathschluß der göttlichen Vorsehung", dem die „weltliche Souveränität" ihre Existenz verdankt? Wem ward er kundgethan, woran erkennt man seine Authenzität? Wie so ist „weltliche Souveränität" nothwendig, damit geistliches Ansehen gekräftigt werde? Was können der „Fürst" und die „bürgerliche Macht" der absoluten Wahrheit anthun? Was vermögen sie wider Gott selbst? Lauter müßige, weil unmögliche Fragen! Die Kirche setzt sich selbst, sie ist das aus den canones hervorgeschossene Absolute, mit dem man sich zurecht finden muß. Sie ist Gott selbst, mächtiger sogar als Gott, denn sie verfügt über seine „Rathschlüsse."

Kommt zu dieser „fixen Idee" noch eine zweite fremde Idee hinzu, so entsteht Wahnwitz. Die Allokution beweist das mehr als einmal. Es wird von den Gegnern der Kirche erzählt, sie behaupteten: „die Kirche sei nichts als eine wirkliche und vollkommene freie Gemeinschaft und könne sich nicht auf eigene und unwandelbare Rechte stützen, sondern es stehe der Gewalt zu, zu bestimmen, welche Rechte die Kirche habe und in welchen Schranken sie dieselben ausüben dürfe". Die große Konzession Cavour's: „freie Kirche im freien Staate", die lediglich als zeitweiliger Kompromiß betrachtet und gutgeheißen werden kann, bringt die „fixe Idee" zum Wahnwitz. Eine „wirkliche und vollkommene freie" Gemeinschaft hätte keine „eigenen Rechte"! Dann wäre die „Gemeinschaft" ja nicht „wirklich", nicht „vollkommen frei"! Freilich jedes Recht, auch das eigenste, muß bestimmt, determinirt werden; im entgegengesetzten Falle artet das Recht in Rechtlosigkeit oder in Herrschaft aus. Die Kirche aber will kein determinirtes Recht, sie will unbegrenztes Recht, d. h. die absolute Herrschaft und Machtvollkommenheit.

Die Kirche hat bekanntlich „einen guten Magen", und was sie zu verschlucken im Stande ist, das haben die europäischen Gesellschaften noch seit 1850 erfahren, Frankreich so gut wie Deutschland. Die Reaktion wider die „todte Hand", die von Italien ausging, mußte nothwendig wieder mit einer näheren „Bestimmung" des Rechtes, diesmal des Eigenthumsrechtes, anfangen. Die Kirche aber will keine Definition und Determination des Eigenthumsrechtes, so wenig als irgend eines Rechtes. „Sie kennen keine andere Gewalt, als die in der Materie liegt. Ihre

Digitized by Google

ganze Moralität und Ehre besteht darin, Reichthümer, gleichviel mit welchen Mitteln, zu sammeln und allen gemeinen Leidenschaften zu fröhnen". Schulen und Akademien gründen, heißt „allen gemeinen Leidenschaften fröhnen". Daß der Staat, der die bürgerlichen Rechte Aller zu wahren hat, den Usurpationen und Absorptionen der Kirche ein Ziel steckt, das nennt die Allokution „die Rechte jedes rechtmäßigen Eigenthums umstoßen", ad libitum „Rebellion des Fleisches wider den Geist."

Auf dem letzten Raume ihres sehr geschmälerten Territoriums angelangt, hier die volle Autorität der Hildebrand und Bonifaze noch in Anspruch nehmend, wagt die Kirche dennoch keinen Baunstrahl zu schleudern. Sie redet wie im Traume von „Häuptern und Spießgesellen der Auflehnung und Unordnung"; sie versichert nach dem Vorgange des Papstes Leo, „diejenigen, welche unserer Obhut anvertraut sind, nicht anders regieren zu können, als indem wir mit dem Eifer des Glaubens diejenigen verfolgen, welche irre leiten und irre geleitet sind, und mit der größtmöglichen Strenge das Gift aus den gesunden Seelen reißen"; sie verdammt korporativ, anonym, in Pausch und Bogen; aber sie beschränkt sich schließlich und wohlweislich auf das Gebet zu Gott, zur Jungfrau Maria, zum heiligen Joseph, dem „Gemahl der Allerheiligsten Jungfrau", zu den Aposteln Petrus und Paulus, zu „allen Bewohnern des Himmels", namentlich zu „denen, welche wir so eben in die Bücher der Heiligkeit eingetragen" — nämlich auf Befehl der Jesuiten, denen auch die Immaculata conceptio verdankt wird, die überhaupt die Herren über die Kirche, das Papstthum und den Papst geworden sind.

## Epilog.

Der Papst hatte gesprochen, was sagten Kardinäle und Bischöfe dazu? Denn in der Kirche folgt auf jede Strophe eine Antistrophe. Die Kardinäle und Bischöfe antworten wie das Echo auf den Schall, wie der Schatten auf den Körper, wie die zweite Hälfte des Psalmverses auf die erste. Das Konzil ist nichts mehr, der Papst ist Alles; das Konzil diskutirt nicht mehr, es plappert nur nach; dem Papste widersprechen, die päpstliche Meinung einschränken, berichtigen, das war thunlich in den „finsteren Zeiten des Mittelalters"; im Sonnenlichte des neunzehnten Jahrhunderts hat das aufgehört. Die erste Antwort war von dem gelehrten Kardinal Wiseman konzipirt; sie wurde, namentlich von dem französischen Episkopat, zu heftig befunden und Dupanloup's Entwurf drang durch. Was die Wiseman'sche Anrede gewesen sein muß, ist noch aus den Resten zu erkennen.

„Wenn Sie sprechen, so hören wir Petrus, wenn Sie beschließen, so gehorchen wir Jesus Christus". — „Furchtbare Verbrechen verwüsten elendiglich das schöne Italien, dessen Ehre und Stütze Sie, heiliger Vater, sind; sie sind bemüht, Ihre sowie die Autorität des heiligen Stuhles zu stürzen und Sie der Souveränität zu entkleiden, aus der Alles, was schön in der civilisirten Welt ist, wie aus seiner Urquelle geflossen ist. Wir sehen Sie, heiliger Vater, durch das Verbrechen der Usurpatoren der Provinzen beraubt, die sich durch die Sorgfalt und unter dem Schutze des heiligen Stuhles und der ganzen Kirche einer gerechten Verwaltung erfreuten."

Der Papst hatte von „providentieller" Gründung des heiligen Stuhles gesprochen. Der Papagei: „Wir erkennen in der That an, daß die weltliche Ge-



Digitized by Google

walt des heiligen Stuhles eine Nothwendigkeit und durch eine offenliegende Absicht der göttlichen Vorsehung gegründet ist; wir stehen nicht an, zu erklären, daß bei der gegenwärtigen Lage der menschlichen Dinge die weltliche Souveränität ein nothwendiges Erforderniß ist für das Wohl der Kirche und die Leitung der Seelen". Und so weiter, stets im Papageieinton. Die Gallikaner, denen das Ding zu arg wurde, dachten nicht daran, zu protestiren, zu erklären: „Die weltliche Souveränität hat nicht das Mindeste zu schaffen mit dem Wohl der Kirche und der Leitung der Seelen". Die Gallikaner unterschrieben die Adresse, dann aber zogen sie vor das Hotel des Marquis de Lavalette und bogen dort eine Visitenkarte ein! Mannhaftigkeit des Konzils im neunzehnten Jahrhundert!

„Doch uns steht es nicht länger zu, über diese ernste Sache zu sprechen", — die Kardinäle und Bischöfe empfinden selbst die Windigkeit ihrer Tautologien — „die wir nicht blos Ihre Worte, sondern Ihre Lehren vernommen haben". Der Papagei macht dem Bauernburschen ein neues Kompliment. Durch ein gerechtes Urtheil hat Seine Heiligkeit jene schuldbeladenen Menschen verdammt, welche die Kirchengüter angetastet haben, und all ihr Thun für null und nichtig erklärt; Sie haben dekretirt, daß alle von jenen versuchten Handlungen gesetzwidrig und kirchenräuberisch seien; Sie haben mit Fug und Recht erklärt, daß die Urheber dieser Missethaten kirchliche Strafen und Censuren verwirkt haben". Bene dixisti, Amen! Recte fecisti, Amen, Amen!

Der Papst spricht vom Rationalismus und Pantheismus, so viel ihm der Ketzer Guizot von der Existenz dieser Dinge verrathen hatte, von Revolution und Auflehnung wider die höchste Autorität der Kirche. — Der Papagei: „Daher diese gottlosen Angriffe einer hohlen Wissenschaft und falschen Bildung auf die Lehren unserer heiligen Schriften und deren göttliche Offenbarung — Irrlehren des Jahrhunderts — neue und verderbliche Theorien — Autorität der Kirche verachten — ihre Diener beleidigen, ihren Kultus verspotten — Prälaten und Priester der Macht entkleidet, zum Exil gezwungen, in Fesseln geschlagen. — Die Bräute Christi seufzen — gewaltthätige Hände strecken sich nach dem Erbtheil der Kirche aus". Recte fecisti, Amen. Bene dixisti, dreifach Amen!

Der Papst betet zu Gott, zu Maria, zu Peter und Paul, zu den Japanesen; das Konzil ruft die Japanesen, Paul und Peter, die unbefleckte Maria an. Der Papst verdammt die Bösewichter, die Bösewichter werden vom Konzil verdammt. Bene dixisti, recte fecisti!

Nur in Einem Punkte überbietet der Papagei seinen Lehr- und Sprachmeister. Der Papst hatte erklärt, „eher sein Leben zu opfern, als in irgend einem Punkte die Sache Gottes, der Kirche und der Gerechtigkeit aufzugeben". Die Papageien: „Diese herrlichen Worte mit unseren Zurufen begrüßend, antworten wir, daß wir bereit sind, mit Ihnen ins Gefängniß und in den Tod zu gehen". Vom „Gefängniß" hatte der Papst nichts gesagt, das ist die einzige Erfindung der 266 Kardinäle und Bischöfe der katholischen Christenheit!

Anderer Epilog. Szene im Parlament zu Turin. Audinot beantragt eine Adresse an Victor Emanuel, König von Italien: „Wir, die Repräsentanten des Volks von Italien, würden unsere Pflicht verletzen, wenn wir nicht unsere Stimme erhöben zum Protest gegen diese unerhörten Erklärungen des Episkopats.

Digitized by Google

Die Adresse, die wir Ihnen vorschlagen, ist ein feierlicher und nationaler Akt, erhaben über alle politischen Parteien. Wir sammeln uns um den Thron Victor Emanuels, den Rächer jedes Schmerzensrufes, der ausgegangen ist oder noch ausgeht von den verschiedenen Theilen der italienischen Halbinsel, und wir sagen ihm: „Sire, ganz Italien steht zu Ihnen, bei Ihnen steht das Recht und die Gerechtigkeit". (Lauter Beifall.)

Bixio. „Ich frage Sie, was man sagen wollte, wenn die Römer eines schönen Morgens die sämmtlichen 266 Unterzeichner der Adresse beim Kopfe nähmen und in die Tiber würfen?" (Allgemeine Heiterkeit.)

Musolino: „Es bedarf einer Reformation der Kirche, der Säkularisation des Klerus". (Bewegung.)

Ricciardi: „Kein Italiener würde sich etwas aus der Exkommunikation machen, aus der großen so wenig als aus der kleinen". (Bewegung.)

Chiaves: „Wenn man 300,000 Soldaten hat, so protestirt man nicht gegen Priester". (Gut, Bravo!)

Nicotera: „Die Italiener sollen an den Thoren Roms mit Bajonnetten protestiren und die Unterdrücker der Römer mit Gewalt hinausjagen."

Crispi: „Es ist immer gut, daß wir Europa bei jeder Gelegenheit überzeugen, daß wir Rom einzig für Italien verlangen. (Bravo!) Ich lade daher meine politischen Freunde ein, zu Gunsten der Motion zu stimmen". (Beifall.)

Nicotera: „Ich stimme für den Antrag, aber mit der Erklärung, daß ich denselben für vollkommen unnütz halte. Wir müssen mit den Bajonnetten protestiren". (Bewegung.)

Miceli: „Ja, wir sind des Wortmachens müde". (Langanhaltende Bewegung. Der Präsident rührt die Klingel.) „Die Franzosen sollen fort!"



Digitized by Google

# Victor Hugo: „Les Misérables."

Bruxelles, A. Lacroix, Verboeckhoven & Co., 1862. Erste Abtheilung: Fantine. Voll. I. & II.

Von **F. Wortmann.**

Wenn es überhaupt nicht leicht ist, den Geist der schönen Literatur eines fremden Volkes richtig zu erfassen, so bietet dem Deutschen oft die Dichtung des europäischen Südens besondere Schwierigkeiten dar. Wie sehr es auch unserer Nation vorzugsweise gegeben sein mag, sich geschmeidig und empfänglichen Sinnes in das Verschiedenartigste und Fremdeste zu versenken, so wird uns doch manche Feinheit des Ausdrucks, manche leise Schattirung entgehen, die das Entzücken des formsinnigeren Romanen ist. So kommt es denn, daß insbesondere die Franzosen unseren größten Kritikern vorwerfen, sie verständen ihre Poesie nicht nach Gebühr zu schätzen. Und in der That ist das Urtheil, welches sich Gervinus von den Fabeln Lafontaine's gebildet hat, sehr verschieden von dem Ruhme, der diesen von französischen Erklärern gespendet zu werden pflegt. Bei Lessing standen dagegen Marivaux's Lustspiele gar nicht schlecht angeschrieben, während bei unseren überrheinischen Nachbarn der wegwerfende Ausdruck „marivaudage", wenigstens seit dreißig Jahren, eine süßlich koquettirende Manierirtheit bezeichnet. Seien wir jedoch deswegen getrost. Mögen unsere Organe nicht fein genug sein, um allen Duft des erotischen Esprit einzuziehen, so vermag dagegen in den meisten Fällen unsere tiefere und reichere Weltanschauung über die Häupter der französischen Dichter hinwegzusehen. Derselbe Lessing, der dem Marivaux vielleicht etwas zu viel Ehre erwies, hat den thönernen Götzen des Voltaire'schen Dramas gestürzt.

An der Spitze der Dichterschule, welche sich in Frankreich jener „klassischen" Poesie entgegenwarf, stehen heute Lamartine und Victor Hugo. Beide haben mit den Gründern der französischen Romantik, mit Chateaubriand und Staël, Einen Grundzug gemein, der zugleich als Familienzug in den ernsten Gattungen romanischer Literatur hervortritt, von Sallust und Tacitus bis auf Petrarca und Alfieri. Bei ihnen allen entwallt gewöhnlich das Gefühl nicht frisch und unmittelbar dem Herzen, sondern es erscheint reflektirt. Der Ausdruck trägt darum nicht die ächte Farbe der Leidenschaft, er ist rhetorisch. Bei Keinem aber tritt dieser Zug so scharf hervor, wie bei Victor Hugo. Seine Empfindung ist die Tochter der Phantasie und des Kopfes. Und diese Phantasie wird keineswegs durch großen Schönheitssinn geläutert, durch reiche Bildung zugleich geleitet und genährt; in diesem

Digitized by Google

Kopfe wohnt kein starker Verstand. Es ist ihm, um ein Bild Montaigne's zu gebrauchen, ebenso natürlich, abenteuerliche, fratzenhafte Gestalten zu erzeugen, als den Obstbäumen, Früchte zu treiben. Der Stempel seiner Menschen, wie seiner Sprache, heißt Uebertreibung bis zum Zerrbild. Die Seele seiner Kunst ist nicht, wie bei den Meistern, die Freude am Schönen, die sinnende und gestaltende Theilnahme an des Lebens vielartigen Erscheinungen, sondern es ist die Sucht nach Effekt. Dieser Dichter führt nicht mit seinen Gestalten ein traulich nach innen gekehrtes Leben; er wendet sie hin und her, damit sie sich den Lesern in den glänzendsten, grellsten Farben zeigen mögen. Es sind nicht die Kinder seines Geistes, in deren Kreis er uns hineinschauen läßt, sondern Puppen, die er in merkwürdigen Stellungen und mit den wirksamsten Geberden uns vorführt. Seine Muse ist nicht des Hauses züchtige Herrin, die Freunde und Gäste mit natürlicher Anmuth wirthlich empfängt. Sie ist eine koquette, geschmacklos aufgeputzte Gesellschaftsdame, die um die Bewunderung der Welt buhlt.

Der bedeutende Dichter unterscheidet sich von dem niederen Talente nicht sowohl dadurch, que son premier coup est un coup de maître, als durch die stufenweise Erweiterung und Entwickelung seiner Kräfte, und durch die Mühe, welche er dafür aufwendet. Die in unseren Tagen berühmten Romandichter der Franzosen und Engländer zeigen größtentheils, statt des Fortschrittes, eher das Gegentheil. Was hat uns Thackeray gegeben, das seinem Erstling „Vanity Fair“ gleichkäme, einem der naturwahrsten und lebensvollsten Romane, die je geschrieben wurden? Wo ist in Dickens' „Tale of Two Cities“ die meisterhafte Darstellung, die wir in „David Copperfield“ oder den „Christmas Carols“ bewundern? Sie hat der hastigen Manier des Vielschreibers Platz gemacht. Von diesen ist Bulwer der Einzige, der eine ehrenvolle Ausnahme macht: Seine „Caxtons“ sind um Vieles reifer, als z. B. „Ernest Maltravers“. Noch schlimmer aber steht es in Frankreich. Dort haben sich die glänzendsten Belletristiker der letzten Jahrzehende die Seele durch niedrige Leidenschaften ermattet; ja das schöne Talent Alfred de Musset's, des französischen Heine, ist daran auf die elendeste Weise zu Grunde gegangen. Dumas, ein seichter Kopf, aber ein gewandter, glänzender Erzähler von starker ungezügelter Phantasie, nannte seine Romane, in einem Preßprozeß, öffentlich „Waare“; er und der begabtere Sue erlagen dem Fluche der Vielschreiberei. Auch die Sand macht keine Ausnahme: obgleich ihre letzten Romane, wie der „Marquis de Villemer“, in gewisser Hinsicht reifer sind als „Indiana“, so stehen sie doch weit hinter „Consuelo“ und „Spiridion“ zurück. Nur Einen bedeutenden Dichter wüßten wir zu nennen, der es ernst nahm mit seiner Kunst; sonst wird diese Art des Talents in Frankreich nicht *ausgebildet*, sondern *ausgebeutet*. Dieser Eine ist Béranger. Ich nenne ihn hier, weil er vielleicht der größte Dichter ist, den Frankreich in diesem Jahrhundert gehabt hat. Von ihm hätte Victor Hugo lernen können, welcher ausdauernden Anstrengung sich auch das Genie unterziehen muß, soll der Marmor zur Statue gebildet werden. Ich erinnere mich hier einer Anekdote, die uns Lapointe in seinen „Mémoires de Béranger“ aufbewahrt hat, und die in mehr als Einer Beziehung charakteristisch ist. Lapointe ist ein Schuhmacher und gehört zu den Pariser Ouvriers, die in ihrem Kreis als Dichter auftreten. Solche Talente verstand Béranger durch wohlwollendes, natürliches Wesen

Digitized by Google

zu gewinnen. Er gab ihnen Rath und Belehrung; für ihre Dichtung pflegte er ihnen vor Allem eifriges Studium des Wörterbuchs zu empfehlen. Immer blieb dabei sein herzliches, frisches Wesen frei von herablassendem Gönnerton; und so kam es denn, daß seine Freunde die schwielige Hand zutraulich in des großen Volksdichters dargebotene Rechte legten. Diese Popularität sah Victor Hugo und eines Tages lud er auch Lapointe zu sich ein. Als der bescheidene Gast etwas verlegen an der geöffneten Thür stehen blieb, deklamirte ihm Hugo entgegen: „Entrez, Monsieur, entrez! Les poètes sont des rois!" — „Und was haben sie ihm geantwortet?" fragte Béranger, dem Lapointe von seinem Besuch erzählte. „Ich war verlegen, ich machte eine stumme Verbeugung". — „Sie hätten ihm antworten sollen: Ich bin hergekommen, um Ihnen das Maß zu einem Paar Stiefel zu nehmen."

War es Victor Hugo nicht möglich, von seinem größeren Zeitgenossen gemüthvolle Einfachheit zu lernen, so hat er sich auch mit seinem Styl nicht in die strenge und fleißige Schule geben mögen, die Béranger's unsterbliche Lieder erzogen hat. Auch bei ihm ist kein Fortschritt bemerkbar. Im Gegentheil: in den „Misérables" ist sein Styl weit manierirter als in „Les quinze derniers jours d'un condamné", „Han d'Islande" oder „Notre-Dame de Paris". In dem Roman, dessen erste Abtheilung er uns jüngst gebracht hat, herrscht eine abgerissene Darstellung vor, die von keiner freudigen Thätigkeit des Dichters zeugt, so wenig wie sie im Stande ist, dem Leser das Gefühl der Befriedigung zu gewähren. Diese fieberhafte, springende Manier wechselt nicht selten ab mit einer langweilenden Weitschweifigkeit, die namentlich bei den zahlreichen Erörterungen und psychologischen Analysen zu Tage tritt. So füllt der Seelenkampf, den Madeleine in Einer Nacht auf seinem Zimmer besteht, über vierzig Seiten. An solchen Stellen gelingt es dem Styl nicht einmal, was er sonst durchgehends erreicht: durch einen aufgeregten, dreisten Gang die Aufmerksamkeit zu fesseln. Der Ausdruck hascht nach Originalität: wo er bezeichnend, neu sein möchte, wird er barock.

Nicht besser gelungen ist die Darstellung der Charaktere. Auf den ersten hundertfünfzig Seiten werden uns nur Ein mühsam ausgezeichnetes Bild und vier Schattenrisse gegeben. Ich sage: mühsam ausgezeichnet; denn die Charakteristik des Bischofs [1]) ist in doppeltem Sinne verfehlt. Drama und Roman sollen uns den Menschen vorzugsweise aus seinen Handlungen zur Anschauung bringen; dies Grundgesetz ist kaum irgendwo schnöder übertreten worden als hier. Statt uns Monseigneur Bienvenu handelnd vorzuführen, wird hundertfünfzig Seiten lang über ihn reflektirt. Ein Kapitel beginnt: „Um den Bischof in seinem häuslichen Leben kennen zu lernen, wollen wir . . ." Ein anderes: „Noch ein Wort. Was die theologischen Ansichten des Bischofs betrifft —" Solch eine Behandlung ist der Tod derjenigen Anschaulichkeit und Illusion, welche der Roman verlangt.

Das Andere, was dieser und allen anderen edlen Gestalten des Buches abgeht, ist auch durch die Kritik Emile Montégut's in der „Revue des deux Mondes" (1. Mai) hervorgehoben, aber nicht stark genug betont worden; wie denn das fran-

[1]) Es soll ein Porträt zu Grunde liegen: Miollis, um 1815 viel verehrter Bischof von Digne.

Digitized by Google

zösische Urtheil im Einzelnen öfter scharf tadelt und lobt, auch dem Ganzen, soweit es vorliegt, eher ungünstig lautet, dabei jedoch Hugo, wie selbst besonnene Franzosen pflegen, als großen Dichter gelten läßt. Die Charaktere Hugo's sind so übertrieben wie seine Sprache; die edlen aber sind noch um Vieles unnatürlicher als die gemeinen; verhältnißmäßig am besten gelungen sind die frivolen. Wir erblicken eine Galerie von Engeln und Teufeln, nicht Eine Hauptfigur, die wir dem Dichter glauben. In dem Polizisten Javert wird zwar ein lebensfähiger und interessanter Charakter entworfen, aber — auch dies hat die französische Kritik anerkannt — er handelt nicht dem Gesetz gemäß, nach dem er angetreten. Unter den Nebenfiguren sind wieder die frivolen — Tholomyès und der praktische Materialist in D. — wenigstens um Vieles natürlicher als die Schwester des Bischofs und Madame Magloire, die sich beide in heiligen Dunst auflösen.

Es hängt dies mit einer Schwierigkeit zusammen, die nur die größten Dichter haben überwinden können. Der Dichter kann nicht *mehr* aus sich heraus als Gestalt in die Welt stellen, als in seiner eigenen Seele fertig und reif geworden ist. Folglich ist nur ein großartiger, kräftiger und edler Charakter eben solche Charaktere als *lebensfähige*, *naturwahre* Charaktere hervorzubringen im Stande. Diese aber sind sehr selten, auch unter den Dichtern. Namentlich bilden die edlen Frauen eine noch größere Klippe als die Männer. Wie Wenige giebt es, die mehr als Schatten, die nicht fade und mondscheinhaft sind! Gestalten wie Antigone und Iphigenia sind äußerst selten: bei Shakspeare finden sich die meisten, in „Lear“, „Othello“, „Cymbeline“, „Merchant of Venice“ u. a. Wie abgeschmackt erscheint uns z. B. „Little Dorrit“, wie farblos Sabine in „Soll und Haben“! Freilich sind dies noch recht lebensvolle Gestalten neben der Schwester des Bischofs in „Les Misérables“, Mlle. Baptistine, die uns von Hugo wörtlich so beschrieben wird: „Sa personne semblait faite d'ombre: à peine assez de corps pour qu'il y eût là un sexe; un peu de matière contenant une lueur; un prétexte pour qu'une âme reste sur la terre“. Und das nennt der französische Kritiker „sauf quelques expressions heurtées“, ein treffliches Porträt! — Anfangs wird zwar ein Versuch gemacht, die andere Heilige, die bischöfliche Hausmagd, zu individualisiren; bald aber heißt auch sie, wie die immaterielle Schwester, nur schlechtweg „une sainte fille.“

Was nun aber die Männer betrifft, so zeigt sich hier nicht allein bei Hugo, sondern überhaupt bei den französischen Romandichtern eine Unfähigkeit, ein Gebrechen, das den Engländern und Deutschen nicht nachgewiesen werden kann. George Washington in Thackeray's „Virginia“, Anton Wohlfahrt in „Soll und Haben“ sind *keine* personifizirten Tugenden, *keine* mißlungenen Heiligen, wie Hugo's Myriel und Madeleine. Hohe Sittlichkeit ist Victor Hugo, wie der Sand etwas so Fremdartiges, daß sie nicht vermögen, sie in Gestalten von Fleisch und Blut wiederzugeben; sie müssen sie übertreiben, in todtgeborene Engel umsetzen.

Weil kein frisches Gefühl dem vertrockneten Herzen entströmte,
Alles in Röhren gepumpt —

darum bescheeren sie uns mit solchen Monomanen der Tugend.

Vollends verdorben werden diese unnatürlichen Gestalten durch Hugo's Jagd nach Effekt und Tendenzmacherei. Diese letztere ist es, welche überhaupt die noch

Digitized by Google

jugendlich unfertige Erscheinung des sozialen Romans ankränkelt. Hugo hat seinem Bischof einen Heiligenschein ums Haupt gemalt: er ist nicht gut, sondern ganz Güte; und überall, wo er mit Anderen in Konflikt geräth, geht er glänzend und als Sieger daraus hervor. Nur einmal macht er eine fast alberne Figur: in einer, übrigens an Anregung reichen Scene, wo er dem Ideal Victor Hugo's als Folie dienen muß. Das Ideal des Dichters ist ein altes Konventsmitglied, das Ludwig XVI. deshalb nicht zum Tode verurtheilt hat, weil ihm die Todesstrafe überhaupt verwerflich dünkt. Im Angesicht einer solchen Sonne verbleichen alle Strahlen Myriel's: es regnet Vorwürfe auf sein Haupt, die er weder verdient, noch zurückweist; beredte Argumente stürmen auf ihn ein, denen er nur abgebrochene Worte entgegenzusetzen weiß; und der peinliche Auftritt endigt damit, daß der Bischof, ein alter Edelmann und eifriger Royalist, sich vor dem sterbenden Revolutionär auf die Knie wirft und ihn um seinen Segen bittet.

Dagegen zeigt der Rahmen, in welchen die Gestalten der „Misérables" gefaßt sind, die lichtvolle, einfache Komposition, die den Franzosen eigen ist. Freilich ist erst ein Theil des Ganzen fertig[1]). „Les Misérables" sind nämlich ein auf zehn Bände angelegter Eugen Sue'scher Riesenroman.

Fragen wir zuletzt nach der Gesellschaft, in die wir eingeführt werden, und nach der Gedankenwelt, in deren Lichte sie uns erscheint. Das Ganze soll eine Art Rundbild unserer sozialen Mißstände werden. Dabei durfte denn auch ein Gemälde des Grisettenwesens nicht fehlen, das in Paris, d. i. in Frankreich, einen so markirten Platz einnimmt. Doch hat es der Dichter mit richtigem Takt nur episodisch behandelt, und wir rechnen ihm hoch an, daß er es nicht schön gefärbt hat. Im Gegentheil werden die häßlichen Seiten fast überwiegend betont: die Herzlosigkeit namentlich der Männer, die Gefräßigkeit und gänzliche Unwissenheit der Mädchen, die regelmäßig — wie überhaupt in Frankreich unter hundert Personen achtunddreißig — nicht schreiben können, die Leichtfertigkeit Beider. Für diese allgemeine Unwissenheit wird mit Recht die Gesellschaft verantwortlich gemacht. Es wird ferner gegen einige Härten der Kriminalgesetzgebung zu Felde gezogen, und diesmal in wirklich künstlerischer Darstellung das übertriebene Mißtrauen gegeißelt, mit dem die Menge den entlassenen Verbrecher in das Verderben zurückstößt. Ganz übertrieben sind jedoch die Folgen dargestellt, welche ein gefallenes Mädchen aus dem Volke treffen: die freie Arbeiterin sowohl wie die Arbeiterin der Fabriken hat in Frankreich wegen des Unglücks, ein uneheliches Kind zu besitzen, kaum von dem Spott ihrer Genossen zu leiden, die Arbeitgeber hingegen nehmen an diesem Verhältniß so lange keinen Anstoß, als die Arbeitsfähigkeit der Mutter dabei nicht verkürzt wird.

Es versteht sich, daß neben den Wunden auch der Arzt gezeigt wird; sonst wäre der Roman unerträglich. Allein die Heilmittel, die uns bisher dargeboten worden, sind ganz ungenügend, und sie gehören einer unmündigen Zeit an, der wir für immer entwachsen sind. Statt des einzelnen Geistlichen, der mit Almosen und milden Beiträgen zu Hülfsvereinen, welche gleichfalls den Charakter des Almosens und der Bevormundung tragen, dem Elend zu steuern versucht; statt des einzelnen

[1]) In diesem Augenblick erscheinen die folgenden Abtheilungen.

Digitized by Google

Fabrikherrn, der durch sein industrielles Unternehmen einer verarmten Gegend aufhilft, hätten wir etwas ganz Anderes zu sehen erwartet. Wir hätten erwartet, die Messiasidee der freien Genossenschaft in markigen Zügen und reichen Gruppen anzuschauen, wie sie sich dem Schooße dieses Jahrzehends entringt, um die Zukunft zu erobern.

Wie es steht, zeugen diese Bände trotz der vielen, mit Affektation herbeigezogenen literarischen Anspielungen, nicht eben von einem reich gebildeten Geiste. Während viele Seiten von grübelnder Phantasterei überfließen, erfreut uns selten auch nur ein bekannter Gedanke in neuer, gewinnender Form. Wir bemerkten bereits, daß Victor Hugo kein Mann von starkem Verstande sei. So heißt es unserer Leichtgläubigkeit doch viel zumuthen, wenn uns erzählt wird, der Bischof habe des Winters in einem Kuhstalle gewohnt, um den Armen Holz zu sparen. Auf die Vorstellung, daß es thörichte Unvorsichtigkeit von ihm sei, Nachts bei unverschlossenen Thüren zu schlafen, erwidert der Priester mit sanftem Ernst: „Nisi Dominus custodierit domum, in vanum vigilant, qui custodiunt eam“. Dies ist denn doch ein Bildungsstandpunkt, der durch die Fabel von „Herkules und dem Fuhrmann“ beträchtlich erhöht werden könnte. Und die Sache wird so vorgetragen, daß wir argwöhnen müssen, der Dichter bewundere diese Art von Gottvertrauen. „Feindschaft gegen den Luxus wäre Feindschaft gegen die Kunst“; aber „der Priester muß arm sein“, um sein gutes Herz zu beweisen. So daß also dem Priester zur Pflicht gemacht wird, was bei den übrigen Menschen für eine barbarische Uebertreibung gilt! Charakteristisch ist für die Franzosen, daß die Kritik der „Revue des deux Mondes“ dieser Stelle großen Beifall spendet. Von Schwester Simplice wird erzählt, sie habe immer nur in Einem lateinischen Gebetbuch gelesen: „Latein verstand sie nicht, aber sie verstand das Buch“. Neben solchen Albernheiten steht dann hier und da manch kühner und liebevoller Zug. (I. 298.)

Dagegen vermag wiederum die Katastrophe, die den Schluß des zweiten Bandes bildet, ein gesundes Urtheil nicht zu befriedigen. Madelaine, der reiche Fabrikant, klagt sich selbst eines vor Jahren von ihm begangenen Straßenraubs an, der ihn auf die Galeeren bringen kann, um einen fälschlich Angeklagten zu retten. Dieses Selbstopfer wäre höchst edel, wenn es nicht höchst überflüssig wäre. Wenn der reiche Mann einen Theil seines Vermögens zu Gelde machte und das Gericht vom Auslande aus über den wahren Sachverhalt aufklärte, so erreichte er seinen Zweck nicht weniger vollständig. Wir brauchen nicht zu wiederholen, was Lessing in der Dramaturgie und durch Nathan's Mund gegen solch überflüssiges Märtyrerthum gesagt hat.

Zeugen derartige Aussprüche und Lösungen nicht von ausgebildetem Verstande, so offenbart sich in den Gefühlsäußerungen mehr sentimentale Wallung, als echte Empfindung. Wer die innige Befriedigung geistigen Austausches und die Wechselwirkung der Kräfte, die in Industrie und Kunst dem Leben Halt und Schönheit leihen, wer diese zu würdigen gelernt hat, darf der noch ohne hohle Empfindsamkeit ausrufen: „Ein kleiner Garten, sich darin zu ergehen, und die Unendlichkeit zu träumerischer Betrachtung — wessen bedarf es mehr?“ Das nenne ich des blasirten Parisers unnatürliche Rückkehr zur Natur. Ueberhaupt ist Ueberschwänglichkeit ein Erbfehler der Franzosen, die manchmal nicht echtes Gefühl genug besitzen, um der

Digitized by Google

rhetorischen Uebertreibung entrathen zu können. Der unverfälschten Empfindung ist dagegen eine sichere Selbstgewißheit und, außer in Augenblicken der Leidenschaft, ein harmonisches Maß und zuweilen eine keusche Scheu eigen, wie dem Herzen der Cordelia. Erscheinen bei Victor Hugo Verstand und Gefühl nicht genugsam entwickelt, so ist daneben der Schönheitssinn keineswegs fein ausgebildet. Wie abschreckend häßlich bei ihm die Realistik der Zeichnung werden kann, davon ein Beispiel. Fantine hat sich zwei Zähne ausbrechen lassen, um mit dem Erlös das Leben ihres Kindes zu erhalten. Man sollte glauben, dies Bild sei schon widerwärtig genug für die Nerven der Kunst. Aber nun wird sie uns beschrieben, wie sie am nächsten Morgen im Bett gefunden wird, „mit blutigem Speichel, ein schwarzes Loch im Munde". Dann jenes scheußliche Gemälde einer Dirne, „ohne Haar, ohne Zähne", die sich Nachts auf der Straße mit einem Manne rauft! Und von derselben Person heißt es bald nachher mit Pathos; „Elle souriait de ce sublime sourire auquel il manquait deux dents!" — Die Menge der verschrobenen Ausdrücke wurde auch durch die französische Kritik hervorgehoben. Gelegentlich wird eine Allegorie durch vier Seiten ausgesponnen.

Auch in dem vorletzten Werk Victor Hugo's, der „Légende des Siècles", war in dieser, wie in anderer Beziehung, nichts weniger als ein Fortschritt zu bemerken. Wir begegnen dort derselben Phantasie, die uns in „Han d'Islande" ein Geschöpf gezeichnet hat, dessen physische und moralische Eigenthümlichkeiten ins Reich der schlechtesten Spukgeschichten gehören, — einen Menschen, der ohne alle Veranlassung, aus reiner Lust am Zerstören, seinen Wohlthäter und Pflegevater ermordet hat, der aus einem hohlen Schädel Blut frühstückt, und dessen Augen katzenhaft durch die Nacht glühen. Selbst in seinem berühmtesten Romane, in „Notre-Dame de Paris", ist Quasimodo, dessen Gesicht im Zustande der Ruhe häßlicher ist, als die häßlichsten Grimassen aller anderen Menschen, eine Ungeheuerlichkeit, und die Heldin Esmeralda, die vor Liebe außer sich geräth, wenn sie das Pferd des Militärjunkers Phöbus wiehern hört, ein albernes Geschöpf. Es findet sich in der „Légende des Siècles", neben vielem Langweiligen wenigstens Ein charakteristischer Zug. Ein Sultan hat in seinem Leben nie etwas Gutes gethan, aber viele ausgesuchte Grausamkeiten verübt. Am jüngsten Tage soll er daher so eben in die Hölle abgeführt werden. Da stürzt ein Schwein heftig grunzend vor den Thron des Richters und erzählt aus dankbarem Herzen, welchen Dank es dem Herrscher schuldig geworden sei. Diesen hatte nämlich eines Tages, wo er vielleicht eben von einer blutigen Schandthat zurückkehrte, die Laune angewandelt, ein Schwein, das von der Sonnenhitze geplagt wurde, in kühlen Schatten tragen zu lassen. Wegen dieses Beweises von Menschlichkeit wird der Sultan seiner Strafe quitt. — Beweist nicht solch eine Erzählung, in ihrer phantastischen, etwas hirnverbrannten Blasirtheit, daß der Fortschritt der menschlichen Gesellschaft von Kopf und Herz dieses Kämpfers keinen bemerkenswerthen Erfolg zu erwarten hat?

---

Digitized by Google

# Karl von Dalberg, Fürst-Primas und Großherzog von Frankfurt.

Eine biographische Skizze von Dr. Ferdinand Wolff.

Karl Theodor Anton Maria, Reichsfreiherr von Dalberg, letzter Kurfürst von Mainz und Kurerzkanzler, späterhin Fürst-Primas der rheinischen Konföderation und Großherzog von Frankfurt, ist, auch abgesehen von der nicht unbedeutenden Rolle, welche er zu Anfang dieses Jahrhunderts in den deutschen Angelegenheiten spielte, dem Forscher und dem Patrioten darum eine interessante Erscheinung, weil er bei unzweifelhafter Begabung und redlichem Willen fast in jeder schwierigen Lage aus Schwäche das Unrichtige wählte und so sich am Ende auf einer Bahn sah, die zu betreten er anfangs gewiß nicht die Absicht hatte, auf welcher er aber ebenso wenig einzuhalten und umzukehren wußte, als er es vorher vermocht hatte, dieselbe zu vermeiden. Carl von Dalberg ist Einer von den Vielen, die den alten Satz bewahrheiten, daß ohne den Halt eines festen Charakters auch die höchste Intelligenz und der beste Willen zum Unheil gereichen können. Dalberg war weder ohne Verständniß für das, was damals Noth that, noch fehlte es ihm am Willen, auch demgemäß zu handeln, und dennoch ging er schließlich denselben verderblichen Weg wie die anderen deutschen Fürsten und Minister, ja er zeigte sich sogar noch als einer der eifrigsten und maßlosesten Satelliten des fremden Unterdrückers, er trug keine Scheu, sich zu demüthigen, und schien den Saum des korsischen Kaisermantels sogar mit aufrichtiger Bewunderung an seine bereits gealterten Lippen zu drücken. Versuchen wir in dem Nachstehenden den Hergang und den Grund dieser phasenreichen Metamorphose aufzudecken; wir werden uns dabei bald überzeugen, daß der weiland Kurfürst und Großherzog zu einer Klasse von Leuten gehört, die gerade bei uns in Deutschland allezeit nicht klein an Zahl war. Und auch noch heutigen Tags, wo der historische Ruf: „Ist kein Dalberg da?“ längst verstummt ist, sind solche Dalberg's noch allerwärts zu finden, und sie sind es meist, welche der nachdrücklichen Entfaltung deutscher Kraft und Größe hinderlich im Wege stehen.

Dalberg war am 8. Februar 1744 auf dem Stammschlosse der Familie zu Hernsheim bei Worms geboren. Sein Vater war der Reichsfreiherr Franz Heinrich von Dalberg, kurfürstlich Mainzischer Geheimer Rath, Statthalter von Worms und Burggraf zu Friedberg. Seine ersten Jugendjahre verlebte er in Mainz unter den Augen seines Vaters, der ihm eine sehr sorgfältige Erziehung zu Theil werden, ihn in Göttingen und Heidelberg die Rechte studiren und an letzter Universität promo-

Digitized by Google

viren ließ. Hierauf unternahm er mehrere Reisen in Deutschland, besuchte mehrere deutsche Höfe und widmete sich dann auf Wunsch seines Vaters dem geistlichen Stande. Er wurde zuerst in Mainz Domizellar. Seine ausgezeichneten Eigenschaften brachten ihn vereint mit der einflußreichen Stellung seines Vaters und dem gewichtigen Namen, den er trug, bald weiter, er wurde Domherr, Rektor der Universität zu Würzburg, und schon 1772 Geheimer Rath und Statthalter von Erfurt. In Erfurt war er ganz an seinem Platze. Nicht nur, daß er mit Eifer Gelehrte und Künstler unterstützte, jedes Talent aufmunterte, die dortige Universität aus einem Wohnsitze finsterer Verfechter der Mißbräuche in eine Zufluchtsstätte der kühnen Vertheidiger des neuen Lichts umwandelte und sich durch Alles dies den Ruf eines edlen und freisinnigen Mannes, eines deutschen Mäcenas und Musageten erwarb; er war auch ein warmer Beschützer aller neuen Erfindungen und Entdeckungen auf dem Gebiete der Mathematik, Physik, Chemie, Botanik, Mineralogie, Technologie und Landwirthschaft. Ueberdies unterzog er sich allen praktischen Geschäften mit musterhaftem Fleiße und seltener Ordnungsliebe, zeigte dabei aufgeklärte und wohlwollende Ansichten, praktische Geschäftskenntniß, rasche Auffassung, klare Einsicht, und eine unbestechliche Gerechtigkeitsliebe. Dalberg wußte nicht allein mit einem Wieland, Herder, Schiller und Goethe freundschaftliche Beziehungen zu unterhalten, auch mit den benachbarten Höfen und Regierungen verstand er es, in gutem Einvernehmen zu bleiben. Der kleine Staat Erfurt, eingeengt zwischen die Gebiete von Sachsen-Gotha, Sachsen-Weimar, Schwarzburg-Sondershausen und Rudolstadt, stand in vielseitigen, oft unangenehmen Berührungen zu seinen Nachbarn, und doch brachte es Dalberg zu Wege, mit allen eine ungestörte Eintracht zu erhalten und dem kleinen Staate durch seine weise Leitung überall Anerkennung zu erwerben.

Aber trotz des vortheilhaften Rufes, den Dalberg genoß, trotz der geistreichen poetischen und wissenschaftlichen Schriften, die damals schon von ihm, namentlich in seiner Stellung als Mitglied und Präsident der Erfurter Akademie nützlicher Wissenschaften, veröffentlicht worden, waren doch die Urtheile schon jetzt nicht übereinstimmend über ihn, und daran mochte weniger die Verwaltung des Fürstenthums Erfurt die Schuld tragen, als vielmehr gerade seine geistreichen Schriften und die in ihnen niedergelegten phantastischen Projekte und unpraktischen Vorschläge. Denn Dalberg hielt sich nicht immer auf poetischem oder spekulativem Gebiete, sondern beschäftigte sich gern mit Politik und Staatskunst, schrieb in diesen Fächern mehrere populäre Abhandlungen, welche in einem salbungsvollen, phrasenreichen Gewäsche die schwierigsten Probleme zu lösen, die tiefgedachteste Staatsweisheit auszukramen, kurz die Welt mit vielen neuen und nützlichen Ideen bereichern sollten. Uns wird es freilich etwas komisch zu Muthe, wenn wir von ihm lesen:

„Willst du deine Unterthanen glücklich wissen, strebe nach drei Dingen: daß Keiner hungere, daß Jeder beschäftigt sei, daß Alle gerecht und wo möglich liebend seien. Das sind in allen und jeden Fällen Bedürfnisse zur Glückseligkeit."

„In keinem Falle dürfen die Strafgesetze unnöthig streng sein. Zwischen dem Quantum des Bedürfnisses und dem Quantum des Steuerungsmittels muß Aequation, höchster Grad von Aehnlichkeit sein."

„Glaube nicht, Alles unmittelbar thun zu können, sonst thust du nichts. Be-

Digitized by Google

schränkt ist dein Dasein, deine Ichheit. Unmittelbar kannst du auf Wenige wirken. Aber diese wirken wieder auf Andere. Der Schlußstein berührt unmittelbar wenige Steine, hält aber mittelbar das ganze Gewölbe zusammen."

„Was äußere Verhältnisse anlangt, traue nie ganz; sei nicht sorglos, bis du sicher bist, durch eigene Kräfte oder Kräfte deiner Bundesgenossen ungerechtem Eigennutze zu widerstehen. Dem Kräftequantum des möglichen Angriffs muß Gleichgewicht, ähnliches Quantum der Vertheidigungsmittel entgegenstehen."

„Das ist einfach, wie jede Theorie, aber die Anwendung tausendfältig! Ewig webt die Natur, der fortströmende Gang der Zeit neue Mischungen von Umständen und Wesen zusammen; und da werden jedesmal neue Maßregeln, neue Mittel erfordert. Sonst hört ja das nöthige Gleichgewicht auf, die nöthige Aehnlichkeit zwischen dem Quantum des Bedürfnisses und dem Quantum der darauf gerichteten Wirksamkeit. Und darauf ruht ja das Wohl des Staates."

„Immer frischen Blick also, wo möglich Adlerblick werfen auf die gegenwärtige Lage der Umstände! Das, Staatsmann! das ist dein Amt, hierauf gründe deine Entschließungen! Klima, Sitten, topographische Lage, Zeitgenossen, Auswahl richtiger Werkzeuge, wie viel Stoff zu Betrachtungen! Wisse, daß die unzähligen Fehler selten aus Unwissenheit, meistens aus Unkenntniß der vorliegenden Umstände geschehen!" u. s. w.

Aber diese politische Schriftstellerei (viele seiner Schriften gehören in dieses Gebiet, so: Verhältniß zwischen Moral und Staatskunst; Entwurf eines Gesetzbuchs in Kriminalsachen; Von dem Einflusse der Wissenschaften und schönen Künste in Beziehung auf öffentliche Ruhe; Von den wahren Grenzen der Wirksamkeit des Staats in Beziehung auf seine Mitglieder, Betrachtungen über den Zeitgeist u. s. w.) war nicht bei Dalberg etwas Zufälliges oder Gelegentliches, vielmehr glaubte er, ein großer Staatsmann dürfe seine Theorien der Mit- und Nachwelt nicht vorenthalten.

In seiner politischen Laufbahn zeigte indessen Dalberg schon damals, wie leicht er bei seinem leicht entzündlichen Enthusiasmus für jede neue Anregung das einmal Ergriffene wieder verließ, um einem anderen Schatten- und Trugbilde nachzujagen. In den Jahren 1785 bis 1787 finden wir ihn als schwärmerischen Anhänger des von Friedrich dem Großen gestifteten Fürstenbundes, aber schon Mitte 1787 setzt er sich mit dem Kaiser Joseph II. in Verbindung und macht ihm Vorschläge über Verfassungsreformen. Allein der Kaiser antwortete ihm zwar anerkennend für seinen guten Willen; doch wie wenig sogar ein Joseph II., der doch selbst immer mit Plänen und Projekten aller Art sich trug, von solch leeren Phrasen erbaut war, dies zeigt seine sehr feine Antwort. Denn nachdem er dem kurfürstlichen Statthalter durch Schreiben vom 13. Julius 1787 seinen Dank ausgesprochen für die Mittheilung seiner patriotischen Ansichten über die Mittel, das allgemeine Wohl Deutschlands zu erzielen, fährt er fort: „Gleich Ihnen habe ich mich öfters beschäftigt, darüber nachzusinnen, was unser Vaterland glücklich machen könnte; ich bin ganz einstimmig mit Ihnen, daß nur ein enges Band des Kaisers mit dem deutschen Staatskörper und seinen Mitstaaten das einzige Mittel sei; *aber bis dahin zu kommen, — hierin liegt der Stein der Weisen.* Er ist um so schwerer zu finden, da es darauf ankommt, die verschiedenen Interessen zu ver-

Digitized by Google

einen" u. s. w. Oder waren vielleicht diese Annäherungsversuche Dalberg's an den Kaiser nur eine indirekte captatio benevolentiae für die damals in Aussicht stehende Wahl eines Koadjutors des Kurfürsten von Mainz, was freilich im Widerspruch gestanden hätte mit den in jener Zeit von Dalberg selbst, auch schriftlich geäußerten Grundsätzen, daß bei allen Wahlen der Domkapitel die weltlichen Regierungen sich fernzuhalten hätten und jeder Versuch einer Beeinflussung der Wahlen nachdrücklich zu bekämpfen sei?

Trotz alledem unterstützten sowohl der östreichische, als der preußische Hof die Wahl Dalberg's zum Koadjutor und Nachfolger des regierenden Kurfürsten Friedrich Carl Joseph von Mainz, sei es, weil man die übrigen Kandidaten noch weniger annehmbar fand, oder weil man glaubte, auf den so leicht erregbaren Mann leichter einwirken, ihn leichter für seine Sonderzwecke gebrauchen zu können, oder auch weil, was Preußen betrifft, er als Anhänger des Fürstenbundes gewissermaßen auch für einen Begünstiger der preußischen Interessen zu halten war. Der Kurfürst selbst freilich war der Wahl Dalberg's entgegen und einige preußische Staatsmänner meinten, der Kurfürst habe nicht Unrecht; man dürfe nur das sentimental-politische Geschwätz Dalberg's näher betrachten, so könne man sich die Abneigung und den Widerstand des Kurfürsten hinreichend erklären. Indessen vermochte diese Abneigung nichts auszurichten. Dalberg wurde nicht allein am 5. Juni 1787 zum Koadjutor und Nachfolger im Kurfürstenthum Mainz, sondern auch am 18. Juni desselben Jahres zum Koadjutor in dem Hochstift Worms, und ferner am 18. Juni 1788 zum Koadjutor des Fürstbischofs von Konstanz gewählt, außerdem am 31. August 1788 zu Bamberg als Erzbischof von Tarsus consekrirt, und am 15. Oktober 1797 zum Probst des Domkapitels von Würzburg erwählt.

Das erste, uns von Dalberg berichtete, politische Auftreten berechtigt allerdings zu schönen Erwartungen. In einem Schreiben vom 20. Februar 1797 während des Krieges mit Frankreich machte nämlich der Koadjutor den Vorschlag, die Massen aufzubieten und für die Zeit der Gefahr den Erzherzog Karl zum Diktator zu ernennen. Ja im Jahre 1799 brachte es Dalberg wirklich dahin, daß zum Schutz gegen die kleinen fliegenden Korps der Franzosen, welche raubten und brandschatzten, ein Aufruf an die Landbewohner erlassen wurde, in Folge dessen sich aus dem Mainzischen, Würzburgischen, dem Odenwalde, der Oberpfalz gegen zwanzigtausend bewaffnete Bauern bei Aschaffenburg sammelten, wodurch der beabsichtigte Zweck auch vollständig erreicht wurde, indem sich die Franzosen nach anderen Gegenden wendeten. Aber es hätte eines kräftigeren Charakters, als Dalberg war, bedurft, um bei der Abneigung des größten Theils der deutschen Fürsten und der mächtigsten obenan gegen alle revolutionäre Mittel mit solch radikalen Kuren durchzudringen.

Es interessirt uns hier bei weitem weniger, zu erfahren, wie der Koadjutor 1799 bei dem Tode des Fürstbischof von Konstanz in dieses Bisthum succedirte, wie er Worms, noch ehe er es besaß, schon wieder an Frankreich verlor, wie ihm, als der Kurfürst von Mainz im Jahre 1802 starb, von dem ehemaligen Kurfürstenthum nur noch Aschaffenburg, die Stadt Erfurt und das Eichsfeld verblieben war; ebenso wenig interessirt uns, wie Dalberg in diesen Landen, sowie in den ihm später zugewiesenen, namentlich in dem etwas zurückgekommenen Regensberg, seine Regierung

Digitized by Google

durch Gerechtigkeitsliebe, Ordnung und Sparsamkeit, durch Toleranz gegen Andersgläubige, durch Fürsorge für die Armen und die wohlthätigen Stiftungen, Verbesserung der Schulanstalten, Errichtung von Armen- und Kleinkinderschulen, Gehaltsaufbesserung auch der evangelischen Geistlichen, Aufführung von öffentlichen Gebäuden und Verschönerung der betreffenden Städte sich ein rühmliches Monument gesetzt hat — wir haben es hier vor Allem mit der staatsmännischen Wirksamkeit für das Gesammtvaterland, mit dem politischen Charakter als solchem zu thun. Für die Verluste auf dem linken Rheinufer und das ihm ebenfalls entzogene Erfurt nebst dem Eichsfelde erhielt der Kurfürst als Entschädigung das Bisthum Regensburg und die Reichsstadt Wetzlar, und zur Vervollständigung seiner auf eine Million Gulden festgesetzten Entschädigung wurde er auf den Rhein-Oktroi angewiesen. Nun machte aber im Frühjahr 1804 der gewandte Diplomat, General Sebastiani dem Kurerzkanzler in Regensburg seine Aufwartung und durchschaute in einer einzigen Unterredung dessen Schwächen, von welchen er für Frankreich großen Nutzen zu ziehen hoffte; er verfehlte darum nicht, Napoleon auf ihn aufmerksam zu machen. Als daher Napoleon ein Jahr später die niederrheinischen Departements besuchte, lud er Dalberg mit mehreren deutschen Fürsten zu sich nach Mainz. Dalberg gegenüber verrieth die Wahl dieses Orts wenig Zartgefühl, aber Dalberg ging, wenn auch mit schwerem Herzen. Seiner Meinung nach war dies ganz nothwendig, war das nicht allein politisch klug, sondern war er es sich selbst und seinem Vaterlande schuldig, dieses harte Opfer zu bringen; — konnte er mit seinen unbedeutenden Mitteln denn einem Napoleon widerstehen, durfte er es wagen, ihn zu reizen? Und konnte nicht auf der anderen Seite bei der traurigen Lage der Dinge der geistreiche, gewandte Dalberg hoffen, durch Nachgiebigkeit und feine Schmeichelei der Allgemeinheit mehr zu nützen, als durch thörichten Trotz, durch ohnmächtiges Widerstreben? Gingen denn nicht Andere auch, warum sollte er allein ausbleiben? und hatten Einige ihre Gründe, nicht persönlich zu kommen und sich lieber durch Gesandtschaften vertreten zu lassen, so konnte er ja ebenso gute Gründe haben, persönlich zu erscheinen! Also ging Dalberg; wohl fand Napoleon Sebastiani's Schilderung bestätigt und lud ihn noch in demselben Jahre nach Paris zur Kaiserkrönung. Auch diesmal richtete er mit seinen deutschen Wünschen und Beschwerden nichts aus, aber dafür ward dem eiteln Manne ein anderer Ersatz — die académie des sciences ernannte ihn an des verstorbenen Klopstock's Stelle zu ihrem auswärtigen Mitgliede.

Während des englisch-östreichisch-russischen Koalitionskrieges, der mit den Niederlagen von Ulm und Austerlitz endigte, ließ (am 8. November 1805) Dalberg als Kurerzkanzler auf dem Reichstage eine Ansprache an sämmtliche Reichsstände ergehen, die zu charakteristisch sowohl für den Verfasser, als für die Kläglichkeit der damaligen Verhältnisse ist, als daß wir dieselbe nicht mittheilen sollten. Er sagt nämlich:

Er halte sich für verpflichtet, im Allgemeinen auf die Verhältnisse aufmerksam zu machen, in denen sich das Vaterland befinde. Jeder redlich gesinnte Deutsche wünsche und hoffe, daß auch in diesem Sturme die deutsche Reichsverfassung fortbestehen möge; man könne sich jedoch nicht bergen, daß in vielen Gemüthern die besorglichsten Fragen entstehen: Was wird aus unserem deutschen Vaterlande in sol-

Digitized by Google

cher Erschütterung werden? Soll das seit mehr als tausend Jahren stehende Gebäude der Verfassung einstürzen? Sollen Landfrieden, Reichstags- und Reichsgerichtsordnungen, Reichsverfassung, goldene Bulle, westphälischer Friede, Wahlkapitulationen nebst Reichsschlüssen vernichtet werden, die seit Jahrhunderten Werke der Weisheit unserer Väter waren? Sollte der Name Deutschland, der Name deutsche Nation, der Name eines Volksstammes erlöschen, welcher ehemals den römischen Koloß besiegte? Schmerzlich sei dieser Gedanke für besorgte, gutgesinnte Gemüther. Der Kurfürst-Erzkanzler wünsche und hoffe, mit reiner Vaterlandsliebe, daß ein solches Unglück vermieden werde 1) durch allgemeines Bestreben, die Einheit der deutschen Reichsverfassung zu erhalten; 2) durch Vereinigung der Gemüther in Befolgung der Reichsgesetze; 3) durch einstimmige Verwendung aller und jedes Deutschen, um einen guten, ehrenvollen, dauerhaften Frieden zu erwirken.

Konnte wirklich ein Dalberg, mochte er auch noch so sehr Ideolog und politischer Optimist sein, nach Allem, was vorausgegangen, glauben, mit den uneinigen, erschreckten und gedemüthigten oder böswilligen Reichsständen der genialen Kraft eines Napoleon gegenüber etwas auszurichten? Wozu also diese mehr als lächerlichen Phrasen! Konnte er dabei in der That eine andere Absicht haben, als sagen zu können: Ich habe das Meinige gethan. Thatsache ist es allerdings, daß der Kurerzkanzler sich durch diese Allokution die Ungnade der Franzosen zuzog und vom Gesandten Bacher zur Rede gestellt wurde, ebenso später von Napoleon selbst, als er nach München berufen war, um daselbst die Trauung des Prinzen Eugen Beauharnais mit der Prinzessin Auguste von Bayern vorzunehmen. Die Antwort, die Dalberg damals dem französischen Kaiser gegeben haben soll [1]), würde ihm zur Ehre gereichen, wenn sie mit seinen sonstigen Worten und Handlungen zusammengestimmt hätte, aber sie war eben auch nur Phrase, ein gelungenes Witzwort, von dem er am Ende sicher sein konnte, daß es Napoleons Zorn nicht nach sich ziehen würde.

Aber die Kugel, die einmal den Berg hinab ins Rollen gekommen, rollt je länger, immer schneller; Oestreich war gedemüthigt, das heilige römische Reich drohte aus allen Fugen zu gehen, das Lösungswort sauve qui peut war längst gegeben. Und Dalberg mußte doch unter allen Umständen sich als regierender Fürst dem Vaterlande erhalten, hiermit war nach seiner eigenen ganz unwiderlegbaren Ansicht noch allein Heil für einen schonungsvollen Uebergang aus den alten Verhältnissen in die neuen zu erwarten. So lange ein Dalberg noch Einfluß auf den Gang der deutschen Angelegenheiten hatte, so lange er noch, wenn auch nur nominell an der Spitze stand, war doch immer noch nicht Alles verloren. Es war also im Interesse der Gesammtheit durchaus nothwendig, an seinem Posten auszuharren und alle Opfer zu bringen, sich allen Demüthigungen als Märtyrer zu unterziehen. Und so kam es denn auch. Der Gesandte Hedouville gab dem Kurerz-

[1]) Diese Antwort soll gelautet haben: „Quant à moi, Sire, je n'ai rien à perdre; Vous m'avez déjà mis à la diète et à l'eau", was doppelsinnig ist und sowohl auf Wasser und Brod gesetzt bedeuten kann, als auf den Reichstag und auf die von dem Wasser, d. h. den Rheinzöllen, zu beziehenden Einkünfte.

Digitized by Google

kanzler nur einen leisen Wink, daß die Wahl eines Koadjutors nöthig erscheine, als sich derselbe beeilte, seine Wahl sofort auf den Oheim des französischen Kaisers, den Kardinal Fesch, zu lenken und durch seinen Minister Albini ein vom 27. Mai 1806 datirtes Schreiben auf dem Reichstage zur Diktatur bringen zu lassen, welches die Mittheilung machte, daß der Kurfürst sich vom Papste den genannten Kardinal zum Koadjutor erbeten habe. In Wien war zwar von diesem Vorhaben vorher Anzeige gemacht, jedoch alsbald in dieser Angelegenheit fortgefahren worden, ohne die Antwort des Kaisers abzuwarten. Denn an Napoleon hatte Dalberg schon mehrere Schreiben abgehen lassen, worin er nicht nur die Erhebung von Napoleon's Schwager, Mürat, damals Großherzog von Berg, zum Kurfürsten, die Ernennung des Kardinals Fesch zu seinem Koadjutor und die Substituirung anderer Einkünfte an Stelle des Rhein-Oktrois dem französischen Kaiser zur Entscheidung unterbreitete, sondern ihn geradezu anging, die Ordnung der deutschen Verhältnisse in seine Hand zu nehmen, da den schwachen Händen Franz des Zweiten das Scepter entfallen sei [1]). Der Wiener Hof gab indessen seine sofortige Befremdung und Mißbilligung über den vorerwähnten mit den Reichsgesetzen durchaus im Widerspruch stehenden Schritt des Kurerzkanzlers zu erkennen; auch auf dem Reichstag erhoben sich wenigstens in nicht offizieller Weise alle Stimmen gegen Dalberg, der umsonst sich in einer vertraulichen Eröffnung an seine Mitstände und in einer auf seine Veranlassung (anonym) in Regensburg erschienenen Schrift bei den Fürsten und vor der öffentlichen Meinung zu rechtfertigen suchte und die Schuld auf die traurigen Verhältnisse Deutschlands schob, da „nach seiner Ueberzeugung dieser Schritt das einzige Mittel sei, einen so wichtigen Theil der deutschen Verfassung und der damit so innigst verbundenen kurerzkanzlerischen Würde wenigstens vors Erste noch zu retten."

Napoleon allein war es, welcher diese Wahl wohlgefällig aufnahm und ihr in einer außerordentlichen Senatssitzung vom 5. Juni 1806 seine feierliche Zustimmung gab. Von nun an war Dalberg unauflöslich an Frankreich gebunden, er war schon vor Errichtung des Rheinbundes der Vasall Napoleons geworden.

Wohl war der Kurerzkanzler ein eitler, ehrgeiziger Mann, aber doch ermangelte er nicht allen wahren Ehrgefühls. Dalberg war weder ganz unempfindlich für die nationale Ehre, noch uneingedenk dessen, was er sich und seiner Stellung schuldig war. Aber da er einestheils einsah, daß er für seine Person nicht im Stande sei, weder Deutschland von den Franzosen zu befreien, noch zur Erleich-

[1]) Die Worte lauten: „Sa Majesté l'empereur d'Autriche, François second, serait un particulier respectable par ses qualités personnelles, mais dans le fait, le sceptre de l'Allemagne lui échappe, parcequ'il a maintenant la majorité de la diète contre lui — — — Puisse-t-il être empereur d'Orient pour résister aux Russes, et que l'empire d'Occident renaisse en l'empereur Napoléon, tel qu'il était sous Charlemagne, composé de l'Italie, de la France et de l'Allemagne! Il ne paraît pas impossible que les maux de l'anarchie fassent sentir la majesté d'une telle régéneration à la majorité des électeurs. — Les moyens de l'archichancelier sont très bornés, mais c'est au moins avec une intention pure qu'il compte sur les lumières de l'empereur Napoléon" etc.



Digitized by Google

terung seines Schicksals aus eigener Machtvollkommenheit etwas beitragen zu können, so brachte ihn gerade seine wissenschaftliche, literarische, kosmopolitische Bildung, seine Neigung, sich mit staatswissenschaftlichen Theorieen und Problemen lediglich vom allgemein menschlichen Standpunkt aus zu beschäftigen, dazu, auch hier in der Praxis eine solche Lösung zu suchen. Sein geistlicher Stand, die gleichsam doppelte Stellung als Kirchen- und als deutscher Fürst trugen wesentlich dazu bei, daß bei dieser Lösung das nationale Bewußtsein so durchaus verdunkelt erscheint. Ein Erzbischof in der römischen Kirche muß sich noch mehr als der einfache Pfarrer bewußt sein, daß er einer Institution angehört, die es nicht mit Nationen und Reichen als solchen, sondern mit der ganzen Menschheit zu thun hat. Die Kirche, und namentlich die katholische Kirche, ist durchaus kosmopolitisch. Dalberg war aber nicht blos in Folge seines Standes und seiner Stellung, sondern auch in Folge seiner wissenschaftlichen und literarischen Studien und Beziehungen ein Mann, der sein Volk und sein Land für seinen Ehrgeiz zu klein fand. Der klägliche Zustand Deutschlands bildete für ihn keinen Sporn, kräftig Hand anzulegen, zu bauen, zu gründen, zu ändern, zu bessern, sondern war ihm nur eine weitere kräftige Ursache, sich von ihm abzuwenden. Es soll aber Niemand glauben, daß er ungestraft sein Volk und seine Zeit verleugnen kann, er verliert dann den Boden der Wirklichkeit und mit ihm auch den der wahren Sittlichkeit unter den Füßen, er wird zum Phantasten, der in keine Zeit paßt und dessen Wirksamkeit nie befriedigen wird. Ein Dalberg war im Stande, Thränen zu vergießen bei dem Anblick eines Privatunglücks: er sprang einmal auf der Reise, als er einen armen Bauer entkräftet am Wege liegen sah, aus dem Wagen, nahm seinen Kopf auf den Schooß, wusch und tränkte ihn mit Wein und setzte seine Reise nicht eher fort, als bis er sich überzeugt hatte, daß der Mann wieder sich selbst helfen könne; in Regensburg theilte er ein anderes Mal mit einer armen Frau den ganzen Inhalt seiner Schatulle — aber sich für den geächteten Freiherrn von Stein bei Napoleon zu verwenden, dazu hatte er nicht den Muth, ja wagte es nicht einmal, den Abgesandten Stein's anzuhören, so wie er denn auch durchaus keine Gewissensbisse empfand, sein Land und sein Volk auf das Schmählichste zu verrathen. Als Großherzog von Frankfurt hat Dalberg allerdings die Gleichheit vor dem Gesetz eingeführt, die Privilegien und Adelsvorrechte aufgehoben, den verschiedenen religiösen Bekenntnissen freie Kultusübung gewährt, die Leibeigenschaft abgeschafft, dafür aber auch das Bonaparte'sche Steuersystem und Enregistrement, französisches Maß und Gewicht eingerichtet, nach demselben Muster einen Staatsrath eingesetzt, mit Departements, Präfekten, Departementskollegien, Maires, dem Code Napoleon, der Konskription und dem Schattenbild einer Ständeversammlung von zwanzig Mitgliedern seine neuen und alten Unterthanen zwangsweise beglückt. Der öffentliche Unterricht und die Preßpolizei wurde ebenso französisch zurechtgeschnitten: durch Dekret vom 10. Oktober 1810 wurden auf Begehren Sr. Majestät des Kaisers Napoleon alle politischen Zeitungen unterdrückt und künftig nur ein einziges offizielles Blatt gestattet, welches zugleich in deutscher und in französischer Sprache erschien (wohl zur leichteren Kontrolle von Seiten der französischen Regierung) und dessen Redakteur durch den Polizeidirektor ernannt wurde.

Dalberg mag Manches mit schwerem Herzen gethan haben, aber er tröstete

Digitized by Google

sich damit, daß dies Alles auch ohne ihn und wider ihn geschehen wäre, nur vielleicht minder schonungsvoll. Er sah überdies in Napoleon den großen Geist, den genialen Feldherrn und Regenten, den die Vorsehung ganz unverkennbar zu dem Zwecke gesendet, daß er die Welt reformire. Solch einem Manne sich unterzuordnen, seinen Plänen helfend und ausführend zur Seite zu stehen, war vielleicht anscheinend nicht im Interesse der deutschen Nation, der gegenwärtigen Generation gehandelt, aber es war im Interesse der Civilisation, der Aufklärung, es war zum Besten der gesammten Menschheit, und so durfte man, ja war es Pflicht, im Interesse eines höheren Zieles alle Sonderrücksichten, selbst die der verletzten und mißhandelten Nationalität, schweigen zu heißen, und es war nur die wahre uneigennützige Größe, der opferbereite Edelmuth, welcher sich ohne Klage die Verdächtigung und Mißkennung durch die Lebenden gefallen ließ, in der Ueberzeugung, daß die Nachwelt das wahre Verdienst unparteiischer würdigen werde.

Es kann uns nicht wundern, daß Dalberg unter dem Titel Fürst Primas (da die Souveränität der Erzbischöfe von Salzburg, welche früher den Primastitel geführt, aufgehört hatte, gerade so wie die Unabhängigkeit des nur einige Jahre bestandenen Kurfürstenthums Salzburg, in welches dieses Erzbisthum verwandelt worden war) den Vorsitz des Rheinbundes übernahm. Es bleibt sich gleich, ob Dalberg, wie Häusser gestützt auf Gagern wissen will, die Errichtung des Rheinbundes selbst mitbetrieben hat, oder ob ihm oder vielmehr seinem Gesandten in Paris von Talleyrand ohne vorheriges Einverständniß der Beitritt fast gewaltsam durch Ueberlistung und Ueberraschung abgezwungen worden ist. (Die ganze durch Talleyrand und Labesnardière geleitete Verhandlung wird immer in ein etwas geheimnißvolles Dunkel gehüllt bleiben.) Wir können in Dalberg's Zögerung, die ihn erst längst nach verflossenen Ratifikationsterminen die Rheinbundsakte unterzeichnen ließ, in seinem angeblichen Schmerze über die neue unheilvolle Wendung der Geschichte Deutschlands, die ihm den Ausruf: „Was wird Deutschland, was wird die Welt von mir sagen, wenn ich als Kurerzkanzler diesem Deutschlands Verfassung vernichtenden Bunde beitrete!“ nur einen neuen Beweis der wankelmüthigen Schwäche erblicken, denn sein oben in der Note angeführter Brief an Napoleon zeigt ihn ja schon vollkommen auf diesem Wege.

Im Jahre 1809 während des französisch-östreichischen Kriegs erläßt der Fürst Primas eine Proklamation, in welcher er „das deutsche Volk über das böswillige (?!) Gerücht aufklärt, welches behaupte, die deutschen Fürsten seien nur gezwungen dem Rheinbund beigetreten, vielmehr mache diese Verbindung die Sicherheit der Fürsten und Völker aus, und setze die Ersteren in den Stand, für ihr und ihrer Unterthanen Wohl alle von der souveränen Unabhängigkeit unzertrennlichen Vortheile zu entwickeln. Die Könige und Souveräne, deren Vereinigung den rheinischen Bund bildet, empfinden lebhaft, daß ihre wechselseitige Eintracht und das Zutrauen in ihren Schirmer und Beschützer Se. Majestät den Kaiser Napoleon die Grundveste ihrer Sicherheit ausmachen“ u. s. w. Wie anders urtheilte Dalberg im Jahre 1797!

Und so wird der Fürst Primas im Jahre 1810 unter Wiederaufhebung der Ernennung des Kardinals Fesch zum Koadjutor und unter Vergrößerung seiner Staaten von Napoleon zum Großherzog ernannt, zugleich aber der Prinz Eugen



Digitized by Google

Beauharnais zu seinem Nachfolger ernannt. Dieses Ernennungs-Recht verlieh der Artikel 12. der Rheinbundsakte ausdrücklich an den französischen Kaiser. Wer hätte denn auch dieser Ernennung widersprechen sollen, oder auch nur der beigefügten Klausel, daß im Fall des kinderlosen Ablebens des Prinzen Eugen das Großherzogthum mit Frankreich vereinigt werden solle? Dalberg war doch sicherlich der Letzte, von dem man dies erwarten konnte. In demselben Jahre wagte es übrigens der neue Großherzog, der „le nommé Stein" bei Napoleon zu erwähnen keinen Muth hatte, sich, obgleich natürlich vergebens, für den mißhandelten Papst Pius VII. zu verwenden. Hier that die frühere kirchliche Stellung immer noch ihre Wirkung, aber wir sehen darin zugleich die eitle Selbstüberschätzung des Mannes, der glauben konnte, daß ein Napoleon, dem gegenüber er schon so viele Beweise von demüthiger Unterwürfigkeit gegeben hatte, sich durch Vorstellungen des Großherzogs von Frankfurt von seinen Entwürfen werde abbringen lassen.

In den Jahren 1811 bis 1813 finden wir nichts Außerordentliches aus des Großherzogs politischem Leben. Aus dem Jahre 1813 namentlich ist nicht etwa zu verzeichnen, daß er für den begeisterten Aufschwung des deutschen Volkes, für den großen Befreiungskampf irgendwie eine Theilnahme gezeigt hätte, dafür erfahren wir, daß der Großherzog von Frankfurt in diesem Jahre einen neuen Orden, den Konkordienorden stiftete, welcher seinen Namen von dem mit dem Papste von Napoleon angeblich projektirten und fälschlicher Weise schon für abgeschlossen gehaltenen Konkordate empfing. Später, in den Jahren 1816 und 1817, wo sich der Fürst Dalberg noch in schriftstellerischen Arbeiten versuchte, sagt er freilich in Verurtheilung seiner früheren eigenen Handlungsweise in einem Aufsatz über den Zeitgeist: „Achtungswürdiger Zeitgeist sprach sich aus in dem Augenblick, als der Feldmarschall Schwarzenberg den Sieg bei Leipzig den vereinigten Monarchen ankündigte: und Kaiser Franz und König Friedrich Wilhelm augenblicklich ausriefen: Gott ist mit uns." Als die Nachricht von jenem denkwürdigen Siege eingetroffen war, wußte der Fürst nichts Anderes zu thun, als abzudanken und zwar gleichsam als wolle er der Welt noch zeigen, daß er die zur Zeit der französischen Usurpation getroffenen Einrichtungen als vollkommen legale anerkenne, geschah diese Abdankung, welche am 24. November 1813 veröffentlicht wurde, zu Gunsten des Prinzen Eugen, Vizekönigs von Italien.

Nach seiner Abdankung lebte Fürst Dalberg zuerst in Konstanz, dann in Regensburg als einfacher Privatmann von einer ihm vom Wiener Kongreß ausgesetzten Sustentationssumme von hunderttausend Gulden jährlich. Obgleich nun diese Summe von den verpflichteten Regierungen sehr unregelmäßig einlief und des Fürsten Kasse darum trotz seines einfachen, sparsamen Lebens oft sehr schlecht bestellt war, so blieb er doch bis an seinen Tod ein großer Wohlthäter der Armen. Dalberg starb 74 Jahre alt am 10. Februar 1817.

Wenige Monate vor seinem Tode hat sich Fürst Dalberg gegen den fürstlich Thurn- und Taxischen Bibliothekar Krämer über sein politisches Leben und Wirken folgendermaßen geäußert: „Ich habe bei allen meinen politischen Schritten stets das Beste Deutschlands, dieses Landes der Treue und Redlichkeit, beabsichtigt; die Welt urtheilt oft freilich hart und nach dem Scheine, weil sie die Veranlassungen, die Macht der Umstände nicht kennt; doch das muß einen, des Guten sich bewußten

Digitized by Google

Mann nicht mißſtimmen. Ich habe vielleicht öfters in meinen Anſichten geirrt, aber ich bin Menſch und theile als ſolcher menſchliche Fehler und Schwächen. Wer kann von ſich behaupten, daß er in ſeinen Entſchlüſſen nie fehl gegriffen habe! — und wen hat Napoleon nicht getäuſcht! — — Mir galt als Fürſt ſtets das Wohl der Völker und nicht meine eigene Perſon, das habe ich bei jeder Gelegenheit bewieſen. Doch vielleicht ſchreibe ich, wenn ich am Leben bleibe, noch Denkwürdigkeiten meiner Zeit, oder, will man lieber, meiner Verirrungen nieder; dieſe mögen dann Vieles aufklären, was jetzt noch unbekannt iſt. An der Welt und ihrem vergänglichen Glanze habe ich nie gehangen; ich habe die Beſtimmung des Lebens ſtets in etwas Höherem und Edlerem zu ſuchen gewußt. Viel Gutes iſt durch mich für Deutſchland geſchehen, was mir nachher mit Undank vergolten wurde. Gottes Wille!“ — —

Dieſe tröſtende Selbſttäuſchung begleitete ihn bis an ſein Ende. Der Ruf: Iſt kein Dalberg da? iſt längſt verklungen; aber wann wird man einen Denkſtein auf der dornenvollen Bahn der deutſchen nationalen Beſtrebungen ſetzen können mit der bedeutungsvollen Inſchrift: „Hier liegt der letzte politiſche Dalberg.“

Digitized by Google

# Zur Literatur des Fichte-Festes.

Von **Moritz Drasch.**

I. Zur Erinnerung an Joh. Gottl. Fichte. Vortrag, gehalten in der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin von Adolph Trendelenburg. Berlin 1862.

An die Beurtheilung dieser schwungreichen und geistvollen Rede des gelehrten Akademikers gehen wir mit einem gemischten Gefühle der Anerkennung und des Tadels. Abgesehen von der Fülle des biographischen Materials, das man auch in anderen Brochüren über Fichte findet, können wir die klare Auffassung, wie die prägnante Kürze, den Ernst und die Würde des ganzen Vortrags anerkennen. Weil wir aber an eine akademische Rede, von allem Unwesentlichen absehend, einen höheren Maßstab legen müssen, als an jeden anderen Festvortrag über Fichte, so können wir nicht umhin, zu gestehen, den Grundgedanken der Fichte'schen Spekulation in seiner Differenz von Kant und der späteren Identitätslehre Schelling's vermißt zu haben. Sehen wir von allen biographischen Details ab und suchen wir an der Hand Trendelenburg's den metaphysischen Kern Fichte's zu gewinnen. Der Redner geht von Fichte's erster Schrift: „Versuch einer Kritik aller Offenbarung. Königsberg 1791", aus und meint: „Wie Kant, so sah er die Religion als die unumgängliche Folge der Moral an; wie Kant, maß er den Werth aller Religion an ihrem Antrieb zur Moral und die Offenbarung an dem moralischen Inhalt". Aber hier ist Fichte noch ganz im Kantischen Dualismus begriffen, so sehr, daß bekanntlich die Schrift für ein Werk Kant's gehalten wurde, bis dieser auf den Verfasser aufmerksam machte. Der Redner geht über die „Kritik" Fichte's leicht fort und weiß doch, daß sie eine große Bewegung innerhalb der damaligen Philosophenschulen erregt hat. In der bunten Schaar der Kantianer, rationalistischer Theologen und eklektischer Philosophen begann ein heftiger Lärm. An allen Universitäten disputirte man für und wider die Schrift, und Männer, wie Reinhold und Andere schrieben in der Jenaischen Literaturzeitung eine warme Empfehlung derselben. Kant schrieb: „Der Verfasser sei Hauslehrer, und er habe an der Arbeit des geschickten Mannes nicht den geringsten Antheil."

Zum Hauptwerke Fichte's, der Wissenschaftslehre, an deren Ausarbeitung er sich sofort nach seiner Berufung nach Jena 1794 machte, übergehend, suchte der Redner die Genesis der Fichte'schen Lehre aus Kant heraus so abzuleiten: „Ursprünglich steht

Digitized by Google

die Wissenschaftslehre mit Kant's Kritik der reinen Vernunft im nahen Zusammenhange, mit Kant's Frage nach der innern Möglichkeit und den Grenzen des menschlichen Erkennens. Kant hatte die Bedingungen des Erkennens untersucht und die aprioriſchen Prinzipien aufgefunden". Der Redner findet nun im Verlaufe seines Vortrags in der Kantiſchen Lehre eine Kluft zwiſchen Anſchauung und Denken, zwiſchen Sein und Bewußtſein, und meint, Fichte habe, an die Ausfüllung dieſer Lücke denkend, nach etwas Lebendigem geſucht, nach einem urſprünglich Thätigen, und dieſes ſei das Ich. „Statt der Reflexion auf das Gegebene, will er Deduktion des Werdenden", ſagt der Redner. Welches iſt im ganzen Gebiete des phyſiſchen und pſychiſchen Seins das urſprünglich Thätige, die causa prima aller inneren und äußeren Bewegung? oder wie Trendelenburg fragte: was iſt die abſolute Cauſalität? Es iſt das Ich, antwortet Fichte. Das Ich, ſchon empiriſch ein bloßes Reſultat unſerer Lebensenergie, eine zuſammenhaltende Handlung, eine Selbſtthat, die ſeine eigene Exiſtenz bedingt. Redner will es nicht unternehmen, die Schwierigkeiten zu erörtern, die der Annahme eines reinen, von allen phyſiſchen und pſychiſchen Bedingungen unabhängigen Ichs entgegenſtehen, und citirt eine Stelle aus Fichte's „ſonnenklaren Bericht an das Publikum", um die äußerſte Grenze des Fichte'ſchen Idealismus, der nichts Gegebenes anerkennt, zu zeigen. „Es iſt die Aufgabe der Wiſſenſchaftslehre, zu zeigen, wie die unwillkürlichen Vorſtellungen, Sehen, Hören ꝛc. überhaupt aus eigener Thätigkeit hervorgehen, alſo die Vorſtellungen nach Denkgeſetzen a priori zu konſtruiren. Sie zeigt das Werden auf, zieht ins Licht das Bewußtſein hervor, wie wir ſelber die Vorſtellung zu Stande gebracht. Es bleibt gar kein fertiges Sein gegenüber ſtehen; ſie leidet keine fertige abſolute Gegebenheit, nichts, was als abſolut, als Ding und Sein uns erſcheint. Sie löſet alles Sein auf und macht es flüſſig; es verſchwindet ihr alles Sein als Ruhendes; ſie ſchauet nur ihrem eigenen Machen zu und erkennt ſo auch alle Gegenſtände als eigene Produkte des Bewußtſeins und Denkens" [1]). Trendelenburg's Urtheil über das Wahre oder Irrthümliche dieſes Fichte'ſchen Grundgedankens iſt das Urtheil eines Eklektikers, der ſelbſt ohne feſt durchgeführtes, alle Disziplinen der Philoſophie einheitlich durchdringendes Prinzip zwiſchen den alten und neuen Syſtemen herumlavirt. Er tadelt, obwohl verſteckt, die Hegelianer, in Fichte ſchon den Grundgedanken der abſoluten Identität entdecken zu wollen [2]). Seine eigene Meinung iſt über die Wahrheit des Fichte'ſchen Gedankens ſehr reſervirt, tadelnd und doch anerkennend. Er ſagt: „Die Einen ſehen hier die dialektiſche Methode des reinen Gedankens, das Geheimniß der abſoluten Philoſophie im Urſprung und preiſen den Erfinder; die Anderen, die ſich zu ſolcher Höhe nicht emporſchwingen, ſind bedenklicher und ſehen hier, was das reine Ich und die Konſtruktion aus dem reinen Ich betrifft, eine Fehlgeburt der deutſchen Philoſophie in ihren Anfängen. Wir gehen auf dieſen Streit nicht ein. Beide Parteien werden ſich

[1]) „Sonnenklarer Bericht an das größere Publikum über das eigentliche Weſen der neueſten Philoſophie, ein Verſuch, die Leſer zum Verſtehen zu zwingen". Tübingen 1801. S. 45 ꝛc.

[2]) Ueber das Verhältniß der Logik zur Philoſophie oder tranſcendentale Philoſophie. Nachgel. Werk. 1884. I. S. 134.

Digitized by Google

heute in einer Anerkennung vereinigen, in der Anerkennung, daß Fichte statt der Reflexion die Genesis wollte". Trendelenburg lobt das genetische Prinzip und citirt die Worte Fichte's: „Erblicken der Genesis ist das Organ der Wissenschaft". Freilich, Fichte leitete Alles von der Genesis des schöpferischen Ichs ab; aber Trendelenburg hat „Bedenken" gegen das genetische Ich und lobt dennoch die genetische Methode? Das ist Philosophie der „freien Hand."

Hier nun verläßt der Redner die Wissenschaftslehre mit ihrer genetischen Methode und sucht dem Kern des Fichte'schen Gedankens auf dem Gebiete seiner mehr von ethischen Motiven ausgehenden Versuche zur Begründung des Idealismus beizukommen. Es ist aus dem innersten Wesen Fichte's erklärlich, daß er auch hier eine That an die Spitze alles Begreifens stellt. Hatte Kant uns über die Gewißheit und Wahrheit unserer Erkenntniß im Ungewissen gelassen, da wir nach ihm in das hinter allen Erscheinungen steckende „Ding an sich" nicht dringen könnten, uns in der Kritik der praktischen Vernunft die Gewißheit des idealen Glaubens beigebracht, so wurde bei Fichte dieses Ideale, dieses a priori, z. B. Existenz Gottes, sittliche Weltordnung, Unsterblichkeit ꝛc. ꝛc. zur selbsteigenen That. Um dieses zu erreichen, mußte nun Fichte von Allem, was Realität hat, abstrahiren. Er sagt in „der Bestimmung des Menschen" (1808): „Ich weiß überall von keinem Sein und auch nicht von meinem eigenen. Es ist kein Sein. Ich selbst weiß überhaupt nicht und bin nicht. Bilder sind; sie sind das Einzige, was da ist, und sie wissen von sich nach Weise der Bilder". Eine schärfere Konsequenz konnte nicht gezogen werden. Wie aber, fragt man, werden diese Bilder unserer eigenen Vorstellungen zu realen, konsistenten Dingen? Dadurch, daß das Ich in jedem Vorstellungsakt in diese Bilder seine eigene Realität hineinträgt. Goethe sagte daher von Fichte: „Die Welt ist ihm nur ein Ball, den das Ich geworfen hat und wieder auffängt". In der That war sie ihm nichts mit allen ihren Herrlichkeiten und Wundern. So sagt er in der „Appellation an das Publikum": „Ihr sollt Euch nur zum Bewußtsein eures reinen sittlichen Charakters erheben und ihr werdet finden, daß dieser Erdball mit all den Herrlichkeiten, welchen zu bedürfen ihr in kindischer Einfalt wähnet, daß diese Sonne und die tausendmal tausend Sonnen, die sie umgeben, daß dieses ganze unermeßliche All, vor dessen bloßem Gedanken eure sinnliche Seele bebt und in ihren Grundvesten erzittert, nichts ist, als in sterblichen Augen ein matter Abglanz eures eigenen in euch verschlossenen und in alle Ewigkeit hinaus zu entwickelnden ewigen Daseins."

Hier nun hätte der Redner Gelegenheit gehabt, die anscheinende Frivolität, die das mit der Welt spielende Ich hat, dadurch zu beseitigen, daß er den von Fichte selbst gemachten Uebergang vom rein theoretischen zum sittlichen Ich aufzeigte. In der „Bestimmung des Menschen" setzt Fichte einen Gegensatz fest, ein absolutes Nichts und eine absolute Moralität; geben wir diese, welche uns über alle Gewißheit feststeht, fester als die Existenz der Welt, auf, so versinken wir in das Nichts. Der Raum gestattet nicht, diese erhabene und schwungvolle Stelle hierherzustellen. Ueberhaupt erreicht in diesem Buche, wie in den „Grundzügen", die Diktion oft eine Höhe, eine Erhabenheit, die an Milton erinnert und keine Gleichen in der deutschen Literatur hat. Kein Schriftsteller hat dieses gewaltige, hinreißende Pathos, kein Schriftsteller, vielleicht noch Schelling, in so abstrakten Materien so kunstreiche

Digitized by Google

Perioden, so treffende Bilder gefunden. Wo bleibt, könnte man fragen, in diesem Systeme noch eine Stelle für Gott übrig? Herr Trendelenburg sucht Fichte vor dem Vorwurf des Atheismus zu schützen. Aber welcher Philosoph ist nicht Atheist im kirchlichen Sinne? Untersuchen wir, ob die Herzoglichen Konsistorien berechtigt waren, in seinem Systeme einen Gott zu vermissen, so waren sie es allerdings. Fichte hatte als eine Entgegnung gegen Forberg's „Entwickelung des Begriffs der Religion" 1798 im philosophischen Journal einen Aufsatz „über den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung" drucken lassen; diese Abhandlung ward die Ursache der Anklage. Der Gedankengang der Schrift ist kurz der: Es giebt nichts Gewisses in der Welt als unser Vernunftzwang zum Handeln, unsere Pflicht; diese bedarf eines sinnlichen Substrats, und so schafft sie sich die Welt als Terrain ihrer Thätigkeit. Die Einrichtung dieser Welt, insofern die Vernunft am besten ihre Zwecke erreicht, ist diese moralische Weltordnung. Wir glauben an diese, weil wir an unser moralisches Ich glauben, durch welches jene erst Realität erlangt. Nun folgert Fichte: Jede lebendige Weltordnung ist „Gott". Er sieht das Bedürfniß eines anderen Gottes gar nicht ein und findet sich auch gar nicht veranlaßt, diesem Gotte etwa Persönlichkeit beizulegen; denn diese sei nur durch Endlichkeit und Beschränkung denkbar. Gott ist nach Fichte kein Sein, sondern ein Handeln, das Prinzip einer rein geistigen Weltordnung, sowie das Ich auch kein Sein, sondern Thätigkeit, „Selbstthat", wie er es früher nannte, Glied einer übersinnlichen Weltordnung ist. Hatte somit Kant Gott nur als Postulat der praktischen Vernunft, als Nöthigung für die Nothwendigkeit unseres Glaubens bestimmt, so machte ihn Fichte zum immanenten Prinzip der bestehenden Gesellschaft. Wozu also versuchte der Redner, ihn vom Vorwurf des Atheismus zu reinigen? Wir sehen, daß er ein wirklicher Atheist, aber eben darum der eifrigste Vertheidiger Gottes ist.

Es ist interessant, zu beobachten, wie später im „Wesen des Gelehrten" und in den „Grundzügen" das Religiöse festere Basis in Fichte gewinnt und immer mehr das Absolute an die Stelle der moralischen Weltordnung tritt. Herr Trendelenburg betont und citirt so oft die religiösen Stellen in Fichte's späteren Schriften; aber wie war der Uebergang vom Rationalisten zum gläubigen Metaphysiker? Das geistige Abbild jedes Gliedes der moralischen Weltordnung nennt Fichte „Idee". Was ist die Materie? Nach Fichte nur der Wiederschein einer unserem Erkennen verdeckten Idee. Haben wir daher die Idee gefaßt, so haben wir das Wesen der Erscheinung. Es ist nicht zu leugnen, daß diese und die folgenden Deduktionen stark an Plato erinnern. Den oben angedeuteten Uebergang vom Moralischen ins Religiöse hat Fichte in den „Grundzügen" mit einer platonischen Wendung gemacht. „Jedes Dasein", sagt er, „hält und trägt sich selber, und im lebendigen Dasein ist dieses Sichselbsterhalten und das Bewußtsein davon Liebe seiner selbst. Die ewige göttliche Idee kommt hier in einzelnen menschlichen Individuen zum Dasein; dieses Dasein der göttlichen Idee in ihnen erfaßt nun sich selber mit unaussprechlicher Liebe; und dann sagen wir, dem Schein uns bequemend: dieser Mensch liebt die Idee und lebt in ihr, da es doch nach der Wahrheit die Idee selbst ist, welche an seiner Stelle und in seiner Person lebt und sich liebt und seine Person lediglich die sinnliche Erscheinung dieses Daseins der Idee ist."

In den „Grundzügen", wie in der „Anweisung zum seligen Leben"

Digitized by Google

kommen nun schon Stellen vor, die von tiefer Umwandlung seines Innern zeugen. Aus der kalten Ichlehre ist eine warme, realistische Ideenlehre hervorgegangen; und hier, erinnerte der Festredner, müsse auch der Punkt gesucht werden, wo Schelling anknüpfte. Dieser jugendliche, künstlerische Geist, mehr zum Poeten als Philosophen geschaffen, ging aber bald nach kurzer Zeit gegenseitiger Verständigung über Fichte hinaus, um eine der kühnsten Schöpfungen des menschlichen Geistes, die Identitätsphilosophie, zu entwerfen. Die Trennung wäre nicht sobald erfolgt. Aber nachdem Hegel die Schrift: „Differenz des Fichte'schen und Schelling'schen Systems" geschrieben, da warnte Fichte vor der neuen Naturphilosophie als zu weit gehend. Hierauf sah sich Schelling veranlaßt, in der Schrift von 1806: „Darlegung des wahren Verhältnisses der Naturphilosophie zu der verbesserten Fichte'schen Lehre" zu antworten, worin der junge Schelling dem gereiften Fichte nichts Geringeres vorwarf, als daß des letztern Wendung zum Absoluten und zur religiösen Idee aus seiner Naturphilosophie entnommen sei. Es ist aber von J. Hermann Fichte in Tübingen in seinen „Beiträgen zur Charakteristik der neuern Philosophie", sowie von andern Historikern, wie Erdmann, Fortlage (genetische Geschichte der Philosophie seit Kant) bewiesen, daß Schelling's Vorwurf unbegründet war, und so sind wir auch berechtigt, jene in Fichte vorgegangene Wandelung, mit Trendelenburg, als eine rein innere aufzufassen. Der Redner vermuthet, daß beide, Schelling und Fichte, aus derselben Quelle, aus Spinoza, den Gedanken der göttlichen Liebe in ihrer Umwandlung in den Selbsterhaltungstrieb des Menschen geschöpft haben. Das ist wohl zu bezweifeln; denn auch schon bei Plato und den Neuplatonikern, bei Philo, kommen dergleichen Dinge in Menge vor. —

Wir haben versucht, an der Hand Trendelenburg's die Strahlungen der Fichte'schen Lehre, soweit es der Raum gestattet, zu verfolgen. Den zweiten Theil der Rede, die von Fichte's nationaler Thätigkeit handelt, müssen wir uns versagen, hier einer näheren Besprechung zu unterwerfen.

Von den übrigen akademischen Festreden, in denen das philosophische Element vorzugsweise betont ist, sind als die vorzüglichsten noch zwei zu nennen: die eine von Professor Kuno Fischer in Jena, die andere von Professor Hoffmann in Würzburg. Der Letztere jedoch erinnert in seiner Beurtheilung Fichte's zu sehr daran, daß er ein Schüler Franz von Baader's und Lehrer einer katholischen Universität ist. Der Vortrag des Professor Weiße in Leipzig dürfte doch für eine Rede gar allzu trocken und für einen Vortrag allzu lang sein. Erdmann in Halle stellt die Sache, wie gewöhnlich, aus Paradoxismus auf den Kopf. Dieses wären, abgesehen von Ludwig Noack's umfangreicher Schrift über Fichte, die einer besonderen ausführlichen Besprechung bedarf, die besten der Festschriften, in denen unsere Universitäten das Andenken eines ihrer hervorragendsten und edelsten Mitglieder verherrlicht haben.

Eine Reihe nicht akademischer, so zu sagen profaner Schriften über Fichte, in denen vorzugsweise seine sittliche und nationale Bedeutung hervorgehoben, aber auch diese oder jene Seite seines Lehrsystems entwickelt wird, möge uns noch im Folgenden beschäftigen.

Digitized by Google

II. Die Philosophie Fichte's und die Bedeutung des deutschen Volksgeistes. Festrede von F. Lassalle.

F. Lassalle's Festrede, die er als Redner der philosophischen Gesellschaft hier gehalten, ist ohne Zweifel das Bedeutendste und Inhaltreichste, was bei dieser Gelegenheit über Fichte gesagt worden ist. Es ist nicht möglich, den ehernen Guß dieser wahrhaft philosophischen Rede zu bewältigen, ohne den von Anfang bis zu Ende dialektisch durchgeführten Grundgedanken erfaßt zu haben. Der Redner sucht zunächst den Begriff eines nationalen Festes zu bestimmen und fragt: „Was ist es, das einen Mann zum großen Manne macht?“ „Nur dies Eine: daß er den Geist der Nation, welcher er angehört, in sich wie in einem Brennpunkte zusammenfaßt und ihn eben durch diese Zusammenfassung irgendwo zum reinsten Ausdruck und zur Fortentwicklung bringt; daß also der nationale Geist selbst in diesem Manne irgendwo seine deutlichste, in eine bestimmte Individualität gegossene Sichtbarmachung und Bethätigung seiner selbst vollbringt.“

Hieraus folgert Lassalle, daß eine Nation einen großen Mann gar nicht anders feiern kann, als indem sie ihren eigenen nationalen Geist feiert, und so wird ihm jede Nationalfeier eines großen Mannes zur Selbstfeier des nationalen Geistes. Hier würde ein Anhänger des Individualismus in der Weltgeschichte, etwa Carlyle, den Redner interpellirt haben: Ist nicht vielmehr das, wodurch ein großer Mann die Menschheit um ein Stück weiter führt, also das Wesentliche in ihm, gerade sein innerstes Eigenthum, der Kern seines besondern Ichs, sowie das Accidentielle an ihm seiner Zeit angehört? Konnte Fichte's weltschaffendes und weltzerstörendes Ich nur so als ein krystallisirter Niederschlag der Vergangenheit ihm erscheinen? Diese Frage hängt mit der zusammen: Ist Fichte in der That ein wenn auch nur unentwickelter Vorläufer der Hegel'schen Identitätslehre, wie der Redner behauptet?

Nach dieser Begriffsbestimmung einer Nationalfeier geht der Redner zu seinem Thema über und beginnt mit einer Betrachtung des Geistes des vorigen Jahrhunderts. Er findet ihn identisch in Deutschland und Frankreich, hier wie dort eine verknöcherte Wirklichkeit, hergebrachte Dogmen und Formen, die das öffentliche Leben beherrschen, ohne daß sich das Selbstbewußtsein der Zeit in ihnen bewährt und bejaht findet. Einem solchen Zustande kann sich auch die Philosophie, als der Gedankenausdruck des Geschlechts, nicht entziehen, daher die Erfahrungsphilosophie, in welcher die Wahrheit zur Wahrnehmung herabsinkt, und wie sie sich im französischen Materialismus, in Locke's Sensualismus und im deutschen Dogmatismus Wolf's ausspricht, das geistige Spiegelbild dieser Zeit ist. „Das Bewußtsein“, sagt er, „ist hier nur die tabula rasa, auf welche das Wirkliche seine Charaktere einzeichnet, das selbstlose Wachs, welches von der gegenständlichen Außenwelt ihrem Eindruck unterworfen wird, und die selbstlose Aufnahme dieses Druckes und Eindrucks soll die Wahrheit sein“. Dieser in Frankreich und in Deutschland identische Geist wird dort zum praktischen, die versteinerte Gegenwart zerbrechenden, in die Revolution von 1789 mündenden Idealismus. Der theoretische, die verknöcherte Wirklichkeit an ihrer tiefsten Gedankenwurzel fassende Idealismus ist unser Loos geworden, ein trauriges und vielverheißendes Loos zugleich. „Nicht überheben“, sagt der

Digitized by Google

Redner, „aber erheben wollen wir uns an der geistigen Größe unseres nationalen Looses, indem wir das Gesetz unseres Entwickelungsganges belauschen und aus der gewaltigen Tiefe desselben die Gewißheit unseres Geistes und seines nationalen Berufs und somit Trost und Stärkung für seine weitere Entwickelungsarbeit schöpfen."

So leitet der Redner die Nothwendigkeit einer neuen Weltbetrachtung des Kantischen Kritizismus aus der in der Zeit wurzelnden Trennung des Bewußtseins vom Gegebenen ab, eine Trennung, die sich auf das Leben, wie auf die Gebiete des Wissens erstreckt, z. B. in der Philosophie, hier die Kategorien des objektiven Seins, als gesonderte Metaphysik, mit den Disziplinen der Ontologie, Kosmologie u. s. w., dort die reine formale Logik, als sogenannte Lehre vom Erkennen. Diese Trennung mußte fallen, und sie fiel durch die große That Kant's, alle bisher für objektiv gehaltenen Kategorien des Sein, wie Quantität, Qualität, Ursache, Wirkung, Möglichkeit, Wirklichkeit u. s. w., ja sogar die rein der sinnlichen Wahrnehmung dienenden Formen von Raum und Zeit als aprioriſche Begriffe unseres Selbstbewußtseins zu erklären, — ohne Zweifel die größte geistige Umwälzung, die der Menschengeist vollzogen, größer als die Reformation und die Revolution von 1789.

Die Selbständigkeit der Welt ist überwunden, von nun gehört sie dem Bewußtsein an; die Gegenständlichkeit und die Wahrheit des objektiven Seins ist zertrümmert und ein tiefer, schmerzlicher Riß ist zwischen Welt und Ich getreten, tiefer noch und schmerzlicher als auf dem Standpunkte des naiven Empirismus, welcher wenigstens die Wahrheit eines festen, objektiven Seins annahm. „Die objektive Gegenständlichkeit und Festigkeit dieser Welt ist in Trümmer zerschlagen durch die Ueberlegenheit des Selbstbewußtseins, aber aus diesen Scherben leuchtet ihm hohnneckend nur immer sein eigener subjektiver Widerschein entgegen. Je mehr und je sehnsüchtiger seine Arme ausgebreitet sind, das Objektive zu umfangen, desto unnahbarer zieht sich dasselbe in sein Jenseits zurück, dem nachstürzenden Selbstbewußtsein nur Schatten entgegenwerfend, in deren Umarmung es nur sich selbst umarmt. Es ist eine entgötterte Welt, zu welcher dies vernünftige und beseelte All geworden ist ... Gott selbst, das Absolute, ist auf diesem Standpunkte nur ein Postulat der praktischen Vernunft, d. h. nicht ein Dasein ... eine Voraussetzung des bedürftigen Selbstbewußtseins". Auf diesem Standpunkte findet der Redner die Sehnsucht und Klage über die entgötterte Welt berechtigt; hier klagen wir mit Faust, daß wir nichts wissen können. Den titanischen Geist Kant's meint nach Lassalle der Geisterchor im Faust:

Weh! Weh!
Du hast sie zerstört
Die schöne Welt
Mit mächtiger Faust,
Sie stürzt, sie zerfällt!
Ein Halbgott hat sie zerschlagen.
Wir tragen
Die Trümmer ins Nichts hinüber
Und klagen
Ueber die verlorene Schöne.

Digitized by Google

Mächtiger
Der Erdensöhne,
Prächtiger,
Baue sie auf,
Baue sie wieder,
In Deinem Busen baue sie auf.

Und er baute sie auf, nämlich Fichte. Ich habe mich bei des Redners Erläuterung des vorfichteschen Standpunktes so lange aufgehalten, weil hier der Grund für die von Hegel und Lassalle meiner Meinung nach irrige Auffassung Fichte's zu suchen ist. Um Lassalle's Auffassung kurz anzugeben, so sagt er, daß das von Kant für unerkennbar hingestellte Wesen aller Dinge, das Ding an sich, das Fichte'sche Ich sei und somit die Basis für die Schelling-Hegel'sche Identitätslehre gegeben sei; ja sogar die durch das Gesetz des Gegensatzes dialektisch sich entwickelnde Methode Hegel's will der Redner bereits in der Art und Weise finden, wie Fichte jede Kategorie, die bei Aristoteles und Kant bekanntlich nur so empirisch als Form des Bewußtseins vorgefunden wurde, vom Ich streng herleitet, sie mit sich in Widerspruch gerathen läßt und dann eine Synthese schafft, in der sie sich mit ihrem Gegensatz vereinigt. Untersuchen wir, wie weit des Redners Auffassung die wahre Meinung Fichte's ausdrückt.

Fichte leitet bekanntlich von dem Satze der Sichselbstgleichheit (A = A) die Existenz des Ich ab. Er folgert so: Ist A = A, so ist damit noch nicht gesagt, daß A wirklich ist, sondern nur, daß, wenn es ist, es dann sich selbst gleich ist. Nun aber finden wir diese Sichselbstgleichheit jedes Objekts als die ursprüngliche Thatsache des Bewußtseins vor, und wenn wir statt A das Ich setzen, so heißt es dann nicht nur: Ich bin Ich als sich selbst gleich, sondern es folgt auch daraus: ich bin, d. h. wirklich, existirend. Fichte's kühner Skeptizismus suchte nach einem unbedingt Ersten und Gewissen, von dem er alles Uebrige, ja die Existenz seines Ichs ableiten könnte. Das Selbstbewußtsein war ihm noch nicht gewiß genug. Nun aber will er den Satz A = A als eine Thatsache des Bewußtseins vorfinden und dennoch die Gewißheit der Existenz dieses Bewußtseins erst aus der Gewißheit jener empirisch im Bewußtsein vorgefundenen Thatsache herleiten. Es wundert mich, wie Herr Lassalle dieses übersehen konnte.

Hegel, der auch ein ursprünglich Unleugbares, Gewisses suchte, geht umgekehrt wie Fichte vom reinsten, abstraktesten, inhaltlosesten Sein aus; auch er findet es empirisch vor und leitet erst nach vielen Mittelstufen das Bewußtsein ab. Hat sich nun einmal nach Fichte das Ich als existirend gefunden, so besteht sein Sein blos darin, daß es sich selbst setzt als seiend; es ist ewig in der ohne Zweifel interessanten Beschäftigung begriffen, sich selbst zu bejahen. Aus der Existenz des Ichs leitet Fichte sein innerstes Wesen ab, indem er sagt: „Dasjenige, dessen Sein blos darin besteht, daß es sich selbst als seiend setzt, ist das reine Ich". Giebt man Fichte diese Deduktion zu, in der das Ich ewig sich selbst hervorbringt, so folgt alles Uebrige ziemlich leicht daraus. Indem das Ich sich als seiend setzt, unterscheidet es sich von Allem, was es nicht ist; durch diese Unterscheidung nun schafft es sich das Nichtich, die Außenwelt, und so leitet Fichte alle Kategorien, Quantität, Qualität u. s. w. unmittelbar aus dem Ich ab. Wir

Digitized by Google

sehen, es setzt sich nicht identisch mit dem Kantischen Ding an sich, wie Lassalle annimmt, sondern es kennt gar kein Ding an sich, es kennt nur sich selbst, und leitet aus der Gewißheit seiner Selbst die Gewißheit der ganzen Welt ab. Es ist, metaphysisch, die verwegenste Form des Subjektivismus, oder wie Friedrich Schlegel es mit Rücksicht auf das Handeln den „durchgeführtesten Protestantismus" nennt. Fichte sagt: „Das Ich hat allein Realität und es hat Nichts Realität als das durch das Ich Gesetzte". „Das Ding an sich", bemerkt Herr Lassalle, „ist in das Ich hineingefallen". Allerdings, aber auch nach Fichte darin aufgegangen. Der Redner betont hauptsächlich, daß die Kategorieen bei Fichte nicht als Denkformen, wie bei Kant, sondern als Daseinsformen gefaßt sein wollen, aber Fichte selbst wendet, wie der Redner ja anführt, sich gegen Salomon Maimon mit den Worten: „sie — die Denkthätigkeit — muß es — das Objekt — selbst produziren" (Wissenschaftslehre). Aus Fichte's Worten: „Das Ich setzt ursprünglich schlechthin sein eigenes Sein, d. h. Ich ist nothwendig Identität des Subjekts und Objekts, Subjekt-Objekt", macht der Redner folgende Deduktion: „Wenn das Subjekt und Objekt identisch ist, so ist eben keins von beiden die Sache (?) selbst, das Subjekt so wenig wie das Objekt, sondern beide sind nur einseitige Momente derselben, und die wahrhafte Sache ist nichts Anderes, als eben jene — durch beide hindurchgehende Identität derselben, der Prozeß selbst, welcher sich im Objektiven als seiend setzt und im Subjekt zum Bewußtsein seiner von sich selbst, zum Fürsichsein gelangt. Diese über beide Seiten hinübergreifende Bewegung ist das Absolute, das nur in einem ewigen Fürsichsein bestehende Ding an sich, und umgekehrt, das in beständiger Selbstobjektivirung sich realisirende Fürsichsein, so daß nun die beiden Faktoren des Denkens und der gegenständlichen Welt zu jener letzten und innersten Versöhnung zusammen geschlossen sind, in beiden nur die Momente und die eigene Selbstverwirklichung des allgemeinen Geistes zu erblicken". Ist das der Sinn des Fichte'schen „Subjekt-Objekts?" Man kann es daraus etwa folgern, aber Fichte hat es nicht gefolgert. Wenn der Redner annimmt, daß der einzige Unterschied zwischen der Schelling-Hegel'schen Identitätslehre und der Fichte'schen Ichlehre in der „letzten dualistischen Unangemessenheit" der letztern liege, so dürfte dieses zwar aus der Ansicht des Redners zu erklären sein, wonach „jeder Philosoph immer nur das Facit von dem zieht, was sein Vorgänger schon geleistet hat, immer also nur das ausspricht, was bei jenem an sich schon gegeben war", — einer Ansicht, die mit der ganzen „Kontinuitätsfrage" der Geschichte der Philosophie zusammenhängt; allein aus einer Untersuchung der Fichte'schen Gedanken ohne Rücksicht auf die seiner Nachfolger dürfte folgen, daß Fichte als jenes Einigende zwischen Objekt und Subjekt das das ganze Universum selbst hervorbringende Ich erkannte. Oder vielmehr, es giebt bei Fichte außer dem Ich ein Objekt, dieses Ich aber schließt die Welt in sich und produzirt sie aus sich heraus.

Nachdem nun der Redner Fichte diese Stellung in der Geschichte der Philosophie angewiesen, geht er zur Bedeutung seiner Wirksamkeit und Lehre für seine Zeit wie für die Menschheit über. Aus dem großen Gedankenreichthum dieses zweiten Theiles der Rede heben wir nur die Begriffsbestimmung „der Nation" hervor. Lassalle sieht in Fichte's „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters" im Verein mit den Reden und der Staatslehre Fichte's nichts Geringeres, als die

Digitized by Google

Prinzipien und die Basis aller — Philosophie der Geschichte. Fichte nimmt in der Geschichte, welche er als die Entwickelung der menschlichen Gattung zur Freiheit definirt, eine zeitliche, in gewisse Epochen des Erdenlebens sich theilende, und eine räumliche Gliederung an. Fichte beantwortet die Frage, was ein Volk im höheren Sinne des Wortes sei, dahin: Ein Volk sei eine Gemeinschaft von mit einander fortlebenden und sich aus sich selbst immerfort natürlich und geistig erzeugenden Menschen, welche insgesammt unter einem gewissen besonderen Gesetz der Entwickelung des Geistes, welche unter demselben geistigen Naturgesetz und seiner Entwickelung stehen. So kommt Fichte zum Begriff verschiedener Volksgeister, deren jeder unter einem besonderen Entwickelungsgesetze stehend eine besondere Funktion zur Herbeiführung des Ziels der Freiheit bekleidet. Man sieht, Fichte will in der Menschheit das Prinzip der Arbeitstheilung finden.

Welcher Theil nun, fragt der Redner, ist uns Deutschen in dieser Arbeit zugewiesen? Fichte beantwortet diese Frage in den „Reden", daß die deutsche Nation dazu bestimmt sei, die Fortentwickelung vor allen anderen Völkern zu repräsentiren. Herr Lassalle hat in einer Diskussion der philosophischen Gesellschaft dieses so ausgedrückt, daß die Bestimmtheit des germanischen Geistes gerade darin bestehe, die gesammte Kulturidee zu einer Einheit zusammenzufassen, und daß so der bisherige Mangel der Nationalität der Deutschen eben ihre Stärke in der Zukunft sei („Der Gedanke", philosophische Zeitschrift). Diesen Vorzug der Deutschen will Fichte darin begründet finden, daß sie, wie keine Nation, eine unvermischte Ursprache besitzen und sich somit zum wahren Gedankenträger der Menschheit qualifiziren. Daher Fichte in der Staatslehre (VII, S. 573) das Wegfallen einer besonderen deutschen Nationalität für den Zeitpunkt bestimmt, wo der deutsche Einheitsbegriff sich realisiren werde. Diese letztere sei ein Postulat der Zukunft und werde mit Bewußtsein ins Leben geführt werden. Herr Lassalle führt diesen Gedanken Fichte's nun weiter aus und erläutert, was Fichte darunter verstand, wenn er die deutsche Nationalität nicht durch, sondern trotz ihrer Geschichte geworden bezeichnet. „Dem metaphysischen Volke die metaphysische Aufgabe", ruft der Redner aus. Es ist, wie Fichte sagt, die glorreichste Bestimmung der deutschen Nation, ihr Einheitswerk mit Bewußtsein zu vollführen. Aber dieses Einheitswerk wird ein Werk der Freiheit, ein Ebenbild des reinen Gedankens sein. Wir schließen mit den Worten des Redners: „Kaum sind funfzig Jahre verflossen seit Fichte's Tod und bereits ist jenes philosophische „Sich mit Bewußtsein machen", das er sich damals in der philosophischen Einsamkeit seines Denkens sagte, ohne Verständniß und Theilnahme dafür in der Außenwelt, bereits ist es zur Religion geworden und durchbebt heute unter den populären Namen der deutschen Einheit jedes edlere deutsche Herz."

### III. Festfeier des Berliner Nationalvereins.

Eine kaum geringere Auszeichnung verdient die Rede von Berthold Auerbach, gehalten in der von Berliner Mitgliedern des Nationalvereins veranstalteten Fichtefeier. Haben wir vorhin den streng dialektischen Gedankengang des Philosophen von Fach verfolgt, so lauschen wir jetzt der sinnigen, tief gemüthreichen Charakterdarstellung des Dichters. Mit wahrhaft poetischer Intuition entwirft er uns eine ergreifende und fesselnde Skizze. Mit so ehernen, markigen und doch fein geführ-

Digitized by Google

ten Zügen kann nur Fichte's Bild ausgestattet werden. Nicht der Philosoph Fichte ist hier gezeichnet, sondern die tiefste Charakterwurzel des Mannes, aus der erst seine ganze Weltanschauung floß, ist bloßgelegt. Bedeutsame Reflexionen begleiten diese in mächtigen Zügen entwickelte Charakterskizze. Es möge gestattet sein, einige der sinnigsten Reflexionen hierherzusetzen. „Es giebt eine Vorbildlichkeit im Dasein — ihr Gedenken wird nur oft im Gedränge der Erinnerung verwebt und verwischt“..... „Nur wem die Schmerzen des Daseins durch die eigene Brust gezogen, kann das erlösende Wort und die befreiende That finden“..... „Wir Deutsche müssen, ein Jeder aus sich als Einzelner in sich allein, frei und selbständig werden. Darum ist Zusammenschluß und Einordnung in die Gemeinsamkeit so schwer, erringen wir sie aber — und wir werden und müssen sie erringen — so ist unsere Einheit vor allen Völkern der Erde die höchste; das gefestete, in sich beschlossene Selbstbewußtsein gliedert sich auf zum reichsten und vollsten Gemeinbewußtsein“..... „Nur wer einmal abgelöst gestanden hat von Allem, womit Natur und Geschichte ihn umdrängt, wer so außer der Welt sein Selbst gefunden, der hat sich und die Welt in ihm selbst gefunden“. „Es giebt im Allerheiligsten eine innere Sonne, die aus sich leuchtet, und von keinem Wechsel des Zeitenlaufes abhängig ist“. „Die Wahrheit wird zu allen Zeiten neu erfaßt, die ewig reine Tugend bleibt aber die Wahrhaftigkeit“..... Solche Reflexionen umgeben wie Arabesken die markige Schilderung Auerbach's; der schöne Schluß, wie in einem Tone der Inbrunst aushallend, lautet: „Der Name Fichte's wird glorreich vor den Augen aller Geschlechter stehen und immer weiter hinaus dringen bis zu Dir, Du Volk, das draußen wohnt in einsamen Thalen und an Bergeshalden. Er ist aus Dir entstammt und Du sollst aus dem Munde Deiner Lehrer wieder hineinnehmen seine tapfern Geistesthaten und wissen: Er war ein Mann gleich dem Baume an der Bergeshalde, dessen Namen er trägt, der in dürftigem Erdreich gradauf wächst, seinen Stamm einheitlich durchzieht bis zur Spitze; seine Wurzel ist voll Leuchtkraft, und die Saat, die er ausstreut, zieht geflügelt und hellschimmernd durch die Lüfte und senkt sich nieder und gedeiht selbst dort an steilen Felsenwänden, wohin nur des Vogels Flug zu tragen vermag. Du Urkraft des deutschen Volkes, laß neue solche Stämme aus Deinem Grunde erwachsen und schaffe ihnen eine bessere, hellere Zeit.“ —

Eine dankenswerthe Gabe und gewissermaßen als Ergänzung zur Auerbach'schen Skizze bot uns bei derselben, in Berlin veranstalteten Fichtefeier Herr Professor Kalisch in seinen „Erinnerungen“. Hat Auerbach vor unserer Seele den innersten Kern dieses stählernen Charakters enthüllt, so führt uns Kalisch die in die Erscheinung getretene, geistige und körperliche Individualität des gewaltigen Mannes vor das Auge. Der jetzt schon greise Schüler entwirft nun ein treues Portrait seines Lehrers auf dem Katheder; so mitten in der Denkthätigkeit, im Flusse seiner tief eindringenden, überzeugenden Rede habe Fichte etwa wie der große Kurfürst auf der langen Brücke ausgesehen, „so sah er aus sich heraus“. „Aber auch in der Kleinheit und Gedrungenheit seiner Erscheinung im Ganzen sprach sich Kraft und Bestimmtheit aus; sein Gang eisenfest und ohne Wanken, jeder Tritt ein Fortschritt, bei dem es bleibt, der nicht zurückgenommen wird. So sah man ihn Unter den Linden einherschreiten, so trat er aus der Landsturmversammlung mit umgür-

Digitized by Google

tetem Schwerte in den Hörsaal ein". „Und wie sein Gang, so seine Rede. Jedes Wort aus seinem Munde, jeder Satz in oft weit ausgesponnenen Perioden von einer Deutlichkeit und Schärfe, wie in Erz geprägt, der unmittelbare Ausdruck eines folgerichtigen Denkens, das kein übereiltes Wort zurückzunehmen, keine verfehlte Wendung zu berichtigen hatte". Schließlich faßt dann der Redner das Bild der ganzen Persönlichkeit Fichte's zusammen in dem einen Worte: „Besonnenheit". „Die Besonnenheit des sich selbst bewußten Willens, dem die Dinge dieser Welt gegeben sind, daß er herrsche über sie und den materiellen Widerstand derselben überwinde". Es ist erklärlich, daß den Schüler die Pietät verhindert hat, seinem Bilde noch diejenigen Züge hinzuzufügen, die, wie das Herrische, Stolze in Fichte's Wesen, die herberen Seiten seines Charakters ausmachten. Männer von ursprünglicher Naturkraft, in denen aber die Macht der Idee alle Leidenschaften und Triebe oder doch alle zarteren Regungen beherrscht, können auch nicht jene gesellschaftliche Liebenswürdigkeit haben [1]), die, mehr ein Ausfluß der Konzession an die Schwächen der Gesellschaft, selten bei so gefesteten, geschlossenen Naturen sich findet. Es hängt dieses mit der weiteren Frage zusammen, wie es kommt, daß im ganzen philosophischen System Fichte's, mit Ausnahme einiger weniger Andeutungen in der Ethik, keine in das Gebiet des Schönen gehörenden Untersuchungen sich finden. Fehlte Fichte der Sinn für das Schöne in Kunst und Natur? Keineswegs. Wir wissen, daß er die alten Klassiker, so wie Schiller und Goethe mit hingebender Begeisterung las; wir wissen ferner, wie sehr ihm in späteren Jahren mitten in den Unruhen seines bewegten Lebens die Großartigkeit der Schweizer Natur, wie er sie noch seit seinem Aufenthalt in Zürich kannte, vor der Seele stand. Allein für jene befremdende Erscheinung, die ich sonderbarerweise in keiner der vielen über Fichte angestellten Betrachtungen erwähnt fand, hat man in der sittlichen Konsistenz dieses Mannes ihren Grund zu suchen. Fichte's Idealismus, der die Bedeutung der Außenwelt gegenüber dem Bewußtsein auf Nichts reduzirte, war weit entfernt, der Welt des breiten, schönen Scheins so viele Zugeständnisse zu machen, als es der Aesthetiker der Erscheinung schuldig ist. Es mochte seinem tiefen Ernste, mit dem er an die Welt herantrat und sie seinem idealen Zweck tyrannisch unterwarf, zuwider sein, sich, wie es doch das Schöne erfordert, nur an der interesselosen Betrachtung der Dinge zu weiden. Diese seine absolute Unabhängigkeit von Allem, was nicht in der Konsequenz seines subjektiven Idealismus lag, hat er erst nach starken Kämpfen erreicht. Denn er gesteht selbst: „Ich habe ehedem meine Seele die Farbe der Gegenstände annehmen lassen, die mich umgeben". Er erarbeitete sich seine innere Freiheit. Nichtsdestoweniger darf man sich nicht wundern, daß auf Fichte's Lehre sowohl die spekulative Aesthetik Solger's, als auch die ästhetisch-theoretischen Bestrebungen der Romantiker zu reduziren sind. Die tragische Ironie, womit Fr. Schlegel und seine Eingeweihten eine Zeit lang die exklusiven Kreise seiner Anhänger täuschten, was war sie anders, als die Konsequenz des souveränen Ich, das nur seine sittliche Macht verloren hatte und innerlich ausgehöhlt über der entgötterten Welt brütete?

---

[1]) „Eine Liebenswürdigkeitslehre ist vom Teufel", schreibt Fichte einmal.



Digitized by Google

Es dürfte hier zu weit führen, diesen Zusammenhang der romantischen Weltanschauung mit Fichte's Idealismus weiter auszuführen; aber schon der Umstand, daß Fichte den Romantikern auch äußerlich sehr nahe stand, läßt auf jenen Zusammenhang schließen. Es ist eigenthümlich, daß Fichte, der eherne Mann mit dem rigorosen Willen, gerade von den weichsten der Romantiker, wie Fouqué, Ernst Wagner, Schenkendorf, wie von den Frauen [1]) am meisten geliebt worden.

Nach Kalisch's Vortrag trat Dr. Löwe v. Kalbe auf. Seine Rede verbreitet sich über Fichte als Politiker und Staatsmann. Von allen bis jetzt betrachteten Reden trägt diese am kleidsamsten das oratorische Gewand; das ist eine wirkliche Rede, keine Abhandlung, keine apheristischen Reflexionen, eine Rede im strengsten Sinne des Wortes: schwungvoll, ernst, bilderreich und von ächtem Patriotismus beseelt. Fichte's Vaterlandsliebe konnte sich keinen würdigeren Lobredner wünschen, als den Mann, der selbst den größten Theil seines Lebens den Kämpfen für die Freiheit und Einheit des Vaterlandes gewidmet hat. Jener rein metaphysische Patriotismus (sit venia verbo), wie er Fichte erfüllte, findet hier den klarsten Ausdruck. Es ist bereits bei Lassalle's Rede betrachtet worden, welche Rolle Fichte den Deutschen in der Freiheitsarbeit der Menschheit zuertheilt. Sie sind die Träger der menschheitsbewegenden Ideen, und daher findet er im stattlichen Untergange der Deutschen den Untergang der Menschheit. Dieser Gedanke, für uns so erhebend und ermuthigend mitten in den Kämpfen unserer Tage, streifte von Fichte's Patriotismus jenen dumpfen Fanatismus ab und setzte an dessen Stelle einen hellen, warmen Glauben an die Größe der Bestimmung seiner Nation. Frei sein und deutsch denken und fühlen, war ihm eins. „Was also an Geistigkeit glaubt", sagt Fichte, „und die Ewigkeit dieser Geistigkeit durch Freiheit will, das gehört uns an, wo es auch geboren sei und in welcher Sprache es auch rede. Was aber an Stillstand, Zirkeltanz und Rückschritt glaubt, das ist undeutsch und fremd für uns, wo es auch geboren sei und welche Sprache es auch rede!" Fichte's deutscher Patriotismus war ein von Freiheit erfüllter und seine Freiheit von den tiefsten Gedanken für die Freiheit der Menschheit getragen. Dieser Grundgedanke ist im Verlaufe der Rede von Herrn Dr. Löwe mit wahrer Begeisterung durchgeführt. Der Redner schließt: „Was frei ist, ist deutsch, und was unfrei ist, ist undeutsch, in welcher Zunge es auch sprechen möge. Das ist das Evangelium, das Fichte gepredigt, und darum geloben wir dem Genius, den wir feiern, mit neuer Kraft den alten Kampf zu kämpfen, treu auszuharren und kein Opfer zu scheuen für das Reich deutscher Nation, das da sein soll das Reich der Freiheit und des Rechts."

## IV.

Von den weiter unten erwähnten Vorträgen und Festschriften, soweit sie nicht eine bestimmte Seite der Lehre Fichte's sich zur Aufgabe gemacht, sondern den ganzen Mann zu erfassen bemüht sind, ist zu bemerken, daß sie fast alle hinter ihrer Aufgabe zurückgeblieben sind.

Als das Beste ist noch der Vortrag von Heinrich v. Treitschke, gehalten zu

[1]) Siehe Rahel's Briefwechsel, herausg. von Varnhagen.

Digitized by Google

Leipzig, zu bezeichnen. Es ist der Mannesmuth Fichte's, wie er sich in den verschiedenen Stadien seines Lebens bewährte, hier speziell hervorgehoben. Der Redner ist von edlem Patriotismus erfüllt, und manch bitteres und herbes Wort hat er für die trostlose Lage des Vaterlandes. Vortrefflich ist auch Fichte's heroische Askese, seine Selbstbeherrschung, durch die er erst sich den eisernen Willen errang, gezeichnet. Nicht alle Zeiten freilich sind dazu angethan, solche Männer hervorzubringen, und doch möchte ich dem Redner zu bedenken geben, daß Fichte's Idealismus uns keineswegs so fern liegt, als er zu glauben scheint. Nichtsdestoweniger wird man dem Redner darin beistimmen, daß wir „sehr Vieles bescheiden als Produkt der Natur und Geschichte hinnehmen, was Fichte dem Sittengesetz zu unterwerfen sich vermaß. Mit dem steigenden Wohlstand ist ein hellerer Weltsinn in die Geister eingezogen, ein schönes Gleichmaß von Genuß und That soll uns das Leben sein; und wer bezweifelt, daß die Sittlichkeit der Athener eine reinere war, als die Tugend der Spartaner, und dem Genius unseres Volkes vertrauter ist? Seitdem ist auch die gute Laune wieder zu ihrem Rechte gelangt, wir heißen sie willkommen auch mitten in der Spannung des Pathos, und die kecke Vermischung von Scherz und Ernst in Shakespeare's Gedichten ist erst dem realistischen Sinne der Gegenwart wieder erträglich geworden". Trotz dieser jovialen Ansicht vom Leben ist es dem Redner gelungen, sein Thema mit jenem nachhaltigen Ernst zu behandeln, ohne den Fichte's Persönlichkeit gar nicht verstanden werden kann. Nicht von so oratorischem Schwunge, als Dr. Löwe's Rede, hat dieser Vortrag den Vorzug eines feineren, detaillirten Eingehens auf den Charakter unserer Zeit. Alle jene Worte Fichte's, die auf unsere Zeit so sehr passen, sind sowohl aus den „Reden an die deutsche Nation", als auch aus den „Grundzügen" fleißig zitirt.

Joh. Gottl. Fichte. Ein Vortrag von Dr. F. Harms, Professor in Kiel. Der Vortrag in seiner knappen, kernigen Gestalt giebt ein richtiges, aber nicht alle Seiten erschöpfendes Bild von Fichte. Er ist eine kräftige Kreidezeichnung, aber leider unausgeführt.

Joh. Gottl. Fichte als Denker und Staatsmann. Eine Rede von Otto Dorneck. Eine Rede? Keineswegs, eine Abhandlung ist es, und zwar die langweiligste von den langweiligen. O, über die deutsche Gründlichkeit geht nichts. Statt dem Denker Fichte giebt uns Verfasser erst eine lange Apologie gegen die der Philosophie gemachten Vorwürfe. Fichte's Religionsansichten werden hier speziell untersucht, und es wird der Unterschied seines „Gottes" vom Johanneischen Logos eingehend besprochen. Dabei wird Fichte zu viel Christenthum untergeschoben.

Die Stellung der Fichte'schen Spekulation innerhalb der Entwickelung der Philosophie. Ein Vortrag von Dr. Ad. Drechsler. Die mittelalterlichen Chronisten pflegten, wenn sie das Leben irgend eines Fürsten ihrer Zeit erzählen wollten, mit Erschaffung der Welt anzufangen. Unser Verfasser, um auf Fichte zu kommen, beginnt mit dem jonischen Philosophen Thales, geht dann die ganze Reihe der alten und neuen Systeme durch und kommt zuletzt auf Fichte. Ein solches Verfahren verfehlt total den Zweck eines Festvortrages; denn abgesehen davon, daß Fichte hier viel zu kurz kommt, können die, welche von der Philosophie nichts verstehen, hieraus gar nichts lernen; und für den Kenner ist dieses dürre Schema überflüssig.



Digitized by Google

Die Analogieen in der Philosophie. Ein Gedenkblatt auf Fichte's Grab, von Ad. Helfferich. Hier sind in geistvoller Weise die in allen philosophischen Systemen wiederkehrenden Zeitgedanken (Analogieen nennt sie der Verfasser), der jedesmalige geistige Ausdruck der Perioden, behandelt. Nur auf der letzten Seite ist auch von Fichte die Rede. Es heißt: „Fichte könnte sich unmöglich für einen so warmen Anhänger Kant's gehalten und ausgegeben haben, wenn seine Wissenschaftslehre nicht wenigstens einen Rest derselben physikalischen Analogieen mit herübergenommen hätte, deren sich Kant bei seinem kritischen Verfahren bediente. So gänzlich werthlos, so gespensterhaft ihm die materielle Welt erschien, so weit war er davon entfernt, ihr Bestehen und die ihr zukommende Macht zu leugnen; vielmehr erkannte er bereitwillig an, daß der Expansivkraft des Ich die Repulsivkraft des Nicht-Ich gegenüberstehe, die zwar ohne die Wirksamkeit des Ich gar nicht zur Wirksamkeit gelangen würde, gleichwohl aber zur Konstruktion des endlichen Ich so nothwendig ist, als die Expansivkraft des Ich an sich". Das heißt doch wohl Fichte, dem ideellsten aller Denker, physikalische Motive unterschieben. Außerdem kennt Fichte kein „endliches Ich", sondern jedes Ich ist ihm vermöge seiner Selbstthat unendlich. Eine weitere Ausführung der „Analogieen" für die anderen Systeme können wir hier nicht geben.

Jürgen Bona Meyer's „Ueber Fichte's Reden an die deutsche Nation" ist eine verdienstolle Arbeit. Der Verfasser hat sich nicht gescheut, auch die Schattenseiten seines Helden zu zeigen, das Hohle, Phantastische, jedem historischen Sinne Hohnsprechende in den „Reden" wie im „geschlossenen Handelsstaat" nachzuweisen; aber auch das Gediegene, ewig Bleibende findet im Verfasser einen beredten Vertheidiger. Der tiefere Zusammenhang des Fichte'schen Erziehungsplanes mit seinem Idealismus wird gründlich nachgewiesen, so daß wir dieser Monographie einen mehr als ephemeren Werth beimessen können.

Joh. Gottl. Fichte's, des deutschen Kraftmannes Lebensweisheit und vaterländische Gedanken von Dr. Schwarz. Das treffliche Heftchen ist zwar zwei Jahre vor dem Fichtefeste erschienen, ist aber wie kaum ein anderes geeignet, dem Volke den Mann näher zu führen. Es zerfällt in zwei Theile, von denen der erste Auszüge aus den „Grundzügen" enthält, der zweite fast ganz den „Reden" entnommen ist. Was sind das für kräftige Gedanken und wie erhebend, wie erleuchtend müßten diese markigen, kurzen Reflexionen, diese prophetischen Ermahnungen wirken! Möge das Schriftchen besonders in Volkskreisen verbreitet werden.

Digitized by Google

# Briefe aus London.

Von

**Hermann Müller-Strübing.**

## I.

Vielleicht ist es gerade die Ausstellung mit Allem, was sie im Gefolge hat, die die Schuld trägt, daß man schon jetzt, ehe noch das Gemetzel der Unschuldigen im Parlament stattgefunden hat und ehe noch das ministerielle Whitebait-Dinner festgesetzt ist, so vielen schweren Familienkutschen und hochbepackten Reisewagen in den Straßen begegnet (Sie kennen das ja, immer nur zweispännig, der Postillon in der hellblauen Jacke reitend), die den Eisenbahnstationen zurollen, und daß man schon jetzt an den Vorderfenstern so vieler Häuser in Belgravia, in Mayfair, in Tyburnia und um Grosvenorsquare herum die verschließenden Shutters bemerkt. Denn in der That, das Straßenleben in London ist ruheloser, betäubender als je (viel mehr so, sagt man, als bei der Ausstellung von 1851), selbst das aristokratische Sanktuarium von Hyde-Park hat sich vorübergehend dem plebejischen Cab öffnen müssen; auch ist durch die massenhafte Anwesenheit der Fremden eine Ingredienz in das gesellschaftliche Leben gekommen, das sich der echte Engländer wie ein problematisches Gewürz in geringer Dosis, als einen soupçon, wie's die französische Küche nennt, wohl noch gefallen läßt und das er so selbst zu goutiren weiß, aber zu stark darf es doch nicht werden, sonst geht er davon; schickt wenigstens, wenn er selbst nicht fort kann, seine Familie voraus und zieht sich in die hinteren Zimmer seines Hauses, ins Backparlour und in den Klub zurück. — Sie sehen, Herr Redakteur, entgehen läßt sich der Ausstellung nicht! und wenn ich sie mir auch, wie Horazen's Natur, mit der Heugabel eines festen Vorsatzes vom Leibe halten wollte, tamen usque recurret! Also ist es nicht besser, gleich hineinzugehen? Zumal ich drin einen Platz, einen ganzen Distrikt kenne, in dem sich ein von all den Wundern der Civilisation doch zuletzt etwas verwirrtes und betäubtes Gemüth wieder sammeln und den Eindruck der Monotonie, den bei aller Mannigfaltigkeit der Einzelnheiten solch eine Industrie-Ausstellung in ihrer Totalität zuletzt macht, von sich abschütteln kann. Es ist aber immer ein sehr gemischtes Gefühl, das mich in dieser Abtheilung, in den englischen Kolonien nämlich, sehr bald überschleicht. Zunächst das der Freude, der Sympathie, die man für alles Werdende und kräftig Gedeihende unwillkürlich empfindet. Wenn ich in einem solchen Hof (court nennen sie es ja) länger verweile, so wird mir zu Muth, als läse ich ein Kapitel aus der Urgeschichte der Menschheit in ganz moderner Ueberarbeitung.

Digitized by Google

Denn hier hat der Kampf mit der Natur, der bei uns in Europa schon künstlich und zahm, im Großen meist durch Maschinenkraft und nach mathematischen Formeln geführt wird, noch einen ganz primitiven Charakter. Dort, in Port Natal z. B., da hängen ja die Felle der Löwen und Panther und sonstiger Ungethüme, die von den anonymen Heraklessen dort erschlagen sind! Wie manche wahrhaft homerische Scene mag dort unbesungen als etwas ganz Gewöhnliches *μελαίνης νυκτὸς ἀμολγῷ* lebendig vor sich gehn, wenn der Löwe *ἀλκὶ πεποιθὼς* die Hürden umschleicht, denn es treibt ihn der Bauch ja hier in Port Natal so gut, wie er ihn dort in Kleinasien trieb! und nicht immer wird es der Löwe sein, der den Kürzeren zieht, zuweilen wird er wohl auch hier davongehn *κύνα κτείνας ἢ βουκόλον ἀμφὶ βοέσσιν*! — Da starren uns ja von den Wänden wahrhaft chimärische Hörner entgegen, die irgend ein untadlicher Bellerophontes heimgebracht hat, und dort in der Ecke windet sich sogar eine erlegte Pythe, zum Glück in Spiritus, so daß sie das Stinken auf der männerernährenden Erde wohl lassen soll! Das ist es eben, diese Schlange, die hier kein Präparat für ein Naturalienkabinet ist, sondern ich möchte sagen, ein lebendiger Zug der dortigen Wirklichkeit, nicht dem Naturforscher zu Liebe hergeschickt, sondern um uns Allen zu zeigen: nun seht einmal, mit solchem Gesindel müssen wir uns hier herumschlagen! — Ja die Schlange, schwimmend in dem Spiritus, der sicher dort an Ort und Stelle destillirt ist; mit anderen Worten, dieser Kontrast zwischen den Resultaten moderner Civilisation und den ursprünglichsten Naturzuständen, die sich hier so handgreiflich nahe berühren und von dem ich in diesem einzigen Hof noch so manche Beispiele angeben könnte: das Modell des Kaffernkraals neben einem schön eingebundenen Jahrgang der Zeitung von Maritzburg — Pfeil und Bogen neben der gezogenen Büchse — der Hüftengürtel aus Baumbast, der dem Zulu-Häuptling als einziges Kleidungsstück dient, neben dem seidenen Regenschirm mit dem kunstreich geschnitzten Elfenbeinstiel des Kolonisten; dieses Nebeneinanderstehen so disparater Dinge, das ist gerade, was das Verweilen in dieser Provinz der Ausstellung so interessant macht, so anregend zu mannigfachen Gedanken! — Und wenn uns diese Kontraste zu der Einfachheit der Homerischen Zeit nicht mehr stimmen, so dürfen wir nur an die späteren Kolonisationszüge denken, die die damals am höchsten gebildete Welt — sie kam sich gewiß auch schon recht alt vor! — die Athen z. B. in die Wildniß unter die süd-italischen Barbaren schickte. Herodot, wie er nach Thurii mitzieht, das ist recht ein Typus (freilich ein — o wie hoch gegriffener! — der liebenswürdigste aller Sterblichen!) für die Schaaren wohlerzogener, unterrichteter, gebildeter Männer, der Graduirten von Oxford und Cambridge, was doch immerhin etwas sagen will, die sich hier im Gedränge der alten Welt keinen rechten Platz zu schaffen wissen und die Jahr aus Jahr ein hinausziehen, den nie endenden Kampf mit der Natur in seiner unmittelbarsten, ursprünglichsten Form wieder aufzunehmen und zugleich englisches Leben, englische Sitte, englische Sprache, englische Denkweise über die ganze Erde zu verbreiten. Wo soll das enden? wo will das hinaus? Das ist der Gedanke, der mich dann überfällt, so daß ich fast erschrecke! Und wahrlich il-y-a de quoi! Da sind ja die „Höfe“ alle ziemlich nahe zusammen! da ist — um nur die eigentlichen Kolonien zu erwähnen und Ostindien, eine Welt für sich, ganz aus dem Spiel zu lassen — da ist die Kap-Kolonie, da ist Neu-Seeland

Digitized by Google

und Neu-Süd-Wales, Viktoria und Süd-Australien (Adelaide) und Tasmania, da ist Guiana und Jamaica und die Bahama-Inseln, da ist Kanada und Neu-Braunschweig und Neu-Schottland und Neufoundland und Prinz-Edwards-Insel und Vancouvers-Insel und Brittish Columbia, alle reich vertreten mit Erzeugnissen mannigfaltigster Art, allenthalben primitive und raffinirte, um sie kurz zu bezeichnen, dicht neben einander. Neu-Braunschweig z. B. schickt außer den Waffen und dem Hausgeräth der Eingebornen auch Bibeln, in der Sprache der Indianer gedruckt; außer seinen Bücklingen und kolossalen Hummern auch ein paar Pianofortes! Und Victoria hat gar das Libretto und die Partitur einer dort indigenen Oper ausgestellt: the gentleman in black. — Liegt aber nicht zugleich etwas Rührendes in diesem beinahe zärtlichen Hinüberblicken nach dem alten Lande? Wir wollen ihnen „daheim" doch zeigen, daß wir auch gebildete Menschen sind! — Und so zeigen sie denn auch Alles, was sie nur bei der Seele haben; keine Kolonie hat versäumt, eine Menge Abbildungen (Photographien, Aquarelle, auch Oelbilder) von Allem zu schicken, was ihnen dort lieb ist oder sonst mächtig scheint, landschaftliche Veduten, Ansichten ihrer öffentlichen Gebäude; nicht zu vergessen, die Porträts ihrer öffentlichen Charaktere und großen Männer, und ich war zufällig selbst zugegen, als im Hof von Neu-Seeland ein junges Mädchen mit einem lauten Freudenruf unter den zu einem Tableau vereinigten photographischen Porträts der dortigen Parlamentsmitglieder ihre zwei seit fünf Jahren ausgewanderten Brüder erkannte. Sie hatte wohl gewußt, daß es ihnen gut ging in Neu-Seeland, aber nicht, daß sie M. P's. waren, und man muß den Zauber kennen, den diese beiden Buchstaben über jeden Engländer ausüben, wenn sie sich auch nur auf ein Kolonial-Parlament beziehen, um die Freude des Mädchens zu verstehen, und um ferner zu begreifen, welche Bürgschaft für eine friedliche, mit dem Mutterlande einträchtige Entwicklung dieser und der übrigen Kolonien in ihnen liegt! — Da, gleich im nächsten Hof, fällt mir das seltsame Wappen in die Augen, das die Kolonie Queensland angenommen hat: es zeigt auf vier Feldern einen Stier, ein goldenes Vließ, eine Ananas und endlich ein Ding, das ich nicht verstehe — es sieht aus wie das Gitterfenster eines Gefängnisses im goldenen Felde; soll das vielleicht, wie der Galgen in der Geschichte von den Schiffbrüchigen, die nicht wußten, in welchem Lande sie waren, als Emblem der Civilisation gelten? — Schildhalter sind ein Hirt mit dem Hirtenstab und ein Ochsentreiber mit der Peitsche (wohin soll sich die Romantik und der Feudalismus retten, wenn sie sogar in den Wappen keine Zuflucht mehr finden!) — und das Motto ist: Coelum non animum! — Ja, da liegt es! Den animus des Selfgovernments, den nimmt diese angelsächsische Auswanderung überall mit hin, führt ihn in seinen Konsequenzen sogar weiter durch, als das bis jetzt at home geschehen ist; und wenn dann ein Land Alles, was zur materiellen Basis einer vita vere vitalis gehört, so reichlich hervorbringt, wie dies Queensland, wie soll es nicht gedeihen? Man lese nur, was ich im Gedränge mit fliegendem Bleistift mir in diesem Hof kurz aufnotirt habe, und Manches habe ich gewiß noch übersehen: Hölzer in allen Farben und Fasern, Baumwolle, Wolle, Seide, Arrowroot, Zuckerrohr, Thierfelle, Rinderhäute und Hörner, Taback, „Queensland Guardian", Olivenöl, andere Oele, Mais, Waizen und andere Cerealien, Ananas, Früchte aller Art, eingemacht und in Gypsmodellen (die kolossalsten Aepfel und

Digitized by Google

Birnen, die ich je gesehen habe) Waffen der Eingeborenen, ausgestopfte Papageien, Kolibris und andere Vögel, Kohlen, Kupfererze, Wachs, Rum, Wein — ums Himmelswillen, was erzeugt denn dies Land nicht? — Aehnliche Verzeichnisse könnte ich noch von mancher Kolonie beibringen, und bei anderen, denen der Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Produkte fehlt, wird dieser Mangel durch eine Spezialität ersetzt, in Neufoundland z. B. durch die Fischerei, wo sie die Prosperität der Kolonie sichert. Aber, wie gesagt, die wesentlichste Garantie für das Gedeihen und für ein dauerndes friedfertiges Verhältniß zum Mutterlande liegt doch in der parlamentarischen Verfassung, deren jetzt alle Kolonieen ohne Ausnahme theilhaftig sind. Die Kolonie Süd-Australien hat außer ihrem Katalog noch ein kleines Buch ausgegeben, das eine sehr lesbare Beschreibung des Landes, statistische Notizen und auch einen Abriß der politischen Geschichte der Kolonie enthält, so interessant und, dünkt mich, selbst lehrreich, zumal für uns, die wir ja selbst noch in der ersten Jugend der parlamentarischen Entwickelung stehen und kaum (wenn ja!) über die Periode des Experimentirens hinaus sind, daß ich einen ganz kurzen Auszug daraus hierher setzen möchte. Süd-Australien ward im Jahre 1842 durch Parlamentsakte als eine selbständige Kolonie konstituirt. Sie ward zuerst von einem Gouverneur verwaltet, dem ein legislativer Rath, aus sieben von der Krone ernannten Personen bestehend, zur Seite stand; doch schon im Jahre 1850 ward durch eine Akte des brittischen Parlaments (13 und 14 Vict. cap. 59) den Kolonisten das Recht gegeben, Mitglieder für diesen legislativen Rath zu wählen. Derselbe sollte von nun an aus 24 Mitgliedern bestehen, deren die Krone 8 zu ernennen hatte, während die übrigen 16 nach einem von dem alten legislativen Rath festzusetzenden Wahlmodus von den Kolonisten zu wählen waren; sollte fünf Jahre dauern, jedoch vom Gouverneur prorogirt oder aufgelöst werden können. Auch die ziemlich hohe Qualifikation für die Wählbarkeit (Freihold von 2000 Pfund Sterl. Werth), wie die Civilliste für ihre Majestät (13,000 Pfund Sterl.) war noch durch diese imperiale Parlamentsakte festgesetzt. Der so gebildete neue legislative Rath trat im August 1851 zum erstenmal zusammen; aber sehr bald verlangten die Kolonisten eine ausgedehntere Selbstverwaltung, und schon 1853 passirte der legislative Rath eine Bill „zur Einführung eines Parlaments in Süd-Australien", die von dem Gouverneur Ihrer Majestät vorgelegt ward. Die Hauptzüge dieses Konstitutions-Entwurfs waren folgende: Das Parlament besteht aus einem legislativen Rath und einem Hause der Abgeordneten (House of Assembly); jener soll aus 12 oder mehr vom Gouverneur auf Lebenszeit zu ernennenden Mitgliedern bestehen; das Haus der Abgeordneten dagegen aus 36 auf drei Jahre gewählten Gliedern, prorogirbar und auflösbar durch den Gouverneur. Die aktive Wahlberechtigung war dieselbe wie die passive und bestand für Wähler sowohl wie für Wählende in einem Freihold von 20 £ Sterl. Ertrag. Der Präsident des legislativen Raths sollte vom Gouverneur ernannt, der Sprecher der Repräsentanten von ihnen selbst erwählt werden. Civilliste der Königin 18,000 £ Sterl. — Gegen diesen Konstitutionsentwurf erhob sich in der Kolonie lebhafte Opposition. Eine zahlreich gezeichnete Petition gegen die Genehmigung desselben ward nach London an die Königin gesandt, und so schickte der Lord John Russel die Bill ungenehmigt zu weiterer Inbetrachtziehung zurück. Der damalige Gou-

Digitized by Google

verneur Sir Richard Macdonnell löste sofort den bisherigen Rath auf, der die Bill passirt hatte (1855) und legte damit die Abfassung einer neuen Konstitution in die Hände des Landes. Die sechzehn elektiven Mitglieder des legislativen Raths wurden neu gewählt und von ihren Wählern ad hoc instruirt, die acht übrigen wurden von der Krone ernannt, Alles strenge nach den Vorschriften der damals noch rechtskräftigen Verfassung von 1853. Der neugewählte Rath trat am 1. November 1855 zusammen und entwarf die jetzt gültige Verfassung, an der nicht das Geringste bis jetzt geändert ist — was man dadurch erreicht hat, und auch mit Bewußtsein erreichen wollte, daß das Gesetz über den Wahlmodus, über Qualifikationen u. s. w., das allerdings schon mehrere Modifikationen erfahren hat, als eine Akte für sich und nicht als integrirender Theil der Konstitution erlassen ist. Der neuen Verfassung zufolge besteht nun das Parlament aus einem legislativen Rath (Konzil) und einem Repräsentanten-Hause (House of Assembly). Ersterer besteht aus achtzehn Mitgliedern, auf zwölf Jahre gewählt, doch so, daß sechs derselben alle vier Jahre ausscheiden und durch neugewählte ersetzt werden. Der Gouverneur hat nicht das Recht, diesen Rath aufzulösen. Derselbe wird erwählt von der gesammten, als ein Distrikt votirenden Kolonie. Die Qualifikation des Wählers für den Rath ist folgende: er muß 21 Jahre alt sein, ein geborener oder naturalisirter Unterthan Ihrer Majestät, seit sechs Monaten in die Wählerlisten eingeschrieben; er muß ein Freihold haben von 50 Pfund Sterl. Werth oder eine Pachtung von 20 Pfund Jahreszins oder in einem Wohnhause von 25 Pfund Sterl. jährlicher Miethe wohnen. Die passive Wahlqualifikation ist, daß das Mitglied des Raths 30 Jahre alt, ein geborener oder naturalisirter Unterthan Ihrer Majestät und seit drei Jahren in der Kolonie ansässig sein muß. Der Präsident des Raths wird von den Mitgliedern gewählt. Das Assembly-Haus besteht aus 36 Mitgliedern, von 17 Distrikten auf drei Jahre gewählt, aber auflösbar durch den Gouverneur. Der Wähler muß 21 Jahre alt und seit sechs Monaten in den Wahllisten eingeschrieben sein, weiter existirt keine Beschränkung; dieselbe Bestimmung als passive Wahlqualifikation. Der Sprecher wird für die ganze Dauer des Parlaments in der ersten Sitzung eines neuen Hauses gewählt. Das Ministerium der Kolonie besteht aus dem Chef-Sekretär, dem General-Anwalt, dem Schatzmeister, dem Kommissär für die Kronländereien und dem Kommissär für die öffentlichen Bauten. Sie müssen sämmtlich Mitglieder des Parlaments sein, oder müssen, wenn sie es nicht sind, sich innerhalb dreier Monate nach Annahme des Amts einen Sitz in einem der beiden Häuser verschaffen. Ein Mitglied des Parlaments, das eins der obigen Aemter übernimmt, braucht sich keiner Neuwahl zu unterwerfen, wohl aber bei Annahme irgend eines anderen besoldeten oder Ehrenamtes, das von der Krone abhängt. Alle Anstellungen im Regierungsdienst gehen vom Gouverneur und dem exekutiven Rath aus, die auch das Recht der Entlassung haben. Richter können nur in Folge einer Adresse beider Häuser beseitigt werden. Alle Geldbills müssen vom Assembly-Hause ausgehen, dem der Gouverneur jede Verwendung der Revenüen und Abgaben spezifizirt vorzulegen hat. Richter und Religionsdiener sind nicht wählbar für das Parlament. Eine Civilliste von 13,500 £ Sterl. ist Ihrer Majestät ausgesetzt (dieselbe dient ohne Zweifel, obgleich darüber nichts gesagt ist, zur Besoldung

Digitized by Google

des Gouverneurs, vielleicht auch der Minister). Die Abstimmung zu den Wahlen ist geheim durch Ballot; doch ist Alles, was sich auf die Wahlen bezieht, durch eine besondere Elektoral-Akte regulirt, die der Konstitution nicht inkorporirt ist. Eine Aenderung der Konstitution muß in jedem Hause drei Lesungen mit absoluter Majorität passiren. — Dies sind die Hauptbestimmungen der gegenwärtigen Verfassung von Süd-Australien. Dieselbe erhielt die königliche Genehmigung und ward im Oktober 1856 proklamirt. Die ersten Wahlen fanden im März 1857 statt, und einen Monat darauf trat das neugewählte Parlament zusammen. Und sie scheinen tüchtig darauf losgegangen zu sein, denn sie sind schon an ihrem dritten Ministerium! Das erste dauerte zwei Jahre und acht Monate, das zweite ein Jahr und vier Monate und das dritte ist noch im Amt, war es wenigstens, als das Buch gedruckt ward. — Da ich mich aber einmal so weit mit Süd-Australien beschäftigt habe, so will ich aus anderen Theilen der kleinen Schrift noch ein paar Züge nachtragen, um das Bild der dortigen politischen Zustände zu vervollständigen. Zuerst den: eine Staatskirche existirt nicht, und überhaupt wird vom Staat grundsätzlich gar keine Beihülfe zu religiösen Zwecken gewährt. Früher geschah das, und zwar allen Religionsgesellschaften ohne Unterschied, seit ein paar Jahren nicht mehr — und die Prophezeihung, daß in Folge des neuen Systems alle kirchlichen Institutionen in Verfall gerathen würden, hat sich, wie der Verfasser des Buchs sagt, nicht bestätigt. Doch giebt er zu, daß die Geistlichen aller Sekten, mit wenigen individuellen Ausnahmen, sehr schlecht bezahlt sind (die Anglikaner, etwa 37 Prozent der Bevölkerung, haben übrigens einen Bischof, Dechanten, Erzpriester u. s. w. — ebenso die Katholiken, etwas über 13 Prozent der Einwohner — die übrigen 50 Prozent gehören allerlei protestantischen Sekten an, mit zum Theil seltsamen, mir unbekannten Namen; auch werden 11,253 deutsche Lutheraner aufgezählt, beinahe 10 Prozent der Bevölkerung). Für die Volkserziehung dagegen gewährt der Staat Beihülfe; drei Fünftel der Volksschulen werden ganz vom Staat unterhalten, die übrigen empfangen Unterstützung nach Bedürfniß. — Für Juristen will ich noch bemerken, daß die Scheidung in Barristers, Attorneys, Sollicitors, Proctors u. s. w., wie sie nach dem Muster des Vaterlandes in einigen benachbarten Kolonieen noch besteht, in Süd-Australien schon verschwunden ist; ein Attorney kann ebenso gut auf die Richter-Bank berufen werden, wie ein Barrister, und in der That sind zwei der gegenwärtigen Richter dort ehemalige englische Attorneys. — Ich muß es mir versagen, aus der interessanten kleinen Schrift, die einen äußerst lebendigen Einblick in das Entstehen eines jungen politischen Gemeinwesens giebt, weitere Auszüge zu machen; aber hatte ich nicht Recht, wenn ich vorhin schon sagte, daß die auswandernden Angelsachsen nicht blos in den Vereinigten Staaten, sondern auch in den englischen Kolonieen das Prinzip der Selbstregierung viel entschiedener und konsequenter zur Ausführung bringen, als das im Mutterlande geschieht und für lange Zeit noch geschehen kann? Ob das und gerade in der Form, wie es hier in Süd-Australien und mit geringen Abweichungen im Einzelnen sehr analog in allen neuen Kolonieen geschieht (ich sage in den neuen, denn schon in Neu-Süd-Wales z. B. und noch mehr in Canada kommen andere Elemente in's Spiel), ob das also in dieser Form gerade wünschenswerth und heilsam ist, das muß ich für jetzt dahingestellt sein lassen. Nur Eins möchte

Digitized by Google

ich fragen: ob dann die Erfahrungen, die in den neuesten Zeiten in Bezug auf geheime und öffentliche Abstimmung bei den Wahlen gemacht sind, einerseits in Frankreich, in Nizza, in Savoyen und selbst in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, und andererseits bei den letzten Wahlen der Abgeordneten in Preußen — ob diese Erfahrungen es rechtfertigen, daß die Lehre von dem alleinseligmachenden Votiren durch Ballott auch jetzt noch ein so unumgängliches Dogma im Glaubensbekenntniß eines wirklichen Freundes der Freiheit zu bilden scheint? — meinetwegen will ich auch sagen eines wirklichen Demokraten, obgleich mir solche doktrinäre, unlebendige, abstrakte Parteinamen sonst sehr zuwider sind — und am liebsten sagte ich, eines Mitgliedes der wahrhaften Fortschrittspartei, zu der man sich ja wohl rechnen darf, auch ohne in Berlin in der Kammer zu sitzen. — Was sich für das geheime Votiren sagen läßt, das liegt freilich auf der Hand, ist sogar so plausibel, daß es sich kaum widerlegen läßt. Aber das Ding allein thut es wahrhaftig auch nicht! Das sehen wir doch an Frankreich, wo man nur nicht von Verfälschung der Stimmzettel reden soll! im Einzelnen, hier und da, mag die vorgekommen sein, aber ohne allen auch nur nennenswerthen Einfluß auf die Resultate im Großen, wie das Jeder weiß, der eine Applikation des suffrage universel in Paris und noch besser in der Provinz mit erlebt hat. — Dagegen in Preußen! Niemand wird leugnen, daß die moralische Bedeutung der letzten Wahlen dort gerade durch die Oeffentlichkeit der Abstimmung so bedeutend, so wahrhaft imposant und auf die Dauer unwiderstehlich geworden ist; und ich kann versichern, daß die vielen Fremden, Engländer, Franzosen, Italiener u. s. w., mit denen ich in jenen Tagen über diese Wahlen sprach, zwar ihre Wichtigkeit von Hause aus anerkannten, aber erst dann von Anfangs ungläubigem Erstaunen und zuletzt von halb neidischer Bewunderung ergriffen wurden, wenn ich ihnen mit Stolz sagte (das erste Mal, daß ich politischen Nationalstolz im Auslande empfunden habe): und wir haben keine geheime Abstimmung! jedes Votum ist offen abgegeben! — Denn das hatten sie nicht gewußt, auch die Engländer nicht; dagegen wußten sie wohl, auch die Engländer, daß ein solches Resultat einer ähnlichen Beeinflussung der Regierung gegenüber ohne geheime Abstimmung bei ihnen nun und nimmer hätte erreicht werden können. Und in Frankreich auch nicht mit geheimer Abstimmung! Denn wenn man wohl früher gesagt hat, daß in Preußen jeder Unterthan sich von Kindesbeinen an beständig von einem unsichtbaren Gendarmen umschwebt fühlte, so spielt in Frankreich der noch viel mächtigere Herr Präfekt die Rolle dieses allgegenwärtigen Genius, assistirt vom kaiserlichen Procureur.

Und nun komme ich wieder auf die schon vorhin gethane Frage zurück: wo will das hinaus mit dem englisch redenden Volksstamme? müssen wir nicht fürchten, wenn wir auch blos diese englischen Kolonieen ansehen und uns das geographische Netz vergegenwärtigen, mit dem sie die ganze Erde umspannen — und dann gehört Ostindien doch hierher, wo die Regierung ja jetzt auch anfängt, die bleibende Ansiedelung von Engländern zu begünstigen, statt sie, wie die Kompagnie früher gethan hatte, zu erschweren, ja zu verhindern; und ferner Ceylon, wo als in einem alten Kronlande solche Niederlassungen längst existiren und Singapore und Hongkong nebst den übrigen chinesischen Stationen und was nicht Alles noch sonst! — muß sich uns dann nicht die Furcht aufdrängen, daß schon in ein paar Genera-

Digitized by Google

tionen das politiſche und ſoziale Gleichgewicht unter den europäiſchen Hauptnationalitäten zu Gunſten Eines übermächtigen Stammes vollſtändig geſtört ſein wird? — Schon unſere Sprache, unſere ſchöne, reiche, edle, tiefſinnige Sprache! Soll es denn wirklich ihre Beſtimmung ſein, der engliſchen gegenüber zu einem Range hinabgedrückt zu werden, wie ihn etwa die portugieſiſche der ſpaniſchen, oder die holländiſche und die däniſche der deutſchen gegenüber jetzt einnimmt? — denn es iſt doch wahrhaftig nicht gleichgültig für die Weltbedeutung einer Sprache, und folglich einer Literatur, ob die Millionen, die ſie reden und die in ihr geſchriebenen Bücher zu leſen verſtehen, blos nach Zehnern von Millionen berechnet werden müſſen, oder nach Hunderten, wie dies menſchlichem Ermeſſen nach zweifellos mit der engliſch redenden Menſchenfamilie in einer gar nicht fernen Zukunft wird geſchehen müſſen. Und dabei habe ich bis jetzt den nordamerikaniſchen, den republikaniſchen Zweig dieſer Familie noch gar nicht in Anſchlag gebracht, was ich doch um ſo weniger unterlaſſen darf, da, dünkt mich, die in den engliſchen Kolonieen herrſchende, ſoziale und politiſche Tendenz ſehr entſchieden darauf hinausgeht, ihre Bewohner, ich möchte ſagen, zu amerikaniſiren, d. h. ſie zu dem zu machen, was die Nordamerikaner ſchon ſind: ſcharf und einſeitig entwickelte, geſteigerte, im Guten wie im Schlimmen potenzirte, ja karrikirte Engländer!

Digitized by Google

# Die Schlachten bei Richmond und ihre politischen Folgen.

Von Dr. W. Löwe (v. Calbe).

Mit den letzten großen Kämpfen vor Richmond ist die amerikanische Krisis in ein neues Stadium getreten, und wenn diese Kämpfe auch selbst militärisch ohne Entscheidung geblieben sind, so darf man doch hoffen, daß sie den ganzen Streit politisch einen guten Schritt der Entscheidung näher geführt haben. Der erste Gedanke in solchen Momenten ist natürlich immer, ob des Blutvergießens noch nicht genug sei? Die neu gewonnenen Anhänger des ewigen Friedens, die freilich vor Allem Freunde der Baumwolle und darum zur Zeit, der Sklaverei sind, halten die Friedensstimmung für günstig, wieder von einem Kompromiß zwischen Nord und Süd zu sprechen. Seit einem Jahre sprechen die Freunde des Südens im Norden von Amerika und in Europa bei jeder Gelegenheit von einem solchen Kompromiß und zwar zur Herstellung der Union; aber merkwürdigerweise treten sie dabei niemals mit einer bestimmten Forderung hervor, deren Erfüllung den Süden zufriedenstellen würde. Ja, was noch schlimmer ist für den wirklichen Kompromiß, sie können nicht die geringste Garantie bieten, daß der Süden überhaupt auf einen Kompromiß, der ihn in die Union zurückführt, eingehen würde. Der Süden selbst hat weder vor dem Ausbruch des Aufstandes noch im ganzen Verlauf desselben Forderungen an den Norden gestellt, von deren Bewilligung er sein Bleiben in der Union abhängig machte. Er hat sich getrennt und hat einfach von der Union die Anerkennung als selbständiger Staat verlangt, und zwar als selbständiger Staat im Besitz der von der Union überkommenen, in seinem Gebiet gelegenen Festungen u. s. w. Seine Freunde und Vertreter im Norden haben dagegen nie aufgehört, sich selbst als Anhänger der Union zu bekennen und haben von der Regierung nur deshalb eine Versöhnungspolitik verlangt, um die Union wieder herzustellen. Selbst in der letzten Versammlung in New-York, in welcher der berüchtigte Fernando Wood, früherer Major von New-York, den Friedensapostel spielte, ist man mit keiner Forderung aufgetreten, nach deren Erfüllung der Süden wieder in die Union zurücktreten würde. Und doch wären die Aussichten für einen wirklichen Kompromiß durchaus nicht ungünstig. Wenn man heute einen bestimmten Kompromiß-Vorschlag zu machen, bestimmte Bedin-

Digitized by Google

gungen zu stellen wüßte, unter welchen der Süden wieder in die Union einzutreten geneigt wäre, der Norden würde heute noch darauf eingehen. So schmerzlich dies Geständniß für jeden Freund der Freiheit und Menschlichkeit auch ist, so kann man es sich nicht verhehlen, daß der Enthusiasmus für einen großen Freiheitskampf im Norden nicht vorhanden ist und daß der Norden trotz alles vergossenen Blutes, trotz der furchtbaren Masse von Menschenleben, die dieser Kampf gekostet, ihn doch jeden Augenblick resultatlos in Bezug auf die Sklavenfrage aufgeben würde, wenn die Union damit wieder hergestellt wäre. Die große Masse der Bevölkerung der freien Staaten will nur den alten Staatsverband wiederhergestellt wissen, weil mit diesem Staatsverband allein ihre große ökonomische Entwickelung und ihre politische Sicherheit verbunden ist. Sie wünscht das ökonomische System zu erhalten, in welchem der Westen der Ackerbauer ist, der den Süden und Osten ernährt, der Süden der Plantagenbauer, der mit seinem Produkt den Luxus für Alle in Europa bezahlt, und der Osten der Fabrikant und Banquier, der von Beiden gewinnt. Vor Allem hält der Norden aber an dem gegenwärtigen Bestand so fest, weil er sehr wohl weiß, daß das ganze Gebäude zusammenstürzt, wenn ein Stein daraus entfernt wird. Handelte es sich lediglich um die Baumwollenstaaten, so könnte die Frage entstehen, ob ihr Besitz die großen Opfer werth sei, die ihre Wiedereroberung kostet und besonders, ob ihr Besitz das Opfer der Sklaverei werth sei, wenn sie nur durch dieses Opfer wiedererworben werden könnten. Denn die Sklavenarbeit allein verleiht diesen Staaten die große ökonomische und politische Bedeutung, ihr Produkt ist der Herrscher, cotton is king, und ohne dieselbe würden sie für einige Zeit wenigstens zu einem Besitz von sehr zweifelhaftem Werth herabsinken. Mit dem gänzlichen Aufgeben der Südstaaten würde aber auch der Westen in seiner Anhänglichkeit sehr zweifelhaft werden. Der unionistische Patriotismus hätte mit einem solchen Zugeständniß seine Bedeutung verloren und die ökonomischen Verhältnisse würden weit mehr zu einer Verbindung des Westens mit dem Süden, als mit dem Norden neigen. So lange der Süden mit seinen Sklaven Plantagenbau für die Ausfuhr treibt, wird er die Produkte des Westens zu seiner Ernährung bedürfen, und schon lange hat er es als seine Hauptbeschwerde gegen den bisherigen Zustand bezeichnet, daß Beide, der Süden wie der Westen dem Norden tributär sind, und hat sich schon lange bestrebt, durch die unmittelbare Einfuhr der europäischen Artikel nach dem Süden derselben abzuhelfen. Wenn eine Zolllinie diesen Bestrebungen zu Hülfe käme, so würden sie natürlich mehr Aussicht auf Erfolg haben als bisher. Entscheidend aber würde für den Westen der Besitz des Mississippi sein. Wenn die Union den Westen behalten will, so darf sie die Mündung seiner gewaltigen Wasserstraße nicht in fremde Hände lassen. Eine südliche Konföderation aber ohne den Mississippi

Digitized by Google

ist wiederum ganz undenkbar. Die Zersplitterung würde auch, einmal begonnen, dabei nicht stehen bleiben. Kalifornien würde sich trennen, und selbst in den großen Seehäfen des Ostens würden die Gelüste, Freihäfen zu werden, die sich im ersten Moment der Rebellion in New-York zeigten, in bedenklicher Weise sich geltend machen. Deshalb will der Norden vor Allem die Union, wie sie ist, und deshalb ist selbst die republikanische Partei bereit, die Sklaverei mit in den Kauf zu nehmen, wenn nur so die Union wieder hergestellt und erhalten werden kann. Die Sklaverei ist für sie ein Uebel, aber die Auflösung der Union ist für sie das größere Uebel, und wenn sie die Möglichkeit hat, zu wählen, so wählt sie das kleinere. Hoffentlich wird ihr keine Wahl bleiben. Die demokratische Partei, d. h. die der Sklaverei freundliche, dagegen verlangt die Sklaverei um der ökonomischen Vortheile willen, die Alle, Sklavenstaaten wie freie Staaten, aus der Sklavenarbeit gezogen haben. Sie hält das System der gezwungenen Arbeit für das allein angemessene für den Neger und den Neger wieder für den allein angemessenen Arbeiter in jenen Breitengraden im Allgemeinen und für den Baumwollenbau im Besondern. Ein wirklicher Kompromiß würde also bei der republikanischen Partei auf keine besonderen Hindernisse stoßen, wenn der Süden sich nur dazu verstehen wollte. Glücklicher Weise wird der Süden nicht darauf eingehen. Er sieht wohl ein, daß er nach diesem erfolglosen Trennungsversuch doch nie die frühere machtvolle Stellung in der Union wieder einnehmen kann, und die Baumwollenstaaten besonders sehen zu gut, daß es ihnen zum zweiten Male gewiß nicht gelingen würde, die Grenzstaaten in diese Rebellion hineinzuziehen. Außerdem haben sich die Machthaber des Südens nicht allein dem Norden, sondern mehr noch ihren eigenen südlichen Landsleuten gegenüber so schwer kompromittirt, daß ein für den Staat, ja selbst für die Sklaverei noch so günstiger Kompromiß für sie persönlich doch immer vollständiger Ruin sein würde. Sie müssen entweder ihr südliches Reich bilden, sei es auch unter dem Schutz eines europäischen Monarchen, oder sie müssen zu Grunde gehen. Ihre Freunde im Norden wissen das recht gut, und wenn sie Frieden predigen und Versöhnung mit den südlichen Brüdern und Herstellung der Union, ohne auch nur den Schatten eines positiven Vorschlags zu machen, so hat das einen ganz anderen Grund als schwächliche, gemüthvolle Sentimentalität, oder geschäftliche Unerfahrenheit. Ihr letztes Ziel ist jetzt wie früher die Begründung eines großen Sklavenstaates, ist die Ausbreitung der Sklaverei auch über die jetzt freien Staaten und ihre Ausdehnung auch auf andere Thätigkeiten als auf den Ackerbau. Sie wissen auch sehr gut, daß sie ihr Ziel in der Union, wie sie gewesen ist, nicht erreichen können, daß die Union zerrissen werden muß, damit sie aus den einzelnen Stücken dann nach und nach ein großes Sklavenreich wieder zusammensetzen können. Die Heißsporne des Südens sprachen es im Beginn der Bewe-

Digitized by Google

gung offen aus, das Ziel sei die Union ohne die Neuenglandstaaten, d. h. die Union ohne die Manufakturstaaten, die mit ihren Massen weißer, freier, intelligenter Arbeiter die nothwendigen Gegner der Sklaverei sind. Zu diesem Zweck suchte derselbe Fernando Wood, der heute den Frieden um jeden Preis und die Herstellung der Union will — aber diese nicht um jeden Preis, jedenfalls nicht um den Preis der Sklaverei — im ersten Anlauf der Sezession auch New-York in die sezessionistische Bewegung hineinzureißen. Das scheiterte damals vollständig und deshalb versucht man heute, wenn man auch sicherlich noch dasselbe Ziel vor Augen hat, ihm doch nur auf einem großen Umwege entgegenzugehen. Die Union soll nach dem jetzigen Plan durch eine Reihe resultatloser Kämpfe ausgemüdet und für eine europäische Intervention mürbe gemacht werden. Um aber diese Kämpfe resultatlos zu lassen, muß das politische System, das bis jetzt maßgebend in diesem Kriege Seitens des Nordens gewesen ist, beibehalten werden, nämlich die Rebellion soll unterworfen, aber die Sklaverei als Institut erhalten werden. Es ist die bekannte Vorschrift: „Wasch' mir den Pelz, aber mach' mich nicht naß", welche die Regierung in Washington bis jetzt befolgt hat und welche diese Friedensapostel unbedingt beibehalten wünschen. Sie wissen sehr wohl, daß die Regierung lange Krieg gegen die rebellischen Sklavenhalter führen kann, ohne zum Ziele zu kommen, wenn sie nicht Krieg gegen die Sklaverei selbst führt, oder wenigstens für die Kriegführung die Mittel benutzt, welche ihr das „besondere Institut" selbst darbietet. Diese Erkenntniß bricht sich aber auch im Norden unter den wahren Freunden der Union immer mehr Bahn und die Regierung selbst kann sich ihr nicht länger verschließen. Es handelt sich jetzt darum, soll diese Erkenntniß eine praktische Anwendung im Kriege finden und wird man den Krieg mit den Mitteln, welche die Sklaverei bietet, gegen die Sklavenhalter führen oder nicht? Wenn der Kampf noch lange fortgesetzt wird, so ist die endliche Entscheidung im Sinne der Freiheit unzweifelhaft, weil sie in der Natur der Dinge liegt. Die Frage stellt sich demnach so: Wird der Norden den Krieg fortführen, oder sind die letzten Kämpfe vor Richmond vielleicht der Art gewesen, daß sie den Norden so geschwächt und den Süden in eine so vortheilhafte Lage gebracht haben, daß der Norden an der Herstellung der Union verzweifelt und den Kampf aufgiebt? Um darüber sich ein Urtheil bilden zu können, muß man die allgemeinen Verhältnisse, unter denen die letzten Kämpfe von beiden Seiten geführt, die unmittelbaren Resultate, die dadurch erlangt, und die Hülfsmittel, die beiden Theilen noch zu Gebote stehen, in Betracht ziehen.

Nachdem die Rebellen den ganzen Westen der Sklavenstaaten durch die Siege der westlichen Armee verloren hatten, eben so den größten Theil des Mississippi und einen großen Theil der Küste von Virginien und Nord-Karolina,

Digitized by Google

konzentrirten sie alle ihre Mittel auf einen Punkt, und zwar bei Richmond. Der unionistische General Mac Clellan beschloß dieser großen Armee gegenüber die frühere vom General Scott empfohlene Taktik beizubehalten, d. h. sie zu umringen, einzuschließen und so die Rebellion zu ersticken und zwar wo möglich ohne großes Blutvergießen. Zu diesem Zweck entwarf er einen Feldzugsplan der zu seiner Ausführung nicht blos einer großen Armee, sondern auch eines langen Zeitraums bedurfte. Diese unglückliche unionistische Armee, die so schwer unter den „politischen" Generalen gelitten hat, mußte nun auch noch alle Leiden erdulden, die ein gelehrter Schulgeneral mit seinen im Studierzimmer entworfenen Plänen über eine Armee bringen kann. Der General Mac Clellan hat seine praktischen Studien allein im Krimkriege gemacht, und ohne Zweifel ist die Belagerung von Sebastopol sein Kriegsideal geblieben. Es ist ihm denn in der That auch gelungen, aus Richmond eine Art Sebastopol zu machen, indem er es hartnäckig als solches behandelte, und wenn er nicht das Unglück gehabt hätte, die Hälfte seiner Armee in Sümpfe zu postiren, so würde er ohne Zweifel die verschiedenen Stadien seiner Festungs-Einschließung regelmäßig durchgemacht haben. So aber mußte er davon abstehen. Es war aber nicht der Feind, der ihn dazu zwang, sondern die Sümpfe, die durch die tödtlichen Fieber für seine Armee verderblicher wurden, als es die blutigsten Schlachten vermocht hätten. Schon vor den Richmonder Schlachten war seine große Armee durch Krankheiten auf die Hälfte heruntergebracht, von 160,000 Mann auf einen Effektivbestand von 80,000 Mann. Er mußte also für den Augenblick seinen Plan aufgeben, um seine Armee vor Allem in gesunde Stellungen zu bringen und dann auch, um Verstärkungen an sich zu ziehen, da er durch die ungeheuren Verluste bedeutend schwächer als sein Gegner geworden war. Diesen Rückzug hielten natürlich seine Gegner in Richmond für den geeignetsten Moment ihn anzugreifen. Sie hatten alle Aussicht, einer nach ihrer Meinung entmuthigten Armee, der sie an Zahl doppelt überlegen waren, eine so vollständige Niederlage zu bereiten, daß Washington in ihre Hand fiel und sie dann endlich die lang erwartete Intervention Frankreichs und Englands erlangen würden. Die Tapferkeit der unionistischen Armee hat diese Hoffnungen zu Schanden gemacht. Sie hat sich bei dieser Reihe von Schlachten, die alle unter dem entmuthigenden Eindruck eines unerwarteten Rückzugs geschlagen wurden, so ausgezeichnet in Tapferkeit, Mannszucht und taktischer Befähigung bewährt, daß nach der ersten niedergeschlagenen Stimmung der moralische Muth der Armee eher gehoben als gedrückt ist. Dies Gefühl erscheint besonders berechtigt, wenn man die Resultate dieses Kampfes in Betracht zieht. In der That ist auch der Sieg der Südstaatlichen ein sehr unfruchtbarer gewesen, denn sie haben weder eine Position eingenommen, die ihnen einen besonderen Vortheil für ihre künftigen Operationen gewährt,



Digitized by Google

noch neue Landestheile gewonnen, in welchen sie rekrutiren oder Material und Lebensmittel für ihre am Nothwendigsten Mangel leidende Armee gewinnen können. Der Hauptzweck aber ihrer hartnäckigen und mit der äußersten Rücksichtslosigkeit auf Menschenleben wiederholten Angriffe, der äußere Erfolg, dem die Anerkennung der Südstaaten durch Frankreich und England folgen sollte, ist ganz verfehlt. Frankreich und England sind zwar sehr geneigt, die südstaatlichen Erfolge so hoch als möglich anzuschlagen, aber zu einer Anerkennung können sie sich doch nicht entschließen, so lange die Südstaaten nicht bessere Garantieen für ihren endlichen Sieg gegeben haben. Die Erfolge der Südstaaten sind aber trotz aller Tapferkeit ihrer Armeen und trotz der entschlossenen Rücksichtslosigkeit ihrer Führer nicht der Art gewesen, daß die einfache Fortsetzung dieser Kämpfe ihnen zum Siege helfen müßte. Wenn man ihre Lage und die Hülfsmittel, über die sie heute gebieten, mit der bei dem Ausbruch des Krieges vergleicht, so begreift man leicht, daß sie jetzt einen Kampf auf Leben und Tod wagen mußten, wenn sie dadurch die Aussicht auf europäische Anerkennung, d. h. in ihrem Sinne auf Intervention erlangen können. Denn staatliche Anerkennung hat seit dem Verlust ihrer Marine und der Hauptküstenplätze nur dann einen Werth, wenn ihr die bewaffnete Intervention auf dem Fuße folgt, weil sie bei dem ungeheuren Mißverhältniß in der Zahl der Bevölkerung und der Kriegsmittel zwischen Süd und Nord auf die Dauer nicht im Stande sind, den Kampf allein und ohne fremde Hülfe fortzusetzen.

Als sie den Kampf begannen, besaßen sie das ganze Kriegsmaterial der Vereinigten Staaten, das eine verrätherische Regierung ihnen in die Hände gespielt hatte, den größeren Theil der Flotte der Vereinigten Staaten, den größeren und weitaus besten Theil der Arsenale, das ganze Gebiet der Sklavenstaaten mit Ausnahme der beiden nördlichsten, Marylands und des kleinen Delaware, ferner die ganze Küste und ihre Befestigungen und den Mississippi bis zur Mündung des Missouri im Staate Missouri. Die Baumwollenstaaten sind zwar der eigentliche Heerd der Rebellion, vor Allem Süd-Karolina, aber dieselben sind doch weder an Zahl der Bevölkerung, noch an Kriegsmitteln, nicht einmal an kriegerischem Geiste die stärksten. In dieser Beziehung sind die sogenannten Grenzstaaten, in denen keine Baumwollenkultur betrieben wird, bei Weitem wichtiger. Obgleich die letzteren nicht besonders zum Aufstand geneigt waren, so übte die von den Führern der Baumwollenstaaten seit Jahren mit großer Geschicklichkeit betriebene Verschwörung doch auf die übrigen Sklavenstaaten einen solchen Einfluß, daß auch sie sich dem Aufstande anschlossen. Der Anschluß dieser Staaten, der zum Theil wie in Nord-Karolina gegen den bestimmt ausgesprochenen Willen der Majorität des Volkes vollzogen wurde, war für die Stärke der Kriegsmacht um so wichtiger, als in diesen Staaten die Bevölkerung über-

Digitized by Google

haupt viel größer, besonders aber die weiße Bevölkerung viel zahlreicher ist, als in den Baumwollenstaaten. So hat Virginien, Nord-Karolina, Tennessee die Hauptmasse zum südlichen Heere gestellt, ja die Hauptlast des ganzen Kampfes getragen und selbst Kentucky und Missoury haben ein starkes Kontingent gestellt, obgleich die Majorität der Bevölkerung dieser beiden Sklavenstaaten der Union treu geblieben ist und den offiziellen Anschluß an die Sezessionisten verhütet hat.

Was nun die Resultate des ganzen Krieges bis jetzt betrifft, so haben die Sezessionisten das ganze westlich von dem Allegahnygebirge gelegene Gebiet, also Missoury, Kentucky, Tennessee verloren, ferner die ganze Küste am atlantischen Ocean, den größeren Theil von Louisiana, von Nord-Karolina und den nordwestlichen Theil von Virginien, der schon jetzt als freier Staat sich konstituirt hat und vom Kongreß seine Aufnahme in die Union erwartet. Außerdem ist die Flotte der Südstaaten zum größten Theile vernichtet und der Mississippi ist in seinem ganzen Verlaufe jetzt in den Händen der Union, mit Ausnahme eines befestigten Punktes, Vicksburg, der noch den Rebellen gehört. Was die südliche Armee an Mannschaft verloren hat in den Kämpfen und in den Feldlagern, kann man zwar bei dem Mangel genauer Daten nicht in Ziffern angeben, wie bei den Unionisten, aber sicher wird ihr Verlust nicht geringer sein. So geben sie z. B. selbst ihren eigenen Verlust in den letzten Schlachten für größer an, als den der Bundestruppen, da sie doppelt so stark als ihre Gegner gewesen sind. Ihre Armee leidet an allen Fehlern der Verwaltung und Verpflegung eben so sehr, als die der Unionisten, ihre Hülfsmittel sind aber weit geringer, die Entfernungen, die ihre Zufuhren zurückzulegen haben, größer, die Transportmittel unvollkommener, besonders aber die Gleichgültigkeit und Rücksichtslosigkeit gegen Menschenleben, die Amerika eigenthümlich, bei den Südlichen weitaus größer, als bei den Nördlichen. In Bezug auf ihre Hülfsmittel und die Bevölkerung, in der sie rekrutiren können, haben sie also den Theil verloren, aus dem sie die besten Truppen genommen, in welchem sie überhaupt ihre Stärke gefunden. Sie sind jetzt beschränkt auf die Baumwollenstaaten, nebst einem Theil von Virginien, wo der Kriegsschauplatz ist, im Ganzen auf eine Bevölkerung von nicht ganz fünf Millionen und davon fast die Hälfte Sklaven, während sie den Krieg begonnen haben mit einer Bevölkerung von zwölf Millionen, unter denen sich nur vier Millionen Sklaven befanden. Sie haben also in diesem einen Feldzuge in Zahlen fast zwei Drittel ihrer Hülfsmittel verloren, in Wirklichkeit aber mehr, weil das ihnen übrig gebliebene Drittel gerade dasjenige ist, in welchem das Verhältniß zwischen schwarzer und weißer Bevölkerung sich am ungünstigsten stellt. Süd-Karolina, Mississippi, Florida, Georgien, Alabama haben eben so viel Sklaven, als Weiße, einige, wie Süd-Karolina, sogar mehr, und wenn die Vereinigten



Digitized by Google

Staaten die Sklaven in der einen oder anderen Weise bei der Kriegsführung selbst benutzen, so muß dieses Mißverhältniß in dem Kriege gegen diese Staaten von großer Bedeutung werden. Selbst wenn man den Gewinn, den die Union durch die Wiedereroberung der Grenzstaaten und Louisiana's gemacht hat, nicht in Anschlag bringt, wenn man annimmt, daß ihre Kriegsmittel wegen des meuterischen Geistes eines Theils der Bevölkerung nicht für die Union verwandt werden können, wenn man diese Staaten also als neutral betrachtet, ebenso wie Texas und Arkansas, in denen sich die Parteien auch gegenseitig neutralisiren, so bleiben der Union immer noch die Hülfsmittel von zwanzig Millionen Menschen, die nicht einen Sklaven zu bewachen haben. Wenn wir jetzt aus dem Norden hören, daß der Zudrang zu den Werbebüreaus nicht besonders stark ist, so liegt uns auf der anderen Seite schon seit mehreren Monaten eine Botschaft des südlichen Präsidenten Jefferson Davis vor, in welcher er die Konskription als absolut nothwendig für die Fortsetzung des Krieges verlangt. Daraus geht hervor, daß im Süden die Werbebüreaus schon zu einer Zeit nicht genügt haben, die Lücken seiner Armee zu füllen, in welcher der Norden thörichter Weise die seinigen sogar schloß und die sich meldenden Freiwilligen abwies, weil er Truppen genug zu besitzen glaubte. Wenn es aber dem Norden an Soldaten fehlt, so bleibt ihm außer der Konskription noch der jetzt vom General Hunter in Süd-Karolina eingeschlagene Weg, Negerregimenter zu bilden. Während früher nur die äußersten Abolitionisten im Norden die Bildung von Negerregimentern forderten, die große Masse dagegen entsetzt vor diesem Gedanken zurückschreckte, hat sich jetzt die öffentliche Meinung damit versöhnt. Die Regierung legt dem General Hunter keine Schwierigkeiten dabei mehr in den Weg, ja der Kongreß hat in den letzten Tagen ein sogleich vom Präsidenten unterzeichnetes und publizirtes Gesetz erlassen, nach welchem nicht blos die Sklaven aller Rebellen frei sind, sondern auch alle Sklaven, die zur Dienstleistung für die Vereinigten Staaten in irgend einer Form gebraucht werden. Es liegt auf der Hand, daß die Bildung von schwarzen Regimentern der Union einen doppelten Vortheil gewährt, abgesehen von dem Fortschritt, den sie damit auf der Bahn der Freiheit macht. Erstens rekrutirt sie im feindlichen Lande und zweitens ruft sie durch diese Maßregel einen solchen Geist unter der Sklavenbevölkerung hervor, daß ein Theil der Kriegsmittel, die jetzt ausschließlich zur Vertheidigung gegen den Norden verwandt werden, zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung im Innern des Landes in Anspruch genommen werden. Die Union ist außerdem bei ihrer vollkommenen Herrschaft auf dem Wasser, sowohl auf dem Meere wie auf den Flüssen, im Stande, die einzelnen Truppenkorps leichter von einem Orte zum andern transportiren und auf diese Weise eher wieder größere Massen sammeln zu können. So verstärkt sie die stark geschwächte Armee in Virginien in die-

Digitized by Google

sem Augenblicke durch die an der Küste der Golfstaaten verzettelten einzelnen Korps, deren jetzige Positionen sie bei ihrer Herrschaft zur See in jedem Augenblicke ohne große Schwierigkeiten wieder gewinnen kann.

Der Mangel an Mannschaft kann also kein Grund für das Aufgeben des Krieges, d. h. für das Aufgeben der Union sein, selbst wenn der Geist der Bevölkerung der Konskription unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg stellte. Man hat dasselbe aber früher auch von den direkten Steuern gesagt, die nichtsdestoweniger eingeführt sind. Als Hauptgrund für die Ermattung des Nordens werden aber auch von der englischen Presse gewöhnlich die Finanzzustände angeführt. Es ist nun nicht zu leugnen, daß die Union mit einer nur in Amerika möglichen Verschwendung Krieg geführt und dadurch eine schwere Schuldenlast angehäuft hat. Leichtsinnig, wie sie überall gewirthschaftet hat, ist sie auch schnell zur Schaffung einer flottirenden Schuld durch Ausgabe von Papiergeld übergegangen und hat dadurch die Uebel einer Handelskrisis, die durch den stockenden Export von Baumwolle herbeigeführt ist, in einer beträchtlichen Weise vermehrt. Wenn man aber das schnelle Steigen des Goldagios als einen Maßstab für den Kredit der Vereinigten Staaten betrachtet, so vergißt man ganz, daß das Goldagio im Anfang ausschließlich durch die starken Goldversendungen nach Europa entstanden ist. Die eingeführten Waaren mußten mit Gold bezahlt werden, da man sie nicht mehr mit Baumwolle zu bezahlen vermochte. Das hat direkt nichts mit dem Kredit der Union zu thun, sondern beweist nur, daß trotz der Beschränkung der Einfuhr von europäischen Industrieerzeugnissen doch immer noch zu viel für die Mittel des Landes eingeführt wird, das Konsum sich also immer noch mehr wie in einer Handelskrise für einige Zeit beschränken muß. An den Gedanken einer längeren Störung wird sich der europäische Handel und die ausführende Industrie unter allen Umständen gewöhnen müssen. Das Gold ist also bei dem Mangel des gewohnten Baumwollenexports eine gesuchte Waare, die deshalb im Preise steigt. In den ersten Wochen stieg mit dem Golde fast gleichmäßig auch das Papiergeld der Union, das gegen das Papier der Banken und Privaten immer noch den Vortheil bot, daß es in allen Theilen der Union genommen und bei der Post und Douane statt des Goldes als Zahlmittel benutzt werden konnte. Der Kredit der Vereinigten Staaten ist also im Lande selbst immer noch mindestens eben so gut als der der bestfundirten Privatbanken in New-York. Unzweifelhaft hat die letzte Richmonder Niederlage die Handelskrisis wesentlich erschwert, aber es ist wohl in der modernen Zeit von keiner Nation ein Krieg im eigenen Lande geführt worden, bei dem der Handel weniger gelitten und der Kredit des Staates sich besser gehalten hätte, als jetzt in den Vereinigten Staaten. Im Vergleich mit den Südstaaten ist natürlich die finanzielle Lage der Union immer noch glänzend, ja verständiger Weise kann man einen solchen

Digitized by Google

Vergleich gar nicht anstellen. Die Südstaaten haben den Krieg begonnen mit Finanzoperationen, wie Zwangsanlehen u. s. w., zu denen andere Staaten erst nach einem langen Kriege in der äußersten Noth greifen und an die die Union selbst bis jetzt noch gar nicht gedacht hat. Das Papiergeld der Südstaaten ist im In- und Auslande vollständig werthlos geworden, ja das Staatspapiergeld der Vereinigten Staaten wird im Süden, sogar im Rebellenlager selbst, so gern genommen, daß diese unerwarteten Absatzwege im Süden das Hauptmotiv für die neue Ausgabe von 150 Millionen weiteren Papiergeldes und zwar in kleinen Apoints gewesen sind. Welche Verlegenheiten also auch aus den Geldverhältnissen entstehen mögen, sie sind in keiner Weise unerhört, weder für einen solchen Krieg überhaupt, noch für dies Land insbesondere. Die Geldklemme wird aber den günstigen Einfluß ausüben, daß man den Krieg billiger zu führen sucht. Bis jetzt hat man mit der allen amerikanischen Unternehmungen eigenthümlichen, leichtsinnigen Verschwendung von Geld und Menschenleben den Krieg geführt. Mit einem wahrhaft frevelhaften Uebermuth hat man die ungeheuren Kriegsmittel an Menschen und Geld verwüstet, die der Patriotismus des Volkes der Regierung mit der größten Freigebigkeit zur Verfügung gestellt hat. Jetzt wird man sich entschließen müssen, auf einem anderen Wege die Kriegsmittel zu erlangen, und wird sich deshalb bemühen, den Krieg wenigstens theilweis durch den Krieg selbst zu ernähren. Das kann nur geschehen, indem man sich der Vortheile, die der Kampf gegen die Sklaverei darbietet, mit Entschlossenheit bedient, und man wird also auf diesem Wege, auf dem Wege des drängenden Bedürfnisses zu dem Ziele gelangen, das man mit mehr Weisheit und Einsicht in die Verhältnisse von vorn herein und bestimmt erstrebt hätte. Die Hartnäckigkeit des Südens wird den Norden zwingen, den großen Prinzipienkampf für die Vernichtung der Sklaverei zu kämpfen, den er so gern vermieden hätte. Nur dadurch ist der entscheidende Moment gekommen, in welchem der Krieg gegen die rebellischen Sklavenhalter übergehen muß in den Krieg gegen die Sklaverei. Wenn der Süden sich nicht in den nächsten Monaten mindestens noch vor dem Eintritt der kühleren Jahreszeit entschließt, in die Union zurückzukehren, und zwar zurückzukehren unter ungünstigern Verhältnissen, als die waren, die ihn zum Ausscheiden bestimmt haben, wenn er sich durch die trügerische Hoffnung auf eine Anerkennung und Intervention Englands und Frankreichs immer noch hinhalten läßt, so wird bald zum Heile der Menschheit der Krieg gegen die Sklaverei so weit fortgeschritten sein, daß keine Umkehr mehr möglich ist, auch nicht, wenn beide Theile wollten.

Nach den furchtbaren Anstrengungen des Südens, die doch die ungeheuren Verluste nicht haben verhüten können, die in der That nur dazu gedient haben, seine Fahnen noch fliegend zu erhalten, bei der Erschöpfung, die im Süden in

Digitized by Google

viel höherem Grade eingetreten ist als im Norden, ist es nur die Hoffnung auf die europäische Intervention, die ihn in dem Kampfe noch beharren läßt. Wenn nun in England und Frankreich die Freunde der Sklaverei und der Sklavenprodukte den Süden in seinem Widerstand immer ermuthigen, wenn sie ihm immer von Neuem die Hoffnung auf eine Intervention erwecken, so erreichen sie damit das gerade Gegentheil von dem, was sie erreichen wollen. Hätten sie sich von ihrem Haß gegen die Vereinigten Staaten nicht hinreißen lassen, den Süden in seinem Aufstand moralisch zu unterstützen und ihm dadurch die Hoffnung auf die bei irgend einer Wendung eintretende materielle Unterstützung zu erwecken, so würde er nach dem ersten entschlossenen Widerstande, den er bei dem Norden gefunden, also spätestens im vorigen Herbst, in die Union zurückgekehrt sein. Die Baumwollenernte wäre dann auf den Markt gekommen, die Sklaverei unberührt geblieben und die Sklavenfrage wäre auf eine Reihe von Jahren die unpopulärste von der Welt in den Vereinigten Staaten gewesen, weil schon ihre bloße Berührung allen Theilen des Landes so ungeheure Opfer und Leiden verursacht hätte. Für eine Reihe von Jahren hätte die freiheitliche Partei in den Vereinigten Staaten diese Niederlage nicht verwinden können, und die unbedingte rücksichtslose Herrschaft des Baumwollinteresses wäre für ebenso lange gesichert gewesen. Die Aussicht auf europäische Unterstützung aber hat den Krieg tiefer und tiefer sich wühlen lassen, und jetzt noch ein kurzer Feldzug und der gordische Knoten der Sklaverei, die als Sklavenfrage die Politik der Vereinigten Staaten von ihrem ersten Moment an bis jetzt beherrscht hat, wird mit dem Schwerte durchhauen werden.

Immer näher rücken die Gesetze und Maßregeln des Kongresses dem eigentlichen Kernpunkt, d. h. der Sklaverei. Zwei große Akte sind heute schon der hoffentlich unter allen Umständen bleibende Gewinn. Die Aufhebung der Sklaverei im Distrikt Columbia, d. h. am Sitz der Regierung, in Washington selbst und seiner unmittelbaren Umgebung, und zweitens, der Abschluß des Vertrags mit England über das Durchsuchungsrecht, der dem Sklavenhandel ein Ende macht. Jetzt noch der schon erwähnte dritte Akt, der um so sicherer ist, als ihn die direkte Noth des Krieges abgezwungen hat, die Konfiskation, d. h. die Freisprechung der Neger, die den Rebellen gehören, und wichtiger als Alles: die Verwendung der Sklaven im Kriege selbst. Wenn diese Maßregel regelmäßig in Vollzug gesetzt wird, so ist die Entscheidung gegeben. Dann wird nicht mehr die Sklavenfrage, nicht mehr die Sklaverei als solche auf der Tagesordnung stehen, sondern zwei andere Fragen werden dann Amerika und die Welt beschäftigen: Erstens, was wird aus dem freien Neger? Zweitens, woher bezieht Europa für die nächsten Jahre die Baumwolle?

Digitized by Google

# Politischer Monatsbericht.

Von H. B. Oppenheim.

Berlin, 2. August 1862.

Wenn ein Preußischer Minister, wie seiner Zeit Lord John Russel, die Anerkennung Italiens gleich nach dessen Konstituirung ausgesprochen hätte, so würde er seinen Kollegen und sich selbst höchst unstaatsmännisch vorgekommen seyn Er hätte dadurch den Verdacht erregt, daß er feste Meinungen, wohl gar Prinzipien zu hegen im Stande sey, daß er eine sichere Schlußfolgerung ohne Unterbrechung zu Ende zu denken vermöge, und das widerstreitet sowohl der Tradition im Allgemeinen, als insbesondere der Politik der freien Hand. Seitdem die Anerkennung Italiens ventilirt wird, konnte Jedermann genau wissen, daß sich Preußen dieser Forderung nicht lange würde entziehen können; wollte die Regierung auch die gefährdeten Handelsinteressen noch länger unberücksichtigt lassen, so drängten sich doch die Forderungen der allgemeinen Politik unabweisbar auf. Ein selbständiges und entschiedenes Verhalten — mit Hintansetzung der Legitimitätsskrupel, die doch am Ende dem gläubigsten Anhänger dieser Theorie vor einem Jahre nicht heiliger waren, als gestern, — hätte Preußens Verhältniß zu Frankreich und Italien, so wie seine Europäische Stellung überhaupt nur gefördert, und seine Beziehungen zu Oestreich nicht mehr verbittern können, als seine Einwirkung in Kurhessen und der Handelsvertrag gethan, als überhaupt jede Velleität einer selbständigen, wirklich Preußischen Politik stets thun wird. Um aber der liberalen Partei die geforderte Befriedigung nicht zu gewähren, mußte gewartet werden, bis Rußland nachzuhinken war, bis Rußland uns ins Schlepptau zu nehmen schien. Dasselbe Rußland, das so eben, im Hinblick auf Europäische Verwickelungen und in Aussicht der französischen Allianz, den Panslawismus in Polen konstituirt, das in keiner Europäischen Frage bisher auf Preußische Interessen die geringste Rücksicht nahm. Freilich sollte um keinen Preis „mit der Vergangenheit gebrochen“ werden, und die Vergangenheit war hier von Schleinitz's berühmter Koblenzer Note repräsentirt, die gerade von dem obengenannten Englischen Minister eine so harte Abfertigung erfahren hatte. Man versteckte sich also, um den Uebergang abzuschwächen, ängstlich und schüchtern hinter Vorbehalten, die keine sind, die unseren Ministern nicht einmal dafür gelten können und die dem Italienischen Ministerium nur die erwünschte Gelegenheit geboten haben, jeden Vorbehalt als nichtig zu bezeichnen. Der begriffmäßigen Natur der Sache und den allgemein gültigen Grundsätzen des Völkerrechts gemäß, ist eine Anerkennung, wenn auch von der Garantie unterschieden, doch

Digitized by Google

jedenfalls unbedingt und vorbehaltlos, schon deshalb, weil sie nicht zurückgenommen werden kann.

Aber auch die verspätete Anerkennung, die das Publikum in Preußen zuerst durch die ausländische Presse erfuhr, wäre ohne Oestreichs wiederholte Provokationen wahrscheinlich noch hinausgeschoben worden. Das auswärtige Amt in der Wilhelmsstraße ist seit seiner Niederlage in Hessen-Kassel wirklich, wie es scheint, zu der Einsicht gelangt, daß ein erträgliches Verhältniß zum Wiener Kabinet nur durch fortwährende Nachgiebigkeit und freiwillige Demüthigung herzustellen wäre. Jetzt ist in Wien der ganze Apparat der todtgeborenen und in Weingeist aufbewahrten Bundesreformprojekte wieder hervorgesucht, wird aber, wie wir vermuthen, bei der erregten Stimmung der Nation auch rasch wieder eingepackt werden. Die Herren v. Beust und v. Dalwigk selbst werden, wie Bleisoldaten, wieder in die Schachtel zurückgelegt. Von den Wiener Konferenzen ist kaum mehr die Rede, als daß sie vertagt werden. Das Volk ist zu hungrig, zu kräftig und zu reif für diese Scheinkost. Dergleichen ist nur brauchbar, wenn es unnöthig ist. — Das centralisirte Oestreich *kann gar nicht* ein Deutsches Parlament berufen; denn entweder beriefe es nur die Deutsch-Oestreicher hinein, so würde es damit gegen sein eigenes Programm präjudiziren; oder es beriefe alle k. k. Unterthanen, — aber wie könnte ein Oestreichischer Minister hoffen, daß ihm für *Frankfurt* gelänge, was ihm für den *Wiener* Reichstag mißlingt! Und was würde Deutschland dazu sagen!

Wirklich soll die alte Formel von der Aufnahme Gesammt-Oestreichs in den deutschen Bund, dessen gebrechliche Form, beiläufig gesagt, einen so ungeheuren Choc keine Stunde lang aushielte, auf das kommerzielle Gebiet übertragen werden und heißt nun: Aufnahme des gesammten Oestreichs in den Preußisch-Deutschen Zollverein. Die Geschichte der desfallsigen Verhandlungen vor zehn Jahren, oder vielmehr des Abbruchs derselben, belehrt uns zur Genüge über die eigentlichen geheimen Intentionen bei Auswerfung dieses Köders. Wenn Oestreich etwas anders damit bezweckt, als in einigen süddeutschen Staaten der Rekonstituirung des Zollvereins Hindernisse in den Weg zu legen, warum kommt denn sein Manöver gerade erst zur Zeit der Endberathungen über Annahme und Ratifikation des Französisch-Deutschen Handelsvertrages? Warum nicht, den vertragsmäßigen Voraussetzungen entsprechend, vor zwei Jahren? Jetzt kommt Graf Rechberg und fordert gebieterisch die Aufhebung alles in einer anderen Richtung Geschehenen, das Zurückschrauben auf einen überwundenen Standpunkt, damit Oestreich sich besinnen könne, was für „nothwendige Modifikationen“ es uns dann noch aufzuerlegen gedenke. Sein Zollvereinsprojekt mit einem unverhältnißmäßigen Löwenantheil für die Oestreichische Staatskasse, basirt auf den bisherigen, völlig unzeitgemäßen Tarifen, mit vielen, die angetragene Gemeinschaft auf

Digitized by Google

einem kurzen Umwege wieder vereitelnden Ausnahmsbedingungen, kann weder die Staaten verführen, welche eine blühende Industrie haben, noch diejenigen, welche sich ihrer Portionen an den Zollvereins-Einnahmen erfreuen. Alle Konsumtionssteuern, alle Finanzzölle (namentlich auf Kolonial- und sonstige außereuropäische Waaren) wären getrennt vorbehalten, selbst das Tabaksmonopol, nur das hohe Schutzzollsystem wäre etwa gemeinsam. — Ehe dieses Kuckucksei in die süddeutschen Nester gelegt war, machte eine Zeitungsente jenseits des Mains die Runde, die zu ergötzlich und zu bezeichnend war, um der Vergessenheit ohne Weiteres anheimzufallen: Es hieß damals, Oestreich wolle seinen süddeutschen Bundesgenossen für den Fall ihres Austritts aus dem reformirten Zollverein den bisherigen Ertrag ihrer Zollvereins-Einnahmen garantiren. Garantiren, womit und worauf? Etwa auf die Ueberschüsse seiner Finanzen, auf die Ungarischen Steuer-Ergebnisse, oder auf den Verkauf der konkordatlich versperrten Kirchengüter? — — Es ist zum Glück keine Gefahr, daß Oestreich sein Ziel: die Unterwerfung des Zollvereins unter eine protektionistische, unfreie, uncivilisirte und undeutsche Majorität und damit die Beherrschung unseres ganzen Systems von Verträgen und Allianzen, erreiche. Aber es müßte doch vor allen Dingen festgestellt werden, daß Preußen eher den Zollverein preisgäbe, als den Handelsvertrag, der dem Deutschen Gewerbfleiß allmälig den größten Theil des industriellen Europas und indirekt sogar eine große Anzahl überseeischer Kolonien eröffnet. Der Zollverein ist eben nur durch eine feste Position Preußischerseits seinem Inhalte nach zu erhalten, nur dadurch aufrecht zu halten, daß Preußen mit festem Willen und rücksichtsloser Energie die Oestreichischen Intriguen kreuzt. Schließlich werden die, handelspolitisch enklavirten, Norddeutschen Mittel- und Kleinstaaten *nicht* austreten *dürfen* und die anderen — aus bekannten Gründen — auch nicht wollen.

Das Volks-Interesse leidet schon schwer genug darunter, daß bei der eigenthümlichen und fehlerhaften Organisation des Zollvereins jede parlamentarische Betheiligung an dessen Zwecken und Objekten zur bloßen, leeren Form herabsinkt, und daß unsere Kammern, wollen sie nicht den absoluten Stillstand dekretiren, bei diesen, wie bei den meisten anderen Fragen der einheitlichen Gesetzgebung für Deutschland, zuletzt zu den Regierungsvorschlägen nur ein unbedingtes *Ja* sagen dürfen. Je mehr Langmuth die Preußische Regierung an Bückeburg und Nassau verschwendet, desto weniger Rücksicht wird auf die parlamentarischen Befugnisse des eigenen Landes genommen, desto seltener werden selbst die unmittelbar Betheiligten, die Industriellen und die Steuerzahler, gehört. Kommt endlich einmal ein Gesetz oder Vertrag vor die Landesvertretungen, so ist die Geduld der Nation erschöpft, und damit überhaupt Etwas zu Stande komme, darf nicht daran gemäkelt werden. (Nur ein Dutzend Oestreichisch gestimmter Ultramontanen haben sich, natürlich blos

Digitized by Google

aus warmem Eifer für die vaterländische Industrie, bei der Debatte der Preußischen Zweiten Kammer diesem Gebot einer traurigen Nothwendigkeit zu entziehen gewagt.)

Wir erleben es an dem Deutschen Handelsgesetzbuch, wie schwer die Einheit selbst auf solchem neutralen Gebiete herzustellen ist: die zum Hauptthor hinausgewiesene Zersplitterung schleicht sich durch Zusätze und Einführungsgesetze überall wieder ein. Die Elbzollkonferenzen und die Küstenschutzkommissionsberichte besagen noch Schlimmeres. Wir können uns am Ende Glück wünschen, wenn ein Fortschritt, wie durch Handelsverträge, vom Auslande kontraktlich geheischt und fixirt werden kann, weil wir sonst ewig darauf verzichten müßten. Wäre doch die schwarz-roth-goldene Flagge beinahe eingeführt worden, damit wir uns nicht vor den Siamesen zu schämen hätten und den hinterasiatischen Regierungen zur Noth über die komplizirten Deutschen Verhältnisse Rede zu stehen vermöchten!

Der neue Handelsvertrag mit Frankreich, der ein System des entfesselten Verkehrs für Mittel-Europa zu inauguriren bestimmt ist, wird nicht blos Zollschranken niederreißen, sondern auch mit zwingender Nothwendigkeit zur Reform der inneren Gesetzgebung und zur Zerstörung vieler weit schlimmerer Schranken im Innern führen, da es schließlich doch selbst deutschen Regierungen schwer fallen muß, dem Landsmann z. B. das Maaß von Freizügigkeit und Gewerbefreiheit zu versagen, welches dem Ausländer vertragsmäßig gewährt werden muß. Die Entlastung der Produktion (z. B. der Bergwerke) von gewissen drückenden Abgaben, die Regulirung der Wasserstraßen, die allgemeine Hebung der Verkehrsmittel und besonders die Herabsetzung der Eisenbahntarife sind ebenso gebieterische Forderungen, die an die neuen Verträge anknüpfen. Immerhin wäre es erhebender, wenn Deutschland solche Errungenschaften nicht dem Anstoß von Außen, nicht der diplomatischen französischen Propaganda, wie einst so viele Justiz- und Verwaltungs-Reformen der bewaffneten französischen Propaganda, zu verdanken hätte. — Schauen wir daneben auf die hoffnungsarmen Beschwerden der Deutschen Gewerbsstände, denen Zersplitterung und kleinstaatlich-büreaukratische Indifferenz während mehr als einem Menschenalter die Lebensadern unterbanden, so muß auch für und durch die materiellen Interessen, ja für und durch diese vor allen übrigen, die nationale Vertretung und einheitliche Leitung als Lebensfrage in erster Linie stehen. Der Abgeordnete v. Rönne (Solingen) verglich die Konstitution des Zollvereins mit einem Polnischen Reichstage; ein sogenanntes Zollparlament wäre auch nur eine Verkleisterung der bisherigen Mißstände unter einem parlamentarischen Formalismus, bei welchem die eigensüchtige und schlendrianhafte Isolirung der Einzel-Regierungen durch die provinziellen Vorurtheile und Beschränktheiten noch verstärkt würde. Nur die ganze Freiheit kann noch helfen: die lange Vorenthaltung der

Digitized by Google

nöthigsten Ressourcen hat doch endlich dahin geführt, daß mit Scheinmitteln und Palliativen nicht mehr zu täuschen, nicht mehr hinzuhalten ist!

Die rein theoretische Agitation, auf welche die Nation für ihre theuersten Interessen noch immer angewiesen ist, die ganze Geschichte unserer parlamentarischen Kämpfe, die bis jetzt beinahe nur moralische Erfolge aufzuweisen hat und an praktischen, greifbaren Resultaten ziemlich arm ist, hat eine gewisse Begriffsverwirrung erzeugt, wonach die Bewegung vielfach gleich auf rein theoretische Ergebnisse (Erklärungen, Demonstrationen, Proklamationen, Manifestationen, ja sogar bloße „Tagesordnungen") angelegt wird. Der endliche Sieg der Idee ist ein schöner Glaube, aber die Idee muß, um den materiellen Widerstand zu besiegen, in den allgemeinen Interessen verkörpert werden. Als der Nationalverein, statt weiter über die beste Form der Deutschen Verfassung zu streiten, der Einheits-Idee in Turn-Gemeinden und Schützen-Vereinen ein Heer vorzubereiten begann, da erst begriff er seine ganze Aufgabe. Noch ist erst ein kleiner Anfang gemacht. Das Schützenfest zu Frankfurt am Main, bei welchem die „Deutsche Trikolore", zu Janhagel's Rührung, selbst von einigen Gesandtschaftshotels herabwehte, wohl seit dem Hambacher das größte politische Fest in Deutschland, war so voll erhebender und erwärmender Eindrücke, daß die meisten Anwesenden den Maßstab für die wirklichen Leistungen darüber verlieren mußten. Niemand konnte sich der gehobenen Stimmung entziehen, Niemand ging ungerührt davon, Manchen mag es geweckt, Manchen ermuntert und im Glauben gestärkt haben. Es lieferte wieder den Beweis von der ewigen Jugend und der zukunftsgläubigen Treue der Nationen. Solch ein Fest ist eine Bürgschaft künftiger Thaten, die Weihe edler Vorsätze, aber es ist an sich noch keine That. Der Gegensatz der gehobenen Stimmung gegen die Misère unserer öffentlichen Zustände, welche dem Feste seinen feierlich rührenden Charakter gab, sollte die Enthusiasten gerade verhindern, den Mund darüber allzuvoll zu nehmen. Weil mit richtigem Takt — denn auch der freieste Mann diskutirt nicht unter den Waffen — jede speziell politische Debatte ferngehalten ward, erschien die Eintracht auf dem Feste so groß, als sie in Deutschland allerdings jedem auswärtigen Feinde gegenüber seyn würde; aber unter den allgemein gehaltenen Phrasen mochte die Stimmung Vielen „großdeutsch" erscheinen, zumal die Anwesenheit der Oestreicher wegen ihrer sonstigen Seltenheit lebhafter und freudiger bemerkt ward. War das Schützenfest großdeutsch, so war es das, wie ein Arndt'sches Lied; aber zu Frankfurt auf dem Parlament, wo E. M. Arndt keine Lieder sang, war er nicht so großdeutsch, als in seinem berühmten Vaterlandsliede. Die bloße Vaterlands-Phrase freilich wird immer großdeutsch seyn! — Das Fest war ebensowohl eine Rede-, als eine Waffen-Uebung. Besser wäre es freilich, wir hätten mehr Schütz en und weniger Feste; wenn auch nicht zu leugnen ist, daß solche Festlichkeiten

Digitized by Google

die zu Grunde liegende Idee den Massen erst lebendig darstellen. Sie mögen nur bisweilen den Nachtheil haben, über die eigentlichen Schwierigkeiten zu täuschen und der jugendlichen Begeisterung das ferne Ziel als schon halb erreicht vorzuspiegeln. Die zähe Thatkraft, welche den Sieg erringt, ist selten beim Jubel der öffentlichen Spiele zu finden. Die aber, welche an den Weihestunden in Frankfurt theilgenommen, sollen nicht vergessen, daß sie damit die feierliche Verpflichtung eingegangen, niemals durch feige Nachgiebigkeit oder schwächliche Akkomodation an irgend einem Punkte dem Rechtsstande Deutscher Nation das Geringste zu vergeben, daß sie ein heiliges Gelübde übernommen haben, für die Sache der Freiheit und Einheit einzustehen an jedem Platze und mit allen Kräften; sie mögen der großen Muster eingedenk seyn, welche die neuere Geschichte von jenen Vlämischen Armbrustschützen-Kompagnien voll gerechten Bürgerstolzes bis herab zu Garibaldi's in Noth und Exil gestählten Freiwilligen ihnen vorhält!

Auch die Anwesenheit der Schweizer, deren glorreiche Verfassung aus dem Freischaarenkampfe gegen den Sonderbund hervorging, mahnte in großem Style an die auf freiem Beschluß und nationaler Erhebung begründete Legalität eines Volksstaates. Die freien Schweizer, die, der umstrickenden Französisch-Italienischen Pression gegenüber, sich enger an Deutschland anzuschließen suchen, waren nicht umsonst so zahlreich in Frankfurt erschienen; sie wünschen uns in ihrem Interesse sicherlich alles Gute; und auf solidere Bundesgenossen, als solche, kann man überhaupt nicht rechnen. Neben den Schweizerischen Kernschüssen zogen die Tyroler mit den viel besungenen, aber trotz Singsang und Gemüthlichkeit veralteten Stutzen den Kürzeren, bewiesen aber desto mehr Meisterschaft in der Kunst der Rede, behufs welcher diese Naturkinder eigends von einem Professor begleitet wurden, der gegen den Ausdruck „Schmerzenskind" für Deutsch-Oestreich protestirte und dafür seitdem Oestreichische Orden, Deputationen und Addressen empfing. Wenn seine Landsleute die Schwäche haben, lieber beneidet, als bemitleidet zu werden, so bedauern wir sie darum. Welcher Deutsche Stamm hätte nicht schon einmal für ein Schmerzenskind der armen Mutter Germania gelten können! — Nicht blos Die Schmerzen empfinden, sondern auch Die Schmerzen verursachen, werden Schmerzenskinder genannt; und wenn die Deutsch-Oestreicher mit der Rolle, die ihre Regierung bislang in allen Deutschen Fragen gespielt und mit der Schein-Verfassung, die ihnen in der allgemeinen Gesammtstaats-Unordnung zu Theil geworden wirklich zufrieden sind, nun denn, desto schlimmer für sie und für uns! — Zur Charakteristik der hier erwähnten Polemik diene des Professors Aeußerung, daß das Haus Oestreich in edler Selbstvergessenheit die Lombardei geopfert habe, um den Rhein zu retten. Solches sei geschehen im Jahre des Heils 1859 im Friedensschluß zu Villafranca. — Wenn dergleichen

Digitized by Google

Aeußerungen beim Banket nicht mit der Goldwage zu wägen sind, so hätte die Frankfurter Tagespresse auch nicht mit ketzerrichterlicher Spürnase nach den versteckten Indizien eines selbst noch innerhalb der Fortschrittspartei zu entdeckenden spezifischen Preußenthums zu forschen gebraucht. Niemand will bestreiten, daß das Ministerium Roon-von der Heydt ebenso wenig, als das Ministerium Schmerling-Rechberg, geeignet ist, für den Gedanken einer Suprematie in Deutschland Propaganda zu machen; auch verhehlen wir uns nicht, daß jede Suprematie, selbst eine solche, die zur Erringung der Einheit nützlich seyn kann, mit und in der Freiheit von selbst verschwindet; — aber die Anerkennung darf auch nicht versagt werden, daß der Kampf, der jetzt in Preußen mannhaft geführt wird, auf dasselbe Ziel hinweist, wie die Deutschen Schützenvereine, daß die Preußische Militärfrage wichtiger ist, als das Deutsche Schützenfest, und daß, wer in Preußen für das Recht einsteht, für Deutsches Recht einsteht. Das ist ja eben der Segen eines großen Staatswesens, an wie vielen Mängeln, an was für unvermittelten Gegensätzen es immer leide, daß die großen Zeitfragen in ihm konkrete Gestalt gewinnen und zu praktischen Lösungen drängen, — wobei denn der Deutsche Idealismus, der im Exil oder in der Kleinstaaterei sein freies Spiel mit Theorien und Zukunftsträumen ungestörter treiben kann, allerdings zuweilen empfindlich verletzt werden mag.

Freilich, nicht in den nächsten Tagen, nicht durch eine Abstimmung auf dem Dönhofsplatze wird das große Problem der Volksbewaffnung gelöst, wird der große Kampf der Zeit gegen Söldlingstruppen, gewerbsmäßigen Offiziersdienst der Aristokratie und verfassungsfeindliches Prätorianerthum ausgefochten werden. Der Konflikt ist nicht von gestern; es war schon derselbe uralte Zwist, der in den Märztagen 1848 die Explosion verursachte. Heute weiß die ganze Nation, worauf es ankommt, daß es gilt, die theuersten geistigen und die unentbehrlichsten materiellen Güter sicherzustellen. Ob nun diese oder jene Form für Das, was schon überall lebendig empfunden und klar ausgesprochen wird, von der Landesvertretung angenommen werde, daran liegt wenig. In fast allen vorgeschlagenen Formen ist derselbe wesentliche Inhalt. Wie viel oder wenig Widerstandskraft man zur Zeit noch den, durch langen Druck, zweideutige Gesetze und veraltete Beschränkungen gebundenen Kräften zutraue, die Situation verbietet jede faule und feile Transaktion, jeden halben Schritt, den Feigheit oder Schwäche fälschlich mit dem schönen Namen Mäßigung verbrämen möchten. Die Konstitution ist auf eine Probe gestellt, bei der es sich um ihren Kern und wahren Gehalt handelt, wo alle Die, so wirklich konstitutionell sind, auf der Einen Seite stehen. Man rede uns nicht von Verfassungskrisis, sie ist da, sie kann nicht vermieden werden; eine Verfassung, die bei dieser Gelegenheit zusammenbräche, wäre keinen Schuß Pulver werth, wäre ein

Digitized by Google

Non-ens, und die Ueberzeugung von ihrer Nichtigkeit wäre mehr werth, als die Täuschung ihres Bestehens. Man könnte, einen Satz Lessing's parodirend, sagen: Wer über gewisse Dinge die Verfassung verliert, der hatte keine zu verlieren. Die Frage dreht sich aber nicht blos um den eigentlichen Geist und die Kraft des Rechtsstaates, nicht blos um die ersten und unerläßlichsten Bedingungen und Bestimmungen des allgemeinen Staatsrechtes, sondern auch um den deutlichen Buchstaben der Preußischen Verfassung selbst. Was besagt Art. 34.? „Alle Preußen sind wehrpflichtig. Den Umfang und die Art dieser Pflicht bestimmt das Gesetz". — Nun steht aber mit mathematischer Gewißheit fest, daß die allgemeine Wehrpflicht (die zugleich ein Recht aller Einzelnen, wie der Gesammtheit ist) bei dreijähriger Präsenzzeit unausführbar ist. Auch das von den Gegnern angeführte Gesetz von 1814 erklärt, daß der Umfang des Heeres auf gesetzlichem Wege zu fixiren sey. Auch Art. 5. der Verfassung gehört hierher: „Die persönliche Freiheit ist gewährleistet. Die Bedingungen und Formen, unter welchen eine Beschränkung derselben zulässig ist, werden durch das Gesetz bestimmt". — Jede Veränderung der Heeresorganisation bringt aber verschiedentliche Beschränkungen der persönlichen Freiheit mit sich. — So weit, was den formalen Rechtsstandpunkt betrifft, den übrigens die Regierung vor drei Jahren durch Vorlegung ihrer Organisationspläne anerkannt hatte und nur dann bestritt, als sie die Verwerfung derselben zu befürchten hatte. Die Finanzgewalt der Kammer ist in dieser Materie noch weniger bestreitbar; wenn die Regierung durch provisorische Einrichtungen faits accomplis schaffen dürfte, so hätte die Finanzgewalt der Landesvertretung und die Landesvertretung selbst ein Ende. Könnte ein Ministerium die Lücken des Preußischen Staatsrechts in Bezug auf Etats-Wesen und Ministerverantwortlichkeit mißbrauchen wollen, um die Kammer lahm zu legen, so stünde die Regierung jeder in naher oder ferner Zukunft drohenden Eventualität macht- und rathlos gegenüber. Der Geist der Nation und die materielle Kraft würden ihrer Einwirkung entzogen. In der That führen auch die reaktionären Tendenzen unserer aristokratischen Militärpartei folgerichtig zu einem kleineren stehenden Soldheere mit starkem und kostspieligem Offizierskorps, in dessen Händen dasselbe velut cadaver willenlos läge, während die nationale Partei der Regierung nicht nur ein starkes Volksheer mit jährlichen Aushebungen von 63,000 Mann bietet, sondern ihr auch noch die Sympathie und die thatkräftige Allianz des gesammten Deutschen Volkes (ja vorläufig schon eine Reihe der beliebten Militär-Konventionen) gewährleisten würde. — Nicht auf die alte und in vielfacher Hinsicht unpraktische Form der ohnehin entarteten, „verwahrlosten" und ihrem ursprünglichen Charakter absichtlich entfremdeten Landwehr steifen sich die Volksvertreter, sondern auf das System einer wirklichen Volksbewaffnung

Digitized by Google

nach „allgemeiner Wehrpflicht“. Dann fordern sie, daß der waffenpflichtige Bürger nicht als ein Unmündiger außer dem gemeinen Gesetze stehe, daß er dieselben Garantien einer unabhängigen Justiz genieße, wie die anderen Altersklassen, daß dem gemeinen Soldaten ein menschenwürdiges Dasein und die Aussicht auf einen entsprechenden Spielraum seiner Kräfte und Fähigkeiten auch innerhalb des Kriegsdienstes gesichert werden[1]). Sie wollen ein Heer mit der und für die Verfassung, das stark sei gegen den äußeren Feind, statt eine ewige Drohung gegen die Konstitution zu seyn, das die Kadres eröffne für ein Deutsches Heer, wenn dereinst Preußen, oder vielmehr Deutschland, als wirkliche Großmacht aufzutreten entschlossen wäre. Das Preußische Landwehrsystem verdankt bekanntlich seine Entstehung der in Preußens großen Feldherren und Staatsmännern durchgedrungenen Ueberzeugung, daß Preußen durch ein stehendes Heer, durch eine bloße Berufs-Armee nicht ausreichend geschützt werden könne. Ein wirkliches Volksheer ist das beste Werkzeug in der Hand eines wahren Staatsmannes und Feldherrn; Stümper freilich bedienen sich lieber der schlechtesten alten Instrumente, die ihnen aber bequem in der steifen Hand liegen, als der großen Maschinen, bei welchen unter weiser Leitung die Naturkräfte gewaltig mitarbeiten. — Auf die Details der Militär-Organisation einzugehen, ist hier nicht der Ort. Es hieße auch, bei der reichen Literatur (Rüstow, v. Luck u. A. m.) und den ausführlichen Fraktions-Verhandlungen, Wasser ins Meer tragen. Nur die Anschauung wollten wir nachdrücklich betonen: daß die Militärfrage den ganzen Rechtsstaat in sich birgt, und daß sie nur im großen Ganzen und nach den höchsten Rechtsprinzipien anzufassen ist; — ein mühevolles Ringen, aber wohl des Schweißes der Edlen werth, und sollte es auch die Thatkraft einer Generation kosten!

Bei den bisherigen Arbeiten der diesjährigen Session haben die neuen Fachminister, jeder in seiner Branche, durchweg eine nicht zu leugnende Unzulänglichkeit an den Tag gelegt. Der Minister des Innern wußte weder über die angefochtene Wahlbeeinflussung, noch über die offiziöse Presse, der Justizminister weder über die angebliche Kontinuität der Herrenhaus-Sitzungen, noch über die Militärgerichtsbarkeit, noch über die Zeugnißpflicht der Redakteure mit hinreichender Sachkenntniß und deutlicher Begriffsbestimmung Rede zu stehen. Von den auswärtigen Angelegenheiten ist es längst bekannt, daß die Mittheilungen nicht der Mühe werth sind, auch die schärfste Interpellation wird da Nichts herausziehen; denn entweder sind die Verhandlungen schwebend und darum in Geheimniß gehüllt, oder sie sind schon abgethan, und dann ist jede Debatte zwecklos. — Zur Vertheidigungsmethode

[1]) Selbst im Oestreichischen Reichsrath wurde bei Gelegenheit der Reduktion des Militär-Budgets höhnend darauf hingewiesen, daß das Avancement für Bürgerliche in Oestreich nicht gehemmt sey, wie in Preußen.

Digitized by Google

des Ministers des Innern scheint es zu gehören, daß er die Verantwortlichkeit für seine Unterbeamten ablehnt. Diese Unterbeamten, sollte man meinen, entwickeln plötzlich eine wunderbare Selbständigkeit. So hieß es in Bezug auf die Ausschreitungen bei der Leitung der Wahlen, so hieß es den Klagen über die Unziemlichkeiten der offiziösen Presse gegenüber. Wer in aller Welt ist denn eigentlich verantwortlich? Irgend jemand muß es doch seyn; ist es der Minister nicht, so ist es jeder Beamte für das, was er ausgeführt hat, und dann wären wir bei dem Englischen System angelangt, daß jeder Beamte wo möglich von Jedermann aus dem Volke für gesetzwidrige Handlungen zur Rechenschaft zu ziehen sey, — ein Grundsatz, der weder der Büreaukratie, noch den Ministern in Preußen besonders behagen würde. Wenn bei den Ministern konstitutioneller Länder oft tadelnd, oft lobend bemerkt wird, daß sie auf ihre Verantwortlichkeit eifersüchtig sehen, so findet das bei uns keine Anwendung, da die Preußischen Minister ihre Verantwortlichkeit bald nach Oben, bald nach Unten abzuladen pflegen. Beides läuft gegen die konstitutionelle Theorie. Denn was die Unverantwortlichkeit nach Oben betrifft, so lautet sie: Stimmst Du mit dem Könige überein, so decke ihn; wo nicht, so nimm Deine Entlassung. In der anderen Richtung heißt es: Hat der Beamte in Deinem Sinne gehandelt, so decke ihn; wo nicht, so entferne ihn. — Ein Drittes giebt es nicht.

Wo möglich, noch ärger, als bei der Debatte über die Militärgerichtsbarkeit, wurden die juristischen Begriffe bei der Diskussion über die Zeugnißpflicht, beziehungsweise Denunziationspflicht des Redakteurs, verwirrt. Im Wesentlichen handelt es sich hier freilich de lege ferenda, um so mehr, als auf eine besonders humane Auslegung der bestehenden Gesetze in den beregten Fällen selten zu zählen ist. Gerade darum verdient ein Mann, wie der wackere Redakteur von Insterburg, der sich dazu hergiebt, an seinem eigenen Leibe die thatsächliche Demonstration zu liefern, zu welchen Absurditäten und Unmenschlichkeiten der positive Buchstabe des bisher bestehenden Gesetzes führen kann, das höchste Lob; doch läßt die Frage noch weitere Gesichtspunkte zu. Wir verweisen deshalb auf Prof. Franz v. Holtzendorff's Abhandlung in Nr. 28. seiner „Allgemeinen Deutschen Strafrechtszeitung" (vom 12. Juli 1862), deren Schlußforderungen folgende sind:

„Verbesserte Anordnung und Handhabung der prozessualischen Garantieen gegen Vernehmung der Redakteure zum Zweck der Ermittelung gemeiner Vergehen, welche den strafbaren Ursprung eines Preßerzeugnisses betreffen. — Unbedingte Anerkennung der gesetzlichen Anonymität in Beziehung auf den strafbaren Inhalt der Preßerzeugnisse. — Ausdrückliche Befreiung der Redakteure von Zeugniß in Disziplinar-Untersuchungen aus Anlaß der in die Presse gelangten Mittheilungen."

Daß es sich bei Otto Hagen um die Reklamation einer Militärbehörde



Digitized by Google

gegen Mittheilung einer an sich harmlosen Thatsache handelt, kennzeichnet — der Roon'schen Beschwerde über die vorgeblich von der demokratischen Presse erweiterte Kluft zwischen Civil und Militär gegenüber — das Verhalten der Militärämter zur Presse, während das Verhältniß derselben zur Justiz des Landes dadurch bezeichnet wird, daß kürzlich eine Schwurgerichtssitzung ausfallen mußte, weil ein gemeiner Soldat, der als Zeuge aufgefordert war, von der Parade, wohl seiner Unentbehrlichkeit halber, keinen Urlaub erhielt. Oder sollen wir, um das Verhältniß derselben zum ganzen Gewerbestande zu bezeichnen, auf die Straßenkämpfe hinweisen, welche zu Frankfurt a. d. O. die Messe, die Haupterwerbsquelle der Stadt, unterbrachen? — Die Minister versprechen in solchen Fällen Untersuchung, Abhülfe. Das Volk lauscht diesen Versprechungen ohne rechtes Vertrauen: eine eklatante Genugthuung, die Statuirung eines Exempels sind noch nicht vorgekommen. Erst wenn Militär und Büreaukratie nach allgemein gleichem Maße vor bürgerlichen Gerichtshöfen Recht nehmen müßten, erst dann würde man es auch natürlich finden, daß bisweilen, wie der Herr Justizminister von dem Sobbe-Putzky-Falle rühmte, nach dem Antrag des (Civil-) Vertheidigers entschieden würde.

Ein trübes Vorzeichen für den bevorstehenden Streit über das Militär-Budget ergab sich bei der Streichung des an sich geringfügigen Postens für die offiziöse Presse, d. h. für die Herren von der Feder, welche sich, wie der Minister des Innern sagt, die Ansichten der Regierung „angeeignet" haben. Wie in aller Welt haben sie das gemacht? Wo haben sie diese Ansichten gefunden? Haben alle Minister dieselben Ansichten? und wenn nicht, welche haben sie sich angeeignet? Und hatten sich nicht dieselben Männer früher ganz andere Ansichten „angeeignet?" Wenn das Tugend ist, soll sie aus dem Staatssäckel belohnt werden? Das sind wohl aufzuwerfende Fragen, aber es sind noch nicht die, um welche es sich am Wesentlichsten dabei handelt. Wenn ein Ministerium aus einer Partei hervorgeht, so findet es auch ohne geheime Fonds seine Vertretung in der Presse, und zwar reichlich; hat es aber keine Partei im Lande, so kann es auch mit Millionen keine würdigen Preßorgane zu seiner Vertheidigung aufbieten, und jeder Pfennig ist dafür zum Fenster hinausgeworfen. Ganz abgesehen von allen Parteistandpunkten, ich möchte den Mann sehen, der der Sternzeitung auch nur einen Gran von Einfluß *für* die Regierung, sey es auf die öffentliche Meinung im Inlande, sey es nach Außen, zutraute! — Aktenstücke mitzutheilen, dafür findet sich überall der Raum; für offene Erklärungen giebt es *offizielle* Blätter, aber die sogenannten *offiziösen* Zeitungen können nur dann einen gewissen Einfluß gewinnen, wenn sie nicht offenkundig von der Regierung erhalten werden. Zu literarischen Subventionen darf sich überdies die Regierung nicht länger verpflichten, als ihre Vollmacht

Digitized by Google

nach den Bewilligungen des Landtags reicht. Geschieht das Gegentheil und glaubt der Minister sich ganz konstitutionell in die Freistätte der nachträglich gutzuheißenden Etats-Ueberschreitungen retten zu dürfen, so ist damit ein Präzedenzfall eingeführt, der die ganze Finanzgewalt des Landtags zur hohlsten Illusion herabsetzt, und eine Handlungsweise adoptirt, welche die Kreuzzeitung vorgeschrieben hat.

Lord Brougham hat kürzlich in einer neuen Schrift nachzuweisen versucht, daß jede Verfassung aus Kompromissen entsteht und auf Kompromissen beruht: ein Kompromiß der realen Machtverhältnisse zuerst bei Aufstellung der Verfassung, dann Kompromisse bei der Ausführung, bis eine sichere, friedliche Praxis unverbrüchlich feststeht. Ja wohl, aber zu Kompromissen müssen alle Theile in billigem Verhältniß beitragen. Je weniger der eine Theil entgegenkommt, je mehr er der friedlichen Ausgleichung Eintrag zu thun droht, um so zäher muß der andere Theil die Mittel der Machtentfaltung verweigern. Die Frage der Staats-Eisenbahnen gehört hierher. Ob Staatsbahn, ob Privatunternehmung — diese Frage wird wohl überall nach besonderen Umständen zu beantworten seyn; aber ohne Rücksicht auf theoretische oder praktische Bedenken, im rein gouvernementalen, nicht in einem vermeintlich industriellen Interesse hat der leitende Minister in Preußen längst schon fast alle Eisenbahnen zu Handhaben der büreaukratischen Allgewalt (nebenbei auch zu Civilversorgungs-Anstalten für pensionirte Unteroffiziere) umgeschaffen und die Privatindustrie auf diesem Felde über die Maßen erschwert. Durch welche Mittel das gelungen ist, lassen wir augenblicklich unerörtert; keineswegs ist aber der Beweis der Unfähigkeit der Aktiengesellschaften zur Eisenbahnverwaltung durch die vorliegenden Thatsachen geliefert, noch weniger können wir zugeben, daß der Staat die minder einträglichen Linien direkt übernehmen muß. Wenn die Kammer nun einem Ministerium, dem sie zuerst mit einem Mißtrauensvotum entgegentrat, als ob sie nur die unvermeidlichsten Geschäfte mit ihm abmachen wolle, einem Ministerinm, von dem die Durchführung keines der verheißenen Reformgesetze zu erwarten ist, mit dem über die ersten Grundlagen der Konstitution gehadert wird und der Entscheidungskampf noch bevorsteht, einem Ministerium, in dessen Händen auch der Staatsschatz für die Vollziehung der unbewilligten Armeeorganisation verwendet werden kann, noch eine ungeheure Eisenbahn-Anleihe bewilligt, so ist jede verwahrende Tagesordnung daneben nur eine lächerliche papierne Waffe. Die Zukunft wird durch keine Tagesordnung gewahrt, wenn sie durch Thatsachen preisgegeben ist.

Das Herrenhaus hat sich durch Wiederherstellung des Wortes „Unsere Staaten“ im Paßgesetze illustrirt. Preußen ist also kein Staat, wenigstens nicht Ein Staat. Dieser romantische Haß gegen die moderne Idee der Staatseinheit, der die Verfassung entsprungen, führt zur Erinnerung an die mannigfachen und



Digitized by Google

verschiedenartigen Annexionen, aus denen der Preußische Staat erwachsen ist, zurück, und stimmt allerdings vortrefflich zu den „Staatsverträgen", mit denen, dem Geiste und Wortlaute (Art. 4. und 7.) der Verfassung zum Trotz, den Fürsten von Wied, Solms-Braunfels und wahrscheinlich bald noch anderen, ehemals reichsunmittelbaren Standesherren eine Art von Souveränetät wieder zurechtgezimmert ward, die schon aufgegeben war und für welche höchstens einige Entschädigungen, wie für die aufgehobenen Grundsteuerbefreiungen, gesetzlich zu beschließen waren. Die Maßregel entspricht dem Prinzip der skrupulösesten Unterwerfung unter das Bundesrecht und folglich auch unter den Bundestag. Man möchte das Staatsministerium bitten, nachdem es das Königreich Italien anerkannt, nun auch den Preußischen Staat anzuerkennen.

Graf Bernstorff wechselt, wie mit Rechberg in Wien, so mit Hall in Kopenhagen, grobe und immer gröbere Noten. Die an Hall werden manchmal von Rechberg unterstützt, aber nicht umgekehrt; indessen scheint man bei der letzten Antwortnote an Dänemark mit dem Wiener Kabinet zu keiner Verständigung über die Identität des Ausdrucks gelangt zu seyn. Daß die Stimmgabel der Diplomatie seit etlichen Jahren auf den Ton der niederen Gesellschaft herabgesetzt ist, ändert Nichts am Inhalt der Aktenstücke, in welchen der alte Brei erfolglos immer wiedergekäut wird. Wenn Graf Bernstorff in seiner letzten Note von einer etatswidrigen Ausgabe (von 2,400,000 Thaler) sprach, die nur im Dänischen Reichsrath und nicht von den Holstein'schen Ständen gutgeheißen worden, so kann das nicht verfehlen, in der Hauptstadt des Dänenreiches etwa einen ähnlichen Eindruck zu machen, wie seine Verwendung für die Wahlfreiheit in Hessen-Kassel. Unterdessen ist unter französischer Aegide die Skandinavische Union abgeschlossen worden, ein Nationalverein zweier Könige, zu dem die Preußische Diplomatie wider Willen Gevatter stand. Einer solchen Aktion gegenüber ist Gefahr im Verzuge; da genügt es wahrlich nicht, die alten, schwer geschädigten Rechte durch unbeachtet verhallende Proteste zu wahren; ein positives Programm müßte wenigstens für bevorstehende Europäische Verwickelungen fertig vorliegen und dafür schon jetzt bei den großen Kabinetten emsig vorgearbeitet werden. Die Welt gehört zwar, nach Napoleon III., den Phlegmatischen, den Zähen, nimmermehr aber Denen, welche die Hände in den Schooß legen. Es gab, selbst seit der Zeit, wo Rußlands Suprematie durch Koalition gebrochen ward, noch mehrere Zeitpunkte, in denen es nicht schwer gewesen wäre, die beiden Westmächte für das Deutsche Interesse zu gewinnen, hätte man nicht Dänemark allein agiren lassen. — Die Orientalische Frage kann uns nächstens wieder den Anlaß bieten, Bedingungen zu stellen, aber es steht zu befürchten, daß das junge Königreich Italien dabei eine größere Rolle spielen und mehr als Großmacht mitwirken wird,

Digitized by Google

als das alte Königreich Preußen, das seit 48 Jahren bei allen Europäischen Fragen die Protokolle — wenigstens nachträglich mit unterzeichnet.

Die Konferenzen über die Serbische Verwickelung zeigen wiederum, wie seit dem Pariser Frieden bei den meisten derartigen Gelegenheiten, Frankreich und Rußland auf der einen, Oestreich und England auf der anderen Seite: jene vertreten das Nationalitätsprinzip, diese das Gleichgewichtssystem. Italien muß sich natürlich, aus prinzipiellen und rein praktischen Motiven, der Seite zuneigen, von der aus neue Zustände geschaffen und das System, welches spezifisch Oestreichisch ist, gestürzt werden soll. England, das sich die Rolle der Schutzmacht über Italien nicht ganz entgehen lassen darf, geräth dadurch in eine minder entschiedene Stellung und wird den Weg der Vermittelung sowohl der H. Pforte anrathen, als selbst zu beschreiten suchen. Rußland und Oestreich sind beinahe gleichmäßig paralysirt, so daß sich in Konstantinopel Alles fast nur um Französischen oder Englischen Einfluß' dreht. Die nationalen Elemente stützen sich mit blindem Vertrauen auf das viel verheißende, wenn auch wenig erfüllende, Tuilerienkabinet; die Englische Regierung dagegen genießt herkömmlich das Vertrauen der Türkischen Staatsmänner, und hat selbst durch das Protektorat über die auffässigen Jonischen Inseln ein direktes Interesse an dem Status quo. Je mehr Rußland und Oestreich sich im Innern „sammeln", desto ausschließlicher wird die Orientalische Frage zum Objekt des Französisch-Englischen Antagonismus. Allein trotz dem Druck der Diplomatie wachsen die Volkskräfte allmälig, zumal der innere Zusammenhang zwischen den verschiedenen nationalen Erhebungen immer tiefer in das allgemeine Bewußtseyn dringt. In Serbien steht ein Montenegriner an der Spitze; die Pforte erkennt die Gefahr und erklärt sich, ungeachtet ihrer Siege über Montenegro, zu Unterhandlungen und Konzessionen bereit. Rußlands Uebergewicht und Einfluß auf die halbsouveränen Slawenstaaten scheint sie wenig mehr zu fürchten, und Frankreichs Uebermacht führt wenigstens dort nicht zu direkten Territorialveränderungen.

Ob Napoleon III. eine Krisis wünscht, vorbereitet, oder voraussieht? Viele haben es aus den großen Rüstungen schließen wollen, die unter dem Vorwand der Mexikanischen Verlegenheit gemacht werden[1]). Wozu Panzerschiffe, wenn es sich blos um Mexiko handelt? frug man. Manche glauben

[1]) Es mag dem soldatischen Frankreich freilich sehr empfindlich seyn, der Gefahr einer demüthigenden Kapitulation da ausgesetzt zu werden, wo selbst die nordamerikanischen Milizen schon siegreich einzogen. Dem mildernden Umstand der größeren Entfernung steht die perfide Art entgegen, wie die Franzosen mit den eingeborenen und europäischen Alliirten erst durch den Waffenstillstand, den sie später nicht ratifizirten, in den Besitz guter Stellungen gelangten. Ueberhaupt ist die ganze Affaire von Anfang an nach allen Seiten hin eines der widerwärtigsten Intriguenstücke, dessen erste Erfindung auf Personen

Digitized by Google

an das Projekt einer bewaffneten Vermittelung in Nordamerika. Es ist gewiß, daß Napoleon England dazu treiben möchte, aber sich ohne England nie darauf einlassen wird. Daß England Nichts dagegen hätte, wenn der liebe Alliirte sich daran die Finger verbrennen wollte, ist eben so glaublich; aber weislich verwendet es selbst lieber seine entbehrlichen Kapitalien zur Linderung der durch die Baumwollen-Theuerung ausgehungerten Fabrikdistrikte, als daß es noch Milliarden daran setzte, um vielleicht die stockende Baumwollen-Einfuhr etwas früher wieder zu eröffnen[1]). Den Chinesen konnte man wohl mit der Pistole auf der Brust das Opium verkaufen, aber den Yankees in dieser Weise die ungehinderte Pflanzung und Ausfuhr der Baumwolle predigen, möchte schwieriger und — kostspieliger ausfallen. Die Noth in England, welche von den, mit den Gesetzen der Volkswirthschaft schon ziemlich vertrauten Fabrikarbeitern mit einer, wie Palmerston rühmte, exemplarischen Geduld ertragen ward, erregt jetzt doch allgemeine Angst. Das Anfangs angezogene Statut aus der Zeit der Königin Elisabeth, welches für Nothfälle die gemeinsame Betheiligung getrennter Distrikte vorschreibt, ward, obgleich es niemals ausdrücklich aufgehoben worden, als veraltet, als unpraktisch und ungerecht bei Seite geschoben. — An der Grenze der Armensteuerpflichtigkeit steht eine Klasse, welche durch diese Verpflichtung selbst in die Reihe der Almosenempfänger getrieben wird. Schon sollen in einzelnen Bezirken 6 ß vom £ steuerpflichtigen Besitzes in Anspruch genommen werden. Die fünfundzwanzig leidenden Bezirke, in denen sonst höchstens 70,000 offiziell Arme waren, sehen jetzt diese Zahl mehr als verdoppelt. Die entsetzlichen, sonst so ängstlich gescheuten Armenarbeitshäuser werden vom Proletariat belagert, und Mr. Villiers, der Präsident des Armenamts, spricht von 332,000 Nothleidenden in den beiden Grafschaften Lancashire und Cheshire. Das Parlament beschäftigt sich erst mit diesem traurigen Gegenstand, nachdem schon die Privatwohlthätigkeit in großartigem Maßstabe der äußersten Noth zu begegnen versucht hat.

Während die Alliirten in China — unter dem Murren der Opposition in beiden Häusern des Brittischen Parlaments — an dem Kampfe

---

aus des Kaisers nächster Umgebung zurückzuführen seyn soll, welche die zweifelhaften Forderungen gegen die Mexikanische Regierung von den früheren Machthabern selbst direkt oder indirekt erworben haben und mit diesen nun unter einer Decke spielen. — Jetzt sind 25,000 Mann hinbeordert. Frankreich muß sich eilen, diesen exotischen Krieg zu beendigen, ehe die nordamerikanische Union wieder im Stande wäre, sich einzumischen. Napoleon's Wünsche für die Selbständigkeit der Sklavenstaaten knüpfen wohl auch an diesen Umstand an.

[1]) Das Kabinet wollte allerdings in Kanada eine Landesmiliz von 50,000 Mann gründen. Aber das unkriegerische Kolonialparlament, welches die Angriffe der Union nicht befürchtet, oder sich nicht einmal davor fürchtet, verweigerte seine Zustimmung. Die Brittische Regierung hatte bei ihrem Vorschlage jedenfalls nur entfernte Eventualitäten im Auge.

Digitized by Google

gegen die hunderttausende starken Heere der Insurgenten (Taepings), die sie selbst durch ihre früheren Angriffe auf die herrschende Dynastie großgezogen, ja eine Zeit lang direkt begünstigt und namentlich Englischerseits mit sehr wohlwollenden und gut aufgenommenen Missionären beschickt hatten, theilnehmen, um die kaiserliche Regierung sicherer in ihrer Botmäßigkeit zu erhalten, — hat Frankreich wenigstens in Cochinchina positive Vortheile erreicht: Entschädigungsgelder, 21 Millionen Fr. für Frankreich, 3 für Spanien, binnen zehn Jahren zahlbar, und die Abtretung von drei Provinzen unweit Chinas südlichsten Grenzen. Das wäre Alles ganz schön und gut und wird die römische Missionsgesellschaft sehr erfreuen; aber wo sind die Franzosen, welche zur Kolonisation in Hinter-Indien Lust und Fähigkeit besitzen?! Es wird wohl bei militärischen Besatzungen und einigen glorreichen, aber unproduktiven, ja kostspieligen Militär-Kolonieen sein Bewenden haben. Einstweilen ist die Eitelkeit soweit befriedigt; dieselbe nationale Schwäche, welche den alternden Ludwig XIV. mit der Maskerade einer Persischen Gesandtschaft zerstreuen ließ, die nachträglich Montesquieu zu seinen „Lettres Persanes" begeistert hat; dieselbe Schwäche, die buntscheckige Missionen aus allen Ecken und Enden der Welt zusammentrommelt und dem Pariser Pöbel bald einen ägyptischen Paschah, bald einen montenegrinischen Vladika, dann wieder einen nordischen König, dann Siamesen oder Japanesen vorführt.

Diesem hohlen Schaugepräge militärischer Suprematie gegenüber steht eine Macht aufrecht, die Louis Napoleon vergeblich durch Scheindienste und Verrath zu umgehen und zu verkürzen trachtet: es ist die Macht der Idee, welche zur Zeit Garibaldi vertritt. An dem spezifischen Inhalt der ganzen und großen geschichtlichen Entwickelung gemessen, ist Garibaldi's Macht sicherlich größer, als die des Kaisers der Franzosen. Das hat Dieser selbst anerkannt, als er, um nicht neben dem Geist der Italienischen Demokratie in den Schatten zu treten, rasch den Halbfrieden zu Villafranca schloß. Was er fürchtete, konnte er doch nicht verhindern, und er war klug genug, sich nicht immer nutzlos zu sträuben, die siegreiche Thatsache anzuerkennen, ja möglichst zu benützen. So trat Italien in die Reihe der großen Freistaaten ein. Wenn jetzt Garibaldi sich rücksichtslos gegen die Okkupation Roms erheben sollte, so brächte das Napoleon und seine unfreiwilligen Alliirten in Turin mit allen ihren Armeeen in eine üble, jedenfalls sehr verwickelte Lage; er würde eine widerspruchsvolle, vielleicht schon bereute, aber schwer aufzugebende Politik, allerdings mit schweren Opfern, ad absurdum führen und sie unter der Wucht des allgemeinen Hasses, wie unter ihren inneren Widersprüchen zu Falle bringen. Napoleon und Rattazzi ist es zwar leicht, eine Expedition zu vereiteln und selbst dem Abgotte der Nation Gewalt anzuthun, aber dann ist auch der Bruch vollzogen. Ihre Lage, des äuschenden Scheins entkleidet, wird unhaltbar und, was Garibaldi's Haupt-

Digitized by Google

absicht seyn mag, die von ihm geargwöhnten Transaktionen über neue Abtretungen (Sardinien, ein zweites Nizza!) werden vereitelt. Abgesehen von den persönlichen Gefahren, die ihm gleichgültig sind, ist Garibaldi in diesem Konflikte unüberwindlich. Die von ihm vertretene Idee kann verrathen, aber schwerlich mehr in offenem Kampfe dauernd besiegt werden. Er wirft die Fahne mitten unter die Feinde und ist sicher, sie wiederzuholen. Seine Auflehnung ist die moralische Emanzipation Italiens von der bonapartistischen Protektion, eine geschichtliche Ehrenrettung ohne Widerrede.

Was begiebt sich indessen auf der anderen Seite? Die Bischöfe sind von dem großen Schauspiele in Rom heimgekehrt, ohne die, namentlich für Frankreich, bezweckten Demonstrationen in Scene setzen zu können. (Nur in Posen fand ein kleines Nachspiel Statt, bei dem die Reminiszenzen an das bequeme Märtyrerthum von 1837 bis 1840, so wie der legendenhafte Titel eines „Primas von Polen" mitwirkten.) Napoleon dagegen sucht, der hohen Geistlichkeit gegenüber, die niederen Weltgeistlichen, das Proletariat des Klerus (das sich in Frankreich seit der Juli-Revolution und besonders unter dem Kaiserthum um fast 50 Prozent vermehrt hat und schon — für ungefähr 44,600 Weltgeistliche — im Budget einen Posten von mehr als 45 Millionen Fr. bestreicht) durch ein freigebiges Pensionsgesetz zu gewinnen. Die niederen Weltgeistlichen aber sind wie die Unteroffiziere in einer Armee: von ihnen hängt der Geist des Ganzen ab. — Der ritterliche König Franz II. von Neapel wird von seinen Partisanen (Bosco) und Bandenführern, die sich schon gegenseitig aufreiben (Tristany und Chiavone), im Stiche gelassen, und ist dergestalt isolirt, daß selbst die Kardinäle auf seine Entfernung aus Rom dringen. Die alte Freischaar des Fanatismus, die Lazzaroni, löst sich durch den Unterricht in Hunderten von neugegründeten Volksschulen auf, in welchen die heranwachsende Generation lesen lernt. — Spanien selbst, dessen frommes Königspaar, aus verwandtschaftlichen Rücksichten auf die Neapolitanischen Bourbons und unter dem zelotischen Einfluß der Schwester Patrocinia, der Anerkennung Italiens widerstrebt, wird sich derselben, bei Frankreichs dringendem Verlangen und bei dem gefährlichen Beispiele der populären Regierung in Portugal, nicht lange entziehen können. Einstweilen werden die Spanischen Finanzen nur durch die „Desamortisation" der geistlichen Güter über dem Wasser gehalten.

In Oestreich hat der beschränkte Reichsrath, sich Schmerling's Wunsche fügend, auch das Budget von 1863 in Angriff genommen und wird diese Aufgabe wohl nicht minder glücklich lösen, als mit dem Budget des laufenden Jahres der Fall war. Alle konstitutionellen Skrupel sind geschwunden, das Vaterland fordert Resignation. Ce n'est que le premier pas qui coûte!

Für die Verlagsbuchhandlung verantwortlich Franz Bahlen. Redaktion: Dr. H. B. Oppenheim.
Druck von Franz Duncker's Buchdruckerei in Berlin.

Digitized by Google

# Ueber Verfassungsgeschichte und Fragen des Staatsrechts in Preußen. II.

Von Eduard Lasker.

## 4. Das Kapitel vom Könige.

Auch das Königsthum ist bei dem Verfassungswerke nicht leer ausgegangen. Freilich hat der König keinen Zuwachs an Rechten erlangt. Früher durfte er seinen Willen zum Maßstabe seiner Befugnisse machen, und die selbstgesteckten Grenzen waren leicht zu verrücken. Neben dieser Machtfülle gab es keine Bürgschaft für die Volksrechte, und das freiheitliche Streben ging dahin, mit den eigenen Bürgschaften eine Einschränkung der damit unvereinbaren königlichen Befugnisse zu erlangen. Als das Königsthum noch unbeschränkt, die Beamtenregierung von ihm allein abhängig und ihm allein verantwortlich war, als das Volk gegen seine Uebermacht mühsam ankämpfte, da wäre es Heuchelei gewesen, in den Ruf nach Freiheit auch die Forderung nach Stärkung der königlichen Macht einzumischen. Wie die gesammte Regierungsmacht, der ganze Geist der Staatslenkung in der Person des Königs sich konzentrirte, so galt auch ihr der ganze Kampf. Der König wurde dafür verantwortlich gemacht, daß die Opfer der Freiheitskriege unbelohnt, die vorangegangenen und nachgefolgten Verheißungen unerfüllt blieben. In dem Kampfe erschienen hier der König und seine abhängigen Diener, gegenüber die Anwälte der Volksrechte als die streitenden Parteien. In den volksthümlichen Bestrebungen kam kein Zwiespalt zum Vorschein; man war nicht über die Grundlagen einer zukünftigen Verfassung uneinig. Der Unterschied zwischen Ständewesen und Volksvertretung, zwischen allgemeiner Rechtsgleichheit und Abstufung von Vorrechten war aus der Weltgeschichte und der Geschichte des eigenen Landes, aus der Wissenschaft und dem Verfassungsleben benachbarter Staaten bekannt, aber er blieb unerörtert. Allgemeine Landstände und Volksvertretung wurden wie gleichbedeutend durch einander gebraucht, Bevorzugte und Beeinträchtigte stimmten in denselben Ruf ein. Das war keine zeitweilige Verbindung von Parteien, wie sie in konstitutionellen Staaten zuweilen der augenblickliche Vortheil zu Stande bringt, ohne die Verschiedenheit der weiteren Zwecke aufzuheben. In Preußen gab es damals keinen anderen Gegensatz, als den der Volks-



Digitized by Google

rechte und der königlichen Machtvollkommenheit. Noch im Jahre 1846 erwiderte Friedrich Wilhem IV. bei einer feierlichen Gelegenheit auf Empfangsworte, welche ihm auf vergangene Verheißungen und gegenwärtige Erwartungen hinzudeuten schienen: Er wisse, daß eine Partei gegen die Krone rührig sei im Lande, aber er habe die Macht sie niederzuhalten. So weit diese Rede im Lande bekannt wurde, nahm man sie für eine Herausforderung gegen das ganze Land, und man irrte nicht. Beide Auffassungen, die königliche und die volksthümliche, gaben zusammen die Lage des Landes richtig wieder. Es bestand eine Partei im Lande, welche die königliche Macht einschränken wollte, und diese Partei war das ganze Volk. Freilich waren nur die Wenigen rührig, denen es trotz der unvollkommenen Organe des politischen Lebens, trotz des unbedeutenden Gebietes der periodischen Presse, trotz des unterdrückten Unterrichts in der modernen Geschichte durch erhöhte Anstrengungen gelungen war, den öffentlichen Zustand und die Bedürfnisse des Staates zu begreifen und auf ungewohnten Wegen ihren Anschauungen Ausdruck und Verbreitung zu schaffen. Aber hinter den wenigen Rührigen stand das empfängliche Volk. Wer nicht ganz hinter den Umzäunungen des Hofes eingeschlossen war, konnte merken, in welchen Schichten der Bevölkerung er sich auch bewegte, daß die leiseste Hindeutung auf eine Veränderung der Staatsverfassung in die erregten Gemüther drang, und daß jedes offene Wort für Umgrenzung der königlichen Macht die Sympathie der Verständigen und der Menge für sich hatte. Als der König im Jahre 1846 in der strengen Rede wider seine „Feinde" sich erging, hatte durch das ganze Volk schon die Stimmung sich verbreitet, daß es bald anders werden müßte. Dieser unbestimmte und zugleich klare Gedanke war das Thema der politischen, geschäftlichen und gesellschaftlichen Unterhaltungen; wie mit der Nothwendigkeit eines Naturgesetzes neigten sich alle Beziehungen zu dem einen Schwerpunkte hin, zu dem bevorstehenden Uebergange von dem unumschränkten Königsthume zu einer Verfassungsform, für welche die Meisten keinerlei Vorbild sich zu entwerfen wußten. Volksgefühle so ausgeprägter Art sind nie ohne innere Berechtigung und stets von zwingender Kraft. Auch dieses Mal bestätigten die rasch folgenden Ereignisse die Wahrheit des Satzes. Im Februar 1847 erließ der König die Verordnungen, welche die allgemeinen Stände unter dem Namen des vereinigten Landtages ins Leben riefen. Damit begannen die Unterhandlungen zwischen Fürst und Volk über die gesetzliche Feststellung ihrer gegenseitigen Rechte. Die Debatten auf dem vereinigten Landtage wiesen die Natur von Unterhandlungen auf, der erste Landtagsabschied bestätigte diesen Charakter. Die äußeren Impulse des Jahres 1848 beschleunigten die Bewegung; Regierung und Landtage einigten sich schnell über die Grundlagen, auf denen man zu einem Vergleiche gelangen könne, der König sanktionirte sie, und eine aus

Digitized by Google

allgemeinen Wahlen hervorgegangene Repräsentation des Volkes trat in Wirksamkeit. Nach mannigfachen Schwankungen, wie sie von großen und nicht genug vorbereiteten Krisen unzertrennlich sind, gelangten die im Jahre 1847 begonnenen Unterhandlungen in der revidirten Verfassung zu einem vorläufigen Abschlusse.

Die Verfassung verleugnet in den Bestimmungen *über den König* ihren Ursprung nicht. Indem sie die Befugnisse der Krone sorgfältig aufzählt, indem sie dieselben durch die Funktionen der mitwirkenden Gewalten, durch die Rechte des Volkes scharf begrenzt, drückt sie die Richtung der Zeit deutlich aus. Wer nur die *äußere* Ausdehnung des Machtgebietes zu übersehen vermag, und nicht die inneren Naturen des absoluten und des verfassungsmäßig verbürgten Königsthums zu vergleichen und zu würdigen versteht, dem tritt nur die Einbuße der Krone entgegen. Gegenüber der Machtvollkommenheit, welche bis dahin durch keine feste Regel beschränkt gewesen war, *mußte* die Krone durch eine gesetzliche Regulirung ihres Gebietes einbüßen. Doch ein ernster Sinn, welcher in großen geschichtlichen Gestaltungen nicht nur die Erscheinungen, sondern auch ihren zwingenden Grund aufsucht, wird dem preußischen Königsthume nicht zutrauen, daß es Bestandtheile seiner Macht ohne Gewinn aufgegeben hätte. Opfer dieser Art widersprechen der menschlichen Natur, sind selten im Privatleben und fast nie im Staatsleben anzutreffen, wo der individuelle Wille weder berechtigt, noch mächtig genug wäre, Jahrhunderte alte Gewohnheiten durch Entsagung umzugestalten. Am Wenigsten war Friedrich Wilhelm IV. von solcher Sinnesart, daß er einem Ideale zu Liebe befestigten Herrscherrechten entsagt hätte, und das Jahr 1849 schloß nicht unter einer solchen Erregung, 1850 begann nicht unter einem solchen Drucke, daß der Anstoß von 1848 als die alleinige Ursache für die vereinbarte Einschränkung der königlichen Macht ausgegeben werden könnte. Hätten nicht ein inneres Bedürfniß und der eigene Vortheil für die Krone eine erneuete und deutliche Verbürgung ihrer Machtstellung nothwendig oder rathsam gemacht, so würde sie nicht nach dem Abschluß des Verfassungswerkes hingedrängt haben. Friedrich Wilhelm IV. würde sich nicht beeilt haben, die Verfassung mit seinem Eide zu bekräftigen, als er sie noch mangelhaft und den Lebensbedingungen Preußens noch nicht genug entsprechend hielt, er würde nicht geschworen haben, die vereinbarte Verfassung in allen ihren Punkten treu zu halten in demselben Augenblicke, als er diesen Eid entschuldigen und die Verwahrung hinzusetzen zu müssen glaubte, daß er hoffe, die Verfassung werde später auf dem in ihr vorgeschriebenen Wege vervollkommnet werden. Keine andere Zeit und kein anderer Herrscher waren mehr geeignet, geschichtliches Zeugniß abzulegen, daß das Königsthum, um seiner selbst willen, neuer Bürgschaften bedurfte, daß es die von den Bürgschaften unzertrennlichen Einschränkungen annehmen mußte, um die gestörte



Digitized by Google

Harmonie zwischen königlicher Herrschaft und Landeswohl wieder herzustellen. Voll Geringschätzung für geschriebene Verfassungen, voll Ehrfurcht vor dem schicksalsgleichen Berufe des Königsthums, kundig des mächtigen Einflusses hervorragender Personen in der Geschichte und der Verdienste seiner eigenen Vorfahren um die Größe Preußens, unkundig der treibenden und tragenden Mitthätigkeit des Volkes, seiner guten Versätze sich bewußt, aber unbewußt der Unzulänglichkeit seiner alleinigen Kraft und der Untauglichkeit seiner Mittel, voll seiner Bildung, von Staatsmännern weit geringeren Geistes umgeben, und deshalb mehr dem eigenen Sinne, als einem von Außen hervortretenden Einflusse vertrauend — so war der König. In voller Rückströmung gegen einen tief erregten und doch ergebnißlosen Zustand, gegen vermögenszerrüttende Störungen war die Zeit begriffen. In einer solchen Zeit beeidete dieser König die feste Umschreibung der königlichen Gewalt und die Einschränkung seiner Befugnisse. Das bekundet den Sieg geschichtlicher Nothwendigkeit gegen individuelles Belieben, die Erhabenheit des gereiften Gedankens über den Wechsel der Zeitverhältnisse. Das ist aber auch ein Zeugniß dafür, daß der Träger der Krone erkannt hatte, um wie viel der Gewinn an innerer Kräftigung den Verlust an Ausdehnung der Befugnisse überwog. Und in der That, was dem oberflächlichen Geiste Beschränkung scheint, war in Wahrheit Gewinn und Machterhöhung. Das lediglich und unbestimmte Gewohnheitsrecht des unbeschränkten Königsthums hatte seine unnahbare Gewalt verloren. Noch erinnerte man sich der Tage, in welchen der Thron durch die freiwilligen und großartigsten Opfer des Volkes neu aufgerichtet oder befestigt werden mußte. Die Gesetzgebung selbst verwarf den unvordenklichen Besitz als Rechtstitel, sagte sich von der Schonung verbriefter und verjährter Rechte los und strebte vor Allem nach Erhöhung des Nationalwohlstandes und Hebung der unteren Stände durch Befreiung des Besitzthums und des Verkehrs von Belastungen unvordenklichen Alters. Immer haltloser wurde der Anspruch auf absolute Gewalt gegenüber der Kenntniß, welche Geschichtsforschung und Geschichtsunterricht in den höheren Bildungsklassen verbreitete, daß die Selbstbestimmung des Volkes den germanischen Stämmen ureigen und die deutschen Fürsten von Hause aus nicht unbeschränkte Herren, sondern an wohlgeregelte Verträge und überall an die Mitwirkung der Stände gebunden gewesen. Und in Preußen waren überdies die Versprechen der Könige aus den neueren Daten frisch im Gedächtniß; Jedermann wußte, daß das unbeschränkte Königsthum nicht ohne Bruch der feierlichsten königlichen Verheißungen und rechtsgültiger Landesgesetze fortbestehen konnte. Das absolute Königsthum war bedroht von einer mächtigen Volksströmung, welche nicht blos durch einen Sturm aufgeregt, sondern von treibenden Kräften der Geschichte, wie die Meeresströmung von Naturgesetzen, geschaffen

Digitized by Google

war; die königlichen Beamten, der Grundpfeiler des absoluten Königthums, waren von der Strömung ergriffen. Nur eine Partei aus dem kleinen Landadel bot eine zweifelhafte Hülfe an. Das Junkerthum, welches durch Anlehnung an die königliche Macht einiges Ansehen und einigen Einfluß zu gewinnen strebte, erbot sich, die Gewalt zu unterstützen, von welcher es getragen sein wollte. Und weil es sich eine Stütze dünkte, wo es eine Last war, stellte es übermüthige Bedingungen, war es maßlos in Wort und That. Mit dem unbeschränkten Königsthum stand es auf einer Stufe: Privilegien hier und dort, Königthum von Gottes Gnaden und Gutsherrschaft von Gottes Gnaden. Und weil doch Herkommen und Geschichte die einzige Waffe gegen die andringenden Forderungen des Volkes sein sollten, so rühmten sich die Junker, in ihrer Abrechnung mit dem Königsthume mindestens eine ebenso taugliche Waffe in Händen zu haben; Geschichte und Herkommen für die Gutsherrschaft reichten ja noch viel weiter zurück, als die Entstehung der unbeschränkten Landesherrschaft. So rauschte der Lärm der Parteien um den Thron. Der Abschluß der Verfassung erhob das Königsthum über jede Gefahr. In der Verfassung verjüngte sich das Königsthum, in ihr gewann es eine frische Quelle für Macht und Ansehen. Der Widerspruch des Volkes hatte nur der schrankenlosen Gewalt gegolten; die Verfassung aber stellte die Rechte des Volkes und die Befugnisse des Königs auf dieselbe Linie, versah Beide mit derselben Bürgschaft, und sofort schwand der Gegensatz zwischen Königsthum und Volk, um niemals wieder Platz zu greifen, so lange die Verfassung von oben her aufrichtig geachtet wird. Denn noch nie ist in den europäischen Monarchien der erste Angriff auf die verfassungsmäßigen Bürgschaften vom Volke ausgegangen. Die angemaßte Gleichberechtigung des Junkerthums wurde zu einer sinnlosen Prahlerei. Denn das verfassungsmäßige Königsthum ist unvergleichlich erhaben über jeden Unterthan und braucht nicht in der Geschichte nach Privilegien und erworbenen Rechten zu forschen. Die Krone ist nicht mehr ein großes Fideikommiß der Familie Hohenzollern und kennt keine Solidarität mit den herkömmlichen Vorrechten und Verfassungen der Adelsfamilien; das gemeinschaftliche Band geschichtlicher Erwerbung ist gelöst und jede Vergleichung hat aufgehört. Ohne Widerspruch mit sich selbst bekleidet dieselbe Verfassung, welche jeden Staatsunterschied aufhebt und die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze ausspricht, die Person des Königs mit Unverletzlichkeit, weil die Rechtssphäre des Staatsoberhauptes mit der Rechtssphäre der Bürger Nichts gemein hat, weil kein anderes Landesgesetz, außer der Verfassung, zur Person des Staatsoberhauptes hinaufreicht.

Der wesentliche Gewinn, welchen die Krone durch den Abschluß der Verfassung davon trug, besteht darin, daß ihre Attribute klar ausgesprochen und jedem Zweifel sowie der Soli-

Digitized by Google

darität mit geschichtlich überwundenen Gestaltungen und Einrichtungen entzogen worden sind. Die Verfassung hat das Verhältniß zwischen König und Volk geklärt und die Stellung des Staatsoberhauptes dem allgemeinen Verständniß zugänglich gemacht. Während früher der Idee nach die Befugnisse der Krone ins Unbestimmte sich ausdehnten, thatsächlich aber das Grenzenlose dem Volkssinne unbegreiflich blieb, und deshalb die Grenze, je nach dem Interesse der Parteien, bald hier bald dort gesucht wurde, bietet jetzt das Staatsrecht die Gelegenheit, den Umfang der Befugnisse zu messen, und zwingt, diese innerhalb ihrer Grenzen zu respektiren. Gegen diese Klarheit der Auffassung sträubt sich die Partei, welche den Standpunkt geschichtlich entstandener Vorrechte und der Abstufung von Rang und Klassen bis zum Throne hinauf nicht überwunden wissen will. Das eigene Interesse verbirgt sich hinter einer vorgeschützten hyperroyalistischen Gesinnung, welcher die unkonstitutionelle Vergangenheit als Hintergrund dient. Die Verfassung habe dem Königsthume nichts als Einschränkungen eingebracht. Müsse man auch die Verfassung gelten lassen, so sei es doch Pflicht, sie auf das geringste Maß zu beschränken. Die Juristen der Partei haben diesen politischen Satz sofort mit einer Rechtsformel bekräftigt, auf deren Grundlage ein System außerhalb der Verfassung sich aufstellen läßt, ohne daß man wörtlich von der Verfassung sich loszusagen braucht. Da das Staatsgrundgesetz dem Könige einen Theil seiner früheren Rechte genommen habe, so müsse es einschränkend ausgelegt werden. Daraus folge, daß die früheren, nicht ausdrücklich aufgehobenen Rechte des Königs noch fortbestehen, und daß in allen Fällen des Zweifels — und wie leicht sind nicht in Hinblick auf den ersten Satz Zweifel anzuregen — zu Gunsten der beeinträchtigten Krone entschieden werden müsse. Diese irreführende Meinung ist ein Theil der allgemeinen Lehre, daß die Verfassung in keinem Punkte mit der Vergangenheit gebrochen habe und kein Gesetz von anderer Art sei, als die gewöhnlichen Landesgesetze. Falsch wie in ihrer Allgemeinheit[1]) ist die Lehre in ihrer Anwendung auf das Königsthum. Falsch ist die Voraussetzung, daß das Königsthum durch die Verfassung beeinträchtigt sei; im Widerspruch mit der Entwickelungsgeschichte ist die Bezugnahme auf den früheren Zustand und das ältere Recht. Nur die Substanz des Königsbegriffes hat die Verfassung aus der Geschichte entnommen, nur die geschichtliche Wahrheit, daß das Königsthum in Preußen mit dem Staatsleben unzertrennlich verbunden sei. Diese konnte nicht angezweifelt, brauchte nicht ausgedrückt zu werden und war weder an die Zustimmung der Kammern, noch an die Revision geknüpft. Das Volk war da, der König war da; das

[1]) Diese Auffassung und ihre Widerlegung sind in den Jahrbüchern Bd. 1. S. 181 ff. abgehandelt.

Digitized by Google

brauchte man nicht weiter zu beurkunden, ihre Fortdauer war kein Gegenstand der Gesetzgebung. Aber mit der gesicherten Existenz des Königsthums erschöpfte sich alles Uebernommene. Wie der König und wie das Volk in der Staatsordnung sich äußern, wie sie bestimmend in das Staatsleben eingreifen sollten, wie die Grenzen der verschiedenen Rechtssphären gegen einander zu ziehen, dafür boten das frühere Staatsrecht, die älteren Gesetzesquellen und die bisherigen Gewohnheiten auch nicht den leisesten Anhalt. Vor der Verfassung gab es kein Gesetz über die Machtbefugnisse des Königs[1]); das Staatsgrundgesetz enthält die erste gesetzliche Regelung derselben. Suarez hatte es zwar für gut befunden, eine Art von Staatsrechtslehre in das allgemeine Landrecht aufzunehmen, aber an ihrer Spitze stand der Grundsatz, daß „alle Rechte und Pflichten des Staates gegen seine Bürger und Schutzverwandten sich in dem Oberhaupte desselben vereinigen". Was darauf folgt: die Aussprüche über einzelne Rechte und Pflichten, die Aufzählung von Majestätsrechten, die Begriffserläuterungen sind Nichts, als Beispiele, welche die Machtfülle des Königs nicht erschöpfen. Die in Form von Gesetzen gegebenen Regeln sind nur Anweisungen für die Behörden, Abgrenzungen von Ressortverhältnissen und andere Deklarationen, welche keine den König bindende Kraft beanspruchen und von dem König als dem alleinigen Gesetzgeber jeder Zeit abgeändert werden durften. Es wäre, um in der Sprache der Gesetzgebung zu reden, nicht einmal richtig, zu sagen, daß die Verfassung die alten Gesetze über die königlichen Befugnisse aufgehoben habe, weil solche Gesetze gar nicht vorhanden waren, weil die absolute Monarchie in Rücksicht auf die königliche Gewalt nur die Gesetzlosigkeit kennt (rex legibus est absolutus). — Das alte Staatsrecht bestand in dem einen Satze Ludwig's XIV.: Der Staat bin ich, welcher im preußischen Landrecht eine gedehntere und umschreibende Fassung erhalten hatte. Die Gewohnheiten aber entsprangen aus der Willkür des Königs, waren jeder Kritik entzogen und dem wechselnden Belieben anheimgegeben. Erwerb und Verlust einer königlichen Befugniß durch Gewohnheit waren in gleicher Weise unmöglich. Gerade die Schärfe, mit welcher in Preußen neben der staatsrechtlichen Bedeutungslosigkeit der Stände die Absolutie sich entwickeln konnte, die Präzision, mit welcher die alten Gesetze alle Funktionen des Staates ausschließlich in die Person des Staatsoberhauptes verlegten, die ununterbrochene Gewohnheit, in welcher der König unmittelbar und durch seine Diener in der Büreaukratie die ganze Sorge der Staatsverwaltung auf sich genommen und die diskretionäre Gewalt ausgeübt — diese allseitige Vollendung der Absolutie machte es nothwendig, daß die Verfassung von

[1]) Von den älteren Kapitulationen sehe ich ab, da sie seit lange schon unkräftig waren.

Digitized by Google

Uranfang an begann. Alle Befugnisse des Königs waren Ausfluß seiner unbeschränkten Machtvollkommenheit gewesen. Als die Verfassung die Unbeschränktheit überwand, war die Quelle verstopft, aus welcher die Befugnisse geflossen waren. Die Verfassung mußte den König mit den Befugnissen, welche das Staatswohl erforderte, aufs Neue ausstatten, und auch hierin bewährt sie sich ihrer Verkündigung gemäß als Staatsgrundgesetz.

Die Behandlung des Stoffes in der Verfassung und die Wortredaktion entsprechen genau den entwickelten Grundsätzen. Kein Wort ist zu finden, welches wie eine Einsetzung, Erneuerung oder Bestätigung des Königsthums klänge, aber die einzelnen Attribute des Königs sind sorgfältig und ohne jede Bezugnahme auf einen früheren Zustand aufgezählt. In der Revision lehnte man eine Verkündigung des Königsthums und jede Definition seines Wesens oder Zusammenfassung seines Inhalts gleichmäßig ab. Jene wäre überflüssig gewesen, diese gefährlich und dem Mißverständnisse ausgesetzt, als ob die einzelnen Attribute aus dem allgemeinen Satze gefolgert wären, als ob etwa Fehlendes aus diesem zu ergänzen wäre. Das ist der große Gegensatz, dessen die Gesetzgeber sich klar bewußt waren: Das unbeschränkte Königsthum ist ein einheitlicher Begriff, aus welchem alle seine Eigenschaften fließen, das verfassungsmäßige aber ist nur aus seinen gesetzlich festgestellten Eigenschaften zu erkennen. Die Befugnisse des jetzigen verfassungsmäßigen Königsthums in Preußen sind nicht von dem unbeschränkten ererbt, nicht aus einem königlichen Urrecht herzuleiten, oder vermöge einer Vergleichung mit anderen Staaten zu ermitteln, sondern durch Vereinbarung zwischen König und Parlament geschaffen, im Staatsgrundgesetze verbürgt und aus diesem allein zu erforschen.

Naturgemäß haben sich aus der Vorverfassungszeit in die heutige Periode Anschauungen hineingeschleppt, deren Vertreter nicht so leicht an den vollständig veränderten Zustand und seine Konsequenzen sich gewöhnen können. Mit dem redlichsten Willen für die Wahrung des Rechtsbodens, mit der aufrichtigsten Achtung für die Verfassung hängen sie unbewußt so sehr mit den früheren Regierungsmaximen zusammen, daß sie vor jeder Grenzlinie der königlichen Macht, welche sie zum ersten Mal erblicken, aufs Neue zurückschrecken, daß sie immer neue Gebiete königlicher Alleinherrschaft aussondern, oder unter einzelne verfassungsmäßige Attribute fremdartige Befugnisse unterordnen. Jedem Fehlgriffe dieser Art pflegt ein Körnchen einer mißverstandenen Wahrheit zu Grunde zu liegen, welches der alte Trieb nach einer weithin reichenden Königsgewalt zur wuchernden Entfaltung bringt. Aus diesem Triebe sind die zahlreichen Mißverständnisse und mißverständlichen Begriffserweiterungen, wie der Exekutive, der Initiative, der Kriegsherrlichkeit, der oberbischöflichen Kirchengewalt entsprungen, welche gegenwärtig dem konstitutionellen Entwickelungsgange hemmend

Digitized by Google

entgegengetreten. Aber mit vollendeter Abrundung sind alle diese Irrthümer in ein System gebracht, welchem der erfundene Gegensatz zwischen parlamentarischem und königlichem Regiment zur Grundlage dient.

„Kein parlamentarisches Regiment" war von jeher das Kampfgeschrei der Reaction, und die Altliberalen stimmten oft ein, ohne die Tragweite des Lösungswortes zu übersehen. Ob königlich, ob parlamentarisch war die Urtelsfrage, welche ein Ministerium dem wählenden Volke vorlegte, um einen Wahrspruch gegen eine loyale Kammer zu erlangen, die eine gewissenhafte Kontrolle über die Regierungsakte hatte ausüben wollen. Und doch kennt die Verfassung diesen Gegensatz nicht, und doch ist der Grundbegriff der verfassungsmäßigen Regierung eine innige Verschmelzung der königlichen und parlamentarischen Macht. Denn die Regierung ist im konstitutionellen Staate nichts Anderes, als die fortwährende Bethätigung der Staatsordnung, welche auf der Harmonie zwischen König und Volk beruht. Als alle Rechte und Pflichten des Staates noch in dem Könige allein sich vereinigten, als sein authentisch ausgedrückter Wille noch Gesetz war, mußte die Regierung eine ausschließlich königliche sein. Jetzt ist das Gesetz, welches im Rechtsstaate die alleinige Grundlage jeder Regierung sein soll, der vereinbarte Wille des Königs und des Parlaments. Kein Gesetz kann ohne Uebereinstimmung Beider entstehen, kein gegebenes Gesetz kann zu unbestrittenem Ansehen gelangen, wenn die gesetzgebenden Faktoren über den Sinn streiten und verschiedene Anwendbarkeit fordern. Unser junges Verfassungsleben hat oft genug zur Erscheinung gebracht, wie die Grundgesetze des Staates durch verschiedenartige Auslegung der Regierung, der einen und der andern Kammer in ihrem Ansehen und in ihrer Wirksamkeit erschüttert werden, wie gesetzliche Versprechen durch den veränderten Sinn eines bei der Gesetzgebung betheiligten Faktors unausgeführt bleiben, wie bald die Krone, bald die Kammern gegen die Deutung und gegen die Praxis angerufen werden, welche die Regierung den wichtigsten Verfassungsbestimmungen giebt. Ausdrücklicher Verfassungsbruch ist einzelnen Ministern bald wegen liberaler Maßregeln vom Herrenhause, bald wegen reaktionärer vom Hause der Abgeordneten vorgeworfen worden, und die wechselnden Regierungen haben sich in der Ausübung der Grundrechte schwankend erwiesen. Glaubt das Ministerium, daß es blos auf einen bestehenden Konflikt zwischen den Kammern, oder zwischen dem Könige und dem Parlamente hinzuweisen braucht, um sich selbst von jedem Einflusse zu emanzipiren, daß jeder Konflikt ihm den Weg frei macht, um seine eigene Entscheidung an die Stelle der verfassungsmäßigen Quelle für Gesetz und Gesetzesauslegung zu setzen? Einzelne Minister pflegten diese an sie gerichtete Frage mit der Gegenfrage zu beantworten: Was sie Anderes thun sollten, wenn über den Sinn der Verfassung gestritten würde; sie könnten doch nicht die Verfassung wider ihre bessere Einsicht handhaben.

Digitized by Google

Aber niemals scheint ihnen in den Sinn gekommen zu sein, zu prüfen, ob sie unter solchen Umständen überhaupt den Beruf hätten, die Regierung des Landes zu führen, und was die konstitutionelle Regierungsweise als Vorbedingung für diesen Beruf erfordert. Die unentbehrliche Vorbedingung jeder konstitutionellen Regierung ist aber die Fähigkeit, die Uebereinstimmung zwischen König und Parlament herzustellen. Unmittelbar leitet die Regierung allerdings von dem Könige ihre Autorität ab. Der König ernennt die Minister, diese führen die aufgetragenen Geschäfte als seine unmittelbaren Vertreter aus und treten überall ein, wo der König selbst an einem Regierungsakte sich betheiligt, um die volle Verantwortlichkeit zu tragen. Der Zusammenhang zwischen ihnen und dem Könige ist so innig, daß nicht gut von einem wirkungsvollen Zwiespalt die Rede sein kann. Meinungsverschiedenheiten müssen schnell ausgeglichen und als innere Angelegenheit erledigt werden; als Handlungen können sie nicht zum Vorschein kommen. Deshalb denkt man sich mit Recht unter dem in der Verfassung nicht näher definirten Begriffe der Regierung das Staatsministerium, wie es als Organ des Königs in der Ausübung seiner verfassungsmäßigen Befugnisse wirkt. So wurzelt die Regierung, wie sie in der Sprache des Staatsrechts verstanden wird, immer in dem Willen des Königs. Aber dieser Wille ist nicht die alleinige Lebensbedingung eines Ministeriums; es erfüllt seinen Beruf noch nicht, wenn es sich Eins mit dem königlichen Willen weiß. Denn der Wille des Königs ist unverantwortlich, die Thätigkeit des Ministeriums aber verantwortlich. Gerade damit nicht der Wille des Königs unbedingt zur That werde, hat die Verfassung das Amt des verantwortlichen Ministeriums geschaffen. Der erste Gegenstand seiner Verantwortlichkeit ist die Sorge dafür, daß eine Regierung möglich gemacht und zu diesem Zwecke die nothwendige Uebereinstimmung zwischen den Faktoren herbeigeführt werde, welche zusammen wirken müssen, damit die Staatsordnung im Geiste der Verfassung geschützt und erhalten werde. Die parlamentarische Regierungsweise verlangt von dem Ministerium nicht mehr und nicht weniger, als die Erfüllung seines, in der Verantwortlichkeit vorgeschriebenen, verfassungsmäßigen Berufes. Es darf weder an der einseitigen Zustimmung des Parlaments, noch an der einseitigen Zustimmung des Königs sich genug sein lassen. Die erste Regel braucht man in Preußen nicht zu betonen, weil ja der König einen Zwiespalt mit dem Ministerium durch Entlassung in jedem Augenblicke zu seinen Gunsten beseitigen kann. Die königliche Befugniß, Minister zu ernennen und zu entlassen, hat kein Mensch in Preußen zu verkümmern gesucht. Es gehört zu den erdichteten und sophistisch zusammengereimten Vorwürfen, daß die Partei, welche von dem Ministerium eine stete Rücksichtsnahme auf die Zustimmung des Parlaments fordert, das Ministerium von der Zustimmung des Königs emanzipiren und diesem die freie Ernennung und Entlassung

Digitized by Google

von Ministern entziehen wolle. Die Verfassung verbürgt die königliche Befugniß, kraft deren er Privatpersonen zu Ministern machen und ihre Handlungen mit den gesetzlichen Wirkungen dieses Amtes bekleiden kann. Ebenso kann der König jeder Zeit die Minister aus dem Amte entfernen und ihnen den Einfluß auf die Staatslenkung entziehen, welchen er durch Berufung in das Amt ihnen gewährt hatte. Eine Einschränkung dieser Befugniß würde zu einer unumschränkten Herrschaft des Parlaments führen, wie sie in keiner Monarchie, nicht einmal in England angestrebt wird. Der König darf von seiner Befugniß einen unverantwortlichen Gebrauch machen und er braucht Niemand Rede zu stehen, wenn es ihm gefällt, einen untauglichen Minister zu ernennen oder beizubehalten. Aber irgend Jemand muß für die Ernennung als für einen Regierungsakt und für die Beibehaltung, wie für jede andere staatsgefährliche Unterlassung der Exekutive verantwortlich sein, und das verantwortliche Organ ist das Ministerium. Nicht ohne vielmeinende Absicht ist die Anordnung im Verfassungstitel vom Könige getroffen. Allen königlichen Befugnissen sind die Sätze vorangeschickt, welche den Beginn des Titels bilden: Der König ist unverletzlich (Art. 43). Die Minister des Königs sind verantwortlich (Art. 44). Sie kehren den Gegensatz scharf hervor, welcher die Befugnisse des Königs in ihrer abstrakten Bedeutung von der Würdigung ihrer Folgen in den konkreten Fällen der Anwendung scheidet. Die Unverletzlichkeit schützt den König gegen den Vorwurf des Mißbrauchs und jede schädliche Rückwirkung auf seine staatsrechtliche Stellung. Die Verantwortlichkeit der Minister sichert dem Parlamente die Kritik jedes Regierungsaktes und das Recht, die schädlichen Wirkungen abzuwehren. Wer diese Zusammen- und Gegeneinanderwirkung des parlamentarischen und königlichen Rechts für unvereinbar hält, der versteht den Geist unserer Verfassung nicht und nicht die Bedeutung ihrer positiven Vorschriften. Auf eine solche Unkenntniß ist der Ausspruch zurückzuführen, auf welcher liberale wie reaktionäre Minister bisher, von Manteuffel bis auf Schwerin, zu pochen pflegten, daß sie so lange auf ihrem Posten bleiben würden, so lange es ihnen der königliche Herr befehlen würde. Aus derselben Unkenntniß entspringt die Warnung an das Parlament, sich der Kritik über die Personen zu enthalten, welche der König eines Ministerpostens gewürdigt hat. Der Verfassungstitel vom Könige zählt hinter den Artikeln, welche die Unverletzlichkeit des Königs und die Verantwortlichkeit der Minister verkünden, durcheinander die verschiedenartigen Befugnisse des Königs auf, unter ihnen auch die Befugniß, die Minister zu ernennen und zu entlassen. Die Ausübung aller dieser Befugnisse ist gleichmäßig von der Verantwortlichkeit der Minister bedingt. Im praktischen Staatsrecht ist die Ernennung und Entlassung der Minister bisher immer übereinstimmend mit dem Wortlaute der Verfassung als ein Regierungsakt behandelt worden,

Digitized by Google

welcher der Gegenzeichnung eines Ministers unterworfen wurde. Die Verantwortlichkeit des Aktes ist also anerkannt. Der Inhalt dieser Verantwortlichkeit kann nichts Anderes sein, als Bürgschaft dagegen, daß nicht ein Ministerium die Zügel in die Hand nehme, welches eine geordnete Regierung nicht herzustellen vermag. Sieht man von bedeutungslosen Personenveränderungen und von untergeordneten Strömungen des Hoflebens ab, so pflegt bei jedem Ministerwechsel gewöhnlich die Erwägung bedeutender Regierungsgrundsätze Platz zu greifen und auf die Wahl der Personen einzuwirken. Wer das Amt übernimmt, bekennt sich zu den Grundsätzen, welche er vertreten, für welche er die Beistimmung des Königs und des Parlaments gewinnen muß. Weiß ein Ministerium sie nicht zu erhalten, so fehlt ihm Bedingung und Berechtigung seiner Existenz. Derselbe Probirstein gilt für den Fortbestand eines Ministeriums, sobald die Gefahr eines Konfliktes zu Tage kommt. Es ist natürlich nicht von kleinen und unbedeutenden Differenzpunkten die Rede, deren Ausgleichung unbeschadet der übrigen Verwaltung, ohne Nachtheil für die Zukunft, zeitweilig aufgeschoben werden kann. Droht aber der Ausbruch eines wirklichen Konfliktes, der bis an die Wurzel der Verfassung geht oder die thatsächlichen Machtverhältnisse der Krone und des Parlaments ergreift, so darf kein Ministerium als Partei in den Streit eintreten. Thut es dies, hält es die Kluft offen, so ist es das Gegentheil von dem, wozu es verfassungsmäßig berufen ist, nämlich das Organ des mit seinem Parlamente in Uebereinstimmung befindlichen Königs zu sein. Der Uebertritt auf die eine oder die andere Seite, um hier ein thatsächliches Gelingen und drüben Machtlosigkeit zu bewirken, ist nicht mehr Aufgabe einer verfassungsmäßigen Regierung. Denn das Ministerium ist dazu bestimmt, zu vermitteln und den vermittelten Willen lebendig und wirksam zu machen, aber niemals Schiedsrichter zwischen König und Parlament zu sein. Dazu fehlt ihm die Autorität, welche höher sein müßte, als die beiden in Gegensatz gerathenen Gewalten. Und vom praktischen Gesichtspunkte aus betrachtet, fehlt jedem Ministerium die Möglichkeit, verfassungsmäßig sich die Mittel zu verschaffen, um das angemaßte Schiedsrichteramt auszuführen. Wenn um Existenz und Machtstellung gestritten wird, wenn das Parlament guten Glaubens um die Erhaltung der Verfassung und seines gesetzmäßigen Ansehens zu streiten meint, wer wollte ihm zumuthen, ein Ministerium zu erhalten, welches sich zur Gegenpartei gemacht hat, ihm die Mittel zu gewähren, welche es zugestandener Maßen zur Ueberwindung des Parlaments verwenden will? Eine solche Stärkung des Gegners widerstritte der menschlichen Natur und wäre eine Verleugnung des Patriotismus, welche zum Ausbruche der Differenz Veranlassung gegeben hat und zur Fortsetzung des Streites antreibt. So muß denn jedes Ministerium, welches in irgend einer Lebensfrage den königlichen Willen zur unbedingten Richtschnur seiner Regierungs-

Digitized by Google

weise macht und die Zustimmung des Parlaments entbehren zu können glaubt — jedes Ministerium echt „königlichen Regiments“ sich darauf einrichten, trotz des Parlaments zu regieren, ohne dessen Mitwirkung alle Mittel zur Fortsetzung der Regierung sich zu verschaffen. Sobald die Aussicht auf Vermittelung aufgehört hat, müssen Mißachtung und Feindseligkeit gegen das Parlament beginnen, und das Ende ist immer der Verfassungsbruch. An einen solchen Ausgang darf kein Ministerium gelangen, es darf keinen Weg betreten, der dahin führt; dafür hat es die Verfassung verantwortlich gemacht. Die Meinung, daß das Recht auf der Seite sei, für welche die Partei ergriffen wird, daß das Staatswohl dahin dränge, entschuldigt nicht. Denn nie und unter keiner Bedingung darf die Regierung außerhalb der Verfassung stehen, und niemals geziemt dem Ministerium die erhabene Stellung eines Richters über König und Parlament. Es ist also keine erkünstelte, keine von Außen her in die Verfassung hineingetragene Lehre, sondern in der Natur des Verfassungslebens tief begründet, daß ein Ministerium, welches die Uebereinstimmung zwischen König und Parlament nicht zu bewirken und nicht mehr mit dem Parlamente Frieden zu halten vermag, den verfassungsmäßigen Boden unter sich verloren hat. Ein solches Ministerium kann die Fortsetzung seiner Existenz nicht mehr mit seinen verfassungsmäßigen Pflichten vereinigen. Preußen bietet gegenwärtig ein leider zu lehrreiches Beispiel. Ich will die Methode möglichst genau mit den Worten der Partei bezeichnen, welche das Ministerium vor Nachgeben wie vor der schlimmsten Gefahr warnt und das parlamentarische Regiment als Schreckbild und Gegensatz zum starken Königsthum zuerst in die öffentliche Diskussion eingeführt hat. Die Regierung soll die Staatsgelder ohne Rücksicht auf die verfassungsmäßige Zustimmung des Parlaments verwenden, soll auf jede Vereinbarung und Abänderung von Gesetzen, auf jede Steuerreform und Steuererhöhung verzichten, bis — den Nachsatz spricht sie nicht aus, aber jedes Kind kann ihn ergänzen: — bis die unabweisbare Noth zur Umkehr zwingen wird. So sieht in ihren Folgen die Lehre aus, an deren Begründung Altliberale mitgewirkt haben. Jede Meinungsverschiedenheit, wie redlich und in wie guter Absicht sie auch beginnen mag, bricht in offene Zwietracht aus, die Zwietracht verurtheilt zum entkräftenden Stillstand, erschüttert die Grundgesetze des Staates und endet mit Einbuße an Macht und Ansehen auf dieser oder auf jener Seite. Die Verfassung hat zwischen König, Parlament und Ministerium die Rollen vertheilt, wie sie einem solchen Zustande gegenüber zu wirken haben. König und Parlament sind unverantwortlich; sie haben die Folgen zu erwägen, aber nicht zu vertreten. Sie sind zu beständiger Wirksamkeit berufen und können ihre Stellung innerhalb der Staatsordnung nicht aufgeben. Das Ministerium aber ist verantwortlich und zum nachgiebigen Wechsel bestimmt. Das Amt der Minister ist ein freiwilliges und ihre

Digitized by Google

Staatshandlungen werden mit dem Maßstabe privatpersönlicher Vertretungspflicht gemessen. Sie dürfen ihre Stellung nicht länger behaupten, als sie mit ihrem Berufe in Uebereinstimmung sind; sie müssen ihre Stellung aufgeben, sobald sie die Gefahr der Zwietracht nicht mehr abwenden können. Die Kontrolle hierüber gebührt dem Parlamente nicht minder, als dem Könige. Dieser kann auf dem kürzesten Wege das Ministerium, dessen Handlungsweise oder Pflichtvernachlässigung staatsgefährlich scheint, durch Entlassung beseitigen. Das Parlament aber muß die verfassungsmäßigen Mittel ergreifen, um einen gleichen Erfolg auf indirektem Wege herbeizuführen. Dies und nicht mehr drückt das Erforderniß der parlamentarischen Regierungsweise aus.

Freilich kann zuweilen der Fall eintreten, daß der König persönlich mit der unbedingten Ergebenheit des Ministeriums gegen seine Person zufrieden wäre und am Verhalten desselben gegen das Parlament Nichts zu tadeln fände, und daß das Ministerium dennoch, aus eigener Erkenntniß, oder durch das Parlament gezwungen, seine Entlassung forderte. Freilich käme der König dann in die Lage, eine geforderte Entlassung wider Willen gewähren und andere Minister berufen zu müssen, als die ihm am meisten gefällig und willkommen waren. Aber das ist eine selbstverständliche Grenze der königlichen Macht, welche eben nicht Allmacht ist. Der Befehl des Königs beraubt keinen Bürger der individuellen Freiheit und schützt den gesetzwidrigen Gehorsam nicht vor Verantwortlichkeit. Wer wollte darin die verfassungsmäßige Befugniß des Königs, die Minister zu ernennen und zu entlassen, eingeschränkt sehen, daß er thatsächlich Niemand zwingen kann, Minister zu bleiben oder Minister zu werden? Das Parlament, welches den Minister zur zeitigen Erkenntniß zwingt, daß er nicht ohne Verfassungsbruch die Regierung werde leiten können, welches den Minister für den ersten Schritt zur Gesetzlosigkeit verantwortlich macht, überschreitet die Grenzen der ihm obliegenden Aufsicht über die Verfassungsmäßigkeit der Regierungsweise nicht. Seines Berufes ist es, zu untersuchen, in welcher Weise ein beginnendes Ministerium die Regierung leiten, oder ein bestehendes die Regierung fortsetzen, in welcher Weise es eine vorhandene Differenz ausgleichen will. Pflicht des Parlaments ist es ferner, mit allen verfassungsmäßigen Mitteln auf die Beseitigung eines Ministeriums hinzuwirken, dessen Regierungsweise es für staatsgefährlich hält. Nur auf die Art der Mittel kommt es an, mit welchen es einzuwirken sucht. Ein Parlament, welches unmittelbar durch Dekret einen Minister für eingesetzt oder entlassen, eine königliche Ernennung oder Entlassung für unwirksam erklären wollte, würde einen Angriff auf die verfassungsmäßigen Rechte des Königs sich erlauben. Hat je ein Staatsmann oder ein Lehrer des Staatsrechts einen solchen Mißbrauch unter „parlamentarischem Regiment“ sich gedacht?

Digitized by Google

# Die Reorganisation des Zollvereins.

Von Dr. Hermann Rentsch.

Mitte August.

Mit dem 31. Dezember 1865 gehen die Verträge der deutschen Staaten, welche den Zollverein bilden, zu Ende. In diesen wenigen Worten liegt bereits eine schwere Anklage gegen die Zollvereinsverfassung. Deutsche Staaten und deutsche Völker, welche lange Jahre hindurch in dem ungestörten Austausch ihrer Produkte gestanden haben, schließen noch Verträge auf Zeit. Wie würde man in der Schweiz, trotzdem daß auf geringer Ausdehnung drei Sprachgebiete sich berühren, den Vorschlag aufnehmen, das Zoll- und Handelsgebiet nicht mehr auf unkündbarer Basis zu fixiren, sondern eine einseitige handelspolitische Lostrennung in das Ermessen des einzelnen Kantons zu stellen? Nur Deutschland liefert dem staunenden Jahrhundert das erhebende Beispiel, daß seine Stämme an ihrer eigenen Zusammengehörigkeit zweifeln.

Also in drei Jahren gehen die Verträge des Zollvereins zu Ende, und noch ist zur Erneuerung des Handelsverbandes von den verbündeten Staaten Nichts geschehen; nur von Außen pocht Oestreich an die Thore, mit Anmaßung den Einlaß begehrend. Die Geschichte liebt es zuweilen, sich bis in die Details hinein zu wiederholen; das ist ihre empirische Lehrmethode. Bei der Erneuerung der gegenwärtig laufenden Zollvereinsperiode von 1853 bemühte sich Preußen zum ersten Male, das gekränkte Recht in Hessen zu schützen; doch „im Bewußtsein seiner Stärke" wich es zurück, um sich in Olmütz zu überzeugen, daß der Starke dem Schwächern nachgeben muß, wenn er sein Ansehen nicht verlieren will. Damals gerade so wie heute versuchte Oestreich mit seinem Gesammtgebiet in den Zollverein einzutreten, und doch war es ihm so wenig Ernst damit, daß es sich zu irgend welchen erheblichen Opfern durchaus nicht verstehen wollte. Die hessische Tragödie hat ihre zweite nur wenig verbesserte Auflage erlebt, das Ende der Zollvereinsperiode steht wiederum vor der Thür, und abermals spekulirt das

Digitized by Google

Wiener Kabinet auf die reaktionären Tendenzen der Mittelstaaten, nur mit dem Unterschiede, daß es diesmal nicht die innere Politik, sondern die wirthschaftlich reaktionären Bestrebungen der Schutzzöllner, die Opposition gegen den deutsch-französischen Handelsvertrag als Handhabe benutzt. Das Manöver ist ohne Zweifel ganz geschickt in Szene gesetzt, und diesmal ergeht sich das Wiener Kabinet nicht mehr in bloßen Phrasen von der Bedeutung eines freieren Verkehrs zwischen siebzig Millionen Produzenten und Konsumenten, von den ungehobenen Schätzen des östreichischen Kaiserstaates und von seiner Aufgabe, deutsche Kultur nach Osten zu tragen, sondern es tritt mit positiven Vorschlägen auf, die wir unten einer genaueren Erörterung unterwerfen werden.

## I.

Die geschichtliche Entwickelung des Zollvereins ist bekannt. In jener glücklichen Zeit, als die Regenten vor Freude über die vom deutschen Volke niedergeworfene Napoleonische Knechtherrschaft der goldenen Freiheit feste Brücken zu bauen versprochen, wurde auch eine Uebereinkunft über ein gemeinsames Zoll- und Handelsgebiet für alle deutschen Bundesstaaten in Aussicht gestellt und zum Ueberfluß in Art. 19. der deutschen Bundesakte ausdrücklich gewährleistet. Wie bekannt, hat der Bundestag nie Zeit gehabt, an die Einlösung dieser Zusage zu denken. Im Jahre 1818 mußte daher Preußen selbständig darauf bedacht sein, seine innern Zölle zu beseitigen und die Zolllinie an seine Außengrenzen zu verlegen. Die kleinen deutschen Regierungen erkannten nur zu bald, daß ihre isolirte Stellung unhaltbar sei, und da die Vereinigungsversuche der Mittel- und Kleinstaaten zu keinem Resultate führten, gerieth man allmälig in die Nothwendigkeit, sich an das größere preußische Zollgebiet anzuschließen. Nachdem das Königreich Sachsen im Jahre 1834 beigetreten, war der deutsche Zollverein als konsolidirt zu betrachten. Von dieser Zeit an erweiterte sich der Zollverein mit jedem Jahre, und zehn Jahre später umfaßte er ganz Deutschland mit Ausnahme der Küstenländer und der deutsch-östreichischen Provinzen.

Der heutigen Generation, welche die namhaften wirthschaftlichen Erfolge der deutschen Zolleinigung praktisch erfahren hat, könnte es befremdend erscheinen, daß der Zollverein so langsam an Ausdehnung wuchs, und doch hatten die Regierungen vor dem Abschluß der Verträge in der Regel einen bedeutenden Widerstand der Handel- und Gewerbtreibenden zu befürchten. Der freie Blick und die übersichtliche Anschauung fehlen Dem, der, in kleinlich beengenden Verhältnissen aufgewachsen, seinen Horizont plötzlich erweitert sieht. Der Hang an dem Althergebrachten steigerte die Besorgniß, von der erweiterten Konkurrenz erdrückt zu werden, und in der That ist es kaum glaublich, bis zu welchen barocken Ideen die wirthschaftlich reaktionäre Partei

Digitized by Google

sich verstieg[1]). Doch es war damals glücklicher Weise ein ganz anderer Zug in der preußischen Politik, und wie dem Kühnen immer die Welt gehört, und wie sich der Schwache immer an Den anlehnen wird, der sich seiner Stärke bewußt zeigt, so gelang es Preußen, seine Zollgrenzen immer weiter auszudehnen. Es waren nicht die materiellen Interessen, nicht die wirthschaftlichen Erfolge (den spätern industriellen Aufschwung hatten selbst die erleuchtetsten Staatsmänner nicht geahnt), es war vielmehr die Beharrlichkeit, mit der Preußen dem Fortschritt huldigte. Das übrige Deutschland, soweit es von den Mittel- und Kleinstaaten repräsentirt wird, wurde von der Macht der Idee mit fortgerissen. Damals gehörte aber auch der Zollverein mit seinem Tarif, der Prohibitionen ganz ausschloß und nur mäßige Schutzzölle kannte, in handelspolitischer Hinsicht zu den freisinnigsten Staaten Europas; in mehr als einem Punkte war selbst England überflügelt.

Und für Niemand war diese Anregung zum freihändlerischen Fortschritt günstiger als für Preußen. War dieser Staat das Haupt des Zollvereins und war der Wiederaustritt aus demselben den kleinern Staaten so gut wie unmöglich, so ward es von selbst zum politischen Lenker, und jene wohlberechnete Handelspolitik trug nicht nur den materiellen Erfolgen der vaterländischen Industrie wie der Staatskasse Rechnung, sondern sie erhob Preußen erst recht eigentlich zur Großmacht.

So lange die preußische Regierung auf der eingeschlagenen Bahn verharrte, galt sie den verbündeten Staaten als staats- und handelspolitische Autorität, und das Uebergewicht wurde ihr um so weniger streitig gemacht, als die finanziellen Erfolge selbst die kühnsten Erwartungen übertrafen. Kaum waren aber die Gründer des Zollvereins vom Schauplatze abgetreten, so wurde der Weg der Reformen verlassen und es kostete der damals noch schwachen freihändlerischen Partei große Mühe, der wirthschaftlichen Reaktion gegenüber wenigstens Stabilität zu bewirken. Sofort war auch das gute Einvernehmen zerstört. Souveränetätseifersucht, Brotneid und Thorsperrpolitik drängten sich hervor, und die Zollkonferenzen zeigten das Bild der größten Zerfahrenheit. Vor Allem hatte aber die preußische Regierung, die heute mit einem kühnen Coup einseitig Verträge schloß, morgen kleinmüthig

[1]) Wenn irgend Jemand dem Anschluß an ein größeres Zollgebiet ohne Furcht entgegensehen konnte, so war es das gewerbthätige Königreich Sachsen, und doch war auch hier die größte Bestürzung unter der Fabrik- und Handelswelt eingetreten. Der Handel ist, wie bekannt, national, Zollgrenzen werden für ihn zu Schranken, die seine Ausbreitung hemmen — nichtsdestoweniger glaubte Leipzigs Handelsstand durch den Zollverein seine Messen verödet zu sehen, dieselben Messen, die, wie Jedermann weiß, gerade durch den Anschluß Sachsens an den Zollverein ihren merkantilen Umsatz nahezu verdreifacht haben. Man muß sich solche Erfahrungen vergegenwärtigen, um darin Ermunterung zur Anbahnung neuer Reformen zu finden, selbst wenn sie auch, wie jetzt bei dem deutsch-französischen Handelsvertrage, bei der großen Menge auf Widerstand stoßen sollten.



Digitized by Google

die Bewilligung des kleinsten Staates einholte, um übermorgen vor der Zollkonferenz demüthig ihr peccavi einzugestehen, den Verlust ihrer Suprematie vollständig verschuldet, und wenig Jahre später hatte sie, anstatt ihren politischen Einfluß zu kräftigen, durch ihre Schwäche es dahin gebracht, daß sie sich nach Innen wie nach Außen von ihren Zollverbündeten gehemmt und dominirt sah. Bildete sich doch sogar am Bundestage, wie bei den Zollkonferenzen, eine antipreußische Koalition, welche jedem von Preußen ausgegangenen Vorschlage mit geschlossener Opposition entgegentrat. Durch kleinliches Zugeben, z. B. durch das total verkehrte Mittel der Erhöhung einiger wichtigen Tarifpositionen suchte dann das Berliner Kabinet das theilweise wieder zu erreichen, was nur durch die entgegengesetzten Mittel, durch Beharrlichkeit auf dem Reformwege erobert werden konnte.

Die politische Bewegung von 1848 und 1849 war nicht geeignet, ein besseres Verhältniß zwischen den Mittelstaaten und Preußen, dem die deutsche Kaiserkrone entgegengetragen ward, herzustellen. Die Zollvereinsverfassung, von vornherein nur ein Provisorium, war durch ihre Stabilität veränderten Zeiten gegenüber geradezu unerträglich geworden, und so erklärte denn Preußen, in einem abermaligen Anlauf zu entschlossenen Thaten, die Zollvereinsverträge nach Ablauf der zwölfjährigen Periode im Jahre 1853 entweder gar nicht oder nur nach einer wesentlichen Umgestaltung erneuern zu wollen, und trug dabei seine vermeintliche Unentbehrlichkeit für die Mittelstaaten in allzu selbstgefälliger Weise zur Schau. Die Mittelstaaten wußten indeß nur zu gut, daß Preußen sie ebenso wenig entbehren konnte, und glaubten, durch frühere Erfahrungen belehrt, keineswegs an den rechten Ernst der Berliner Kündigung. Sie hatten Beide Recht und würden sich ohne Zweifel durch gegenseitiges Nachgeben zu einer Reform geeinigt haben, wenn nicht Oestreich, das den wachsenden Einfluß Preußens schon längst mit neidischen Augen betrachtet hatte, durch eine ganz unerwartete Dazwischenkunft die Reform vereitelt hätte.

Die Metternich'sche Kamarilla glaubte sich ihres Einflusses auf die deutschen Regierungen so sicher, daß sie der Gründung und dem Ausbau des Zollvereins kein Hinderniß entgegensetzte; wenn man nicht lieber als Ursache ihres passiven Verhaltens annehmen will, daß das Wiener Kabinet es für unklug hielt, den Kaiserstaat aus seiner Abgeschlossenheit von dem übrigen Deutschland loszulösen. Im Jahre 1840 scheint man indeß in Wien anderer Ansicht geworden zu sein, denn jetzt tauchte zum ersten Male das Projekt eines Zollverbandes, wenn auch in noch ganz unklarer Form, auf. Die östreichische Industrie setzte aber aus Furcht vor der deutschen Konkurrenz dem Plane eine so entschiedene Opposition entgegen, daß der Entwurf gar nicht einmal sämmtlichen Staaten mitgetheilt ward. Zehn Jahre später hatte sich das Wiener Kabinet überzeugen können, wie viel es an Sympathien

Digitized by Google

im „Reiche“ verloren, und wie die durch den Zollverband erreichten materiellen Erfolge und der ungestörte Güteraustausch das deutsche Volk eng an Preußen gekettet hatte. Als Antwort auf die Zurückweisung der deutschen Kaiserkrone erschien ganz unerwartet mitten in der Unentschlossenheit und den schwankenden Ansichten der Zollverbündeten am 27. Oktober 1849 das Projekt eines Zollverbandes zwischen Deutschland und Gesammtöstreich. Als Lockspeise verstand man in Wien das Zollgebiet von siebzig Millionen Einwohnern gar prächtig aufzuputzen, und es ist nicht zu leugnen, daß bei dem Beifall, mit dem die Verbindung mit dem gesinnungsverwandten Oestreich von den meisten deutschen Regierungen aufgenommen ward, der östreichischen Diplomatie damals Das beinahe gelungen wäre, worauf es ihr einzig und allein ankam: die Sprengung des Zollvereins. Wenigstens bedurfte es in den meisten deutschen Staaten der eindringlichsten Vorstellungen des Gewerb- und Handelsstandes, darauf aufmerksam zu machen, daß man sich in Wien zu irgend welchen greifbaren Opfern durchaus nicht entschließen wollte. Preußen zeigte sich zu einer sofortigen Zolleinigung nicht geneigt, da aber die Unterhandlungen zwischen Oestreich und den Mittelstaaten fortgesetzt wurden, so hielt man in Berlin für nöthig, die östreichischen Pläne durch einen kühnen Schachzug zu durchkreuzen. Unerwartet wurde am 7. September 1851 der preußisch-hannoversche Zoll- und Handelsvertrag publizirt, der durch den Eintritt Hannovers und Oldenburgs in den Zollverein nicht nur dem letztern die Nordsee öffnete, sondern auch das preußische Zollgebiet vollständig arrondirte, da Preußen auf die zwischen der Elbe und den Rheinprovinzen gelegenen kleinern Staaten mit größter Sicherheit rechnen durfte. Die östreichischen Pläne waren vereitelt, und obgleich die allgemeine Verwirrung zum großen Schaden der deutschen Industrie noch fast zwei Jahre lang fortdauerte, so einigte man sich doch schließlich zu dem Fortbestand des Zollvereins und zu dem Abschluß des deutsch-östreichischen Handelsvertrags. Allerdings hatte keine der streitenden Parteien ihre Absicht erreicht, und, was das Schlimmste, die Zollvereinsverfassung bestand mit allen ihren Fehlern fort.

Heute stehen wir noch auf demselben Standpunkte, da eine der wichtigsten Reformen, die Herabsetzung der meisten Tarifpositionen, durch den Abschluß des deutsch-französischen Handelsvertrags ihrer Verwirklichung noch entgegensieht. Was im Schoße der Zukunft verborgen liegt, wer soll es vorausbestimmen, da bei der unübertrefflichen Organisation des Zollvereins selbst die geringste Tarifposition, von größeren Reformen gar nicht zu reden, von dem Veto des kleinsten Staates vereitelt werden kann? Jedenfalls ist es gut, sich nicht dem Schaukelbrette des Zufalls und der zufällig in den verschiedenen Regierungskreisen vertretenen Anschauungen zu überlassen, sondern im Voraus den festen Standpunkt zu



Digitized by Google

gewinnen, von welchem aus die Zustände sicher beurtheilt und eine angemessene Vertretung der wirthschaftlichen und politischen Interessen angebahnt werden.

## II.

Ueber die Nothwendigkeit des Fortbestehens des Zollvereins ist in ganz Deutschland kein Zweifel, und wenn auch, hingerissen von politischer Meinungsverschiedenheit oder von übertriebener Empfindelei, der eine oder der andere Staat mit der Kündigung der Zollvereinsverträge in die Lärmtrompete stößt, wenn selbst irgend ein Industriezweig, durch die Tarifmodifikationen gedrängt, lieber auf die Vortheile des deutschen Handelsverbandes verzichten, als die vermehrte Konkurrenz ertragen zu wollen erklärt, so weiß man recht gut, daß dies entweder nur Ausflüsse einer augenblicklichen gereizten Stimmung oder nur leere Drohungen sind. Bei ruhiger Erwägung denkt eigentlich Niemand ernstlich an eine Auflösung des Zollvereins, und wie selbst die größte Voreingenommenheit für die Wiener Politik die süddeutschen Staaten kaum so weit führen wird, einen östreichischen Handelsverband der bisherigen segensreichen Verbindung mit dem deutschen Norden und vorzugsweise mit Preußen vorzuziehen, so muß auch Preußen sich selbst sagen, daß seine Großmachtstellung ohne die zollverbündeten deutschen Staaten auf die Dauer unhaltbar ist. Diese beiderseitige Unentbehrlichkeit, welche durch die Erfahrungen der letzten zwanzig Jahre immer mehr bestätigt worden ist, bleibt uns trotz aller gegenwärtig drohenden Zerwürfnisse die beste Garantie für die Erhaltung des deutschen Handelsverbandes.

Man darf sich nur vergegenwärtigen, was die deutsche Industrie dem Zollverein ungeachtet seiner fehlerhaften Organisation verdankt. Auf einem Länderkomplexe von mehr als 9000 Quadratmeilen ist der interne Verkehr von gegen 35 Millionen Einwohnern nicht mehr durch Zollschranken und Grenzlinien jedes größern oder kleinern Landes oder Ländchens gehemmt. Ausländische Waaren sind nicht mehr prohibirt, sondern finden zu Zöllen Eingang, welche in der Hauptsache gegenwärtig zwar noch als ziemlich hohe Schutzzölle zu betrachten sind, über deren unvermeidliche Reduktion aber, selbst wenn auch Bayern und Würtemberg auf ihrer Ablehnung des deutsch-französischen Handelsvertrags beharren sollten, kein Zweifel mehr stattfinden kann. Da der Zollverein keine Differenzialzölle kennt, sind, mit Ausnahme der wenigen den Uebergangsabgaben unterworfenen Artikel, alle Waaren, die an den Grenzen des Zollvereinsgebiets abgefertigt worden, in ihrem weitern Betriebe keiner andern Beschränkung unterworfen. Die freie Wahl, die eingeführten Handelsprodukte nicht blos an den Grenzen, sondern auch an den Zollstellen des Binnenlandes (mit Begleitscheinen, oder auf den Eisenbahnen in direktem Wagenverschlusse) versteuern zu lassen, bildet eine Ausnahme, von welcher der Handel und die

Digitized by Google

Industrie dankbar Gebrauch gemacht haben. Bis auf wenige Artikel ist die Ausfuhr einheimischer Erzeugnisse von jedem Zoll befreit worden. Dem Zollverein gebührt ferner das Verdienst, zuerst eine einheitliche deutsche Gesetzgebung für einzelne Branchen des Verkehrs angebahnt zu haben. Während der Bundestag kein einziges seiner vielen Versprechen zur Erleichterung des Verkehrs gehalten, verdanken wir dem Zollverein eine einheitliche Gesetzgebung in Bezug auf Zollkredit, Freilager, Meßkonten u. s. w., wie nicht minder eine gewisse Gleichstellung der Verwaltungspraxis, durch welche die nothwendige gegenseitige Kontrole ermöglicht wird.

Die deutsche Industrie nahm zwar schon vor der Gründung des Zollvereins in einigen bodenwüchsigen Branchen eine ziemlich achtbare Stellung ein, sie war aber in dem Vertrieb ihrer Erzeugnisse durch die zahlreich vorhandenen Zolllinien ebenso beschränkt, wie in dem Bezug der Rohstoffe und Halbfabrikate. Dem Binnenlande fehlte die freie Straße zum Meere, den Küstenstaaten wiederum der freie Austausch fremdländischer Produkte mit dem Hinterlande. Daß die Gründung des Zollvereins in eine Zeit fiel, in welcher durch die Einführung der Maschinenarbeit und der Dampfkraft anstatt der Handarbeit, die Massenproduktion ermöglicht ward, ist als ein glückliches Zusammentreffen zu betrachten, um so mehr, als gleichzeitig durch Eisenbahnen und Dampfschifffahrt, durch Telegraphen, Verbesserung der Straßen, Vervollkommnung der Posten u. s. w. die Verkehrsmittel in ergiebigster Weise verbessert wurden, als endlich auch durch die erweiterten Lehrsätze der Naturwissenschaften und der Technik der Industrie fernere Hülfsmittel geboten wurden. Der erfolgreiche Einfluß dieser Faktoren würde sich auch ohne den Zollverein bemerkbar gemacht haben, schwerlich würde aber die Industrie sich bis zu der Höhe emporgeschwungen haben, die sie heute behauptet. Ein Vergleich der Einfuhr und der Ausfuhr in den Perioden 1836/40 und 1856/60 wird am besten beweisen, in welcher Weise sich die Produktion des Zollvereins gesteigert hat.

So betrug die

### Einfuhr in den Zollverein

| in der Periode | 1836/40 Ctr. | 1856/60 Ctr. | in Proz. |
|---|---|---|---|
| Baumwolle | 234,000 | 260,000 | 800 |
| Baumwollenes Garn | 358,000 | 520,000 | 150 |
| Baumwollene Zwirne und ungefärbte Garne | 7,000 | 5,000 | 70 |
| Baumwollene Waaren | 16,000 | 11,000 | 60 |
| Roheisen | 270,000 | 3,700,000 | 1400 |
| Schmiedeeisen | 316,000 | 674,000 | 213 |
| Eisenwaaren | 65,000 | 275,000 | 420 |

Digitized by Google

| | Ctr. | Ctr. | in Proz. |
|---|---|---|---|
| Feine Holzwaaren | 2,000 | 5,000 | 250 |
| Musikalische Instrumente | 1,200 | 1,800 | 150 |
| Kurze Waaren | 1,000 | 2,500 | 250 |
| Lohgares Leder | 3,500 | 4,500 | 130 |
| Feines und lackirtes Leder | 900 | 1,600 | 180 |
| Grobe Lederwaaren | 1,000 | 2,500 | 250 |
| Feine Lederwaaren | 400 | 2,500 | 625 |
| Lederne Handschuhe | 398 | 200 | 50 |
| Lumpen | 7,000 | 26,000 | 385 |
| Leinengarn und Zwirn | 51,000 | 114,000 | 220 |
| Leinenwaaren aller Art | 40,000 | 48,000 | 120 |
| Papier | 10,000 | 15,000 | 150 |
| Porzellan und Fayence | 4,800 | 2,800 | 60 |
| Seidene und halbseidene Waaren | 4,000 | 8,500 | 220 |
| Tabacksfabrikate | 24,000 | 18,000 | 60 |
| Wollengarne | 40,500 | 146,000 | 370 |
| Wollenwaaren | 36,000 | 26,000 | 72 |
| Steinkohlen | 2,500,000 | 15,000,000 | 600 |

Man ist häufig geneigt, eine vermehrte Einfuhr als einen Beweis einer wenig entwickelten Industrie anzuführen, und doch irrt man sich in den meisten Fällen. Es ist noch ein Ausfluß des Merkantilsystems, daß man meint, ein Volk sei um so reicher, je mehr es befähigt sei, Alles, was es konsumirt, selbst zu produziren, und je weniger es gezwungen sei, edle Metalle dafür ins Ausland zu senden. Wir brauchen die Unrichtigkeit solcher total unwirthschaftlichen Lehrsätze nicht mehr nachzuweisen, denn, ohne uns auf die Entwicklung der nationalökonomischen Theorien einzulassen, folgt schon daraus, daß eine große Nation in dem Zeitraum von zwanzig Jahren ihre jährliche Einfuhr stetig vermehren kann, der Beweis, daß der vermehrte Zufluß auf irgend eine Weise gedeckt wurde, sei dies nun vorläufig durch eine Mehrproduktion der Landwirthschaft, des Bergbaues oder anderer bodenwüchsiger Gewerbsbranchen geschehen. Vergleichen wir indessen die einzelnen Artikel näher, so finden wir die höchste prozentale Zunahme bei Baumwolle (8 : 1), Roheisen (14 : 1), Schmiedeeisen (2,1 : 1), Lumpen (3,8 : 1), Leinengarne (2,2 : 1), Wollengarne (3,7 : 1), Steinkohlen (6 : 1); d. h. mit Ausnahme der Eisenwaaren (4,2 : 1) und den feinen Lederwaaren (6,2 : 1), sämmtlich bei Rohstoffen und Halbfabrikaten, welche der Zollverein in größern Quantitäten bezog, um diese Stoffe, vermehrt um die Arbeitslöhne, um Kapital- und Unternehmergewinn, zum großen Theil wieder als Ganzfabrikate ins Ausland zurückzusenden. Die eigentlichen Ganzfabrikate haben mit wenig

Digitized by Google

Ausnahmen keine hohe prozentale Steigerung erfahren, doch sind wir weit entfernt, darin irgend ein wirthschaftlich günstiges Zeichen zu erblicken, da uns nur zu gut bekannt ist, wie sehr die hohen Eingangszölle hierin maßgebend gewesen sind. Ein genaueres Bild erhalten wir erst bei der Vergleichung der Ausfuhr. Für dieselbe Periode betrug die

Ausfuhr aus dem Zollverein

| | 1836/40 Ctr. | 1856/60 Ctr. | in Proz. |
|---|---|---|---|
| Baumwolle | 48,000 | 287,000 | 600 |
| Baumwollenes Garn | 29,000 | 26,000 | 90 |
| Baumwollene Zwirne und gefärbte Garne | 19,500 | 26,500 | 130 |
| Baumwollene Waaren | 88,000 | 192,000 | 220 |
| Roheisen | 41,000 | 111,000 | 260 |
| Schmiedeeisen | 56,000 | 308,500 | 540 |
| Eisenwaaren | 156,000 | 442,000 | 280 |
| Feine Holzwaaren | 37,000 | 84,000 | 230 |
| Musikalische Instrumente | 6,400 | 14,000 | 230 |
| Kurze Waaren | 20,000 | 120,000 | 600 |
| Lohgares Leder | 15,500 | 41,000 | 260 |
| Feines und lackirtes Leder | 1,300 | 15,000 | 1,100 |
| Grobe Lederwaaren | 3,000 | 12,500 | 420 |
| Feine Lederwaaren | 1,000 | 8,000 | 800 |
| Lederhandschuhe | 60 | 240 | 220 |
| Lumpen | 19,000 | 5,400 | 30 |
| Leinengarn und Zwirn | 35,000 | 17,000 | 48 |
| Leinenwaaren aller Art | 161,000 | 146,000 | 90 |
| Papier | 14,000 | 76,000 | 550 |
| Porzellan und Fayence | 23,000 | 64,000 | 300 |
| Seidene und halbseidene Waaren | 8,800 | 26,000 | 300 |
| Tabacksfabrikate | 45,000 | 74,000 | 160 |
| Wollengarne | 11,500 | 20,000 | 183 |
| Wollenwaaren | 70,400 | 208,000 | 297 |
| Steinkohlen | 7,000,000 | 32,000,000 | 459 |

Das bedeutende Wachsthum der deutschen Industrie während dieser zwanzigjähren Periode geht aus diesen Zahlen in ganz überzeugender Weise hervor, und was ganz besonders zu betonen ist, die Steigerung der Ausfuhr spricht sich vorzugsweise in den Ganzfabrikaten aus. Als besonders lohnende Artikel heben wir hervor: feine Holzwaaren (2,3 : 1), musikalische Instrumente (2,3 : 1), kurze Waaren (6 : 1), feines Leder (11 : 1), feine Lederwaaren (8 : 1), Papier (5,5 : 1), seidene und halbseidene Artikel (3 : 1),

Digitized by Google

Wollenwaaren (2,9 : 1), Baumwollenwaaren (2,2 : 1) u. s. w. Rückschritte zeigen sich nur in den Halbfabrikaten, jedenfalls ein erfreuliches Zeichen dafür, daß die einheimische Produktion selbst mit der Verarbeitung beschäftigt wird, — und in den Leinenwaaren, für welche der Geschmack der Neuzeit in der Baumwolle ein billigeres Ersatzmittel gefunden zu haben meint, abgesehen davon, daß die Leinenindustrie des Zollvereins (besonders in der sächsischen und preußischen Lausitz) verhältnißmäßig geringe Fortschritte gemacht hat.

Der Gewerbfleiß der deutschen Nation, wie er sich unter den wohlthätigen Verkehrserleichterungen des Zollvereins herausgebildet hat, vermag auch vor der schärfsten Kritik zu bestehen. Vergleiche man, um auch nach dieser Seite wenigstens eine Uebersicht zu geben, den Werth der Ein- und der Ausfuhr allein von den Ganzfabrikaten, wie sie in den Jahren 1834 bis 1858 stattfand, so ergeben sich folgende ganz überraschende Data [1]). Es betrug

| | 1834 | | 1844 | | 1858 | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | Thlr. | per Kopf Sgr. | Thlr. | per Kopf Sgr. | Thlr. | per Kopf Sgr. |
| Einfuhr . . | 14,706,000 | 18,8. | 26,965,000 | 28,4. | 35,012,000 | 31,3. |
| Ausfuhr . . | 83,712,000 | 106,9. | 98,077,000 | 103,2. | 203,683,000 | 182,9. |
| Mehrausfuhr | 69,006,000 | 88,1. | 71,112,000 | 74,8. | 168,671,000 | 150,9. |

Solche Zahlen sprechen für die Forterhaltung eines deutschen Handelsverbandes beredter, als es die sorgfältigste und eingehendste Darlegung vermöchte.

Man darf endlich neben den großen materiellen Vortheilen den Einfluß der Zusammengehörigkeit im Handel und Wandel auf die Kräftigung der politischen Einheitsbestrebungen nicht verkennen. Der Mecklenburger steht dem Preußen heute noch ferner, als der Thüringer, und die östreichischen Zolllinien haben die deutsch-östreichischen Provinzen den deutschen Stämmen weit mehr entfremdet, als die Gebirgsrücken, als die Verschiedenheit der Religion, der Gesetzgebung und die vielfachen anderen Differenzen.

Das sind die Lichtseiten des Zollvereins, Eigenschaften so wirksamer Natur, daß das Fortbestehen eines deutschen Handelsverbandes für die Wohlfahrt aller einzelnen Staaten unvermeidlich wird. Nicht minder fehlt es aber auch an Schattenseiten, welche eine noch wirksamere Entfaltung seit Jahren verhindert haben, an Fehlern der inneren Organisation, wie der Vertretung nach Außen, welche von fast allen Seiten als solche anerkannt worden sind, ohne daß man sich bis jetzt zu einer umfassenden Abhülfe hätte einigen können.

Einen der größten Fehler haben wir bereits im Eingange bezeichnet: die Kündbarkeit der Zollvereinsverträge. So lange die zoll-

[1]) Hübner, Jahrbuch für Volkswirthschaft und Statistik. 1862.

Digitized by Google

verbündeten deutschen Staaten ihrer politischen Zusammengehörigkeit nicht auch die wirthschaftliche Untrennbarkeit beifügen, so lange werden wir erleben müssen, daß bei der jedesmaligen Erneuerung der Verträge, ebenso wie bei jeder tiefer eingreifenden Aenderung der Verfassung oder der Tarife, der Zwiespalt von Neuem sein Haupt erhebt. Während dieser Zeit hat Oestreich zweimal versucht, den Zollverein total umzubilden, wenn nicht gar zu sprengen, und in der That ist auch für eine außerhalb des Zollvereins stehende Macht — wir erinnern nur an die aggressive Politik des französischen Kaiserreichs — keine Gelegenheit zu Interventionen verlockender, als die regelmäßigen Zerwürfnisse bei dem Abschluß einer neuen Zollvereinsperiode. Muß es daher schon vom politischen Standpunkte aus verlangt werden, daß die deutschen Staaten, ähnlich etwa wie die Schweizer Kantone, ihr Zoll- und Handelsgebiet für ein auf ewige Zeiten hinaus unauflösliches betrachten, so darf dies die deutsche Industrie fast mit noch größerem Rechte aus rein wirthschaftlichen Gründen fordern. Die Verträge gelten zur Zeit nur auf zwölf Jahre. Nach Ablauf dieser Frist haben die Fabrikanten und Gewerbtreibenden, hat der Handel durchaus keine andere Garantie dafür, daß die mit dem Nachbarstamme eingeleiteten Handels- und Verkehrsbeziehungen unter denselben Verhältnissen fortbestehen werden, als die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und das Vertrauen auf die Einsicht und den guten Willen seiner Regierungen. Millionen von Thalern sind in den einzelnen Industriebranchen angelegt und in Erwerbsbranchen thätig, nur auf die Zuversicht hin, daß der Zollverein wohl oder übel nach den Monaten oder Jahren der Zerwürfnisse mindestens auf demselben Territorium neu befestigt werden würde. Die Existenz einer großen Zahl von Arbeitern, die sich sicher nach Hunderttausenden berechnen läßt, ist davon abhängig, daß die eingeleiteten Verkehrsbeziehungen ihrer Arbeitgeber hinsichtlich des Exports und des Bezugs der Rohstoffe und Fabrikate nicht willkürlich unterbrochen werden; selbst unsere Verkehrsanstalten, von den Eisenbahnen und der Schifffahrt herab bis zum Lohnfuhrmann, haben ihren Betrieb so eingerichtet, als ob eine Kündigung der Zollvereinsverträge ganz undenkbar wäre. Aus dieser Unsicherheit, die bei jeder Erneuerung der Verträge Jahre hindurch die Industrie lähmt, die gesammten deutschen Erwerbsbranchen zu befreien, wird daher zu um so dringenderer Nothwendigkeit, als es bekannt ist, mit wie großer Schwierigkeit das Aufsuchen neuer Bezugsquellen und Absatzwege verbunden ist, als man hundertfach erfahren hat, daß gerade der Handel selbst durch kleine Beschränkungen, und wie vielmehr durch neue Zollschranken in seiner Entwickelung gehemmt wird.

Ein zweiter Hauptübelstand besteht darin, daß dem Handel und der Industrie bei allen Aenderungen der Zollvereinsbestimmungen und der Tarife (bei Erleichterungen wie bei Erhöhungen) keine be-

Digitized by Google

schließende, ja nur in seltenen Fällen eine begutachtende Stimme ertheilt wird. In auffallendster Weise ist dies bei dem Abschluß des deutsch-französischen Handelsvertrages geschehen, bei dem sich das Ministerium von der Heydt alle Mühe gegeben hat, die gesammte Industrie über die Präliminarien möglichst im Unklaren zu lassen, statt bei Zeiten ihr begutachtendes Votum einzuholen. Der Vorwurf wird um so einschneidender, als sämmtliche Zollvereinsstaaten konstitutionelle Verfassungen haben und Gesetze wie Budgetbewilligungen mit den Ständen vereinbart werden. Nur da, wo die sämmtlichen konstitutionellen Regierungen zusammenwirken, da, wo es sich um die eingreifendsten Verordnungen, um Wohl und Wehe nicht von Tausenden allein, sondern von Millionen handelt, da, wo die Einnahmen bei Tarifänderungen um die ansehnlichsten Beträge steigen oder fallen: da glaubt man die gesammte Volksvertretung als nicht vorhanden betrachten zu dürfen. Doch ist der deutsch-französische Handelsvertrag nicht in einigen Staaten den Kammern vorgelegt worden, hat man nicht hier und da nachträglich eine Bewilligung der Landesvertretung über die Handels- und Schifffahrtsverträge mit Siam, mit Uruguay u. s. w. eingeholt? In einigen Staaten allerdings, doch nicht in allen. Bei der wichtigsten Frage seit dem Bestehen des Zollvereins, bei der Entschließung über den deutsch-französischen Handelsvertrag haben beispielsweise Bayern und Württemberg ihre Landesvertretung noch nicht zu Rathe gezogen. Außerdem wird es auch kaum Jemand für eine angemessene Betheiligung des Handels und der Industrie erachten, wenn, wie dies oft geschehen ist, nach erfolgtem Abschluß irgend eines Vertrags, nachdem die betreffende Aenderung bereits als **fait accompli** vorliegt, die Einwilligung der Landstände (nicht selten nach zwei bis drei Jahren) nachgeholt wird. Und wenn man auch hier und da Gutachten der Gewerb- und Handelskammern, die übrigens in vielen Staaten gar nicht vorhanden sind, eingeholt hat, wenn einzelne Großindustrielle um ihr Urtheil gefragt worden sind, so ist nur zu wohl bekannt, daß selbst intelligente Geschäftsleute sich nur selten von der Vertretung ihrer Partikular-Interessen frei zu halten verstehen, und daß Gewerb- und Handelskammern zwar die Produzenten, nicht aber die viel größere Anzahl sämmtlicher Konsumenten zu vertreten haben. — Neben dieser rechtlichen Seite giebt es wiederum eine Anzahl von rein volkswirthschaftlichen Gründen, von denen wir nur ein einziges, aber schlagendes Argument beibringen wollen. Wie bekannt, erfreut sich der Zollverein seit seiner Gründung noch ziemlich hoher Schutzzölle, an denen die freihändlerische Partei seit Jahren gerüttelt, bis endlich durch die beabsichtigten Tarifmodifikationen eine Wendung zum Bessern in Aussicht gestellt worden ist. Wir haben uns nie mit dieser Art und Weise, die Industrie zu schützen, befreunden können; wenn man aber höheren Orts durchaus der Meinung ist, daß sie bis zu einem gewissen Grade ersprießlich

Digitized by Google

ist, so darf auch jede geschützte Erwerbsbranche verlangen, daß sie über die Dauer, wie über etwaige Erhöhung oder Erniedrigung der betreffenden Zölle irgend welche Garantie erhält, und daß sie über Modifikationen rechtzeitig, d. h. hier auf Jahre voraus, unterrichtet wird. Einzig und allein auf den Schutzzoll hin finden sich in Deutschland beispielsweise Eisenhütten errichtet, welche ihren wenig rentablen Betrieb nur durch den Zollaufschlag des ausländischen Roheisens fortsetzen konnten. Es war ebenso unklug, auf eine so unsichere Basis, wie ein Zollsatz im deutschen Zollverein ist, große Kapitalien zu stützen; es war nicht minder total verkehrt, an wenig rentable Eisenerze Kapital und Arbeitslohn zu verschwenden, während die Nachbarwerke und das Ausland das Eisen viel billiger produziren und liefern; so lange aber die Regierungen durch ihren Tarif irgend welchen Schutz garantiren, dürfen die Produzenten sich darüber beklagen, daß eine Zollkonferenz den Tarif plötzlich und nicht selten sofort erniedrigt, ohne den Betheiligten nur eine Stimme zu gewähren. Der Zollverein hat sich dergleichen Rücksichtslosigkeiten — allerdings zum großen Nachtheil der Konsumenten — nur selten zu Schulden kommen lassen; nichts desto weniger ist und bleibt das Prinzip durchaus falsch, da bei der vorhandenen Möglichkeit einer plötzlichen Herabsetzung manche große Kapitalien verloren gehen können, deren Erhaltung ausführbar gewesen wäre.

Wie die Dinge jetzt liegen, ist der Hauptgrund aller Mißstände in der Organisation des Zollvereins zu erblicken, die bei allen Veränderungen bis herab zur kleinsten Tarifmodifikation Stimmeneinhelligkeit verlangt und dem kleinsten Ländchen gestattet, durch sein Veto 35 Millionen wesentliche Vortheile vorzuenthalten, sobald diese mit seinen Partikular-Interessen kollidiren. Seit dreißig Jahren hat der damals freisinnige Zolltarif fast gar keine erleichternden Veränderungen erfahren, denn während Erhöhungen aus finanziellen Rücksichten meist keinen Widerstand fanden, erhoben sich sofort Widersprüche, theils zu Gunsten der einheimischen Industrie, theils zu Gunsten der fiskalischen Kassen. Das traurigste Beispiel von der Nachtheiligkeit dieser Bestimmungen erfahren wir so eben an dem möglichen Scheitern des deutsch-französischen Handelsvertrags. Während Norddeutschland die längst ersehnte Verminderung der Tarifpositionen mit ungetheilter Freude begrüßt und große Vortheile mit Recht davon erwartet, während Mitteldeutschland seine ungetheilte Zustimmung ertheilt, genügt der Widerspruch Bayerns, durch den auch Württemberg ermuthigt wird, das ganze Projekt und mit ihm die Reform einzig und allein zu Gunsten ihrer Baumwollenspinner wenigstens vorläufig scheitern zu lassen. Hier sind es zufällig zwei größere Staaten, deren Votum den Ausschlag giebt; Sachsen-Meiningen oder Reuß-Greiz hätten dasselbe erreichen können. Wir meinen, daß eine Reform, welche

Digitized by Google

die Wahrung der Interessen der Mehrheit gegen den einseitigen Widerspruch der Minderheit ernstlich anstrebt, ganz am Platze wäre.

Nicht besser ist es im Zollverein mit der Vertretung nach Außen bestellt, und vielleicht macht sich nirgends mehr als gerade hier der vollständige Mangel einer einheitlichen Leitung bemerkbar. Es genügt zu bemerken, daß der deutsche Handelsverband, trotzdem, daß auswärtige Mächte mit ihm Handels- und Schifffahrtsverträge abgeschlossen haben, noch nicht völkerrechtlich anerkannt ist. Das Ausland schließt mit Preußen Handelsverträge, denen die Zollvereinsstaaten sich anschließen; es giebt in der ganzen Welt preußische Konsuln und preußische Handelsagenten, aber keine des Zollvereins, und wenn die Vertreter der größten zollvereinsländischen Macht auch hier und da die Interessen von Angehörigen der kleineren zollverbündeten Staaten im Auslande mitvertreten haben, so geschah dies eigentlich nur aus einer gewissen Generosität Preußens, da das Berliner Kabinet durch bindende Verträge nicht allemal dazu verpflichtet war. Die Zollvereinsindustrie versendet Jahr aus Jahr ein Waaren, deren Werth sich nach Hunderten von Millionen Thalern berechnet; auf dem Meere, wie auf fremdländischem Boden ist es aber nur das allgemeine Völkerrecht und das sittliche Rechtsgefühl, das die Produkte des deutschen Gewerbfleißes schützt. Der Zollverein hat Nichts gethan, um seinen blühenden auswärtigen Handel vor den Kaperschiffen des kleinsten außerdeutschen Staates zu schützen; er hat nicht protestirt, als der Bundestag die, durch patriotische Gaben gegründeten, ersten Anfänge einer deutschen Kriegsflotte versteigern ließ. Und doch ist es den sämmtlichen Regierungen kein Geheimniß, daß sich die Anerkennung im Auslande nur auf die Machtentwickelung basirt, die der Heimath des Beschädigten zu Gebote steht, und doch ist dies derselbe Zollverein, der aus seinem ungeschützten Waarenverkehr durchschnittlich eine jährliche Einnahme von 25 bis 30 Millionen Thaler bezieht.

Das, was uns daher auf dem wirthschaftlichen Gebiete fehlt, ist nichts Anderes, als eine einheitliche Leitung der gemeinsamen Interessen, bei welcher auch dem Volke eine angemessene Betheiligung zu gewähren sein wird, genau schließlich dasselbe, was vom rein politischen Standpunkte aus angestrebt wird. Wenn irgend welche Garantie für das endliche Zustandekommen einer einigenden Zentralgewalt gewünscht wird, so ist sie darin gegeben, daß das deutsche Volk in wirthschaftlichen Angelegenheiten genau dasselbe anzustreben sich genöthigt sieht, was die innere Politik seit Jahren verlangt hat. Von dem Augenblicke an, wo das deutsche Volk seine Einheitsbestrebungen verwirklicht sehen wird, ist auch von selbst schon die Lösung der mancherlei Widersprüche erfolgt, die wir in der jetzigen Organisation des Zollvereins bitter zu beklagen haben.

Unterdessen mahnt die nie rastende Zeit an den Ablauf der Zollvereins-

Digitized by Google

verträge. Wird Deutschlands innere Politik am 31. Dezember 1865 sich geklärt haben, oder werden wir immer noch sein ein uneinig Volk von Brüdern? Werden Mecklenburg und Holstein sich zwingen lassen, ihre Zollgrenzen fallen zu lassen, werden die Hansastädte von ihren Finanzzöllen abgehen, um die Schutzzölle des östreichischen Gesammtgebiets dafür einzutauschen?

## III.

Der Zollverein mit oder der Zollverein ohne Oestreich? Das Schmerzenskind Deutsch-Oestreich oder der gesammte Kaiserstaat? Die an und für sich schon ziemlich schwere Frage von der Reorganisation des Zollvereins ist durch das Projekt eines vollständigen Eintritts der gesammten östreichischen Monarchie in den Zollverein bedeutend erschwert worden. Wir haben vorgezogen, die nothwendigen Reformen vorher anzudeuten, unter deren Verwirklichung eine fernere gedeihliche Entwickelung des deutschen Verkehrslebens zu erwarten ist, um den festen Boden und sichere Anhaltepunkte zu gewinnen, von denen aus eine Prüfung der Wiener Vorschläge möglich ist.

Seit 1853 ist der Zollverein durch einen besonderen Handelsvertrag mit dem östreichischen Staate in ein engeres Handels- und Zollbündniß getreten, und war gleichzeitig verabredet worden, daß spätestens im Jahre 1860 Kommissarien der einzelnen Regierungen zusammentreten sollten, um sich über einen noch engeren Anschluß Oestreichs zu verständigen. Den während dieser Zeit von Preußen eingebrachten Vorschlag, die Gewebezölle etwas zu erniedrigen, hatte Oestreich kurz zurückgewiesen und war der Zollverein dann wiederum nicht geneigt, durch Ermäßigung der Weinzölle entgegen zu kommen. Der italienische Krieg und der Frieden von Villafranca entfernten die beiden Großmächte noch mehr, und als Oestreich im Jahre 1860 an die Zollkonferenzen erinnerte, glaubte Preußen in etwas piquirter Weise hervorheben zu müssen, daß von einer unbedingten Zolleinigung noch nicht die Rede sein könnte, was wiederum Oestreich veranlaßte, den Beleidigten zu spielen und die Konferenzen ganz fallen zu lassen. Der Widerwillen, der durch die Politik großgezogen worden war, wurde demnach schon bei dem Handelsvertrage auf das rein materielle Wirthschaftsgebiet mit übertragen.

Der deutsch-östreichische Handelsvertrag sicherte dem Handel und der Industrie beider Zollgebiete nicht unwesentliche Vortheile. Rohstoffe wurden im Allgemeinen fast ganz frei, Halbfabrikate zu mäßigen und Ganzfabrikate mindestens in der Hauptsache zu geringeren Sätzen ein- und ausgeführt, als sie von beiden Zollgruppen andern Nationen gewährt wurden. Man hätte daher annehmen sollen, daß zwischen Oestreich und dem Zollverein sich ein recht blühender Verkehr entwickeln müßte, und doch sind nicht einmal die bescheidensten Erwartungen erfüllt worden.

Digitized by Google

Unter der Herrschaft des Vertrags von 1853 hat sich der Verkehr zwischen Oestreich und dem Zollverein allmälig in den industriellen Hauptartikeln folgendermaßen gestaltet:

| | Einfuhr aus Oestreich. | Ausfuhr nach Oestreich. |
|---|---|---|
| Flachs, Hanf ꝛc. | 40,000 Centner. | 48,000 Centner. |
| Leinengarne | 14,000 „ | 9000 „ |
| Leinenwaaren | 15,020 „ | 16 „ |
| Wolle | 140,000 „ | 2,000 „ |
| Wollengarne | 3,500 „ | 10,000 „ |
| Wollene Waaren | 750 „ | 3,040 „ |
| Baumwollene Garne | 1,700 „ | 31,000 „ |
| Baumwollene Waaren | 250 „ | 701 „ |
| Seidene Waaren | 40 „ | 434 „ |
| Halbseidene Waaren | 120 „ | 376 „ |
| Roheisen | 12,000 „ | 54,000 „ |
| Eisen- und Stahlwaaren aller Art | 46,000 „ | 65,000 „ |
| Andere Metallwaaren | 5,000 „ | 60,000 „ |
| Leder | 900 „ | 14,000 „ |
| Lederwaaren | 500 „ | 1,300 „ |
| Holzwaaren ord. | 24,000 „ | 27,000 „ |
| „ feine | 1,700 „ | 5,000 „ |
| Glaswaaren ord. | 2,500 „ | 3,000 „ |
| „ feine | 15,000 „ | 2,000 „ |
| Thonwaaren ord. | 5,000 „ | 48,000 „ |
| „ feine | 800 „ | 2,500 „ |
| Papier | 13,000 „ | 12,000 „ |
| Bücher | 300 „ | 430 „ |
| Kurzwaaren | 7,700 „ | 17,000 „ |

Alle diese Zahlen beziehen sich auf die wirklich in den freieren Verkehr getretenen Quantitäten.[1])

[1]) Auf den Leipziger Messen z. B. sind an zollpflichtigen Meßhandelsgütern aus Oestreich im Durchschnitt der Jahre 1858/60 (alle drei Messen zusammengenommen) eingegangen:

| | |
|---|---|
| Baumwollene Waaren | 34 Centner. |
| Leinene Waaren | 57 „ |
| Wollene „ | 332 „ |
| Seidene und halbseidene Waaren | 204 „ |
| Kurzwaaren | 195 „ |
| Diverse Waaren | 800 „ |
| | 1,622 Centner, |

während der Totaleingang ausländischer zollpflichtiger Güter derselben Kategorie 47,000 Centner betrug.

Digitized by Google

Wenn man sie mit der Gesammtproduktion oder auch nur mit der Ausfuhr des Zollvereins nach allen anderen Gegenden hin vergleicht, so fällt sofort in die Augen, wie höchst unbedeutend — insbesondere in Web- und Wirkwaaren aller Art — der Austausch an Industrieprodukten zwischen Oestreich und dem Zollverein ist. Der Zollverein bezieht von Oestreich zur Zeit vorzugsweise Rohstoffe, die, weil sie meist frei eingehen, sich der Berechnung entziehen, und Halbfabrikate. Aber auch die Posten, welche sich am höchsten belaufen, halten keinen Vergleich mit dem Waarenverkehr aus, den der Zollverein mit anderen Ländern unterhält.

Die Erklärung dieser mindestens auffallenden Erscheinung ist nicht ganz einfach. Man muß sich zuvörderst erinnern, daß das Metternich'sche Regierungssystem Oestreich geflissentlich von dem freien Verkehr mit Deutschland abzuhalten bemüht war. Nachdem andere Gesetze, wenn auch noch nicht ein total anderer Geist in Oestreich Platz gegriffen, wird man nicht erwarten dürfen, daß der Verkehr sofort in die neuen Bahnen einlenken werde. Es wird ferner darauf hinzuweisen sein, daß der östreichische Kaiserstaat seit langen Jahren mit der Herstellung eines besseren Finanzwesens und mit der Beseitigung eines in jedem Jahre wiederkehrenden Defizits ringt, daß die wenig erfreulichen Valutaverhältnisse einer angemessenen Werthausgleichung zwischen Einfuhr und Ausfuhr hindernd im Wege stehen. Die Kriege und politischen Unruhen, aus denen der östreichische Kaiserstaat seit 1848 nicht herausgekommen ist, seine andauernde Kriegsbereitschaft, der dadurch herbeigeführte Mangel an Arbeitern, in noch höherem Grade der Mangel an Kapitalien, sie sind ebenso wenig geeignet, eine blühende Entwickelung der einheimischen Industrie herbeizuführen, und wenn die eigene Industrie nicht voll produzirt, so fehlen auf die Dauer die Entschädigungsobjekte, mit denen ausländische Waaren eingetauscht werden können. — Je civilisirter eine Nation ist, desto mehr Bedürfnisse bürgern sich ein. Ohne in den Fehler französischer Ruhmrednerei und überschwänglicher Selbstberäucherung zu verfallen, dürfen die übrigen deutschen Stämme von sich behaupten, daß sie den östreichischen Brüdern mindestens gleichstehen, daß aber im östreichischen Kaiserstaate Alles, was nicht deutsch heißt und nicht deutsch ist, vom stolzen Ungar bis herab zum Slavonier, Dalmatier und Grenzer, der Civilisation nicht in gleichem Maße theilhaftig ist und einem Industrievolke verhältnißmäßig nur wenig Abnehmer bietet. Dazu kommt, daß Oestreichs Industrie, die besonders in den deutschen Kronländern, in Böhmen und Mähren, Erzherzogthum Oestreich und Steyermark, außerdem im Venetianischen blühender entwickelt ist, in der Hauptsache mit den Erzeugnissen des Zollvereins in denselben Branchen konkurrirt, während da, wo dies nicht der Fall ist, hohe Schutzzölle dem Eingange zollvereinsländischer Artikel hindernd im Wege stehen. Man muß sich diese Thatsachen und Gründe vergegenwärtigen, ehe

Digitized by Google

man zu einer Kritik des neuesten Rechberg'schen Zolleinigungs-Projekts übergeht.

Die östreichischen Vorschläge sind bekannt. In der Hauptsache laufen sie auf folgende Punkte hinaus: Die gegenwärtig von einer gemeinsamen Zolllinie umschlossenen Länder Oestreichs und der deutsche Zollverein sollen vom 1. Januar 1865 an bis Ende 1867 ein gemeinsames Handels- und Zollgebiet mit gleichen Zolleinrichtungen, Gesetzen und Strafen, mit einer einheitlichen Berathung und Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten bilden. So weit nicht eine nach Abschluß des Präliminarvertrags einzuberufende Kommission aus Bevollmächtigten Oestreichs und des Zollvereins Modifikationen beschließt, sollen die Bestimmungen der gegenwärtigen Verträge, des Tarifs, der Gesetze und Vorschriften des Zollvereins aufrecht erhalten bleiben und auch auf Oestreich Anwendung erhalten. Die Zölle werden überall in Silber bemessen und erhoben. Papiergeld, welches nicht in vollem Nennwerth bei den dafür bestimmten öffentlichen Kassen gegen Silber umgewechselt werden kann, ist von der Annahme als Zollzahlung ausgeschlossen. Jeder der beiden kontrahirenden Theile erhebt die Einkünfte von den in seinem Gebiet verzollten Waaren. Nur für Garne, Gewebewaaren, Papier, Leder, Eisen, Glas, Thon-, Metall- und kurze Waaren in der Einfuhr und für Hadern in der Ausfuhr sollen die eingehenden Zölle in dem Verhältniß getheilt werden, daß der Zollverein $^5/_8$, Oestreich $^3/_8$ des Gesammtertrags erhält. Während für den innern Verkehr zwischen beiden Gebieten der gänzliche Wegfall von Zöllen und Uebergangsabgaben die Regel bilden soll, wird für Waaren außereuropäischen Ursprungs und deren Surrogate eine Ausnahme gefordert, und sollen dieselben bei dem Uebergange aus dem einen Gebiet in das andere denselben Einfuhrzöllen unterliegen, welche beim Eingange aus dem Ausland zu entrichten waren. Dagegen sollen diejenigen Artikel, welche Gegenstand eines Staatsmonopols sind, einem Einfuhrverbot unterworfen werden; unterliegen die Waaren in dem einen Gebiete einer innern Besteuerung, so sollen sie bei ihrem Eingange mit einer Uebergangssteuer belegt werden, welche mit dem Betrage der innern Besteuerung genau übereinstimmt. — Uebrigens ist durch die Verzichtleistung auf die Theilung der ganzen Zolleinnahme der Fortbestand einer Zoll- und Steuerlinie zwischen den beiden Zollgebieten bedingt; die östreichische Regierung hofft, daß eine absolute Zolleinigung erst möglich sein werde, wenn die Zollvereinsstaaten von den Vorurtheilen (?) gegen das Tabacksmonopol abgekommen und dasselbe mit seinen segensreichen Wirkungen (natürlich nur für die Staatskassen) im Zollverein gleichfalls eingeführt sein würde. — Nachdem die Verständigung zwischen den Zollvereinsstaaten und Oestreich erfolgt sein würde, beabsichtigt man den deutsch-französischen Handelsvertrag zu korrigiren, und wenn dies dann noch räthlich erscheinen sollte, auch mit einem Handels-

Digitized by Google

vertrage mit England und den übrigen Industriestaaten vorzugehen. So weit das östreichische Projekt. — Divide et impera; der Zankapfel ist geworfen.

Die Anerkennung ist man der östreichischen Diplomatie schuldig, daß sie nicht hartnäckig auf ihrem Prinzip reitet, sondern daß sie, um etwas Großes zu erreichen, auch einmal großartige Mittel anwendet, selbst wenn sie nicht zur frühern, durch das Alter oft versteinerten Theorie passen. Vor nicht ganz einem halben Jahre erklärte dasselbe Wiener Kabinet, um der einheimischen Industrie die Konkurrenz mit dem Zollverein zu erleichtern, die Zwischenzölle erhöhen zu wollen, heute ist es bereit, ganz in den Zollverein zu treten, d. h. seine angeblich schutzbedürftige Industrie der schrankenlosesten Konkurrenz Preis zu geben. Ja noch mehr, Oestreich, das sonst stets ausweichend antwortete, wenn bei den frühern Plänen einer Zolleinigung von Entschädigungen die Rede war, bietet aus freien Stücken dem Zollverein sein weites Absatzgebiet von fast 12,000 Quadratmeilen an. Die materiellen Vortheile sind offenbar in der Hauptsache wenigstens auf Seiten des Zollvereins, wenn man das Interesse der Produzenten und des Exporthandels ausschließlich ins Auge faßt. Auf alle Fälle würden wir uns, in Rücksicht auf unsere Verkehrs- und Verbrauchsverhältnisse, wenigstens nicht schlechter stehen, als bisher, wenn die östreichischen Vorschläge ins Leben treten sollten. Das ist indessen noch kein hinreichender Grund, dieselben anzunehmen, denn wir wünschen vor Allem eine bessere Stellung, herbeigeführt durch eine gründliche Reorganisation des Zollvereins.

Vor allen Dingen ist das, was das östreichische Kabinet bietet, keine vollständige Zolleinigung, sondern, da eine Zollgrenze des Tabaksmonopols und der verschiedenen Besteuerung wegen fortbestehen soll, nur ein Handelsvertrag, wenn auch auf breitester freihändlerischer Basis. Der Zollverein kann sich diese Zolllinie zwischen seinem und dem östreichischen Zollgebiet zur Noth gefallen lassen, da ihm bei dem freien Ein- und Ausgang der meisten Waaren weit mehr Grenzbewachungskosten erspart werden, als Oestreich, obgleich der Handel mit dem dadurch verursachten Aufenthalt und den Scherereien der Deklaration nicht ganz einverstanden sein wird. Einen solchen engen Anschluß würden wir mit ungetheilter Freude begrüßen, wenn die Eigenschaft eines Handelsvertrags durchaus erhalten bliebe. Oestreich verlangt aber mit seinem Gesammtgebiet Eintritt in den Zollverein, und wohlverstanden, nicht in einen verbesserten, sondern in den jetzigen Zollverein mit seinem schutzzöllnerischen Tarife, mit seinen vielen Fehlern der innern Organisation, die wir nur eben des Breitern erörtert haben. Oestreich hat kein Wort für die spätere Unauflöslichkeit des neuen Handelsverbandes, es beabsichtigt sich vorläufig nur auf zwölf Jahre zu binden. Wir wollen ihm dies nicht zum Vorwurf anrechnen, da wir selbst nicht geneigt



Digitized by Google

sein werden, uns dauernd mit Ungarn und Galizien, mit Kroatien und Dalmatien in allen Produktions- und Konsumtionsverhältnissen zusammenzuketten. Oestreich hat ferner kein Wort für eine angemessene Betheiligung der Industrie und des Handels an den Beschlüssen der Zollvereinsregierungen; es scheint ihm ganz entgangen zu sein, daß bei der zum Zustandekommen von Zollvereinsbeschlüssen bisher geforderten Einstimmigkeit die Interessen der Mehrheit von dem einseitigen Widerspruch der Minderheit beliebig gefährdet werden können. Oder glaubt es und hofft es, mit Hülfe dieses unglückseligen Paragraphen allen zum Fortschritt drängenden Bestrebungen sein Veto entgegenzusetzen? Es will den jetzt bestehenden Tarif annehmen und ohne Zweifel Modifikationen nur so weit gestatten, als seine schutzzöllnerische Industrie sie für wünschenswerth erklärt, und damit geht auch nach dieser Seite hin die Zollvereinsindustrie des belebenden und anregenden Fortschritts, die Zollvereinsbevölkerung des Bezugs billiger und besserer Waaren verlustig.

Bei möglichster Freiheit einigt sich, wie überall, so auch in wirthschaftlichen Dingen nur das, was wirklich gleichartig ist und innerer Uebereinstimmung zufolge zusammen gehört. Im Zollverein besteht jetzt schon ein bedauerlicher Zwiespalt zwischen dem freihändlerischen Norden und dem schutzzöllnerischen Süden. Die Produzenten Württembergs und Bayerns, wie wenigstens ihre Regierungen erklärt haben, glauben sich einer größeren Konkurrenz nicht in dem Maße gewachsen, wie die Preußens und Sachsens, Thüringens und Hannovers. Durch den Eintritt Gesammtöstreichs wird der Zwiespalt in dem Zollverein nicht verdreifacht, sondern er wird sogar um so viel Faktoren vermehrt, als das große östreichische Reich neben einander verschiedene Entwickelungsstadien seiner einheimischen Industrie darbietet. Die Industrie der deutsch-östreichischen Provinzen steht im großen Ganzen hinter der Süddeutschlands zurück — sie erklärt sich selbst als schutzbedürftiger, — sie überragt aber bedeutend die der anderen Provinzen, da sie sich zu Ungarn und Galizien etwa so verhält, wie der Norden und Mitteldeutschland zu Süddeutschland. Scheint jetzt schon bei der Aufstellung eines neuen Tarifs im Zollverein eine Lösung der widersprechenden Wünsche sehr schwer zu sein, so muß sie später nach dem Eintritt Gesammtöstreichs ganz unmöglich werden. Oestreich wird selbst gegen seinen Willen bei allen Reformen zum Hemmschuh werden müssen.

Wir sind ferner wenig erbaut von der komplizirten Art und Weise der Erhebung und Vertheilung der Zölle. Vergleicht man Oestreichs Zolleinnahmen in den Artikeln, deren Revenuen zu gemeinsamer Theilung gelangen, mit denen des Zollvereins, so verbrauchte der Letztere annähernd das doppelte Gewichtsquantum des östreichischen Konsums. Der angemessendste Vertheilungsquotient würde demnach für Oestreich nicht $^2/_3$, sondern $^1/_3$ sein, und

Digitized by Google

entspricht der 1/24 Theil, den der östreichische Staat zu viel beansprucht, den Durchschnittsergebnissen der letzten drei Jahre zufolge einem ungefähren Werthe von 145,000 Thaler. Wir legen darauf wenig Gewicht, da wir die gesammte indirekte Besteuerung vom freihändlerischen Standpunkte überhaupt für keine glückliche Idee halten. Größer scheinen uns die Nachtheile zu sein, welche bei der komplizirten und von Grund aus verschiedenen Besteuerungsweise der beiden Zollgebiete resultiren.

Die Schwankungen im Werthe der östreichischen Banknoten werden gleichfalls den gegenseitigen Verkehr ganz in der Weise hindern und lähmen, wie sie dies seit dem Abschluß des Handelsvertrags von 1853 gethan haben. In der Motivirung des Vertrags giebt dies das Wiener Kabinet selbst zu, doch überläßt es sich hinsichtlich der Beseitigung dieses Uebelstandes Hoffnungen, die wir zur Zeit für nicht begründet erachten. Der Stand der Valuta macht sogar eine Kassengemeinschaft beider Zollgebiete bedenklich.

Man hat ferner hervorzuheben, daß von Seiten der östreichischen Industriellen der Wunsch, in dem Zollverein aufzugehen, nicht allzu lebhaft vertreten zu sein scheint. Vor wenig Wochen machte durch alle deutschen Blätter ein Telegramm die Runde, dem zufolge der Verein östreichischer Industrieller einstimmig beschlossen haben sollte, der Eintritt Oestreichs in den Zollverein sei mit allen Mitteln und selbst unter erheblichen Opfern anzustreben. Es hat sich später herausgestellt, daß nur zwei Gewerbsbranchen einigermaßen vollständig vertreten waren, daß auch keine Beschlüsse gefaßt, sondern nur allgemeine Ansichten ausgetauscht wurden. — Und nun endlich die Direktion und die Kassenführung des Zollvereins, gemeinschaftlich verwaltet von zwei Großmächten, die sich seit Jahrzehnten feindlich gegenüber stehen! Wir haben am Bundestage die traurigsten Erfahrungen mit dem fortdauernden Zwiespalt zwischen Oestreich und Preußen gemacht; sollen wir der politischen Zerfahrenheit auch noch die gleiche Misere in wirthschaftlichen Dingen hinzufügen?

Unter solchen Umständen dürfen wir die Annahme des östreichischen Projekts nicht bevorworten, und selbst ein Eintritt der deutsch-östreichischen Provinzen, den Oestreich mit einem gewissen Rechte auf seine Bundesstellung fordern dürfte, möchte zu mancherlei Bedenken Veranlassung geben, selbst wenn sich Oestreich den Beschlüssen eines deutschen Zollvereinsparlaments und damit der Majorität fügen zu wollen erklärte. Man wird indeß in Wien kaum geneigt sein, den Gesammtstaat, der nach so langen politischen Kämpfen kaum einigermaßen befestigt ist, durch eine Zollinie von Norden nach Süden mitten hindurch zu spalten. Ein erweiterter und mit möglichst vielen Erleichterungen ausgestatteter Handelsvertrag, als eine Erweiterung des jetzt bestehenden, scheint uns den wirthschaftlichen Bedürfnissen beider Zollgruppen am besten Rechnung zu tragen.



Digitized by Google

Während wir dies geschrieben, hat sich Vieles ereignet. Den ablehnenden Entscheidungen Bayerns und Württembergs über den deutsch-französischen Handelsvertrag hat sich offenbar aus politischen Gründen auch Hannover angeschlossen, Nassau und Hessen-Darmstadt werden als unsicher bezeichnet, trotzdem, daß sich die einheimische Industrie lebhaft in Petitionen und in der Presse für den Anschluß ausspricht. Für den, welcher ernstlich die Durchführung von Reformen im Zollverein beabsichtigt, kann es nicht zweifelhaft sein, daß es nur einiger Festigkeit von Seiten der preußischen Regierung bedarf, um den neuen Tarif und bei der Erneuerung der Verträge eine durchgreifende Reorganisation der Zollvereinsverfassung durchzusetzen. Eine Wiederaufrichtung von Zollschranken innerhalb des jetzigen Zollvereinsterritoriums war vor zehn Jahren schon unwahrscheinlich, heute ist sie unmöglich; die materielle Wohlfahrt der Nation wird schließlich den Sieg über politische Sonderbestrebungen davontragen.

Digitized by Google

# Italienische Zustände seit dem Tode Cavour's.

Von Franz Pulszky.

## I.

Politische Revolutionen sind keine Seltenheiten in der Geschichte der Völker, die Annalen jeder Nation haben deren viele zu verzeichnen; doch in früheren Zeiten beschränkten sie sich gewöhnlich auf die Grenzen des Landes, in dem sie ausgebrochen waren, ohne sich auf die Nachbarländer auszudehnen; die große französische Revolution war die erste, die einen kosmopolitischen Charakter annahm. Die Fürsten, erschreckt durch den Ausbruch, widersetzten sich ihr im offenen Kampfe und stellten nach fünfundzwanzigjährigem Kriege die Legitimität wieder her; doch konnten sie es nicht verhindern, daß die Prinzipien von 1789 wenigstens in Frankreich und in einigen Grenzprovinzen gesetzlich sanktionirt wurden und zur vollständigen Anwendung kamen. Die zweite französische Revolution führte daher nicht mehr zum Kriege, auch wurde sie durch Louis Philipp bald neutralisirt, und die Fürsten des Kontinentes glaubten ihm die Kunst vollkommen abgelernt zu haben, wie man durch diplomatische Feinheit, durch zeitweises Nachgeben und unermüdliche Zähigkeit den Stachel der Umwälzungsepochen abstumpfen könne. Um so mehr wurden sie nun durch die dritte Revolution in Paris aus ihrer Sicherheit aufgeschreckt, sie vergaßen sogar ihrer Würde und beeilten sich mit den Straßenkämpfern Brüderschaft zu schließen. Napoleon lehrte sie darauf, wie man den Durchbruch der Freiheitsideen geschickt benützen könne, um den Triumph der Reaktion durch rettende Thaten herbeizuführen. Ein tieferer Staatsmann, als der Kaiser Napoleon, der Graf Cavour ging aber noch um einen Schritt weiter, er betrachtete die revolutionären Elemente als gegebene Naturkräfte, und statt gegen diese anzukämpfen, oder sich damit zu begnügen, sie nach geschehener Explosion zu neutralisiren, zog er es vor, sie zu seinen Zwecken zu gebrauchen. Der Dampf, der sich fortwährend erzeugt, soll nicht unnütz verfliegen, noch den Kessel zersprengen, sondern eine geschickt gebaute Maschine in Bewegung setzen. Es war auf diesem Wege, daß der italienische Staatsmann jene Revolution zu Stande brachte, durch die die

Digitized by Google

Lombardei, Parma, Modena, Toskana, die Legationen, Umbrien, die Marken, Sicilien und Neapel zu einem großen Reiche vereinigt wurden. Doch Cavour hütete sich, mit den expansiven Kräften zu spielen, oder sie zu verachten, er berechnete ihre Gewalt und machte daher seine Revolution größtentheils mit reaktionären Werkzeugen. Seine Kollegen, seine Beamten, seine Kammern waren der Majorität nach erzkonservativ, daher konnte er ohne Gefahr nicht nur Garibaldi's, sondern selbst Mazzini's Mitwirkung zum großen Werke getrost annehmen; er war ja sicher, daß die enthusiastischen Freiheitsfreunde, die das Volk aufzuregen verstehen, am Ende doch leer ausgehen würden, zufrieden, für eine Idee gekämpft zu haben, während alle materiellen Vortheile dem Konservatismus zufallen. Auch im häuslichen Leben werden ja jene, die die Speisen kochen und sich manchmal die Finger dabei verbrennen, nicht zu Tische geladen, sie erhalten höchstens die Reste der Mahlzeit. Was daher Mazzini vorbereitet, was Garibaldi durchgeführt hatte, das genießen jetzt jene praktischen Leute, die sich stets in die Umstände zu fügen wissen und dabei schlechte Witze über die waghalsige Politik der enthusiastischen Partei der That machen. So wie die spanischen Höflinge zur Zeit des Columbus glaubten, jeder von ihnen hätte Amerika entdecken können, so versichern jetzt ihre Gesinnungsgenossen in Turin, es sei nichts Leichteres gewesen, als von Marsala aus in fünf Monaten zum Vulturno zu marschiren, und ärgern sich dabei nicht wenig, daß es gerade Garibaldi war, der dies gethan hat, und dadurch zum Führer und Abgott des Volkes wurde. Sie suchen nun sein Ansehen zu untergraben, weil sie seine excentrische Bahn nicht berechnen können und seinen Einfluß fürchten, und sie glauben dabei, in die Fußstapfen Cavour's zu treten. Der geniale Graf war aber nie ein Prinzipienreiter gewesen, er hatte keine Furcht vor revolutionären Elementen, es fiel ihm daher nicht ein, sie binden zu wollen, er benützte sie, bald um den Kaiser von Frankreich mürbe zu machen, bald um die legitimen Throne der italienischen Fürsten zu zertrümmern. Als er aber im Juni des vorigen Jahres plötzlich starb, hatte diese kluge Politik ihren einzigen Vertreter verloren. Es schien damals wirklich, die Hauptsache sei schon gewonnen, die Einheit Italiens für die Zukunft gesichert, die Wucht der Bewegung reiche vollkommen hin, Rom durch Diplomatie, Venedig durch eine regelmäßige Armee von dreimalhunderttausend Mann ohne alles Zuthun der Revolution zu gewinnen. Man glaubte, die Verhandlungen zwischen Cavour und Napoleon über die Räumung Roms seien ihrem Abschluß nahe, obgleich man wußte, daß die Aufregung, die so verhängnißvoll das tödtliche Fieber Cavour's herbeiführte, eine Folge von Pariser Depeschen gewesen war, durch die der Graf so überrascht wurde, daß er die Faust ballte und ausrief: „Er soll es mir noch zahlen“. — Doch die beiden großen Staatsmänner kannten sich viel zu gut, als daß sie sich am Ende

Digitized by Google

nicht verständigt hätten; zwischen Cavour und Napoleon konnte es nie zu einem Bruch kommen. Mit dem Tode des Ersteren hatte sich aber das Verhältniß Frankreichs zu Italien geändert, der Kaiser von Frankreich fand jetzt kein Gegengewicht mehr in der Halbinsel, er wurde ihr unumschränkter Meister, gerade in dem Augenblicke, in dem Baron Ricasoli dachte, er könne Frankreich schon entbehren. — Italien glaubte nicht nur seine Einheit, sondern auch seine politische Unabhängigkeit gesichert zu haben; Napoleon mußte es daher die Italiener empfindlich fühlen lassen, daß sie ihn noch nicht entbehren könnten, ehe er sich in weitere Verhandlungen einließ; die Ansichten Prinz Napoleon's und Persigny's wurden daher von nun an in den Tuilerien wenig beachtet, Morny und Walewski mit der Pfaffenpartei triumphirten, man sprach nicht mehr vom Talente Nigra's, aber Fürst Richard Metternich wurde plötzlich zum großen Staatsmann.

## II.

Cavour war stets bemüht gewesen, den äußern Schein parlamentarischer Regierung zu erhalten, während er in der That ein unumschränkter Diktator war, nicht weniger, als einst Pericles in Athen. In den südlichen Provinzen und bei der Jugend hatte zwar Garibaldi's Name einen besseren Klang, doch in Piemont, in der Lombardei, in der Emilia und selbst in Toscana klammerten sich alle konservativen Interessen an den Mann, der, ihrer Meinung nach, allein im Stande war, der Revolution einen Damm zu setzen. Die Kammer repräsentirte in ihrer Majorität diese Richtung, sie war durch und durch konservativ, doch sie hatte ohne Weiteres den Minister unterstützt, wenn seine Maßregeln revolutionär schienen, denn sie erkannte in Cavour ihren Meister. Dabei hegte sie für ihre eigene Weisheit eine Bewunderung und vor Garibaldi eine Scheu, die an das Kindische grenzten, und sich in der possirlichen Figur des ehrenwerthen Deputirten und Professors Pier Carlo Boggio am besten verkörperten. Eben weil das Volk dem Helden zujauchzte, griff ihn die Kammer-Majorität an, um ihn zu depopularisiren. Als Cavour starb, scharten sich alle diese Mediokritäten, die sich jetzt einbildeten, den großen Minister geleitet zu haben, um den toscanischen Baron Ricasoli, er ward Präsident des Ministerkonseils. Man hatte es nicht vergessen, daß er 1849, der revolutionären Regierung entgegentretend, die Hauptrolle bei der Restauration des Erzherzogs gespielt hatte, daß er sich aber auf sein Stammschloß zurückzog, als dieser, auf ein östreichisches Armeekorps sich stützend, seine Politik von der Wiener Hofburg aus leiten ließ. Als 1859 der Sturm wieder nahte, kam Ricasoli nochmals zum Erzherzog und rieth ihm in die französisch-piemontesische Allianz einzutreten, wenn er seinen Thron und die Autonomie Toscanas erhalten wollte. Als auch dieser wohlgemeinte Rath geringschätzig verworfen wurde, stellte sich der eiserne Baron selbst an die

Digitized by Google

Spitze der Bewegung und der Regierung, und beherrschte durch zwei volle Jahre das Großherzogthum derart, daß einerseits Napoleon's Pläne eines etrurischen Königreichs gleich bei ihrem Entstehen scheiterten, andererseits die lose Liga mit Parma, Modena und den Legationen erst dann zu Stande kam, als Garibaldi seine Pläne in Hinsicht der Marken und Umbriens schon aufgegeben hatte und im Begriffe stand, sich nach Caprera zurückzuziehen. Unter der Regierung Bettino Bey's, wie ihn die Florentiner nannten, verloren sich nach und nach alle Ideen provinzieller Autonomie in Toscana, ja selbst die milde Leopoldinische Gesetzgebung wurde ohne Widerrede mit dem starren Albertinischen Codex vertauscht. Ricasoli galt daher nicht mit Unrecht für den Ausdruck der Einheit und Unabhängigkeit Italiens, um sie sowohl gegen die Revolution, als gegen die imperialistischen Einflüsse zu richten. Doch die Kammer-Majorität sowohl, als Ricasoli hatten ihre Kräfte bedeutend überschätzt, als sie glaubten, die Zeit sei gekommen, wo Italien, dem Gängelbande Frankreichs entwachsen, auf eigenen Füßen stehen könne, ohne den Boden der Revolution zu betreten. Napoleon hatte ja nicht umsonst sein Heer über die Alpen geführt und die Oestreicher bei Magenta und Solferino geschlagen; mit Savoyen und Nizza war die Schuld Italiens noch nicht abgetragen, es mußte daher erinnert werden, wie schwach es sei, sobald es der Unterstützung des Kaisers entbehrte. Natürlich wollte aber Napoleon es zu keinem Bruch kommen lassen, der seiner Vormundschaft auf einmal ein Ende gemacht hätte, daher er auch gleich das neue Königreich Italien anerkannte. Der französische Gesandte, der Turin verlassen hatte, als die Marken und Umbrien erobert wurden, kehrte wieder zurück, doch er verhielt sich passiv, er wollte abwarten, bis ihn Ricasoli suche. Allein der neue Ministerpräsident hatte gar nicht die Absicht, sich an Frankreich zu lehnen, er war froh, keine Rathschläge von den Tuilerien zu erhalten. Mit seinen engen Ansichten und zäher Willenskraft glaubte er den Kampf gegen den Papst auf dem eigenen Boden der Kirche aufnehmen zu können. Schon in früherer Zeit war er in Genf mit dem Protestantismus in seiner starrsten Form bekannt geworden, er hatte seitdem oft im Schloßhof von Broglia seinen Bauern am Sonntag die Bibel vorgelesen und ausgelegt, er war bei den Pfaffen im Verdacht, ein geheimer Protestant zu sein. Ihm graute es gar nicht vor einem neuen Schisma in der katholischen Kirche, und er suchte daher mit Hülfe Passaglia's, Liverani's und Reali's den niederen Klerus im Gegensatze zu den starrköpfigen bischöflichen Römlingen für die nationale Sache, für die Einheit der Halbinsel, für Italien und Viktor Emmanuel zu gewinnen und die revolutionäre Wühlerei Cavour's vom politischen Felde auf das kirchliche hinüberzuspielen. Er glaubte so den Papst und die Kardinäle einschüchtern und zum Nachgeben zwingen zu können, um dann der Kurie die Freiheit, das heißt die vollkommenste Una-

Digitized by Google

hängigkeit vom Staate, als Entschädigung für die zeitliche Macht zu bieten. Er dachte dabei ebenso wenig daran, daß er auf diese Art den niederen Clerus in dem Momente, wo dieser ihm zum Siege verholfen hätte, an die Hierarchie verrathen würde, noch daran, daß der Kaiser von Frankreich nicht gleichgültig zusehen könnte, wenn Italien das Episkopat von der Kontrolle des Staates vollkommen befreite und dadurch der Kirche in Europa eine ganz neue Stellung bereitete. Die Bewegung, die Cavour kaum zu initiiren wagte, gewann unter Ricasoli schnell eine bedeutende Ausdehnung. Passaglia predigte im Mediatore das neue Dogma der Trennung der geistlichen Macht von der weltlichen, und versicherte die Dorfpfaffen des Schutzes der Regierung, wenn ihre Bischöfe sie verfolgen sollten, und so kam es, daß der ganze sicilische Klerus, ein Theil des Neapolitanischen sammt dem Bischof von Ariano und dem Abte der Benediktiner auf dem Monte Cassino, dazu viele Lombarden, Romagnolen und Toscaner, im Ganzen über zehntausend italienische Priester und Mönche im Stillen eine ehrfurchtsvolle Petition unterzeichneten, in der der Papst im Interesse des Katholizismus aufgefordert wurde, sich der zeitlichen Macht zu Gunsten der italienischen Einheit zu entkleiden. Doch Kardinal Antonelli und Papst Pius waren der Zustimmung der Bischöfe und Prälaten zu ihrer Politik vollkommen sicher, und beachteten die Bewegung nicht, die sich in den bescheidenen Kreisen von Dorfpfaffen offenbarte. Dagegen bekämpften sie das Königreich Italien mit weltlichen Waffen. Die neapolitanischen Rekruten im italienischen Heere wurden durch die papsttreue Geistlichkeit bearbeitet, nach Oestreich zu desertiren, in Rom organisirte man ganz offen Räuberbanden für die neapolitanische Reaktion, die Klöster an der Grenze wurden die Hauptquartiere für des Exkönigs Freischaren und jeder Pfarrhof ein Asyl für die Briganti. Das Geld für diese Banden kam hauptsächlich von den Legitimisten Frankreichs, doch auch der Peterspfennig, der in der ganzen katholischen Welt eingesammelt wurde, diente zur Ausrüstung der Räuber des Chiavone, Crocco, Ninio Nanio und anderer Häuptlinge; ja sogar spanische, deutsche und belgische Abenteurer wurden überredet, sich diesen Schnapphähnen anzuschließen, die durch Raub und Mord das Land unsicher machten, aber jeder militärischen Organisation und Disziplin widerstrebend sich niemals einer Stadt bemächtigten, oder den italienischen Bersaglieri und der ungarischen Legion im offenen Felde Stand halten konnten. Der Unfug, den diese Banden verübten, reichte dennoch hin, das ganze Königreich zu lähmen. Ein Drittheil der Armee mußte hinabziehen, um im ruhmlosen Kampfe gegen die Räuber den Einflüssen des Klimas und der Strapazen ausgesetzt zu werden, ohne Gelegenheit zu haben, auch nur das Handwerk des großen Krieges zu lernen. Die französische Besatzung Roms sah diesen von Merode organisirten Expeditionen gleichmüthig zu, der neapolitanische Exkönig blieb im Quirinal,

Digitized by Google

um seine Getreuen jenseits der Grenze zu ermuthigen, und während im Jahre 1849 die ganze europäische Diplomatie, die englische nicht ausgenommen, in den Sultan drang, Kossuth und die ungarische Emigration erst von Widdin, dann von Schumla, bis in die Hochlande Armeniens zu entfernen, damit Fürst Schwarzenberg und Dr. Bach in Wien ruhig schlafen könnten, protestirte jetzt Niemand gegen den ferneren Aufenthalt des bourbonischen Exkönigs und der neapolitanischen Emigration in Rom. Die Pflichten der guten Nachbarschaft, die Lord Palmerston in seiner Depesche vom 6. Oktober 1849 so dringlich der Pforte vordemonstrirt hatte, wurden jetzt dem Papste gegenüber gar nicht erwähnt, denn Ricasoli hatte ja seine Pläne ohne die Zustimmung Frankreichs gemacht. Doch der italienische Minister war von der Vortrefflichkeit seiner Politik so sehr überzeugt, daß er die durch Cavour stets gepflegten Verbindungen mit der Revolution gänzlich vernachlässigte, er dachte gar nicht mehr an Venedig. Rom abforbirte seine Ideen. Er kümmerte sich wenig um die ungarische Legion, ignorirte Garibaldi, verletzte den König und glaubte dabei, da er der Kammermajorität sicher war, alle Pflichten eines konstitutionellen Ministers genau erfüllt zu haben. Unterdessen war sein Vertragsentwurf fertig geworden, den er dem Papst vorlegen wollte; er bot darin die Trennung der Kirche vom Staate und ihre vollste Freiheit als den Preis der Abtretung der weltlichen Herrschaft an. Dieser Vertragsentwurf war von einem theologisch-politischen Schreiben begleitet, in dem Ricasoli mit Beweismitteln, die er einem mittelalterlichen Mönche vom Montecassino entlehnt hatte, den passiven Widerstand des Papstes und des Kardinalkollegiums brechen zu können glaubte. Da ihm kein anderer Weg offen stand, um mit der römischen Kurie in Berührung zu treten, sandte er diese Staatsschriften nach Paris, mit der Bitte, sie als Basis einer direkten Negoziation zwischen Rom und Italien an den Papst zu befördern. Doch in den Tuilerien verweigerte man mit kalter Artigkeit diesen Freundschaftsdienst, und so ward es in ganz Italien offenkundig, daß das Ministerium Ricasoli, trotz seiner starkkonservativen Richtung, das Vertrauen Frankreichs durchaus nicht besitze und sich daher vergebens abmühe, die römische Frage zu lösen. Der Sturz des Ministers war in Paris beschlossen und Rattazzi, zu dessen Nachfolger designirt, reiste nach Frankreich, um sich dem Kaiser und der Presse zu präsentiren und allenfallsige Mißverständnisse im Voraus auszugleichen. Ricasoli sah nun, freilich zu spät, ein, er habe einen Mißgriff gethan, und wandte sich daher zur Revolution. Garibaldi wurde eingeladen, von seiner Einsiedelei in Caprera auf das Festland zu kommen, um sich mit dem Ministerpräsidenten zu verständigen; Mazzini's Amnestie wurde dem Deputirten Mordini versprochen, und die Agitation, die in Italien schon eingeschlafen war, durch Straßendemonstration gegen des Papstes weltliche Herrschaft wieder erweckt.

Digitized by Google

Es scheint, der eiserne Baron habe die Absicht gehabt, Napoleon zu schrecken, nachdem es ihm nicht gelungen war, dem Papst Angst zu machen. Vergebliches Bemühen! Die Stellung Ricasoli's war während dieser Frontveränderung unhaltbar geworden, eine geschickte Intrigue erschütterte seine Stellung in der Kammer; der König, dem die starre kalte Persönlichkeit seines Ministers nie behagt hatte, nahm endlich die Angelegenheit in seine eigenen Hände und bewog ihn, seine Entlassung einzureichen; sein schlauer Gegner Rattazzi hatte gesiegt. Wie der edle Held von La Mancha, dem Ricasoli in seiner dürren, langen Erscheinung sowohl als in seinen vortrefflichen Absichten und seinem Mangel an Menschenkenntniß und an Erfolg glich, unterlag er endlich seinem Gegner, und dieser Gegner, wie es Cervantes glaubwürdig berichtet, war nicht einmal ein hochgeborener Ritter, es war ein fingerfertiger Barbier.

## III.

Rattazzi, der dünne, geschmeidige Advokat aus Alessandria (della paglia), dem weder die ins Auge gezwickte goldene Lorgnette am schwarzen Seidenbändchen, noch der kleine zierliche Schnurbart, sorgfältige Toilette und schwache Stimme das Aussehen eines großen Herrn zu geben vermag, besaß von jeher das Vertrauen des Königs, der oft, müde der Jagd und der Einförmigkeit seines Privatlebens, gerne auch die Responsabilität des Königshandwerks, „Mestiere del Re", wie er es zu nennen pflegt, übernehmen will. Cavour, wohl wissend, daß Victor Emmanuel ganz von der Idee der italienischen Einheit durchdrungen sei und ihm unbedingt traute, liebte es nicht, ihn mit den kleineren Details der Verwaltung und der äußern Politik zu belästigen; der konstitutionelle König braucht ja nicht die Räder der Staatsmaschine selbst einzuölen und ihre Haltbarkeit mit dem Hammer zu prüfen, es ist dies die Sache der Minister. Aber Cavour's Superiorität war dem König manchmal unbequem, mit Rattazzi dagegen ist er sich seiner kräftigern Organisation stets bewußt, er fühlt sich ihm gegenüber als Herr, und es macht ihm ein Vergnügen, an der Regierung auch in den Einzelheiten theilzunehmen. Der jetzige Minister kennt den Charakter seines Königs und macht ihm daher oft die Freude, ganze Stöße von Akten seiner Untersuchung zu unterbreiten, über denen Victor Emmanuel dann gewissenhaft manche Nacht durchwacht, mit dem wohlthuenden Gefühl, nicht nur im Kriege, sondern auch im Frieden sich für sein Volk abzumühen. — Auch mit den Kammern wußte Rattazzi zu den Zeiten des kleinen Königreichs Sardinien sehr gut auszukommen, er brüskirte Niemand, vermied parlamentarische Stürme und regierte mit jener gemüthlichen Mittelmäßigkeit, der in ruhigen Zeiten die Unterstützung sämmtlicher Spießbürger nie fehlt. Als nach dem Frieden von

Digitized by Google

Villafranca Cavour unmuthig abtrat, um als Privatmann die kompromittirte Revolution in Parma, Modena und den Legationen durch seine Freunde zu leiten und die endliche Einverleibung dieser Provinzen vorzubereiten, ward Rattazzi Ministerpräsident und Diktator, denn die Kammern hatten beim Ausbruch des Krieges der Regierung unbeschränkte Vollmacht gegeben. Wir müssen gestehen: er hat diese Macht nicht gemißbraucht, er assimilirte vielleicht zu rasch und zu rücksichtslos die lombardischen Zustände mit den piemontesischen, aber er erweiterte auch das Wahlgesetz; es war nicht die Centralgewalt der Regierung, die er als unverantwortlicher Minister ausdehnte, sondern das Recht der Nation. Als es sich aber um kühnere Entschlüsse handelte, als Garibaldi von La Cattolica aus Umbrien und die Marken erobern wollte, verhinderte Rattazzi den Zug des Volkshelden; als Ricasoli und Farini die Kronen Toskanas und der Emilia Victor Emmanuel entgegenbrachten, da fürchtete sich der Minister vor Napoleon's Ungnade und hatte nicht den Muth, sie entweder anzunehmen oder abzulehnen; noch weniger wollte er den französischen Minister verstehen, wenn dieser ihm andeutete, die Umbildung des Königreichs Sardinien in ein Königreich Italien müßte ausschließlich auf dem Prinzip der Nationalität beruhen, Italien müsse daher nicht über Franzosen herrschen wollen und die natürlichen Grenzen unbedingt zur Grundlage seiner Politik machen. Rattazzi fühlte nur zu gut, daß die Last der Verantwortlichkeit einer Gebietsabtretung für ihn zu groß werde, er machte daher gern dem kühnern Cavour Platz, der ohne Weiteres den ursprünglichen Vertrag zur Abtretung Savoyens und Nizzas auf die veränderten Umstände ausdehnte, die zwei Provinzen für die Zustimmung zu der Einverleibung von Emilia und Toscana preisgab, dabei das Volk mit zweideutigen Worten so lange bei der Nase herumführte, bis es sich endlich in die unabwendbar gewordene Nothwendigkeit der faits accomplis fügte. Es gehörte eine eiserne Stirn dazu, den Schacher von Nizza den Kammern gegenüber zu vertreten, doch Cavour's Nerven waren von Stahl. Rattazzi dagegen verwahrte sich in langer Rede gegen diese Maßregel und erwarb sich auf diese Weise die Achtung und Freundschaft Garibaldi's, trotzdem daß er bei der Endabstimmung sich des Votums enthielt. Seit dieser Zeit machte zwar Rattazzi weiter keine Opposition gegen Cavour, doch es störte den großen Minister, seinen ehemaligen Kollegen auf der Linken zu sehen, er ließ ihn daher bei der ersten Gelegenheit zum Präsidenten der Kammer erwählen, wo auch Rattazzi mit gleichmäßiger Unparteilichkeit verblieb, bis Ricasoli ans Ruder kam. Um diese Zeit begann das neue Organ des Kammerpräsidenten, die Monarchia Nazionale, eine, wie sie es nannte, administrative Opposition zu machen, und während sie die allgemeine Politik des Ministeriums unterstützte, im Detail die Maßregeln Ricasoli's zu bekritteln. Doch in der Kammer zählte Rattazzi kaum mehr als 30 Stimmen, die progressive

Digitized by Google

Opposition verstärkte sie aber bis auf 98, denn während Ricasoli die Revolution ignorirte, liebäugelte der Kammerpräsident mit ihr. Als die halbjährige Sitzung im Sommer geschlossen war und man klar sah, der eiserne Baron erfreue sich keineswegs französischer Gunst, ging Rattazzi nach Paris, um die öffentliche Meinung zu studiren, in der That, um sich dem Kaiser vorzustellen und ihm zu zeigen, daß, trotz seiner Rede gegen die Abtretung Nizzas, er stets geneigt sei, sich den Wünschen der Tuilerien zu fügen. Sein erstes Auftreten war günstig, er gewann durch seine geschmeidige Bescheidenheit und Zuvorkommenheit die Minister und die Presse, er war durch und durch der Mann der französischen Politik, doch der Prinz Napoleon bemerkte bald, es fehle dem Piemontesen zum Staatsmanne das Gewicht, und bald darauf ward es klar, es fehle ihm auch der Takt dazu, denn er blieb zu lange in Paris, wo seine Freunde so groß in allen Journalen von ihm sprachen, als von dem nothwendigen kommenden Mann, daß man in Italien sich endlich zu schämen begann und offen erklärte, es sei unter der Würde der Nation, sich von Paris aus einen Ministerpräsidenten oktroyiren zu lassen. Als Rattazzi zurückkehrte, posaunten es seine Feinde überall aus, er sei mit Napoleon über die römische sowohl als die venetianische Frage vollkommen übereingekommen, er allein, dem König, dem Kaiser und Garibaldi gleich genehm, könne Italien vervollständigen. Die Kammern kamen im Spätherbst zusammen, man wartete mit Ungeduld auf Rattazzi's Rede, in der er sein Programm triumphirend entwickeln und begründen sollte, doch es war unbestimmt und farblos; er bewies zwar, der Weg, den Ricasoli eingeschlagen, führe in eine Sackgasse, doch er gab seine Stimme vertrauensvoll dem Ministerium, indem er versicherte, er wolle keine Opposition machen. Die gespannte allgemeine Erwartung war enttäuscht, die Kammermajorität konnte auf diesem Wege nicht gewonnen werden. Mit dem neuen Jahre entstand nun ein neues Oppositionsblatt, der Tribuno, angeblich vom König, jedenfalls von dessen Privatsekretär unterstützt, das Ricasoli täglich auf das Heftigste angriff und täglich eine größere Zahl von Abnehmern fand. Die Kammermajorität blieb Ricasoli dennoch treu, Rattazzi konnte noch immer nur über seine ursprünglichen dreißig Stimmen gebieten, und mußte froh sein, diese der progressiven Minorität anschließen zu können. Als sich Ricasoli darauf der Revolution in der Person Garibaldi's näherte, blieb ihm wohl die ganze konservative Rechte treu, aber Rattazzi hatte sich mit einigen Führern des Centrums, mit den Männern der Nationalgesellschaft, mit Lafarina und Paternostro, mit dem Minister Cordova und dem Marchese Cavour verständigt, ohne dabei die Unterstützung der Linken zu verlieren. Es war ihm gelungen, die alte Majorität zu spalten, er ward durch die auf den Wunsch des Königs eingereichte Resignation Ricasoli's Ministerpräsident, indem er ein Kabinet bildete, in welchem Garibaldi's fiziliſcher Prodiktator Depretis,

Digitized by Google

Napoleon's Vetter Pepoli, des Königs Liebling Persano, Konservative, Moderirte und Progressisten einträchtig neben einander saßen. Es hieß, dies Ministerium werde Garibaldi freie Hand lassen und durch die Erlaubniß zu Freischaarenzügen in dem Orient trotz englischer Protestation eine Verwirrung zu Stande bringen, durch die Italien möglicherweise selbst Venedig gewinnen könnte. Doch Rattazzi erhielt seine Instruktion von den Tuilerien und seine Politik schlug nur zu bald in ein System der Repression um.

## IV.

König Leopold von Belgien litt am Blasenstein, eine Operation war im Frühjahr zu seiner Erleichterung nothwendig, sie mißlang und sollte vielleicht noch mehrmals wiederholt werden, eine Genesung schien bei dem hohen Alter des Patienten unwahrscheinlich. Zu derselben Zeit traf die holländische Königsfamilie in Paris ein und ward mit der größten Aufmerksamkeit behandelt. Was war unter solchen Umständen natürlicher, als anzunehmen, daß nach dem Tode des ersten Königs von Belgien das Nationalitätsprinzip auch auf das Königreich von 1830 ausgedehnt werden könne so daß der wallonische Theil mit Brüssel an Frankreich, der vlämische mit Antwerpen an Holland fiele. Doch ein solcher politischer Staatsstreich kann nur in Zeiten großer europäischer Verwickelungen gelingen, und der Kontinent hält noch immer an dem faulen Frieden. Nur im Südosten, in der Herzegowina und in der Morea sah es kriegerisch aus: Omer Pascha rüstete sich zu einem entscheidenden Feldzug gegen Montenegro, und in Nauplia hatte sich ein Militäraufstand der ersten Festung Griechenlands bemächtigt. Doch diese Wirren berührten die Großmächte Europas sehr wenig, so lange sie lokal blieben; breiteten sie sich aber aus: dann war der Brand zu gefährlich, denn über die Auflösung des türkischen Reiches war es noch damals zwischen Frankreich und Rußland zu keinem Abschluß gekommen. Als daher Garibaldi in jener Richtung einige Schritte machte, wurden alle Intriguen aufgeboten, um ihn von einer östlichen Expedition abzuhalten, durch die die Lösung der orientalischen Frage in die Hände der Revolution gerathen wäre. Diese kleinlichen Intriguen gelangen vollkommen: Garibaldi wurde vorgespiegelt, die Griechen verwahrten sich gegen seine Einmischung, dagegen bot ihm die Turiner Regierung die Mittel, die Lombardei, unter dem Vorwand der Errichtung von Schützengesellschaften, in Aufregung zu bringen und eine geheime Expedition vorzubereiten. Doch König Leopold wurde wider Erwarten plötzlich gesund, und gleich darauf wurden die Freiwilligen, die Tags zuvor auf Regierungskosten von Genua mittelst Eisenbahn an der äußersten Grenze der Lombardei angelangt waren, in Sarnico

Digitized by Google

verhaftet und sammt ihrem Kommandanten, dem Obersten Nullo, nach Alessandria auf die Festung geführt, um nach achtwöchentlicher Voruntersuchung, die zu keinem Resultate führte, wieder freigelassen zu werden. Garibaldi und seine Partei waren natürlich auf das Tiefste verletzt und klagten laut die Regierung der Falschheit an. In Brescia kam es zu einem Volksauflauf, bei dem das Militär, auf den Befehl des Präfekten, des Neapolitaners Baron Natoli, auf die unbewaffnete Menge feuerte und, wie dies stets bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, einige Knaben, Schneidergesellen und Tagelöhner tödtete oder verwundete. Man erwartete nun, daß Depretis, der Garibaldi's Interessen im Ministerium vertreten sollte, abtreten werde, doch nicht er, sondern nur sein Privatsekretär Guerzoni nahm seinen Abschied. Rattazzi und die Freunde des Ministeriums brüsteten sich nach diesen Ereignissen mit ihrer Energie, Europa ward telegraphisch benachrichtigt, dem Gesetze sei Achtung verschafft worden, das Kabinet besitze die Kraft und den Willen, jede Ruhestörung zu unterdrücken. Garibaldi kam bald darauf nach Turin, doch die Verhandlungen mit dem König und dem Ministerpräsidenten führten zu keiner Verständigung, obgleich die fünf Divisionsgenerale der ehemaligen Südarmee, jetzt im Dienste des Königs, die Versöhnung herbeizuführen suchten. Der Volksheld zog grollend nach Genua ab und schiffte sich nach Caprera ein, nachdem er sich noch mit neuen Freunden umgeben hatte, die noch keinen Grad in der piemontesischen Armee haben. Das Ministerium war von einem Alp befreit und erhielt von Paris die Versicherung allerhöchster Zufriedenheit, ja zur Belohnung für den ersten Schritt auf der Bahn der Reaktion erfolgte bald darauf die doppelte Anerkennung Italiens durch Preußen und Rußland. Rattazzi glaubte schon die Partie gewonnen zu haben und sagte zu einem Freund: „Wir müssen wohl nach Rom, aber jedenfalls so spät als möglich". Ihm graute es nämlich, wie jedem echten Piemontesen, vor der vulkanischen Natur des römischen Bodens, durch die die Gedanken und Thaten sich ausdehnen und stets eine ökumenische Bedeutung erhalten. Er fühlte es, das mittelalterliche Motto: **Roma caput mundi tenet orbis frena rotundi**, sei mehr als eine eitle Großsprecherei, und er konnte es sich nicht verhehlen, daß es ihm an Mark fehle, um die Zügel in der Weltstadt straff anzuziehen. Doch plötzlich überraschte ihn und ganz Italien die Nachricht, der Rothbart habe sein Felseneiland wieder verlassen und sei in Palermo angelangt, wo sein alter Freund, der Märtyrer vom Spielberg, der Prodiktator von Neapel, Georgio Pallavicino, so eben zum Präfekten ernannt worden war. Schon in der Lombardei hatte Garibaldi's Erscheinen das Volk in die höchste Aufregung gesetzt, sie sollte in Sizilien noch überboten werden. Mütter brachten ihm ihre konstriptionsflüchtigen Söhne, ganze Gemeinden ihre rückständigen Abgaben, Kranke berührten den Saum seines Kleides und wurden gesund,

Digitized by Google

Feinde versöhnten sich auf sein Geheiß, der Ruf Roma o Morte widerhallte vom Gebirge bis zum Meer. Garibaldi schien jetzt jede weitere Rücksicht auf Napoleon zu vergessen, in öffentlichen Volksversammlungen sprach er von ihm in einem Styl, der an Kossuth's Reden vor 1859 oder Victor Hugo's Druckschriften erinnert. Selbst die Regierungsbehörden wurden von dem allgemeinen Enthusiasmus hingerissen und jauchzten dem Befreier Siziliens zu, wenn er seine Philippiken gegen den Unterdrücker Roms donnerte. In Turin aber erzittern die Staatsmänner, der feiste Pier Carlo Boggio, der es noch immer nicht begreifen kann, warum Garibaldi's abgerissene Flammenworte mehr Eindruck machen als seine eigenen akademisch geordneten Reden, macht eine Interpellation um die andere, und der schmächtige Ministerpräsident versichert stets mit schwacher Stimme, die Regierung sei kräftig genug, jede Gesetzesverletzung zu verhindern oder zu ahnden, Pallavicini sei zurückberufen, der Bürgermeister von Marsala abgesetzt. General Cugia, der Sarde, wird rasch als Präfekt nach Palermo gesandt, er nimmt zwei Infanterieregimenter und mehrere Kompagnien Scharfschützen mit, denn die Aufregung ist so groß, daß er fürchtet, Straßenaufstände nicht hindern zu können, wenn er nicht von bedeutender Truppenmacht unterstützt ist. Die französische Regierung sendet Dampfschiffe zum Kreuzen an die römische Küste, die Besatzungstruppen marschiren in der glühenden Sommerhitze nach den Landungsplätzen, Antonelli ist rathlos; denn Garibaldi's Pläne sind ja unbekannt; die Freunde des Turiner Ministeriums raunen sich aber ins Ohr, man sollte eigentlich Garibaldi aus Vorsicht verhaften und interniren, denn das Recht der Initiative für Krieg und Frieden gebührt ja, dem Statuto zufolge, ausschließlich dem König, und die Regierung müsse beweisen, sie sei stark genug, den Papst selbst gegen Garibaldi zu beschützen, um Napoleon zu bewegen, Rom zu räumen. Rattazzi würde auch vor einem solchen Schritte nicht zurückweichen, wenn er nur wüßte, daß der Kaiser darauf Rom Italien überließe, denn geschähe dies nicht, dann könnte Garibaldi's Verhaftung das Signal zum Bürgerkrieg werden. Daher fordert er jetzt in dringenden diplomatischen Noten den Abzug von Rom, ohne den er dem plötzlich erregten Sturm kaum zu gebieten im Stande sein würde. Ueberall hört man die Frage: was wird Garibaldi thun? Denn davon ist Jedermann überzeugt, daß nach so heftigen Reden, die ganz Italien aus dem Schlummer geweckt haben, der Held unmöglich, ohne etwas gethan zu haben, nach Caprera zurückkehren könne. Alle, die ihn in den letzten Tagen gesehen haben, sagen, es sei augenscheinlich, daß ein großer Entschluß in seiner Seele reife, doch nicht einmal seine Genossen ahnen die Stunde und die Art der Expedition. „Ich weiß", sagt er, „daß ihr mir folgt, wohin ich immer mich wende, wozu soll ich euch dann sagen, was wir thun werden."

Digitized by Google

## V.

In kurzer Zeit wird die Ungewißheit verschwunden sein, deren Schleier jetzt noch unser Auge deckt. So viel ist sicher, daß Italien am Vorabend einer Krise steht, die vielleicht zu einem Siege, vielleicht zur Niederlage führt. Es dürfte daher interessant sein, in diesem verhängnißvollen Augenblicke die Lage des Landes mit einigen Pinselstrichen zu charakterisiren.

So kriegslustig auch der König ist und so sehr er Garibaldi's unerschütterliche Anhänglichkeit an den Thron kennt, ist ihm doch ein Zug nach Rom wegen der Verwickelung mit Frankreich im höchsten Grade zuwider. Das Ministerium sammelt allen seinen Muth zur Repression, es will sich nicht von der Volksaufregung überflügeln lassen und wird in dieser Ansicht von der großen Kammermajorität unterstützt, denn die Rattazzi feindliche Rechte ist ja auch jeder revolutionären Bewegung feindlich. Die gesammte Diplomatie mahnt zur Geduld und Ruhe, aber Garibaldi und seine Partei lassen sich nicht einschüchtern. Während der General die Minister durch seine Volksreden in Verzweiflung setzt, frägt Mordini im Parlament — natürlich ohne eine Antwort zu erhalten — was denn die Politik des Kabinets sein würde, wenn es in Rom zu einer Insurrektion käme? Die thatkräftige Jugend Italiens kehrt sich wenig um die Regierung und das Parlament und schließt sich Garibaldi an; jedes Schiff, das nach dem Süden fährt, führt Freiwillige zu ihm. Poerio, der seit jeher zur Rechten gehörte, sagte neulich, es mahne ihn oft an die griechische Tragödie, wo auf der einen Seite Götter und Heroen mit aller Anstrengung ihrer hohen Natur kämpfen und ringen, doch ihnen gegenüber steht unwandelbar das unerbittliche Fatum, und alle Versuche, seinem Ausspruch zu entgehen, führen nur um so sicherer zu dessen Vollzug. So ringen auch jetzt alle Autoritäten des Staates, der König, die Minister, die Kammern, die Administration, um die Krise zu verhindern, doch ihnen gegenüber steht unnahbar Garibaldi, der einzelne Privatmann, und sein Wille wird vollbracht.

Die Lage der Regierung ist in der That verhängnißvoll, sie wird unwillkürlich immer mehr in die Abhängigkeit Napoleon's getrieben und kommt in einen Widerspruch mit dem energischsten Theile der Nation. Ricasoli wollte erst ohne Napoleon's und Garibaldi's Hülfe durch die eigene Kraft und Weisheit das große Werk der Einigung Italiens vollziehen, und als er sah, daß diese nicht hinreichten, um nach Rom zu gelangen, versuchte er lieber, sich der Revolution zu versichern, als das Werkzeug des Kaisers zu werden; doch dieser Versuch stürzte ihn. Rattazzi sah die Mißgriffe seines Vorgängers ein, er wollte die Politik Cavour's fortsetzen und sowohl auf Napoleon als auf Garibaldi gestützt, sicher vorwärts schreiten, doch seine Kräfte versagten ihm, auch er hatte sie überschätzt; nicht im Stande, der



Digitized by Google

Revolution eine Richtung zu geben, oder auf des Kaisers Entschlüsse Einfluß zu nehmen, zog er es entmuthigt vor, dem letzteren blind zu gehorchen, in der Hoffnung, daß dieser sein 1859 begonnenes Werk auch vollenden werde. Er glaubt, dieselbe Diplomatie, die ihm so eben die Anerkennung Rußlands und Preußens sicherte, werde auch im friedlichen Wege von Kongressen dem Königreich Italien seine natürlichen Grenzen, Venetien, und seine Hauptstadt, Rom, zuwenden, um sich so einen dankbaren Verbündeten für den Augenblick zu sichern, wo die orientalische Krise zum Ausbruch kommt. Wird aber diese Hoffnung auf die Länge getäuscht, dann fürchtet er freilich, daß mit ihm auch der Piemontesismus stürzt und die verschmähte Revolution, die bereit war, Handlangerdienste zu leisten, zum Herrn der Regierung wird. Die Kammermajorität kann ein solches Resultat nicht abwenden, denn sie entbehrt schon seit längerer Zeit des Vertrauens der Nation; „sollte sie heute aufgelöst werden", sagte neulich ein ministerieller Deputirter, „so würden im ganzen Süden nur die Männer der That wieder gewählt werden, die jetzige Kammer mag etwas zu schwarz sein, die nächste wird zu roth."

Ein ernstes Unbehagen hat die Nation ergriffen, sie will nicht von Turin aus regiert werden, sie haßt die pedantische Kleinlichkeit der piemontesischen Bureaukratie, die ihre Wichtigthuerei nicht einmal durch die Präzision und Raschheit der französischen Beamten vergessen läßt. Dem weichlichen Neapolitaner ist selbst das Klima Turins so zuwider, daß das Kabinet nicht im Stande war, die Stellen bei der Centralregierung, die für die Neapolitaner offen gelassen waren, durch Südländer zu füllen, sie zogen einen kleineren Gehalt in ihrer Provinz dem größeren Wirkungskreis in der provisorischen Hauptstadt vor. Dieser Widerwille der Südländer ist ein ernstes Warnungszeichen für die Regierung, sie darf es nicht vergessen: nur von Rom aus kann die Halbinsel regiert werden. Turin könnte allenfalls das Pothal beherrschen, aber das Land hinter den Appenninen protestirt einstimmig gegen die Stadt, die ohne Kunst und Traditionen durch ihre kühle Ruhe und strenge Disziplin jedem Ministerium äußerst bequem wird, doch mit dem feurigen italienischen Charakter in ewigem Widerspruche bleibt. Das Herz Italiens schlägt nur in Rom, in Rom liegt der Schwerpunkt des Landes; so lange dieser nicht gewonnen wird, kann das neue Königreich nicht auf festen Füßen stehen. Dies ist die Ursache, warum Garibaldi jetzt mit erneutem Enthusiasmus die Nation aufruft, nach Rom zu ziehen, warum die Freiwilligen mit jedem Dampfschiff nach Palermo fahren, um im Gebirge von Corleona sich militärisch zu organisiren. Wird wohl Effisio Cugia im Stande sein, mit den zwei Turiner Regimentern, die ihn begleiten, ihre Abfahrt zu verhindern? Wird die Regierung es auf einen vollständigen Bruch mit der Partei der Bewegung ankommen lassen, indem sie zu Gewalt-

Digitized by Google

maßregeln greift und ſich mit dem einen Arm den anderen abſchneidet? Wird Garibaldi's Römerfahrt gelingen oder an der Willenskraft Napoleon's ſcheitern? Wer kann dies wiſſen! Während aber die Idee des Römerzugs Italien berauſcht und erſchüttert, verbluten die Montenegriner auf der Oſtküſte des adriatiſchen Meeres; mißräth Garibaldi's Plan oder wird er aufgegeben, dann hat die Revolution in Italien eine Hauptſchlacht verloren und liegt zu den Füßen Napoleon's, der Kaiſer wird durch die ruſſiſche Allianz Herr des Kontinents, und ſeine Politik ſchreibt Europa Geſetze vor. Der Kampf, der ſich vor unſeren Augen vorbereitet, iſt ſeiner innerſten Natur nach ein Zweikampf zwiſchen Garibaldi und Napoleon; ſein ungewiſſer Ausgang entſcheidet, ob fernerhin die Nationalkraft, ob der Imperialismus die Oberhand erhält. — **Liceat sperare timenti!**

Turin, am 3. Auguſt 1862.

# Das schöne Land Tyrol.

Von H. B. Oppenheim.

(Studien eines Tyrolers. Von J. Streiter. Erste Abtheilung.)

Ein wackerer Streiter ist dieser Bürgermeister von Botzen, der die Fahne der Gewissensfreiheit in der „Grenzfestung des Ultramontanismus“ seit langen Jahren hoch hält, und zwar ohne Geprahle und ohne Gepränge, aber mit sicherer Ausdauer und bescheidener Selbstverleugnung.

Das vorliegende Buch scheint aus einzelnen, zu ganz verschiedenen Zeiten geschriebenen, größeren Zeitungsartikeln zusammengestellt zu sein; doch bildet es ein Ganzes mit vielleicht mehr innerer Einheit, als wenn es absichtlich und in Einem Zuge geschrieben wäre. Die Einheit des Buches liegt im Geiste des Verfassers begründet und mehr noch in seinem bestimmten Verhältnisse zu dem Gegenstande. Sein Buch enthält eine höchst gelungene politische Physiologie eines interessanten, dem größeren Leserkreis nur oberflächlich bekannten Landes; aber wie ein Feuilleton-Roman bricht diese Erste Abtheilung inmitten der spannendsten Situation fast plötzlich ab. Wir sind auf die Zweite Abtheilung, welche die Zeit nach der 1848er Revolution behandeln wird, sehr begierig und ahnen überraschende Entwickelungen darin.

Die Erste Abtheilung beginnt mit einem Hauptabschnitt in der neuesten Geschichte Tyrols, mit der Wiedereinführung der Jesuiten nämlich. Wie liebedienerische oder fanatisch bornirte Beamte ihnen ein Pförtchen geöffnet haben, wie sie sich unter der verstohlenen Gunst des Augenblicks eingeschlichen, sich dann allmälig der Gewissen und der Geldbeutel bemächtigt, von dem Allen wird hier ein allgemein gültiges, höchst lebendiges Musterbild aufgestellt. Tyrol war ein prädestinirter Boden für das Unkraut, das so üppig darauf emporschießen sollte. Blinder Stolz ist selten ein Zeichen wirklicher Größe, weder bei Individuen, noch bei Völkern. Wie viel man auch von dem Nationalstolz der Engländer und Franzosen zu erzählen habe, er ist mit dem der Türken oder Dänen nicht zu vergleichen, so wenig, als dieser mit dem Nationalstolz noch kleinerer, abgesonderter, von der großen Heerstraße der Weltgeschichte seitab gelegener Volksstämme. Das National-

Digitized by Google

bewußtsein scheint auf dieser Skala im umgekehrten Verhältniß zu den Verdiensten zu steigen, aber im direkten Verhältniß mit der Isolirung, d. h. der Unkultur. Montenegriner und Tyroler halten sich für die Auserwählten des Herrn, und das nur um so unerschütterlicher, je weniger sie von der Außenwelt wissen, je weniger sie von dem Hauch der Civilisation durchweht werden. Da ist eine Angst vor jeder fremden Berührung, als ob sie Entweihung wäre, eine vererbte Verachtung alles Fremdartigen, ein ängstliches Festhalten der angestammten Beschränkung und Beschränktheit. Der Herrschsüchtige, der die Schlüssel des Glaubens in Händen hält, bestärkt darin und nährt die armen Teufel mit ihrer vermeintlichen Gottähnlichkeit, die auf Unkenntniß und Abschließung beruht.

Man hat Tyrol mit der Vendée verglichen und nicht mit Unrecht. Der heldenmüthige Kampf von 1809 beruhte bekanntlich auf einer eben so eigen Düperie, als die Erhebung der Vendéer und Bretonischen Bauern für die Privilegien ihres Adels. Hätten diese gesiegt, so hätten sie über die Dankbarkeit des Adels und die Heiligkeit des gegebenen Wortes ungefähr dieselben Betrachtungen anstellen können, wie des Sandwirths Waffengefährten und Landsleute über den berühmten „Dank vom Hause Oestreich", das sie nicht nur, wie allbekannt, preisgab, nachdem es sie aufgestachelt[1]), das sich später nicht einmal zur nothdürftigsten Herstellung der angelobten Verfassungsrechte entschließen konnte, — der populäre Kaiser Franz hatte einen Widerwillen gegen dergleichen, bequemte sich aber in Zeiten der Noth, das wenigstens zu versprechen, was er nie zu erfüllen gedachte; — sogar der dienstfertige Agent (Hormayr), der die Tyroler in Oestreichischem Auftrag und Interesse bearbeitet hatte, wurde einige Jahre danach (1813) als unbequem verfolgt, verhaftet und fand später seine Zufluchtsstätte bei dem damaligen „Erbfeind" Bayern, aus dem im Laufe der Zeiten, trotz vielfach erlittener Unbilden, ein so eifriger und bereitwilliger, aber freilich nicht sehr zuverlässiger Bundesgenosse für Oestreich geworden. — Weder die Bauern der Vendée, noch die Tyroler Pfaffenknechte waren servil im eigentlichen Sinne des Wortes; welches Volk wäre das auch! Sie waren nur verblendet und leicht zu gängeln; sie glaubten für ihre eigene Sache zu streiten und zu wagen. Es waren wirkliche Freischaaren, keine willenlosen Glieder eines stehenden Heeres; der religiöse Fanatismus vermag vortreffliche Guerillas zu bilden und einen Krieg zu führen, bei dem Weiber und Kinder sich betheiligen. Die Pfaffheit verstand es, namentlich bei dem abgesonderten Bergvölkchen, seit jeher, sanft zu bethören, den Willen zu fangen, den Geist zu umnebeln und das Trugbild einer selbstisch engen Freiheit vorzuspiegeln, neben

[1]) Sogar die Offiziere, welche Andreas Hofer's irdische Reste aus Mantua nach seiner Heimath brachten, wurden vor ein Kriegsgericht gestellt (1823) und kamen nur zur Noth mit einem Verweise davon.

Digitized by Google

der die, allerdings ungeschickten, Josephinischen Emanzipationsversuche wie ein unerträglicher Despotismus erschienen. Nach Joseph II. und Leopold II. ging auch die weltliche Macht Oestreichs bei der Hierarchie in die Schule; aber dem ersten entschiedenen Widerstande gegenüber verlor sie den Kopf und wurde einfach brutal. Natürlich, sie glaubte selbst nicht an sich, wie die geistliche Macht.

„Das schöne Land Tyrol" ist durchaus nicht blos von Gemsenjägern und Kuhhirten bewohnt: auf seinen Landtagen saßen von Alters her vier Stände, unter denen der Bürgerstand freilich sehr zurücktrat. Es hat auch eine Universität, eine, von der Börne's Wort wohl gelten mag, daß sie die Bevölkerung auf zehn Meilen in die Runde verdummt. Aber es hat auch wirkliche Gelehrte und freisinnige Männer hervorgebracht, wie Hormayr, Fallmerayer u. A. m. Herr Streiter selbst ist ein echter Tyroler; man merkt das nicht blos an der zürnenden Liebe zu seiner gebirgigen Heimath, an gewissen sprachlichen Eigenthümlichkeiten (wie z. B. „farcht" statt fürchtete) und einer populären Lebendigkeit des Ausdrucks; man merkt es zumal an dem ungerechten Haß gegen das sogenannte Wälsch-Tyrol, das trotz einiger staatsrechtlichen Thatsachen, seiner innersten Natur und seiner Geschichte nach zu dem eigentlichen Tyrol noch viel weniger gehört, als auf der anderen Seite das ehemals zum Schwäbischen Kreise gehörige Vorarlberg, das wenig Klerus und keinen Adel besitzt. Allerdings sind die Bezirke von Trient und Roveredo Deutsches Bundesgebiet, und wie es scheint, dem Oestreichisch-Deutschen Defensivsystem unentbehrlich; wirklich Deutsche Gemeinden liegen dazwischen oder doch in nächster Nähe. Allein daß diese Bezirke in keinem naturgemäßen Zusammenhange mit dem eigentlichen Tyrol stehen, daß sie fortwährend von den Tyroler Ständen und der Landesregierung hintangesetzt und dummerweise erbittert wurden (z. B. bei der Etsch-Regulirungsfrage), das wird selbst nach Streiter's oft leidenschaftlicher Darstellung unwiderleglich klar.

Doch kehren wir zu dem Anfange zurück: Der Anfang aller Dinge in Tyrol sind die Jesuiten. Der Vorhang geht auf und Streiter zeigt uns, was sie sind und wie sie wirken. Ihre Wiedereinführung geht auf die Krönungsfeierlichkeiten des Jahres 1838 zurück; es war die Zeit von Droste-Vischering und den Kölner Wirren; die Ausstellung des heiligen Rocks wurde schon vorbereitet. Bescheiden, in kleiner Anzahl, unter schüchternen Vorwänden, zogen sie ein: wie Lämmer sind sie gekommen, wie Wölfe haben sie gehaust — sind aber nicht, um dem Diktum eines Kirchenfürsten vollständig zu entsprechen, wie Hunde hinausgejagt worden. Erst übernahmen sie eine Ritter-Akademie und dann ein Gymnasium; es waren fünf Ordensmitglieder unter einem Vorgesetzten. Im Beginn erhielten sie sich aus eigenen Mitteln; nach einigen Jahren war ihnen das ganze Land tributär, und das

Digitized by Google

Jahr 1848 fand sie im Besitz großer Reichthümer und weit umfassender Liegenschaften, die damals der Sicherheit halber auf den Namen von Privatleuten eingetragen waren. Glaubensreinheit und Glaubenseinheit waren die Parolen, mit denen das arme Volk seitdem für die verschiedenartigsten Sonderinteressen mißbraucht ward. (Die Austreibung der gewerbfleißigen Zillerthaler geschah im Widerspruch mit dem Toleranzedikt und anderen klarsten Landesgesetzen.) Anfangs wurde die Uneigennützigkeit der Jesuiten als Lehrer in allen Tonarten gerühmt, andere Lehrer wurden „besoldete Miethlinge" gescholten; bald aber nahmen Jene nur noch reiche Schüler zu hohen Preisen an. Und was Diese baar auszahlten, war noch lange nicht ihr größter Verlust. — Die Jesuiten und ihre Affiliirten trieben es so, daß sich um die Mitte der vierziger Jahre zu Inspruck eine Opposition gegen sie erhob, die sich der damals unter dem Censursystem gestatteten Mittel vorsichtig, aber ohne Zweideutigkeit bediente. Allein die Censur war der Geistlichkeit übertragen. Und das Volk da draußen auf den Bergen, wo nach dem Dichter die Freiheit wohnt, das hatten sie fest und sicher umgarnt. Was sie scheinbar unentbehrlich machte, das war der systematisch betriebene Verfall des weltlichen Unterrichts: Die Volksschullehrer wurden nach einem dreimonatlichen Vorbereitungskursus mit Jahresgehältern von 25 bis höchstens 50 Gulden bestallt. Denn Kaiser Franz hatte die Maxime: „Ich brauche keine gelehrte, sondern nur gute Unterthanen."

Die guten Unterthanen wurden denn auch auf starke Proben gestellt. Neben dem unerträglichsten Steuerdruck, der Censur und der vierzehnjährigen Dienstzeit, die in den vierziger Jahren zwar auf dem Papiere, aber nicht in Wirklichkeit auf acht Jahre herabgesetzt ward, herrschten Stock und Peitsche. (S. Streiter S. 41 u. folgende.) Unter dem Namen von Ungehorsams- und Lügenstrafen wurde die grausamste Tortur fortwährend angewandt. Daß selbst die wissenschaftliche Behandlung des Civilrechts von den Machthabern gefürchtet ward, davon giebt das Verbot Zeugniß, welches gegen die Interpretation der Gesetzbücher, ja selbst gegen die Veröffentlichung richterlicher Entscheidungen bis 1848 auf administrativem Wege aufrecht erhalten wurde. Mit solchen Mitteln gelang es der Verwaltung, die bestehenden Gesetze unbrauchbar zu machen und nach Belieben für einzelne Fälle aufzuheben. So wurde plötzlich das gemeine Recht für Tyrolische Forstsachen außer Kraft gesetzt, und sämmtliche Auen, Alpen und Forste des Landes als „Hoheitsrecht" vom Aerar in Anspruch genommen. Da sich die Landgerichte endlich zu widersetzen erkühnten, so wurde das Berggericht zu Hall, welches unter den Finanzbehörden stand, durch Allerhöchste Beschließung als das einzig kompetente Forum für Waldstreitigkeiten erklärt. — Dies ist ein Exempel für Viele, was der patriarchalische Staat unter Gerechtigkeitspflege

Digitized by Google

verstand. Dabei wurde in allen Reskripten mit der ekelhaftesten Heuchelei von der unermüdlichen „Sorge um das Landeswohl“ geprahlt.

Als Kaiser Franz sich 1809 in mehreren Handschreiben an seine „lieben, getreuen Stände Tyrols“, an seine „Kinder“ von Tyrol wandte, bedauerte er auf das Schmerzlichste, daß er ihnen im Augenblicke der Trennung (1805) nicht ihre alte angestammte Verfassung habe gewährleisten können. Fünf Jahre später mußten sich die „Kinder“ glücklich schätzen, wieder in den Besitz des Vaters zu kommen, aber von der Verfassung war kaum mehr die Rede. Endlich nach zwei Jahren wurde „die unter der vorigen Regierung aufgehobene ständische Verfassung Tyrols wiederherzustellen“ beschlossen, jedoch mit den „Verbesserungen, welche die veränderten Verhältnisse und das Bedürfniß der Zeit erheischen“. Demnach wurden die alten vier Stände (Prälaten, Herren und Ritter, Bürger, Bauern) wieder zu neuem Scheinleben galvanisirt: dreizehn Abgeordnete für jeden Stand, bei den niederen Ständen landesherrliche Bestätigung der „freien“ Wahl auf Lebenszeit des Gewählten; jeder Stand wählte nur aus *seinen* Gliedern; und derartige hübsche Einrichtungen mehr! Außer dem Recht der Bitten und Vorstellungen hatten sie nur die Umlage der für Tyrol ausgeschriebenen Steuern zu besorgen, einen Theil der Staatsschuld als Landesschuld zu übernehmen; daneben allerlei Spuck mit Adelsmatrikeln und zwölf Landeserbämtern; und Das ward für historisches Recht ausgegeben! — Diese Stände verspotteten die Eisenbahnen als „Poesie“ und verschoben die Fragen der Grundentlastung, wie der Etschregulirung, aber sie beschlossen Prozessionen, unterwarfen das Land den Liguorianern und vertrieben die „Inklinanten“ (Andersgläubigen). Während sie die Quellen des Wohlstandes so theils verstopften, theils versiegen ließen, verhinderten sie die Ueberlastung des Landes mit Steuern nicht. — Das Bischen Industrie, welches in dieser Periode aufkam, ward von Schweizern eingeführt, die der billige Arbeitslohn und andere Fabrikationsbedingungen, z. B. große Wasserkräfte, anlockten. Sie konnten aber die massenhafte Auswanderung nicht aufhalten.

Da brach die Sündfluth von 1848 ein, aber die Wogen erreichten unmittelbar kaum Tyrols hohe Berge. An Wünschen und Forderungen fehlte es freilich auch hier nicht, aber sie waren eigener Art. „Der Unterschied vom Streit in den vorwiegend protestantischen Staaten lag darin, daß man dort Gleichberechtigung, hier aber unbedingte Alleinherrschaft anstrebte“, für den Glauben nämlich. „Das Deutsche Tyrol — sein südlicher italienischer Theil war darin klüger — hatte vermöge der Stimme der irregeleiteten Menge von der Bildung des ersten politischen Vereins bis zum Attentate eines Bauernkongresses bei seiner gesammten parlamentarischen Vertretung in und außer den Bergen nur eine zarte Angelegenheit des Herzens und Gewissens: *jungfräulich zu bleiben in seinem Bekennt-*

Digitized by Google

niß". (Streiter, S. 93.) Natürlich sind von diesem Standpunkte aus alle Verfassungen, Grundrechte u. s. w. nur sündhafte, greuelvolle Ausgeburten der Hölle; und die „Jungfräulichkeit des Glaubens" bot nebenbei noch eine scharfe Waffe gegen alle Grundentlastungs- und Zehntablösungs-Gesetzentwürfe.

Etwas freilich mußte hier und da auch geboten werden; als die erste Nachricht von der Wiener Revolution und dem k. k. Patent vom 15. März ankam, hoffte der Gouverneur zwar, daß die „treuen Tyroler und Vorarlberger ihren Dank für die allerhöchste Gnade vor Allem durch Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung beweisen" würden, aber er versprach doch — den Viehbesitzern ein Drittel Salz mehr als bisher zu niedrigem Preise! Der Salzpreis enthielt nun lange nicht die schwerste Bedrückung des Tyrolers, und es kam, nachdem die Schleusen einmal geöffnet waren, zu einer mit zehntausend Unterschriften bedeckten Petition, die, neben Herabsetzung der Steuern und Vereinfachung des chikanösen Stempelgesetzes, auch für das Volksschulwesen und die Annäherung an Deutschland dringende Wünsche enthielt.

Als der Sturm verhallte und die ungewohnte Begeisterung bald der mattherzigen Ernüchterung Platz machte, da standen die Pfaffenführer schon in Reih und Glied, hier einen Schwankenden ganz abwendig zu machen, dort einen Schreier zu erkaufen und der thörichten Menge die Hölle heiß zu machen. Es regnete von unmaßgeblichen Bedenken, „treuherzigen Worten an die lieben Landsleute" und den perfidesten Verdächtigungen gegen Alle, die nach Gleichberechtigung strebten. Die Konstitution wurde einem „Rahmen ohne Bild" verglichen, für das man die ständische Verfassung, das alte Erbstück der Ahnen, nicht hingeben dürfe. Dann wieder wurden gegen das Schreckniß der modernen Verfassung Bittgänge „mit dem Gnadenbilde Mariahilf" veranstaltet. — Um diese Zeit war der Klerus, der sonst Thron und Altar gemeinsam, den Thron am Altare zu schützen vorgab, nicht sehr loyal: in dem Kampfe gegen die Wälschen Tyroler blieb er sorglich neutral und versagte alle Hülfe, die von ihm hätte ausgehen können. (Siehe Streiter, S. 107 und 130.) Desto lebhafter beschäftigte ihn von Anfang an das Verfassungswerk. Da das k. k. Patent vom 15. März die Betheiligung von Abgeordneten der Provinzialstände in Aussicht gestellt hatte, so berief der gouvernirende Landeshauptmann auf den 17. April zwölf Mitglieder des ständischen Kongresses, je drei von jedem Stande; daß davon zwei Bauernvertreter ausblieben, verschlug den Uebrigen Nichts. Die tyrolischen Anträge gingen auf eine breitere ständische Vertretung mit mehr Geistlichen und mehr Grundherren, mit Virilstimmen für Bischöfe und Kuriatstimmen für Stifter. — Zum Glück machte das Alles damals keinen Eindruck in Wien, wo man auf die zerfahrenden, partikularistischen Tendenzen vieler Provinzen längst

Digitized by Google

vorbereitet war. Um so rascher steigerte sich gerade der Partikularismus in der „gefürsteten Grafschaft Tyrol", deren leitende Dunkelmänner sich in Träumen künftiger Unabhängigkeit wiegten, und diese Träume durch heftige, mit freiheitlichen Phrasen gespickte Proteste gegen die Einwirkung von Außen zu verwirklichen hofften. Die Pfaffen agirten selbständiger, als vorher, — unbehelligt von der, sonst Alles behelligenden Büreaukratie. Da wucherten die Pinsvereine, Geißlervereine und der sogenannte „konstitutionelle Katholikenverein" „zur Wahrung und Beförderung der katholischen Interessen und der Grundsätze der konstitutionellen Monarchie mit Berücksichtigung der eigenen Provinzialverfassung" (sollte heißen: der nicht abzulösenden Zehnten und sonstigen Feudallasten) Mit solchen Mitteln wurden die Wahlen nach Wien und Frankfurt geleitet. In den Wahlprogrammen wurde unter der Firma „Verbesserung des Volksschulwesens" die Abschaffung des Zwangs zum Lesen- und Schreibenlernen, natürlich mit Vorbehalt des Religionsunterrichts, eingeführt; statt vom Anschlusse an den Deutschen Zollverein war nur noch von „naturgemäßen Mittelzöllen" die Rede; die Selbständigkeit der Gemeinden bedingte nur den Ausschluß aller Fremden, Heirathsverbote und andere mittelalterliche Zwangsanstalten mehr, die uns zum Theil auch noch aus dem Mecklenburger Lande bekannt sind. Namentlich aber wurde der Landtag aufgefordert, „den Kampf gegen die im Bundesgesetz zu Frankfurt ausgesprochene öffentliche Religionsfreiheit und gegen die §§. 17, 27. und 31. des Reichsgrundgesetzes für Oestreich zu übernehmen". — Die Wahlen entsprachen diesen Vorbereitungen: die Parlamentsglieder aus Tyrol erregten das Erstaunen der civilisirten Welt. Dann kam die vom „katholischen Konstitutionsverein" kolportirte Riesenpetition gegen Gewissensfreiheit, die mit 125,000, mehr oder weniger apokryphen Unterschriften bedeckt war, wogegen die liberale Petition früher kaum 10,000 erlangt hatte; die Proskriptionsliste gegen 38 Liberale, von denen Einzelne wirklich mißhandelt wurden, Alles in majorem Dei gloriam, d. h. für Tyrolische Rechtsgläubigkeit, auf daß, wie das Stichwort hieß, Tyrol Tyrol bleibe und seine altständische Verfassung behalte, die so alt sey, als das Deutsche Volk! — Auf dem konstituirenden Landtag galt es zunächst, das Wahlrecht möglichst einzuschränken; dabei wurde die bisher geringe Betheiligung der niederen Stände als ein Motiv für die Verminderung ihrer Wahlrechte angezogen. Dann kamen die Intriguen für die bestehenden Grund- und Feudal-Belastungen. Allein alle desfallsigen Entwürfe und Beschlüsse fanden durch die für das gesammte Kaiserreich oktroyirte Verfassung und das allgemeine k. k. Grundentlastungspatent vom 17. August 184) ein Ende.

Am 7. Mai 1848 war die Aufhebung des Jesuitenordens als einer „der öffentlichen Ruhe gefährlichen Gesellschaft" kraft Ministerial-Erlaß

Digitized by Google

vollzogen worden. Die Ausführung dieses Dekrets ward in Tyrol unter allerlei Vorwänden fünf Monate lang (bis in den September) verzögert, damit die Affiliirten Zeit gewönnen, alles bewegliche und unbewegliche Vermögen in Sicherheit zu bringen. Wenn vorher die Erhaltung des Ordens beim Erzherzog Johann als „zeitgemäß" befürwortet worden war, so wurde später mit Volksaufständen für denselben gedroht, und die Stutzen von 1809 wurden mit Geräusch von den Wänden herabgenommen. Die Pfaffenblättchen, zum großen Theil unter der Leitung des berüchtigten Professors Moy aus München, forderten: 1) Religionseinheit; 2) Erhaltung aller in Tyrol bestehenden Klöster; 3) Protest gegen die Einziehung der Kirchengüter, „da sie Tyrolergut sind" („die Tyroler haben keine Staatsschulden gemacht und tilgen sie auch nicht"). — Das war der seit 1809 berühmte Oestreichische Patriotismus der Tyroler: Glaubenseinheit statt, ja gegen Staatseinheit. So sagten sie zur Begründung einer vierten Forderung, die auf „Gewährleistung der alten und gerechten Einkünfte für die Priester" ging, nur der Papst könne die Ablösung des Zehnten erlauben, und ferner: „Wir protestiren gegen die Beschlüsse des abscheulichen Reichstages zu Wien; wir nehmen weder von diesem, noch von jenem zu Frankfurt etwas Nachtheiliges an. Wir haben einen eigenen Landtag" u. s. w. Dergleichen Brandschriften wurden in zentnerschweren Massen über das Land zerstreut, mit Fäusten und Knütteln unterstützt. Vor diesem Terrorismus wichen Anfangs selbst die Beamten zurück; ein fanatisches Bauern-Regiment stand vor der Thüre; auf einer Bauernversammlung zu Meran wurde (am 8. Oktober) ein großer Bauernkongreß nach Sterzing ausgeschrieben. Die Bewegung drohte den kaiserlichen Behörden über den Kopf zu wachsen; da aber die Führer schließlich gern auf Unterhandlungen eingingen, das am Narrenseile geführte Volk selbst eigentlich willenlos war, so gelang noch ein Einlenken zur Zeit, nicht ohne drohende Vorbehalte, welche die im ganzen Reiche wieder ans Ruder gebrachte Reaktion bald als überflüssig erscheinen ließ. Die aufgestachelten Leidenschaften wurden auf Kommando beschwichtigt; und Streiter schließt seine historische Darstellung mit den Worten: „Die beißendste Ironie lag wohl darin, daß die gehetzten Bauern auf das Kommando der geistlichen Führer gegen ihren eigenen Antrag stimmten, für den sie ihre Fäuste einzusetzen gedachten."

Wir müssen uns versagen, auf die Einzelnheiten dieser ganzen geschichtlichen Entwickelung einzugehen, die Streiter bis zum Schlusse des Reichstages in mehreren, neben einander laufenden, politischen Genrebildern durchführt. Dazwischen stehen die Charakteristiken der hervorragendsten geistlichen und weltlichen Leiter, verschiedener politischer Achselträger und parlamentarischer Intriguanten, in deren wechselnden Physiognomien sich die jedesmalige Situation abspiegelte. Da ist Graf Brandis, der Gouverneur aus der

Digitized by Google

alten Schule, der mit seinen kleinen Regierungs-Hausmittelchen und sonstigen Temperamenten auch in die neue Bewegung sich zu schicken und gegen den Strom durchzulaviren versteht. Da sind die Brüder Giovanelli, die den Jesuiten die Bahn eröffnet haben, dann beim Sturm unterducken und bei erster Gelegenheit wieder auftauchen. Da sind die weltlichen Werkzeuge der Geistlichkeit: die Deputirten: Dr. Schüler, Dr. Fischer, dann Albert Jäger; lauter Leute, die nach oft veränderten Rollen im Schooß der gnadenreichen Kirche mit voller Absolution wieder aufgenommen werden; dann der Hanswurst Beda Weber, der im neunzehnten Jahrhundert den Pater Abraham a Santa Clara zu spielen versucht und in dem sonst aufgeklärten Frankfurt am Main wirklich eine Gemeinde gewinnt, die ihn eine Zeit lang ernsthaft nimmt. Kurz, eine Fülle politischer Genrebilder aus der Zeit! Wir finden hier alle Elemente einer raffinirten, ja verderbten, politischen Welt inmitten eines mehr als naiven Volkes, das seinen kostbaren Glaubensschatz mit dem Preisgeben aller irdischen Güter und weltlichen Rechte erkauft. Würde es frei, unterrichtet oder wohlhabend, seine Gläubigkeit wäre gefährdet, verloren. Sie ist es nicht, dafür wird gesorgt!

Der nächste Theil des Streiter'schen Buches wird uns lehren, ob und inwieweit die bigotten Alpensöhne noch gut Oestreichisch sind? Bekanntlich wurde vor Jahr und Tag die pfäffische Artillerie Tyrols wieder gegen das neue Reichstags- und Gesammtstaats-Programm ins Feld geführt, so daß hier die Klerikalen, wie im Norden der Monarchie die Hocharistokraten, den auf den Dualismus hinauslaufenden Forderungen der Ungarn wider Willen in die Hände arbeiteten. Die Unzufriedenheit der Tyroler ist ein unbestrittenes Faktum; fraglich ist nur, welchen Ursachen sie zuzuschreiben ist. Die Sage geht, daß sie mit Wehmuth und Sehnsucht ihren über die Bayrische Grenze entschwindenden Silberlingen nachschauen, und daß manche politische Thatsache von heute sie über ihre gestrigen und vorgestrigen Irrthümer aufklärt.

Digitized by Google

# Die Krisis in den Vereinigten Staaten.

Von Reinhold Solger.

Zweiter Artikel[1]): Der Kampf für die Union bis zur Schlacht von Bull Run.

## 1. Die Schwierigkeiten der neuen Regierung.

### a. Die Lage der Hauptstadt.

Die Inaugurationsfeierlichkeiten in Washington am 4. März vorigen Jahres machten einen deprimirenden Eindruck. Man wußte, daß der kommende Präsident heimlich bei Nacht und Nebel, mehr als Flüchtling, denn als Wahlgekrönter eines mächtigen Volkes sich nach dem Sitze der Regierung hatte durchschleichen müssen. Eine Verschwörung in dem rabiaten Sklavenstaate Maryland — dort führt der Weg vom Norden nach Washington hindurch — hatte sich hoch und theuer vermessen, daß der Präsident der republikanischen Partei nimmermehr inaugurirt werden sollte. Rechtzeitig gewarnt, entkam Lincoln durch die geschickten Reiseanordnungen seiner Begleiter dem Dolche von Baltimore; allein in der Hauptstadt war er kaum sicherer. Die Bevölkerung von Washington mit ihrem Mayor an der Spitze war durchaus sezessionistisch gesinnt. Noch einen Monat nach der Inauguration konnte es geschehen, daß in Willard's Hotel, dem Hauptquartier der republikanischen Aemtersucher und Kongreßmitglieder, von einem Polizisten ein Herr verhaftet wurde, weil er einem sezessionistischen Schreier mit republikanischen Gegengründen etwas laut geantwortet hatte. Kurzum, Washington war eine südliche Stadt, die republikanische Regierung ward als Eindringling betrachtet und die Stadtbehörden machten diese Anschauung mit Ostentation geltend. Mit den Regierungsbeamten stand es nicht besser. Sie hatten alle nach Kräften an den Plänen von Buchanan's frühern Ministern mitarbeiten helfen, viele von ihnen waren tief darin eingeweiht und standen in kaum verstecktem Einverständnisse mit den Häuptern der Sezession, um ihnen den Sitz der Bundesregierung zusammt der Bundesregierung selbst auszuliefern. Rastlos bei Tag und bei Nacht gingen die Boten der Verschwörer hin und her. Selbst nach der Installirung der neuen Minister blieben die Stellen in den Departements der Mehrzahl nach noch auf Monate in den alten Händen, wie es die Natur der Sache mit sich brachte, daß man nicht an Einem Tage die ganze Verwaltungsmaschine an völlige Neulinge überliefern konnte. Schon im Januar hatte der General Scott den Präsidenten Buchanan angelegen, Truppen nach Washington

[1]) S. das Novemberheft 1861. (Bd. 1. Heft 2.)

Digitized by Google

kommen zu lassen und die Forts im Süden zu verstärken. Er hatte sichere Nachricht, daß ein Coup auf die Hauptstadt beabsichtigt sei. Der damalige Präsident weigerte sich lange beharrlich. Erst unmittelbar vor der Inauguration wurden einige Sicherheitsmaßregeln getroffen und der Stand der Besatzung auf etwas über sechshundert Mann gebracht. Dies war hinlänglich gegen eine Ueberraschung von Innen, kaum jedoch gegen einen determinirten Handstreich von Außen, zu dem sich rings umher Verschwörungen bereit hielten. Der Standpunkt Buchanan's ist schon im vorigen Artikel auseinandergesetzt. Auch wie weit man sich auf diese kleine Schutzbesatzung verlassen durfte, war fraglich. Die Offiziere der Armee, wie die fast aller Armeen der Welt, der Volksregierung antipathisch und der Gewalt hold, hatten massenweise abgedankt. Wäre der Oberbefehlshaber Scott nicht treu geblieben — obgleich Virginier von Geburt — so hätte sich die Armee vollständig und unausbleiblich aufgelöst und noch der letzte Rest der Forts und des Kriegsmaterials wäre in die Hände der Sezessionisten gefallen; Washington wäre unrettbar verloren gewesen und die Inauguration hätte in einer nördlichen Stadt vorgenommen werden müssen. Man begreift, wie dies die Sachlage verändert und die Trennung der Union in zwei verschiedene Staaten zum fait accompli gestempelt hätte.

In der Nacht vom 3. zum 4. hatte der Senat noch eine zwölfstündige Sitzung von sieben Uhr bis Sieben bei überfüllten Gallerien. Crittenden von Kentucky hatte die letzten vergeblichen Anstrengungen gemacht, noch einen falschen Frieden zu Stande zu bringen. Es hieß, das Bleiben oder Gehen der mittleren Sklavenstaaten hänge von der Annahme seiner Kompromißvorschläge ab. Sie wurden verworfen.

### b. Gesetzliche Bedenklichkeiten gegen gewaltsame Unterdrückung des Aufstandes, durch Lincoln's Erklärung abgeschnitten: Die Union ist ewig.

Die große Frage war jetzt, ob der neue Präsident die Union aufrecht halten oder fallen lassen würde. Buchanan hatte die Unabhängigkeitserklärung des Südens nicht anerkannt, allein er erklärte, daß die Verfassung ihm keine Mittel zugestehe, die Ausgetretenen mit Gewalt zurückzubringen. Auch empfing er gemüthlich die Gesandten der abgefallenen Staaten, ob zwar nicht als Gesandte, so doch als „hochgestellte Privatleute". Das Gesetz sagte allerdings mit Bezug auf Insurrektionen, „nur die Vereinigten Staaten beschützen die einzelnen Staaten gegen innere Gewaltnahme auf Aufforderung von Seiten der Staatslegislatur, oder wo diese sich verhindert sieht, des Kongresses". Eine solche Aufforderung war nicht erfolgt, folglich hatte der Präsident, wie er behauptete, keine gesetzliche Macht zur Unterdrückung des Aufstandes. Allein es ist offenbar, daß jenes Gesetz nur den Fall der Insurrektion innerhalb eines einzelnen Staates gegen die einzelne Staatsregierung im Auge hat. Der Fall, daß ein ganzer Staat oder eine Anzahl von Staaten gegen die allgemeine Bundesregierung rebelliren könnten, war nicht vorgesehen. Hier trat also selbstverständlich die allgemeine Verpflichtung der Regierung ein, sich selbst, die Nation und die beschworene Verfassung als anvertrautes Pfand in ihrer vollen Integrität zu beschützen und zu erhalten. Buchanan konnte diese selbstverständliche Interpretation nicht nur der amerikanischen, sondern überhaupt jeder beliebigen Ver-

Digitized by Google

fassung in der Welt nicht herauslesen, sondern wartete auf eine Autorisation des Kongresses zu einer „Forcebill", welche dieser, aus Furcht, die Mittelstaaten der Sezession zuzutreiben, nicht geben wollte. Der alte Jackson hatte einst bei einer ähnlichen Schwierigkeit, die ihm das schwierige Süd-Karolina machte, erklärt, wenn ihm sein Rechtsrath das Gesetz nicht im Sinne von Zwangsmaßregeln auszulegen wisse, so werde er sich einen andern Rechtsrath anstellen, der es ihm so auslege. Lincoln bedurfte der Auslegung eines falsch angezogenen Gesetzes nicht. Er erklärte in seiner Einweihungsrede: „Die Union hat in der Bundesverfassung den Fall ihrer eigenen Auflösung nicht vorgesehen; das Gesetz schweigt darüber; im Hinblick aber auf ein allgemein gültiges Prinzip kann man sie (die Union) nur als ewig betrachten. Dauer ohne Ende ist das Grundgesetz jedes Staates". „Ich werde also" — fährt er fort — „darauf Acht haben, daß die Gesetze der Union in all und jedem Staate getreulich in Vollzug gesetzt werden". Und weiterhin: „Die mir anvertraute Macht wird dazu verwendet werden, das der Regierung angehörige Eigenthum nebst ihren Plätzen zu halten, zu besetzen und zu besitzen und die Abgaben und Auflagen zu erheben; was aber über die zu diesen Zwecken nothwendigen Maßregeln hinausgeht, so soll keine Invasion stattfinden, keine Gewalt gegen das Volk oder unter dem Volke, an keinem Orte". Endlich: „Die Aufrechterhaltung der Gesetze macht nicht gerade Blutvergießen oder Gewalt nöthig; und diese sollen auch nicht eintreten, wo sie der Nationalgewalt nicht aufgezwungen werden."

Diese höchst einfache und deutliche Erklärung war aber so sehr mit gesetzlichen und politischen Tüfteleien verbrämt und die ganze Inauguralrede so im Tone der freundschaftlichen Diskussion, der zweifelnden Frage an all und jede Ansicht, all und jede Eventualität gehalten, daß sich wohl wenige der Tausende von Hörern, der Millionen von Lesern zu jener Zeit klar wurden, welch furchtbarer Ernst hinter dieser anscheinenden Bonhomie, welch unerbittliche Entschlossenheit hinter diesem anscheinend unsichern Tasten unter jeder Art Möglichkeiten stand. Damals hielten die Meisten jene Fragen und Zweifel des Redners für ein Zeichen der Unsicherheit, des Widerspruchs mit sich selbst. Aber beim Lichte der spätern Ereignisse betrachtet, zeigte sich nur, daß sie zum Theil ein Ausdruck der verhältnißmäßigen Gleichgültigkeit gegen alle weitern Fragen, zum Theil ein Ausdruck wahrer Bescheidenheit dem Volkswillen und den Schwierigkeiten der Aufgabe gegenüber waren. Nord und Süd mochten sich auf die eine oder die andere Weise verständigen — in dieser Beziehung beschränkte sich der neue Präsident auf unmaßgebliche Vorschläge und freundschaftliches Vermitteln; — ob die Union sich wiederherstellen ließe? — in Beziehung auf diese Frage gestand er sich und allem Volke ohne Hehl die furchtbaren Schwierigkeiten ein, welche deren Ausgang so zweifelhaft machten: aber welcher Spielraum auch innerhalb dieser Grenzen für Maßnahmen oder Befürchtungen blieb, Eins war in dieser Rede ohne alles Pathos als einfaches mathematisches Axiom hingestellt, nämlich: daß die Union ihrem Grundgesetz nach ewig sei; daß Abraham Lincoln das Amt übernommen habe, über dieses Grundgesetz zu wachen, und daß er die volle Verantwortlichkeit für dieses Amt hiemit getrost übernehme.

Am Abend war der Präsidentenball. Jeder, der zehn Dollars daran wenden konnte, hatte Zutritt zu dem langen Bretterschoppen, der, eigens dazu hergerichtet,

Digitized by Google

inwendig auf geschmacklose Weise mit Kattun ausgeschlagen war, um die amerikanischen Farben zum Besten zu geben. Was sonst diesen Bällen Glanz gegeben hatte, die südliche Aristokratie mit ihrem nördlichen Anhang, war nicht da; auch die Armee und Marine nur in einzelnen ungeschickten Uniformen vertreten. Douglas führte die Präsidentin in den Saal und zur Quadrille, ein wohlassortirtes Paar. Auf einer Erhöhung von Bretterstufen ließ der Präsident das drängende Publikum zur Handschüttelung vorbei passiren. Er war sehr gut aufgeräumt und versäumte keine Gelegenheit, sobald er eines Bekannten ansichtig wurde, diesen und die Umstehenden mit einem Witz oder einer Anekdote zu regaliren, wie sie sich der westliche Bauer oder Fuhrmann nicht besser hätte wünschen können. Es war ein langer, sehniger Mann — einst Kahnschiffer in Kentucky — braungebrannt von der westlichen Sonne, noch dunkler um die tiefliegenden Augen, die gutmüthig, fast träumerisch, dennoch klug, schnell und selbstgewiß ihren Gegenstand faßten. Das Gesicht lang und faltig, aber fast wie von der Sonne gedörrt. Die Stirn stets nachdenklich heraufgezogen, wie die untere Kinnlade fest an die obere; dickes schwarzes Indianerhaar, auf eine Seite gescheitelt — die ganze Erscheinung mit allen Zügen jener abschreckenden Häßlichkeit ausgestattet, zu der sich Jedermann hingezogen fühlt, weil man den zuverlässigen Charakter beim ersten Blick herausspürt. Sein Volksname, „der ehrliche Abe", (abgekürzt von Abraham) ist bezeichnend für das Gefühl, welches er einflößt.

So nahm sich die neue Regierung von außen aus; so erscheint die Republik überhaupt dem äußerlichen europäischen Auge. Sie konnte sich keinen vollkommeneren Repräsentanten wählen, als Abraham Lincoln sich erwiesen hat.

Man vergegenwärtige sich nur einmal die Lage und was der Mann, der sich durch seine neue Würde auch nicht auf einen Augenblick in seinem natürlichen Charakter als westlicher Yankee stören ließ, an eben diesem Morgen auf sich genommen hatte.

### c. Perfide Wühlereien der Versöhnungspartei.

Der Leser erinnert sich vom vorigen Artikel, daß unmittelbar auf die Nachricht von Lincoln's Erwählung, am 10. November 1860, die Legislatur von Süd-Karolina eine Armee von zehntausend Freiwilligen nebst einer Konvention zur Besprechung der Sezessionsfrage ausgeschrieben hatte. Der animus des Präsidenten Buchanan zeigte sich bei dieser Gelegenheit durch die oben besprochene, berüchtigte Erklärung. Noch mehr dadurch, daß er einen Abgeordneten nach Süd-Karolina schickte, mit der Bitte, weiteres Vorgehen zu suspendiren, bis der Kongreß Abhülfe gefunden. Abhülfe, wie? Unter der Drohung der schon begonnenen Auflösung der Union sollte die republikanische Partei gesprengt, die republikanische Wahl kassirt und die Konstitution im Sinne der Sklaverei umgeändert werden. Man müsse jetzt das Aeußerste thun, um den mit Recht erbitterten Süden zu versöhnen. Hierauf hatte die Politik des ausgehenden Präsidenten offenbar hingearbeitet, da er seinen Ministern erlaubte, die sämmtlichen Machtmittel der Bundesregierung vier Jahre lang systematisch in die Sklavenstaaten zu verführen. Auch jetzt noch setzte er allem Andrängen um Verstärkung der im Süden gelegenen Forts und Beschützung der Arsenale und Werften sein beharrliches Veto entgegen. „Man dürfe den Süden nicht

Digitized by Google

reizen, um sich nicht jede Aussicht auf Versöhnung abzuschneiden". Zu dem Kampfe mit der offenen Sezession, welche jeden Kompromiß verwarf, „selbst wenn man ihr die Unterschrift des Nordens zu den Bedingungen in Blanko gäbe", kam also durch diese perfide Politik jetzt noch zum Ueberfluß die Versöhnungspartei, welche sich durch diese südliche Erklärung nicht abschrecken ließ, ihre Unterschrift in Blanko — denn darauf kamen in Wirklichkeit alle diese verzweifelten Kompromißversuche hinaus — immer und immer wieder anzubieten. Diese Partei umfaßte im Norden Alles, was der republikanischen ihren Sieg mißgönnte, im Süden Alles, was lieber über den Norden herrschen als sich den Gefahren des neuen Sezessionsexperimentes aussetzen wollte, d. h. die sogenannten Mittelstaaten. Beide zusammen machten die Unionspartei. Ihr Zweck war völlige Unterwerfung der Republik unter die Sklavokratie, ihr Losungswort: Versöhnung um jeden Preis.

### d. Die Auflösung der Union fait accompli.

Am 20. Dezember war darauf in der Konvention von Süd-Karolina die Sezessionsordonnanz einstimmig durchgegangen. Buchanan begegnete derselben mit der Versicherung, daß der Major Anderson, welcher die Besatzung vom Fort Moultrie im Hafen von Charleston kommandirte, nicht verstärkt werden sollte, die Konvention sollte ihm dagegen versprechen, nichts gegen die Gesetze der Vereinigten Staaten zu unternehmen. Abgewiesen. Noch vier Tage später machte die Regierung den Versuch, schweres Geschütz aus dem Pittsburger Zeughaus nach dem Süden zu schicken, wurde aber durch den Widerstand der dortigen Einwohner endlich in der Fortsetzung dieser langjährigen Praxis unterbrochen. Wieder zwei Tage später siedelte Major Anderson, einer der wenigen Getreuen, obgleich aus dem Sklavenstaate Kentucky gebürtig, aus dem unhaltbaren Fort Moultrie unter dem Schutze der Nacht mit seinen achtzig Mann nach dem besser gelegenen Fort Sumter über — auf eigene Verantwortung. Das verlassene Fort Moultrie wurde nebst einem andern sogleich von den Süd-Karolinern besetzt. Ueberall folgten die südlichen Staaten dem Beispiele Süd-Karolinas. Sezessionskonventionen wurden abgehalten und die Forts, Amtsgebäude und Zeughäuser der Bundesregierung in Beschlag genommen. Es sind „diese Plätze und dieses Eigenthum", welches Abraham Lincoln in seiner Inauguralrede „zu halten, zu besetzen und zu besitzen" verspricht. Das einzige Fort Pickens, an der Küste von Florida, wurde, Dank der Widersetzlichkeit des Lieutenant Slemmer gegen seinen Kommandirenden, dem Bunde erhalten.

Am Tage von Lincoln's Regierungsantritt trat eben der siebente Staat aus der Union — Texas. Süd-Karolina, Florida, Alabama, Georgia, Mississippi, Louisiana — eine fortlaufende Reihe sämmtlicher südlichen Uferstaaten des bisherigen Bundes — hatten sich schon einen Monat früher, am 8. Februar, zu Montgomery als unabhängige „Konföderirte Staaten von Amerika" konstituirt und Jefferson Davis, frühern Kriegsminister unter Pierce, berüchtigt durch seine Rolle bei den Dragonaden von Kansas wie als Hauptrepudiator südlicher Staatsschuldenzahlung, zum vorläufigen Präsidenten eingesetzt. Jefferson Davis ist klein von Gestalt, mit leichtgebogener Nase, leichtgespitztem Kinn und einem klugen, entgegenkommenden Lächeln um Mund und Augen; ein höchst gewandter Geschäfts- und feiner Weltmann. Seine Erwählung zum Präsidenten der Konföderation bezeichnet seine



Digitized by Google

Verdienste um deren Stiftung, an der er schon als Minister unter Pierce gearbeitet haben muß. Beide Seiten, Nord wie Süd, waren somit äußerst glücklich in der Wahl ihrer bezüglichen Repräsentanten, in denen sie mit merkwürdiger, in der Geschichte seltener Treue den reinen Typus ihres eigenen Wesens aufstellten. Des Gentlemans Davis politische Karriere zeichnet sich durch völlige Rücksichtslosigkeit gegen alle moralischen oder rechtlichen Verbindlichkeiten aus. Was ihn über solche bürgerlichen Bedenken erhebt, ist das Junkerbewußtsein: der Standpunkt, von welchem auch insbesondere die südliche Aristokratie ihre konstitutionellen Beziehungen zu dem nördlichen Bürger und Arbeiterplebs auffaßt.

Die Auflösung der Union war somit — dafür hatten die Betheiligten gesorgt — beim Antritt des neuen Präsidenten eine vollendete Thatsache. Es handelte sich für Lincoln zunächst um die Eroberung von sieben großen, einmüthig auf Leben und Tod ihm gegenüberstehenden Staaten.

### e. Die falsche Neutralität der Mittelstaaten.

In zweiter Reihe kam eine Doppellinie von acht andern Staaten, zwischen den abgefallenen und denen der freien Arbeit als furchtbares moralisches und strategisches Bollwerk aufgepflanzt, nämlich in ihrer Reihe von Westen nach Osten,

südlicher Linie: Arkansas, Tennessee und Nord-Karolina,

und nördlich darüber: Missouri, Kentucky, Virginia, Maryland und Delaware.

Von diesen acht Staaten zeigte sich nur Delaware, der kleinste und nördlich äußerste von ihnen, im Bewußtsein seiner Schwäche und Lage, völlig theilnahmlos an der sezessionistischen Bewegung. Arkansas war ihr von vornherein verfallen. Die Uebrigen spielten zunächst die Rolle des Vermittlers, d. h. sie untersagten der Bundesregierung die Anwendung aller Zwangsmaßregeln gegen die Abgefallenen bei Strafe ihres eigenen Abfalls. Unterdessen stellten sie Versöhnungsvorschläge auf, hinter deren Verwerfung ebenfalls die Drohung ihres eigenen Abfalls stand. Von dem Charakter dieser Versöhnungsvorschläge ist schon oben die Rede gewesen. Sie sollten die Junker zufrieden stellen! Das genüge. Man behalte aus den Auseinandersetzungen des frühern Artikels nur immer im Auge, daß die Sache der freien Arbeit in den Vereinigten Staaten vor den Forderungen und Auslegungen der Sklavokratie Schritt vor Schritt und Jahr auf Jahr bis auf einen Punkt zurückgewichen war, wo sie entweder ihre ganze demokratisch republikanische Verfassung im Interesse der Sklaverei aufgeben, oder die letztere für alle Zukunft in festbestimmte Schranken einschließen mußte. Das gesetzliche Votum hatte sich so eben für das Letztere entschieden. Es konnte sich also bei allen diesen Kompromißvorschlägen, mochten sie die Sache verbrämen und umschreiben, wie sie wollten, immer nur darum handeln, das Resultat dieses letzten Votums wieder umzustoßen, die Ausdehnung der Sklaverei von den darin enthaltenen Schranken zu befreien und die Konstitution der Vereinigten Staaten als Mittel zur Beschützung und Ausdehnung der Sklaverei zur gesetzlichen Anerkennung zu bringen.

Dies also war die zweite Aufgabe des neuen Präsidenten, welcher gelobt hatte, die ewige Dauer der Union geltend zu machen: sechs mächtige Staaten, die ihm den Weg nach den (mit Arkansas) acht abgefallenen versperrten, entweder durch Opferung der republikanischen Institutionen zu versöhnen, oder sich ihre Unterwer-

Digitized by Google

fung und den Durchgang durch ihre Länder zu erzwingen. Die eigentliche Grenze zwischen Bund und Sonderbund fing also nicht bei Kap Fear, im Norden von Süd-Karolina, sondern in der Nähe von Philadelphia an der pennsylvanisch-marylandischen Grenze an. Auf diese Weise belief sich das Gebiet, welches dem Bunde zurückzugewinnen war — soweit der wirkliche Kampfplatz in Betracht kam — auf etwa das Doppelte desjenigen, welches das andere zurückgewinnen sollte.

### f. Die Sezessionistenfreunde im Norden.

Und wenn nur in diesem um die Hälfte kleinern Gebiete, welchem eine solche Aufgabe vorlag, die Bevölkerung einig gewesen wäre! Aber es war ja gerade im Vertrauen auf die Spaltung des Nordens, gerade unter dem Schutz und der Mitwirkung der demokratischen und Unionspartei des Nordens, daß die Sezession groß gezogen und ins Leben getreten war. Seit sich die Sezession zur vollendeten Thatsache gestaltet hatte, waren im Norden die demokratische und die Unionspartei in eine „Versöhnungspartei“ zusammengeschmolzen, welche mit den Mittelstaaten durchaus gemeinsame Sache machte und dem Präsidenten die Anwendung von Zwangsmaßregeln mit offener Drohung der Widersetzlichkeit, ja der Sezession im Norden unter nördlichen Staaten, verpönte. Unter andern wollte Fernando Wood, der Demagogen-Mayor von New-York, mit der Stadt New-York aus den Vereinigten Staaten austreten. — Aehnliche Pläne kamen alles Ernstes auch im Staate New-Jersey zur Sprache.

Dieser dritte war offenbar der gefährlichste und schwierigste Punkt von Lincoln's Aufgabe: alle Parteien des Nordens zur Aufrechterhaltung der Union zu vereinigen. Um die Größe dieser Aufgabe zu ermessen, vergegenwärtige man sich nur, daß schon der bloße Name Abraham Lincoln's, als Erwählten der republikanischen Partei, die Demokraten und Unionisten mit Haß und Wuth erfüllte; daß man sich seiner Verlegenheiten und der Schwäche seiner Stellung als Vergeltung und Entschädigung für die eigene Niederlage freute; daß man ihn und seine Partei für das ganze Unglück verantwortlich machte und nun mit Wonne dem Augenblick entgegen sah, wo er würde abbitten und mit „seiner Bande“ zu Kreuze kriechen müssen. In diesem Sinne schrieb die Partei jetzt die Devise: „Friede, Versöhnung!“ auf ihre Fahne und denuncirte die von dem neuen Präsidenten angedeutete Politik als „Zwang!“ Conciliation gegen Coercion wurde das Losungswort, obgleich Lincoln mit konstitutioneller Rabulistenlogik — eine Logik, die jedoch ihren Bekennern ganz ernst ist — die Beschuldigung des letzteren Namens von sich abwies. „Ich werde blos die gesetzlichen Funktionen der Bundesregierung in den abgefallenen Staaten ausüben“, erklärte er. „Wenn die Bundesgewalt in der Ausübung derselben angegriffen würde und sich dann vertheidigte, dürfte man das Zwang nennen?“

### g. Aufrichtiger Widerwille gegen Zwangsmaßregeln im Norden.

Hiemit waren jedoch die Schwierigkeiten des Präsidenten noch lange nicht erschöpft. Das sah Jeder; wenn Lincoln sein angedeutetes Programm ausführen wollte, so gab es Krieg, mochte man diesen Krieg nun Zwang nennen oder Vertheidigung der Bundesautorität in ihren Funktionen. Nun waren aber die Amerika-



Digitized by Google

ner bis dahin eher alles andere, als kriegsluftig gewesen. Der Friede war ihnen Sache des Interesses, der Gewohnheit und des politischen wie religiösen Prinzips. Besonders in letzterer Beziehung waren die Republikaner der Mehrzahl nach einem gewaltsamen Vorgehen viel entschiedener abgeneigt, als irgend eine andere Partei. Es waren überhaupt die ernsteren Elemente des amerikanischen Volkes, welche sich in dem Widerstand gegen die Versklavung ihrer Institutionen zusammengefunden hatten. Von solchem Ernst ist eine gewisse Pedanterie der Form als Regel unzertrennlich; ein langsam mühseliger Kampf mit dem Buchstaben des Gesetzes zu schrittweiser Forterhebung. Dem Kriege stand in dieser Auffassung das Gebot der christlichen Bruderliebe, nicht weniger aber auch die Regel der republikanischen Gesetzlichkeit entgegen, nur durch Ueberredung, durch Gründe den Gegner zu seiner Partei zu bekehren. Ueberall, wo man hinkam, in jedem nördlichen Staat, Ost oder West, wurde die Kriegsfrage, in allen Kreisen öffentlich oder privatim, bei täglicher, ja stündlicher Diskussion — man hörte damals nichts anderes — fast übereinstimmend dahin entschieden: „Wir sind kein Volk des Krieges, der Gewalt: unsere Institutionen beruhen auf der Macht der Ueberzeugung: wir sind ein „deliberirendes Volk". Dazu kam noch der Civilisationshochmuth, der sich seine Krämergewohnheiten als Tugend zurechtlegte und den Krieg als etwas Willkürliches betrachtete, dem sich durch Vernunft und guten Willen überall aus dem Wege gehen, der sich höchstens bei dem halbbarbarischen Zustande europäischer Monarchien entschuldigen lasse. Von diesem hohen Pferde herab hatte die amerikanische Presse erst jüngst den Engländern ihren Krimkrieg heruntergeritten, und der Spaß ist, daß die Engländer zur Vergeltung jetzt in demselben Tone von dem amerikanischen Kriege sprechen und freundnachbarlichst zur Vernunft und Versöhnung rathen. Endlich war der Krieg, praktisch gesprochen, eine ernste Sache, nicht nur für den Republikaner, welcher den Eingriff militärischer Zustände und die Bildung militärischer Gewohnheiten für seine Republik zu fürchten hatte, sondern auch für den Kaufmann und Arbeiter, den er in seiner ökonomischen Existenz bedrohte.

### h. Persönlicher Einfluß gegen Zwangsmaßregeln. William H. Seward. Ein zwieträchtiges Kabinet.

Dazu machte sich ein ganz besonderer, mächtiger, persönlicher Einfluß innerhalb der republikanischen Partei gegen Zwangsmaßregeln geltend, der unmittelbar in das Kabinet des Präsidenten hineinreichte. Dieser hatte sich, noch vor seiner Einweihung, seinen nächsten Rivalen bei der republikanischen Nomination, den Senator William H. Seward, zum Staatssekretär ausgebeten, und Seward hatte das Amt angenommen. Bei dem Rufe dieses Mannes als langjährigen Parteiführers und gewissermaßen Schöpfers der republikanischen Partei erwartete die ganze Welt, nicht weniger als er selbst, daß er die Seele des Kabinets sein, gewissermaßen den Premierminister spielen und sich des Namens des Präsidenten nur als seines Organs bedienen würde. Auch ist kein Zweifel, daß der Westländer, bei seiner sehr provinziellen Erfahrung in Staatsangelegenheiten und seinem völligen Mangel an eitler Selbstüberhebung, zunächst als gläubiger Schüler bei dem gewiegten Staatsmann in die Lehre zu gehen gedacht hatte; auch darin echter Yankee, daß er sich gern imponiren läßt, hinhorcht, wo er etwas lernen könnte, und sich dennoch niemals aus

Digitized by Google

dem ebenen Gleise seiner angewohnten oder geborenen Logik bringen läßt. (Es ist charakteristisch an dem Präsidenten als Yankee und deliberirenden Politiker, daß er seine festesten Ueberzeugungen und unabänderlichsten Entschlüsse dem Publikum in der Form einer bescheidenen Frage nach dessen Meinung vorzutragen pflegt.) Vor dem Antritt des neuen Staatschefs daher, wie in den ersten Wochen nach seinem Antritt, wandte sich das Auge des ganzen Landes auf Seward, welcher sich während dieser Zeit in der Regentenrolle gefallen durfte und hoch gefiel. Seward aber stand seinerseits wieder unter der Kontrole eines mächtigen Drahtziehers mit Namen Thurlow Weed. Dieser schon ältliche Mann hatte sich vom Druckerjungen an die Spitze eines Journals und durch dieses zur Stellung des einflußreichsten Politikers im Staate New-York aufgeschwungen. Das Journal, welches in Albany, der Hauptstadt des Staates, erscheint, hatte seit langen Jahren mit Seward ein politisches Bündniß geschlossen; war, wenn man den Ausdruck anwenden will, dessen Organ; Seward's Sohn, der jetzige Unterstaatssekretär, war einer der Redakteure. Es ist bedeutendentheils dieser innigen Verbindung des Senators von New-York mit der Redaktion des Albany Evening Journal zuzuschreiben, daß jenem die republikanische Nomination zum Präsidenten entging; denn man wußte von der Zeit von Seward's Regierung als Gouverneur von New-York her, mit welcher wahrhaft prokonsularischen Virtuosität Piso's Freund damals das amerikanische Macedonien geplündert hatte. Dasselbe klassische System, auf die Bundesregierung angewandt, hätte den Ruf der republikanischen Partei, der es um ihren Ruf noch Ernst war, in wenigen Wochen auf das Niveau Buchanan'scher Korruption heruntergebracht. Daher ein starker Theil der Opposition gegen Seward's Wahl. Thurlow Weed nun hatte sich, als es mit der Sezession Ernst wurde, plötzlich der Versöhnungspartei zugewandt. Das Motiv, so wird mit großer Einstimmigkeit und Wahrscheinlichkeit behauptet, war, daß er sein Vermögen größtentheils in amerikanischen Staatspapieren angelegt hatte, deren Werth mit den Chancen für die Erhaltung der vaterländischen Einheit stieg und fiel. Gewiß ist, daß mit der Schwenkung seines Freundes und Altverbündeten auch der designirte Staatssekretär ins Versöhnungslager überging. Der Erfinder des „ununterdrückbaren Konflikts", dessen ganzes langes politisches Wirken darin bestanden hatte, seinen Mitbürgern die Unmöglichkeit einer bleibenden Versöhnung zwischen den beiden verschiedenen Gesellschaftsprinzipien, Nord und Süd, deutlich zu machen, warf sich jetzt, wo der ununterdrückbare Konflikt wirklich ausgebrochen war, in die Bresche, um ihn dennoch zu unterdrücken und damit seine eigene Prophezeiung, wie sein ganzes bisheriges Leben Lügen zu strafen. Der verruchte Friedensstörer so vieler Jahre wurde damit auf einmal zum Abgott der Heuler, deren heulende Deputationen er mit der lächelnden Versicherung nach Hause schickte: „sie könnten ruhig sein; innerhalb sechszig Tagen werde die Union wieder fix und fertig dastehen". Auf welche Anzeichen sich dieses zuversichtliche Versprechen gründen sollte, ist nicht leicht zu errathen. Schwerlich auf etwas anderes als auf den Dünkel des diplomatischen Witzes, der jetzt plötzlich zur sehr allgemeinen Enttäuschung als der wahre Charakter hinter der so lange getragenen Heldenmaske des greisen Politikers hervortrat. Seine heroische Rolle als Vertheidiger der republikanischen Prinzipien war, wie sich jetzt zeigte, nur angelernt gewesen. Es war ein Talent, kein Charakter. Er hatte mit dem Gedanken

Digitized by Google

die Pointen der Lage erfaßt — seinem Innern waren sie gleichgültig geblieben. Seward ist einer der Menschen ohne innern Halt, die sich kraft der philosophischen Konstruktion zu der reinsten Höhe einer Idee aufschwingen können, bis irgend welche starke Versuchung ihnen die Basis zu irgend welcher beliebigen andern Konstruktion liefert. Mit der Haltlosigkeit seines Charakters steht die seiner Figur in dem merkwürdigsten Einklang. Das kleine, winzige, schmächtige, bleiche Männchen geht nicht, sondern es schwankt, es scheint bei jeder Bewegung im Auseinanderfallen begriffen. Das Profil mit der unverhältnißmäßig großen, aber feinen, scharfgebogenen Nase, dem Greifenauge und Brauen, hat auf den ersten Blick etwas Imposantes, aber nur, bis er spricht. Dann kommt ein Ausdruck gewöhnlicher Geschäftsschlauheit zum Vorschein. Er hat (zur Steuer des Interesses an Personalien) fortwährend die Cigarre im Munde und nimmt während der Sitzung oft zur geistigen Stärkung am Büffet seine Zuflucht, was man einem alten Kongreßmitglied nach den Traditionen der guten alten Zeit zu Gute halten darf. Es mag fraglich sein, ob der Einfluß Thurlow Weed's allein Seward zur Versöhnlichkeit stimmte; ob der Wunsch, sich an dem Undanke seiner Partei zu rächen dafür, daß sie ihn, der sie durch Jahrzehnte der Noth und Gefahr zum Siege geführt, im Augenblicke des Sieges fallen ließ und die von ihm gewonnene Krone einem Andern aufsetzte? Es mag auch sein, daß der Agitator, wie es so oft der Fall ist, sich als Staatsmann nicht wiederfinden konnte, daß ihn die Katastrophe, die er aus der Ferne als unvermeidlich erkannt und als nothwendige Lösung herausgefordert hatte, von Angesicht zu Angesicht gesehen, übermannte. Man kann der menschlichen Schwäche selbst diese letzten Entschuldigungsgründe zu Gute kommen lassen, ohne für Seward's Versöhnungs*zuversicht* eine mildere Erklärung zu finden, als besten Falls die Verblendung seiner Eitelkeit, welche sich in der Diplomatenrolle gefiel. Gerade Seward hatte sein Leben damit hingebracht, dem amerikanischen Volke begreiflich zu machen, wie alle Versöhnungsversuche zwischen Sklaverei und freier Arbeit auf eitel Trug beruhten. Was im Volke von dieser Ueberzeugung Wurzel gefaßt hatte, war sein Werk, das Werk seiner überzeugenden Auseinandersetzung. Es gab daher keinen lebendigen Menschen, der vollkommener in dieser Wahrheit zu Hause sein mußte, als gerade er. Ebenso mit Bezug auf die Absichten und den Entschluß des Südens. Man konnte dem im Unionsdusel großgewordenen New-Yorker Kaufmann oder dem demokratischen Parteimann eine Täuschung darüber zu Gute halten: bei dem Führer der republikanischen Partei, welcher sein ganzes Leben lang den Gemüthszustand der Sklavocracy von dem freiesten philosophischen Standpunkte aus analysirt hatte, war eine solche Täuschung vollkommen unerklärlich. Wie dem auch sein mag, der neue Staatssekretär gefiel sich jetzt in der Versöhnungsrolle, berauschte sich in dem Beifall, mit dem er jetzt von allen Seiten als Retter der Union begrüßt wurde, und arbeitete mit seinem Freunde Thurlow Weed nach Kräften auf einen Bruch in der schon hinlänglich isolirten, mit Zweifeln, Zagen und Verantwortlichkeit überlasteten republikanischen Partei hin, die dennoch der einzig sichere Stützpunkt für den Präsidenten war.

Eine letzte Ehrenrettung wäre noch für den Mann möglich — eine Ehrenrettung, die ihn freilich über die abgefeimtesten Machiavellisten der alten Welt stellen würde, wenn man nämlich annähme, alle seine Versöhnlichkeitsbetheuerungen

Digitized by Google

seien nur Spiel gewesen, um Zeit zu gewinnen. Zeit zu gewinnen war sehr nöthig. Die Sache ist daher gar nicht unmöglich. Jedenfalls — und das darf man ihm zur Ehre nicht vergessen — ist Seward der Gedanke, die Union aufzugeben, niemals in den Sinn gekommen. Darin blieben seine Erklärungen von Anfang bis Ende konsequent. Da man aus Lincoln's Einweihungsrede noch über seine Politik nicht recht klug geworden war, so war Alles im höchsten Grade auf die Ernennung seines Kabinets gespannt, um sich daraus eine Antwort auf die Frage, ob Versöhnung oder Zwang? zu bilden. Es schien unmöglich, daß Ansichten wie die neuerlichen von Seward, nebst den altbekannten eines Cameron und Bates, mit den radikal republikanischen eines Chase, Blair und Welles zusammen an demselben Staatswagen ziehen könnten, ohne ihn zu zertrümmern.

So trat Abraham Lincoln seine Regierung an mit dem Abfall von acht großen Staaten, mit der verrätherischen, den Abfall schirmenden und die Regierung lähmenden Neutralität von sechs andern; mit dem halben Norden in entschiedener Feindseligkeit gegen sich selbst und jede energische Maßregel, mit der andern Hälfte energielos, unentschlossen, getheilt; endlich noch mit einem getheilten Kabinet, in welchem ein schlecht bewährter Charakter anscheinend das entscheidende Wort hatte und welches sich aller gewöhnlichen Berechnung nach jeden Augenblick wieder auflösen mußte.

So gestellt, wollte er in einem Gebiete, mehr als viermal so groß als Frankreich, welches ihm eine feindselige Front von fünfzehnhundert englischen Meilen entgegenstellte, die verachtete Gewalt der Gesetze und der Regierung zur Anerkennung bringen. Es giebt nichts in der Geschichte, was sich mit der Kühnheit dieses Gedankens vergleichen ließe, hätte selbst derjenige, welcher ihn fassen konnte, die französische Armee sammt der französischen Flotte und den englischen Finanzen zu seiner Verfügung gehabt.

### i. Gänzliche Auflösung von Armee, Flotte und Finanzen.

Statt dessen konnte Abraham Lincoln's Obergeneral buchstäblich nicht tausend Mann zusammenbringen, um die in Front und Rücken tödtlich bedrohte Hauptstadt zu schützen, und diese viel weniger denn Tausend waren unzuverlässig. Vor Washington liegt Virginia, hinter ihm Maryland. Beide hatten ihren Abfall noch nicht erklärt, aber es war nur zu wohl bekannt, daß sie mit dieser Zurückhaltung nur Aufschub gewinnen wollten, um selbst zu rüsten, während sie der Bundesregierung, unter Androhung ihres unverzüglichen Abfalls, den bescheidensten Schritt zur eigenen Rüstung oder Sicherung in ihrer hülfsbedürftigen Lage streng untersagten. Der Durchzug von Bundesverstärkungen durch Maryland nach Washington wurde als Invasion eines souveränen Staates verpönt. Unterdessen bewaffneten sich mit schlechtverhehlter Heimlichkeit in beiden Staaten die Haufen, welche, im Verein mit einer entsprechenden Organisation in Washington, Stadt und Reichsarchive überfallen und die Regierung aufheben sollten.

Der Kongreß hatte die Forcebill verweigert und war am Tage der Einweihungsfeierlichkeit auseinandergegangen. Bis zu seiner außerordentlichen Wiederberufung, welche sich dem Gesetze nach vor sechszig Tagen nicht bewerkstelligen ließ, hatte der Chef des Staates kein Recht, auch nur einen einzigen Mann auszuheben.

Digitized by Google

Die Offiziere der regelmäßigen Armee hatten meistens abgedankt. Als Gentlemen, als Junker waren sie selbverständlich nicht auf der bürgerlichen Seite.

Dennoch wollte Abraham Lincoln die Gesetze im ganzen Umfange der alten Union zur Geltung bringen. Er hatte in seiner Rede erklärt: „es habe keine Eile."

Auf die Marine konnte er sich dabei am allerwenigsten verlassen. Schon anfangs Februar hatte ein speziell zu dem Zwecke ernanntes Untersuchungskomite dem Hause Bericht erstattet, daß die Flotte der Vereinigten Staaten nicht mehr existire. „Buchanan's abgetretener Marineminister Toucey habe im Laufe seiner Amtsführung die meisten Schiffe in die weite Welt hinausgeschickt, nach China, Afrika, dem mittelländischen Meere. Die übrigen dreißig der größten und besten habe er abtakeln lassen und sie lägen dienstunfähig auf den folgenden Werften". (Folgt die Liste.) Nur vier Schiffe, sage vier! von fünfundzwanzig Kanonen, Alles in Allem, standen der neuen Regierung am 4. März zu Gebote.

Man sieht, die Sezession hatte ihre Vorkehrungen meisterhaft getroffen. Sie hatte acht Jahre lang (unter Pierce und Buchanan) zur Rüstung gehabt und die Zeit nicht unbenutzt gelassen. Besonders aber den wichtigsten Punkt, die Finanzen, hatte sie im Auge gehabt. Der Buchanan'sche Kriegsminister Floyd hatte an Indian Trust Bonds und anderweitig dem Departement des Innern direkt sechs Millionen entwendet, worüber ein anderes Spezialkomite dem Hause die Zeugen und Zeugnisse vorführte — des ungeheuren Kriegsmaterials, der Pferde u. s. w., die nach dem Süden gewandert waren, nicht zu gedenken. Der Buchanan'sche Finanzminister Howell Cobb, ebenfalls resignirt, hatte in gleicher Absicht und mit gleichem Geschick gegen den Kredit der Regierung auf dem New-Yorker Markte operirt. Sein provisorischer Nachfolger John A. Dix berichtete jetzt, anfangs Februar, er könne die Regierung nicht mehr bis zum Antritt des neuen Präsidenten durchbringen, wenn ihm nicht acht Millionen dazu bewilligt würden. Der Kongreß bewilligte sie nicht in der vorgeschlagenen Weise. Der Finanzminister ging daher auf dem New-Yorker Markt betteln, wo die Börse die Tasche zuknöpfte, wenn ihr nicht zuerst friedliche Beilegung des Bruderzwistes garantirt würde.

In solchem Zustande fand der neue Präsident seine Flotte, seine Armee, seine Finanzen. Man darf ohne Uebertreibung sagen, sie existirten nicht. Die vorige Regierung hatte sie planmäßig aus der Welt geschafft, um dem Süden alle Karten bis auf den letzten Trumpf in die Hände zu geben. Es konnte also dem Präsidenten der südlichen Konföderation wohl leicht werden, als ersten Akt seiner Regierung sich aus dem ungeheuren entwendeten Material Finanzen, Flotte und Heer zu beschaffen. Letzteres wurde zunächst auf 30,000 Mann ausgeschrieben, eine bei den bisherigen amerikanischen Gewohnheiten ungeheuer imposante Macht, da die Armee der ganzen Vereinigten Staaten sich soweit kaum auf die Hälfte belaufen hatte. Von dieser einstigen Armee befanden sich jetzt alle die besten und bekanntesten Offiziere im Lager von Jefferson Davis, um ihm sein Heer zu organisiren.

Uebrigens aber wurde diese Organisation von den Konföderirten selbst nur als ihre letzte Vorsichts- und Drohungsmaßregel betrachtet. Denn unter den beschriebenen Verhältnissen schien kein vernünftiger Mensch, weder im Norden noch Süden, an eine ernstliche Ausführung von Lincoln's Unionsprogramm denken zu dürfen.

Digitized by Google

Die Radikalen unter den Republikanern schrieen allerdings laut, man solle die südlichen Delegaten, die immer noch ganz gemüthlich mit Vorschlägen nach Washington kämen, an die nächste Laterne hängen, man solle Krieg erklären; allein die große Mehrzahl aller Parteien hatte sich in ihr Schicksal ergeben und wagte nicht mehr zu hoffen, was sie kaum mehr zu wünschen wagte. Nur die Unionisten heulten noch immer in Sack und Asche den Süden an, er möchte sie doch um jeden Preis wieder zurücknehmen, während die Bezahlten oder Frechen, stark durch ihre Frechheit bei der allgemeinen Muthlosigkeit, laut verkündeten, sie und der halbe Norden würden Lincoln zur Raison bringen, wenn er es wagen sollte, der Sezession ein Haar krümmen zu wollen. Das ganze Wesen war im Begriff, in Stücke zu zerfallen.

### k. Feindseligkeit der Seemächte.

Zu gleicher Zeit hatten Abgesandte der abgefallenen Staaten schon seit Monaten an den Höfen und in der Presse Englands und Frankreichs gearbeitet, um dort ihre Sache geltend zu machen. Die anscheinend verzweifelte Lage der Union lag jenen Höfen fast eben so klar vor Augen, als sie sich aus der obigen Analyse ergiebt. Die englische Auffassung gab sich in der freundschaftlichen Anzeige des Gesandten jener eifersüchtigen Macht in Washington, Lord Lyons, kund: „England werde eine bloße Blockade auf dem Papier nicht anerkennen, sondern nur eine wirksame“. Da laut offiziellem Bericht vor dem Hause keine amerikanische Flotte mehr existirte, so konnte über den Sinn dieser Erklärung kein Zweifel obwalten. Da die Blockade so gut wie unmöglich war, so war die Einmischung der fremden Mächte so gut wie gewiß.

So trat Abraham Lincoln am 4. März 1861 seine Präsidentur an.

### 2. Das Bombardement des Forts Sumter. Eröffnung des Krieges.

Als Prüfstein für den Ernst der neuen Regierung bei ihrem angekündigten Programm bot sich sogleich die Frage, ob man die Forts Sumter und Pickens im Hafen von Süd-Karolina und Pensacola halten oder aufgeben sollte. Schon am 14. Januar hatte die gesetzgebende Versammlung von Süd-Karolina jeden Versuch, die Besatzung des Forts zu verstärken, als casus belli erklärt, demselben jedoch die Zufuhr noch nicht abgeschnitten. Dies geschah erst durch die Ordre des kommandirenden Generals Beauregard am 7. April. Die Frage war vom ersten Tage an Gegenstand der lebhaftesten Erörterung in und außerhalb des Kabinets des neuen Präsidenten gewesen und die Meinungen getheilt. Militärisch war das Fort nicht zu halten, ein willkommener Vorwand für die Furchtsamen und Versöhnungssüchtigen, auf seiner Räumung zu bestehen. Allein der Präsident ersah sogleich seinen Vortheil als Advokat Politiker und Yankee. Das Fort gehörte der Bundesregierung. Es war ihr Recht und ihre Pflicht, es zu vertroviantiren und zu vertheidigen. Der Angriff auf die Zufuhr war ein Angriff auf die Regierung in der Ausübung ihrer gesetzlichen Funktionen; der Angriff auf das Fort selbst ein Angriff auf die Flagge der Union. Dies war gerade der Punkt, wo Lincoln seine Leute erwartete, in Uebereinstimmung mit seiner früher an das Publikum gerichteten Frage: „Dürfte man solche Selbstvertheidigung Zwang nennen?“

Während des Monats März hatte sich der Präsident so gut in Vertheidigungs-

Digitized by Google

zustand gesetzt, als er konnte. Viele Schiffe waren an die atlantische Küste zurückgebracht worden, während auf den Werften Tag und Nacht gearbeitet wurde. Die Forts Monroe und Mc. Henry, welche die Hauptstädte von Virginien und Maryland bedrohten oder beherrschten, waren mit allen augenblicklich noch zu Gebote stehenden Mitteln verstärkt worden. In Washington hatten sich deutsche und andere Freiwilligenkorps zum Schutze der Stadt und des Kapitols gebildet. Am 11. April vereidigte man auch die regulären Truppen dazu — mehr ein Zeichen wohlbegründeten Mißtrauens, als eine Gewähr der Sicherheit.

Mit diesen nothdürftigen Rüstungen glaubte sich Lincoln hinlänglich vorbereitet, die Entscheidung zu provoziren. Am 8. April, dem Tage, nachdem Beauregard dem Fort die Zufuhr abgeschnitten, erschien eine Bekanntmachung der Regierung: „Der Major Anderson werde Zufuhr zugeschickt bekommen, nöthigenfalls mit Gewalt". Am nächsten Tage verließen die Kommissäre des Südens Washington. Es war ihnen und dem Publikum jetzt endlich klar geworden, daß von Anerkennung des Sonderbundes, so lange Lincoln am Ruder bliebe, nicht die Rede sei; daß sie sich auf den Kampf zu rüsten hätten.

Am 11. forderte Beauregard das Fort zur Uebergabe auf. Auf Anderson's Weigerung wurde das Bombardement am folgenden Morgen früh um halb Fünf eröffnet. Es dauerte mit Unterbrechungen bis um fünf Minuten vor Eins des nächsten Tages. Das Fort stand in Flammen. Um nicht in die Luft gesprengt zu werden, mußte man das Pulver herausschaffen oder vernichten, was der weiteren Vertheidigung von selbst ein Ziel setzte. Man gestattete der Besatzung ehrenvollen Abzug mit Flaggen, Waffen und Privateigenthum.

### 3. Die Proklamation vom 15. April. Das Land steht auf.

Damit lag ein Akt des offenen Angriffs auf die Regierung vor, „durch eine Kombination, zu stark, um im ordentlichen Verlauf gerichtlichen Verfahrens unterdrückt werden zu können". Für einen solchen Fall hat der Polizeimarschall nach einem Gesetze des Jahres 1795 das Recht, die Militia aufzurufen. Auf dieses Gesetz gestützt, so zu sagen als Generalpolizeimarschall, erließ jetzt Lincoln, am 15. April, eine Proklamation an die verschiedenen Staaten der Union, ihm ihre Militia im Belauf von 75,000 Mann auf drei Monate zur unmittelbaren Verfügung zu stellen, um nämlich „besagte zu starken Kombinationen, welche in den Staaten Süd-Karolina, Georgia, Alabama, Florida, Mississippi, Louisiana und Texas sich den Gesetzen der Vereinigten Staaten entgegenstellten und deren Ausübung verhinderten, zu unterdrücken und die Gesetze wieder in Ausübung zu bringen."

„Den Personen, welche sich bei besagten Kombinationen betheiligten, wird hiemit anbefohlen, auseinanderzugehen und sich binnen zwanzig Tagen vom heutigen Datum friedlich nach Hause zu begeben."

Der Präsident appellirt an „alle loyalen Bürger, ihm bei diesen seinem neuen Bemühen zur Erhaltung der Ehre, Integrität und Existenz Unserer nationalen Union und zur Abstellung lang genug erlittenen Unrechts mit gutem Willen, Beistand und Hülfe zur Hand zu gehen."

„Ein außerordentlicher Kongreß wird auf den 4. Juli berufen."

Digitized by Google

Ein ungeheurer Jubel von einem Ende der freien Staaten zum andern war die Antwort auf diese Proklamation. Aller Zweifel, alle Opposition waren im Nu verschwunden oder wagten es wenigstens nicht mehr, sich kund zu geben. Die Expeditionen solcher nördlichen Journale, die bis dahin der Sezession das Wort geredet hatten, wurden von Volkshaufen zu loyalen Demonstrationen und Aufsteckung der Unionsflagge gezwungen; Massenversammlungen in allen Städten erklärten dem Präsidenten ihre begeisterte Zustimmung; die Staatenregierungen mobilisirten ihre Miliz und votirten Geld zur Niederwerfung der Rebellion; die Stadt New-York allein vorläufig anderthalb Millionen; die Banken, die Staaten boten der Regierung Anlehen; am dritten Tage nach der Veröffentlichung der Proklamation marschirten zwei Regimenter von Massachussetts vollständig equipirt durch New-York, wenige Tage darauf 4000 Mann von letzterer Stadt zum Schutze des Kapitols. Aber auch die mittleren Sklavenstaaten zeigten jetzt ihre Farbe. Missouri, Tennessee, Kentucky, Virginien verweigerten offen die geforderten Kontingente; die Legislatur des letztern Staats erklärte sich in geheimer Sitzung ausgetreten, und der Gouverneur erkannte in offener Proklamation den Sonderbund an. Eins der Massachussetts-Regimenter wurde beim Durchzug durch Baltimore, der Hauptstadt von Maryland, am 19. April von dem Pöbel angefallen, und der bis dahin loyale Gouverneur erklärte der Regierung, Baltimore lasse keine Regimenter vom Norden mehr durchpassiren; Freund und Feind reihten sich endlich offen in ihre entgegengesetzten Lager, freie Arbeit gegen Sklaverei, Demokratie gegen Oligarchie; der Norden war Eins, der Süden Eins, jedes um sein Banner und seinen Führer geschaart.

Die Theorie, in der sich der Norden selbst zur Erklärung dieser plötzlichen Einigkeit gefällt, ist, daß „die Verletzung der Nationalflagge“ etwas sei, worin der Yankee keinen Spaß verstehe; gleichsam als wäre das nationale Bewußtsein nie demoralisirt gewesen, sondern habe nur auf den offenen Akt gewartet. Allein diese Erklärung trifft nur sehr theilweise zu. Schon drei Monat vorher, am 9. Januar, war die Nationalflagge verletzt worden, als der Regierungsdampfer „Stern des Westens“, welcher Fort Sumter Proviant und Verstärkungen zuführen sollte, von dem Geschütz der Süd-Karoliner aus dem Hafen von Charleston zurückgetrieben wurde. Die Entrüstung war allerdings damals groß und unter den Demokraten eben so stark als unter den Republikanern; denn auf die Ehre ihrer Flagge hielten sie trotz alledem. Aber es war damals noch unter Buchanan's Regierung, und da Niemand der Entrüstung zu Hülfe kam, um ihr Richtung und Führung zu geben, so legte sie sich nach wenigen Tagen wieder und Alles trat in die frühere Zerfallenheit, nur noch entmuthigter und demoralisirter, zurück. Es waren eben diese beiden Momente in ihrer Kombination: die Entrüstung über den Angriff auf die Flagge und der unmittelbare Aufruf der Regierung, sie zu rächen. Um diesen Effekt bei dem oben beschriebenen Zustande der Parteien begreiflich zu finden, braucht man nur zu bedenken, daß der Zustand einer schon vorgeschrittenen politischen Demoralisation mit dem einer noch unberührten moralischen und patriotischen Gesundheit sich noch lange vereinigen läßt. Die tiefe Erniedrigung des Vaterlandes, sein Fall von der Höhe der, wie sie sich gerühmt hatten, ersten Macht der Erde zum Kinderspott der ganzen Welt, wurmte die Demokraten wo möglich noch mehr als die

Digitized by Google

Republikaner; denn sich dem Auslande gegenüber hochfahrend zu benehmen, war gerade demokratisches Prinzip gewesen. Sie mochten jetzt den Republikanern die Schuld in die Schuhe schieben, wie sie wollten, und aus alter Gewohnheit diese damit ärgern, daß sie dem Süden in seiner Entrüstung Recht gaben, — Alles das beschönigte weder die tiefe Erniedrigung der Nation, noch beschwichtigte es das innerste Gewissen über die Schuld der eigenen Partei. Jetzt kam es dieser wie Balsam vom Himmel, daß der Präsident sie aufrief, nicht um die Grundsätze der republikanischen Partei gegen die Sklavenhalter, sondern um die geliebte alte Flagge, die Erhaltung und Ehre der alten großen Amerikanischen Union, „die beste Verfassung, welche die Welt jemals gesehen", gegen den frechsten, ungerechtfertigtsten Angriff zu vertheidigen. Allerdings, hieß es, habe der Süden Grund, entrüstet zu sein, aber die Verfassung gebe ihm das Mittel an die Hand, für jedes Unrecht Abhülfe zu finden. Die Verfassung selbst zur Abhülfe umzustoßen, sei verbrecherischer Muthwille. Damit war der Streitpunkt dem Parteihasse entrückt und ausschließlich auf das patriotische Gebiet gespielt. Die Sklaverei, suchte man sich einzureden, habe mit der Rebellion gar nichts zu thun, sondern diese sei das Werk einiger verrückten Ehrgeizigen, die die Andern mit sich fortgerissen:

rather to rule in hell than serve in heaven —

Diesen Vers, den Milton auf den sezedirten Satan gedichtet, wandte man mit Vorliebe auf Jefferson Davis und seine Genossen an. Der Himmel, in welchem diese Teufel nicht dienen wollten, war die große Musterrepublik, die Hölle, in der sie regierten, die Sezession. Der Abscheu gegen die Rebellen, ganz besonders aber gegen ihren Chef, nahm allen Ernstes einen religiösen Anstrich an. Diese armen Teufel mußten jetzt dafür ausbaden, daß sie sich von der Demokratie hatten in die Sezession hineinschwatzen lassen. Kurz, alle Parteien im Norden oder vielmehr Alle ohne Rücksicht auf Partei fühlten sich wie neugeboren, daß der Alp eines aus den Fugen gehenden Zustandes, des Schwebens einer ganzen Nation am Rande des Nichts, endlich von ihnen abgewälzt war. Die Wiedervereinigung der ganzen Nation um Eine Fahne, zu Einem großen Werke, zu Einer großen Opferthat, wo Einer für Alle stand, ward schon an sich allein auch vor weiterer That als die Wiedererstehung der Nation zu mehr als ihrer alten Größe gefühlt, wie sie es in Wahrheit auch schon war. Denn es bedurfte nur des Entschlusses, ihre Kräfte zu gebrauchen, um die Republik sogleich zu der Einsicht zu erheben, daß sie unbezwinglich und mit nachhaltigen Mitteln ausgerüstet sei, um zuletzt jeden Gegner oder jede Zahl von Gegnern vor sich niederzuwerfen.

### 4. Lincoln's Unionsprogramm eine Nothwendigkeit und ein Meisterstück der Politik.

Der Leser erinnert sich, daß dies der Standpunkt war, welchen Lincoln, ob mehr aus bewundernswürdiger Einsicht oder von bewundernswürdigem Instinkte geleitet, von vorn herein eingenommen hatte. Wenn man von diesem 15. April aus wieder auf seine Einweihungs- und auf die vorher auf seiner Tour durchs Land gehaltenen Reden zurückgeht, so findet sich der republikanische Parteistandpunkt dort überall verschleiert, in den Hintergrund verwiesen. Die Union, die beste Republik und ihre Gesetze ist das Losungswort. Auf die Vorwürfe, womit die andern

Digitized by Google

Parteien die Republikaner überschütteten, antwortet er nirgends; auf Gegenvorwürfe gegen die Gegner der republikanischen Partei läßt er sich nicht ein. Einen Unterschied zwischen freien Staaten und Sklavenstaaten kennt er nicht. Es giebt für ihn durchaus nur loyale und illoyale Bürger der Vereinigten Staaten. Diese Schonung aller Parteiempfindlichkeiten, wie das scheinbare gänzliche Aufgeben des eigenen Parteistandpunktes konnten nicht umhin, in den Unionisten und Demokraten vom ersten Tage an die lebhafte Hoffnung rege zu machen, sie könnten den neuen Präsidenten zu sich herüberziehen, wie ja doch bisher jeder Präsident ihrer überwältigenden Organisation zum willigen oder unwilligen Werkzeug hatte dienen müssen. Seward's Versöhnungsprogramm kam dieser Täuschung aufs Gelegenste zu Hülfe. Auch bei der Aemtervertheilung erfuhren die frühern Gegner des Präsidenten, soweit es sich ohne offenbare Ungerechtigkeit gegen seine bisherigen Unterstützer thun ließ, manche augenfällige Gunst. Nachdem es ihm in weniger als anderthalb Monaten gelungen war, durch Ruhe und anscheinende Parteilosigkeit den fanatischen Haß, mit dem sein Name bei seiner Erwählung von dem halben Norden begrüßt wurde, in ruhiges, zum großen Theil vertrauensvolles Zuwarten zu verkehren, so trat er jetzt im rechten Augenblicke, da Niemand mehr aus noch ein wußte, plötzlich mit der alten Flagge vor das ganze Volk, mit dem Symbol, das Alle verstanden, dem alle Herzen zujubelten, jetzt doppelt begeistert zujubelten, da sie es nicht mehr anzusehen, nicht mehr auf seine Wiedererhebung aus dem Staube zu hoffen gewagt hatten.

Uebrigens aber wurde dem Präsidenten dabei von den Führern und der Masse der republikanischen Partei mit einem Takte sekundirt, wie nur lange politische Erfahrung und die kühle Selbstbeherrschung, welche das amerikanische Leben im tiefsten Grunde regiert, ihn möglich machten. Die Gouverneurs der einzelnen Staaten, fast durchgängig Republikaner, verfuhren jeder an seiner Stelle in ganz entsprechender Weise, die republikanischen Journale gingen aller erhitzenden Parteidiskussion aus dem Wege und stellten sich einfach auf den Unions-Standpunkt. Um nur ein Beispiel anzuführen: Der Gouverneur Andrew von Massachusetts, ein Mann, dem die Freiheit, Gleichheit und Bruderliebe für das ganze Menschengeschlecht die Religion eines einfachen warmen und großmüthigen Herzens ist, und der schon lange Monate vor der Proklamation vom 15. April die Arsenale des Staates für das Ereigniß in Bereitschaft gesetzt hatte, gönnte die Ehre, das erste Kontingent von Massachusetts ins Feld zu führen, einem Breckenridge-Demokraten, also im Grunde Sezessionisten, dem jetzt durch seine New-Orleans Verwaltung so berühmt gewordenen General Butler. Durchgängig zeigten die republikanischen Machthaber in jedem Staate dieselbe Selbstverleugnung, natürlich nicht ohne Widerspruch der Hitzköpfe ihrer Partei.

Aus diesen Angaben wird nun aber der Leser ersehen, daß die Politik der Regierung mit Bezug auf die Sklavenfrage für den Anfang wenigstens vorgezeichnet war. An der Sklavenfrage hatte sich der Haß der Parteien zum Weißglühen erhitzt. Wenn daher überhaupt nicht nur der Bund, sondern blos die nördlichen Staaten unter sich zusammengehalten werden sollten, so gab es nur das eine menschenmögliche Mittel, ihnen den Grund ihres Zwistes, ihrer Zerfallenheit aus den Augen zu entrücken und ein Programm aufzustellen, an welchem sie sich Alle

Digitized by Google

gleich betheiligen und gleich begeistern konnten. Dies Programm war das Vaterland und die Institutionen der Selbstregierung, Güter, für welche mit Einigkeit und Aufopferung zu kämpfen man bisher noch allen Völkern zu jeder Zeit zum hohen Ruhme angerechnet hat. Da sie nun einmal die Grundlage und unerläßliche Bedingung für alle andern nationalen Güter sind, so zeigt sich eben die politische Lebensfähigkeit einer Nation in Nichts so sehr, als in der Selbstbeherrschung der erhitzten Parteien, da, wo diese auf dem Spiele stehen, über alle andern Fragen Waffenstillstand machen zu können. Das hatten die Römer vor den Griechen voraus, wie überhaupt bei wirklicher, praktischer Bekanntschaft mit dem amerikanischen Volksleben das Studium der römischen Geschichte höchst fruchtbringend wird und die Parallele sowohl in geistiger wie politischer Beziehung in die Augen springt. Um so banger wird Einem um die europäischen Königreiche.

### 5. Die sittliche Berechtigung des Unionsprogrammes gegenüber dem Antisklavereiprogramm.

Die Regierung also und mit ihr das amerikanische Volk waren aufgestanden zum Kriege für die Aufrechterhaltung ihrer Gesetze und ihrer Bundeseinheit. Auf dieses Geständniß hin hat sich die europäische Presse sehr allgemein für moralisch verbunden gehalten, die amerikanische Sache sofort mit Entziehung ihrer unschätzbaren Sympathie zu strafen. Ein Volk, welches blos für seine eigene Verfassung und Integrität kämpft, welches sich nicht einmal für die Freiheit der Neger schlagen will, verdient von freiheitlich so erhaben dastehenden Völkern, wie die europäischen es sind, nur mit Verachtung angesehen zu werden. Diese lichtvolle Auffassung macht sich sogar unter Vertretern der historisch-staatsmännischen Schule in Deutschland geltend, die sich doch sonst — und keineswegs mit Unrecht — auf ihre tief geschulte Einsicht in den Verlauf des Völkerlebens etwas zu Gute thun. Man kommt eben zu dem für den eigenen deutschen Bildungsstolz höchst demüthigenden Schluß, daß mit Bezug auf die Beurtheilung fremder Zustände der bornirte ungebildete National-Amerikaner dem kosmopolitischen hochgelehrten Deutschen nichts zu beneiden hat. Der Durchschnitts-Amerikaner reduzirt sich die ganze europäische Politik auf zwei Worte: das Volk und die Despoten. Er denkt sich das Volk als eine Einheit und die Despoten, von Schergen, mit Ketten bereit, umgeben — die berühmten Despotenketten — als die gegenüberstehende Einheit und sieht in wechselnder Stimmung bald auf die eine, bald auf die andere dieser Einheiten mit amerikanischem Freiheits- und Aufklärungsstolz herab; heute auf das „Volk" für seine Servilität und Verstandesumdüsterung, daß es nicht schon längst die Despotenketten gebrochen, morgen auf die Letzteren, daß sie, weit entfernt, dem Volke seine Ketten abzunehmen, sich fortwährend mit dem Schmieden neuer beschäftigen. Der deutsche Gelehrte, auch Ungelehrte, lächelt über diese Auffassung oder, je nachdem, wird wüthend über die grenzenlose Dummheit der Amerikaner in der Beurtheilung europäischer Schwierigkeiten. Wenn er aber sein Katheder besteigt, um über Amerika zu doziren, so kommt ganz dasselbe Ding zum Vorschein. „Auf der einen Seite steht die Sklaverei, auf der andern das amerikanische Volk, jedes als absolute Einheit. Das amerikanische Volk genießt noch dazu absoluter Freiheit, zu thun, was ihm beliebt. Warum sagt also Eins, das amerikanische Volk nicht zu Eins, der

Digitized by Google

Sklaverei: Du bist abgeschafft? Das amerikanische Volk muß doch wirklich niederträchtig sein! Und dabei will es noch von Freiheit sprechen!"

Was diese gegenseitigen Auffassungen allein unterscheidet, ist, daß der Amerikaner gar nicht prätendirt, doziren zu wollen, sondern blos naiv einen ungeprüften Eindruck wiedergeben will, während der Deutsche eben ex cathedra spricht, wofür er bei solchem Urtheil gestäupt zu werden verdiente.

Erstens ist es schon überhaupt ein kurioser Einfall, bei dem gegenwärtigen Prinzipe unserer Civilisation, welches möglicherweise den Sinn der menschlichen Natur ganz richtig trifft, einem Volke den Kampf für eine unterdrückte Rasse, als solchen, zur Pflicht zu machen. Man verlangt sonst solche Opfer für Andere weder von Nationen noch von Einzelnen. Wenn der Bürger etwas für seinen Nebenmenschen thut, so verdenkt es ihm die öffentliche Moral durchaus nicht, daß er sich dabei nicht selbst in Ungelegenheiten versetzt. Im Gegentheil, die öffentliche Meinung tadelt entschieden denjenigen, welcher, um einem Andern zu helfen, seine eigene bürgerliche Existenz gefährdet. Wenn so unsere ganze bürgerliche Gesellschaft auf dem Grundsatze des Selbsterwerbes beruht, so ist dies der Natur der Sache nach auch in allen weitern Kreisen der Fall. Keine Korporation, keine Klasse, keine Nation steht für das Unglück der andern ein. Was die fortgeschrittene Humanität fordert, ist, daß man dem Unglücklichen oder den Unglücklichen jede Hülfe bringe, die sich mit der eigenen Sicherheit verträgt. Diese Beschränkung ist auch insofern ganz gerecht, als es gar keine Garantie giebt, daß die unglückliche oder unterdrückte Partei, die sich bis dahin nicht selbst hat helfen können, sich in Zukunft wird selbst helfen können. Die Frage wird noch viel ernsthafter zwischen Nationen, ja Rassen. Soll eine Nation, eine Rasse sich Kulturstörungen, sich dem Untergange aussetzen, dem Experiment zu Liebe, ob etwa eine andere Nation oder Rasse, die es bisher nicht bewiesen hat, freiheits- oder erziehungsfähig sei? Hier gilt offenbar der Satz in doppelter Stärke: Jeder ist sich selbst der Nächste. Die Menschenliebe gehe bis zu dem äußersten Punkte, wo sie nicht das eigene öffentliche Wohl gefährdet. Ueber jenen Punkt hinaus käme sie mit sich selbst, ihrem eigenen Zwecke in Konflikt. Hieraus ergiebt sich mit Bezug auf die Sklavenfrage, daß für das amerikanische Volk das Schicksal des Negers erst in zweiter Reihe in Betracht kommt und kommen darf. Es ist die Faselei der überfließenden Herzensgüte, wenn die Abolitionisten es zur ersten Frage machen und Alles um der Gerechtigkeit gegen den Neger willen aufs Spiel setzen wollen. Erst unser Gemeinwesen, dann der Unterdrückte. Daher auch die Wuth so viel gesunder, aber bornirter politischer Menschen, daß man sich ewig mit dem Neger beschäftige und nicht mit dem öffentlichen Wohle.

Es findet sich nämlich, wenn man nur hinsehen will, daß die Sklaverei sich mit dem öffentlichen Wohle nicht verträgt, daß sie allen Kulturobjekten des amerikanischen Volkes, gerade denjenigen Objekten, wozu es sich seine Institutionen gegeben hat, als Hemmschuh in den Weg tritt; ja daß sie die nationale Existenz des amerikanischen Volkes angreift. Ueber die Hälfte des amerikanischen Volkes wollte dies lange nicht einsehen, sondern bestand darauf, daß „der ewige Nigger" sie nichts angehe. Es war nicht nur der rohe Egoismus der Massen, sondern auch die geärgerte und durch den Aerger wild gewordene politische Gesundheit, welche mit dieser Blindheit gegen die sentimentale Menschenliebe des Abolitionismus reagirte.

Digitized by Google

Die Emanzipationsfrage bleibt also eine heilige Angelegenheit für den Menschenfreund und Patrioten. Nur ist der Gesichtspunkt ganz kindisch, wenn man den Amerikanern einen Vorwurf daraus hat machen wollen, daß sie um des Negers willen keinen Krieg unter sich führen; und daß sie beim Kriege unter sich um ihre eigenen Angelegenheiten, nicht um des Negers Angelegenheiten sich schlagen.

Für den Amerikaner handelt es sich um seine Institutionen und seine nationale Existenz. Man kann in der Welt keinen ernsthaftern, gerechtern, in jeder Beziehung genügendern Grund haben, sich zu schlagen. Die Abschaffung der Sklaverei kann dabei nicht der Gegenstand des Krieges, sondern nur das Mittel für den Gegenstand des Krieges sein, wenn sie sich als solches ausweist. Ja, wenn ein hoher religiöser und menschenfreundlicher Sinn im Volke vorherrscht, so möchte es den Krieg nebenbei als Mittel ansehen, um eine Ungerechtigkeit, wäre ihm seine nationale Verderblichkeit auch nicht deutlich, gut zu machen und den Unterdrückten Freiheit zu bringen. Aber für das Volk als politischer Körper dürfte diese Rücksicht keine andere als eine untergeordnete sein, wo es sich um seine Institutionen und seine Existenz handelte. Den Institutionen und der Existenz galt diese begeisterte Erhebung, und wenn die europäischen Nationen, wenn besonders Deutschland dem Kampf für solche Güter seine Sympathie nicht schenken kann, so mag es — als Amerikaner gesprochen — seine Sympathie für sich behalten, so steht es — als Deutscher gesprochen — desto schlimmer um die politische Vernunft und den politischen Instinkt im Vaterlande. Die bessere oder schlimmere Erklärung ist jedoch vielleicht der Neid, das deutsche Grundübel, das Symptom der eingenen Schwächlichkeit, der so ziemlich aus Allem hervorblickt, was die deutsche Literatur über Amerika zum Besten giebt.

Die Institutionen also und die Erhaltung des Bundes sind der legitime und thatsächliche Gegenstand des Krieges, nichts anderes. Mit Bezug auf jene hätte man sich zu einer Zeit gern der Täuschung hingegeben, der Norden könne seine Institutionen viel reiner bewahren und viel freier entwickeln, wenn er sich von den Sklavenstaaten losmache, als mit dem Bleigewicht jener Oligarchie und ihrer politischen Erfordernisse an seinen Füßen. Dies wäre ganz richtig, wenn die Sklavenstaaten niemals zur Union gehört hätten. Wie die Sache aber steht, ist jetzt die Frage die: soll Jeder, der mit dem Resultat der Abstimmung nicht zufrieden ist, dasselbe straflos mit Gewalt umstürzen dürfen? Lincoln war gesetzmäßig erwählt. Die Antwort auf diese Wahl war nicht nur der Abfall der südlichen Staaten, sondern auch die Versuche Buchanan's und der Versöhnungspartei, die gesetzmäßig siegreiche Platform direkt oder auf Umwegen umzustürzen. Man sieht, es handelte sich hier um das ganze Prinzip der republikanischen Verfassung; um die Möglichkeit, eine solche Verfassung durchzuführen, um die Gültigkeit der Abstimmung. Dabei trat offenbar dieser Verfassung das Versöhnungsprojekt selbst noch näher ans Leben, als die Sezession selbst. Diese sagte doch nur: ich spiele nicht mehr mit, spielt für Euch selbst weiter. Die Versöhnungspartei aber wollte auch die Regeln des Spiels selbst umstoßen. Nun glaube man nicht, daß die Sache für die Zukunft und für andere Fälle ohne praktische Bedeutung geblieben wäre. Es giebt noch andere, wesentlich und innerlich feindliche Elemente, noch andere sich bekämpfende Interessen, noch andere ehrgeizige Leidenschaften außer den Sklavereikonflikten in der amerika-

Digitized by Google

nischen Republik. Es könnte z. B. sehr wohl und in nächsten Tagen ein deutscher Sonderstaat sich aufthun, eine Mormonen-, eine pazifische Sondermacht sich konstituiren, ein Demagog an der Spitze einer großen Partei sich der Abstimmung nicht unterwerfen; die katholische Kirche ihr eigenes Gesetz gegen das bürgerliche geltend machen wollen. Was hätte man nachher auf irgend solche oder andere Unabhängigkeitserklärungen für eine Antwort gehabt? War das Prinzip erst einmal bei dem ersten Falle zugelassen, trat man ohne Schwertschlag zurück, weil die Sondermacht voraussichtlich zu stark war, um sich ohne die furchtbarsten Anstrengungen bezwingen zu lassen, so erschien jeder folgende Versuch, den Gesetzen gegen offene Lossagung Achtung zu verschaffen, als bloße Gewaltthat gegen den Schwächeren. Es gab nur ein Mittel gegen Auflösung der Republik in vollkommene Anarchie, nämlich sogleich den ersten Fall als Exempel zu statuiren, daß die Republik sich vor der Anarchie auch in ihrer furchtbarsten Gestalt nicht fürchte und in jedem Falle lieber ihr Leben als ihre Prinzipien daran setze. Es war ein Prüfstein der Gesundheit der Republik, nichts Anderes. Wenn sie einst, nachdem sie ihre geschichtliche Arbeit vollbracht, sich altersschwach zur Ruhe setzt, so wird man ihr etwas Aehnliches noch einmal bieten können; vorher nicht wieder.

Mit dieser Frage wegen der Institutionen hängt die wegen der Erhaltung des Bundes praktisch, wie man sogleich sieht, aufs allerengste zusammen. Es ist dieselbe Frage, welche Deutschland so viel zu schaffen macht, nämlich, ob Bundesstaat oder Staatenbund? — und besonders in dieser Rücksicht kann man die deutsche Gleichgültigkeit bei dem Schauspiele der Abwicklung dieser Frage in Amerika nicht genug bewundern.

Die amerikanische Einheitsfrage ist wie jede andere politische Frage von drei Seiten zugänglich, von Seiten des positiven Gesetzes, der politischen Nothwendigkeit und des gebildeten Gewissens. In ersterer Beziehung machen die abgefallenen Staaten ihre Souveränität geltend. Sie behaupten, sie hätten den Vereinigten Staaten nur gewisse Rechte zu gemeinsamen Zwecken delegirt. Würden diese Zwecke nach dem Sinne eines Mitgliedes nicht länger erfüllt, so verstehe sich das Recht dieses souveränen Mitgliedes von selbst, die delegirten Rechte zurückzunehmen und in seine absolute Unabhängigkeit wieder einzutreten. Hienach wären die Vereinigten Staaten nicht ein Bundesstaat, sondern ein Staatenbund, und zwar von der losesten Sorte. Die ersten Konföderationsartikel von 1775 und 1776 sagen allerdings darüber: „jeder Staat bleibt im Besitz seiner Souveränität und Unabhängigkeit und jeder Gewalt, Jurisdiktion und Gerechtigkeit, welche nicht expreß den zum Kongreß Vereinigten Staaten, d. h. dem Bunde delegirt sind."

Erstens ist zu bedenken, daß, dem Ausdruck des Instrumentes zufolge, nicht die einzelnen Staaten es sind, welche dem Kongreß der Vereinigten Staaten seine Funktionen und Rechte delegiren, sondern, wie es im Eingange der Konstitution heißt: „Wir, das Volk der Vereinigten Staaten". — Es ist also das ganze Volk der Vereinigten Staaten, als Einheit ohne Staatsunterschied, welches die Austheilung zwischen Staats- und Unions-Rechten vorgenommen hat. Damit fällt die Fiktion von Rechten, die jeder einzelne Staat zum Besten der Vereinigten Staaten von sich wegdelegirt hätte, zu Boden. Dieser Grund ist besonders einleuchtend, wenn man bedenkt, daß die Staaten durch diese Artikel selbst erst



Digitized by Google

zu Staaten wurden. Vorher waren sie von England abhängige Kolonien gewesen. Erst von ihrer Vereinigung zu Vereinigten Staaten datirt ihre Staatseigenschaft.

Aber weiter: welches sind die an die Vereinigten Staaten (den Bund) delegirten Rechte? Und welches sind die entsprechenden Beschränkungen der einzelnen Staaten? Sie werden ausdrücklich aufgezählt. Der einzelne Staat darf Gesandte weder schicken, noch empfangen; darf in keine Konferenz, Uebereinkunft, Allianz oder Vertrag mit irgend einem König, einer Macht oder einem Staate treten. Keine zwei Staaten (das liegt eigentlich schon in dem vorigen Artikel) dürfen in irgend welchen Vertrag oder Bund miteinander treten. Die Staaten dürfen keine Steuern oder Zölle auflegen, die mit Verträgen des Kongresses in Konflikt kämen; dürfen in Friedenszeiten keine Kriegsschiffe halten, ausgenommen u. s. w.; dürfen keine bewaffnete Macht halten, ausgenommen u. s. w.; dürfen sich in keinen Krieg einlassen, ausgenommen u. s. w. — die zum Kongreß Vereinigten Staaten allein dürfen irgend welche dieser Rechte ausüben. Dieses sind die Artikel der „ewigen Konföderation", welche nachher durch die „vollkommene Union" der Bundeskonstitution noch „vollkommnere", d. h. intensivere Bundeskraft erhielten. Was bleibt danach von der Souverenität der einzelnen Staaten noch übrig? Es ist offenbar, daß sie nicht souverän im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern mit Bezug auf gewisse Funktionen sind. Die Vereinigten Staaten durften sich nicht in die innere Staatsregierung des einzelnen Staates mischen, ebensowenig wie in die Küche des einzelnen Hausvaters. Wenn aus solcher Souveränität, Unabhängigkeit, Jurisdiktion u. s. w. dem einzelnen Staate das Recht der Sezession abgeleitet werden kann, so kann es auch dem einzelnen Bürger, wenn ihm die Abstimmung nicht gefällt, nicht versagt werden, sein Haus oder seine Farm als unabhängigen Staat zu konstituiren und den Steuerbeamten herauszuweisen. Der Punkt wird auch dadurch entschieden, daß es nicht der einzelne Staat, sondern der Bund ist, welcher den Fremden naturalisirt und ihm den Unterthaneneid abnimmt.

Man schreit jetzt wohl leichtsinnig in die Welt hinaus: mit welchem Rechte erklärten sich denn die amerikanischen Kolonien für unabhängig von England, wenn eben diese Abgefallenen jetzt der Unabhängigkeitserklärung der von ihnen selbst wieder Abfallenden entgegentreten wollen? Besonders die Engländer lieben dieses Argument. Technisch sind die Fälle aber sehr verschieden. Die englische Krone versagte den Kolonien die Wohlthat des englischen Grundgesetzes, welches heißt: no taxation without representation, worauf sie als geborene Engländer ein ebenso gutes Recht hatten, wie die da drüben. Die Kolonien empörten sich wegen vorenthaltener Rechtsgleichheit, die Vereinigten Staaten machten dagegen keinen Unterschied in der Anwendung der Konstitution und der Gesetze zwischen nördlichen und südlichen Bürgern, außer etwa zu Gunsten der letzteren. Allerdings beklagten sich die Sklavenhalter, daß ihr Eigenthum, d. h. die Sklaven in den Territorien, nicht der gleichen Rechte genösse, wie das Eigenthum des Nordländers. Allein die Konstitution der Vereinigten Staaten erkennt kein Eigenthum am Menschen an. Mit Bezug auf das Eigenthum, welches sie anerkannt, wurden Alle stets gleich behandelt. Die Sezessionisten traten eben aus, weil die Majorität durch Lincoln's Wahl und die begleitende Platform erklärte, sie wolle die Konstitution nicht dahin ab-

Digitized by Google

ändern, daß dieselbe das Eigenthum am Menschen zugäbe. Für diese Sache begeistern sich jetzt die Engländer und Holländer in Europa!

Bei diesem Punkte aber betritt die Frage das Gebiet der politischen Nothwendigkeit. Daß der Süden allerdings in seiner sozialen Gestalt nicht fortbestehen kann, wenn man ihm sein Verlangen nicht gewährt, ist gezeigt worden. Für die Sklavenstaaten, die es bleiben wollten, war der Austritt zweifelsohne ein Akt der Nothwehr. Für die Union ist es aber ebenso sehr ein Akt der Nothwehr, diese Staaten zum Verbleiben zu zwingen. Also Nothwehr gegen Nothwehr, ein unbezwinglicher Konflikt! Es giebt nämlich, wie schon gesagt, starke Konflikte der Interessen, der Rassen, der sozialen Institutionen, der Religionen in den Vereinigten Staaten außer und neben dem Sklavereikonflikt. Wenn die Sezession anerkannt worden wäre, so hätten sich auch andere Staaten ihr souveränes Recht auszutreten bei nächster Gelegenheit vindizirt, wie der Mayor von New-York ja schon für seine Stadt dieses Recht offen in Anspruch nahm. Der nächste Bruch wäre zwischen den westlichen Ackerbau- und den östlichen Manufakturstaaten wegen des Tarifs erfolgt; Viele sahen ihn schon in nächster Zeit kommen. Der Süden besonders machte sich ernstliche Hoffnung auf solchen Bruch, da ihm in Bezug auf die Zollfrage der Westen befreundetes Gebiet und die Mississippistraße beiden gemeinsam war. Offenbar ist, daß in jedem Falle mit dieser Drohung politisches Kapital zu machen und die Leidenschaften leicht zum gegenseitigen Haß, wenn nicht zur wirklichen Trennung in nächster Zeit, zu erhitzen waren. Dann hätten sich aber die Deutschen, die Mormonen, die Kalifornier auch hören lassen. Dazu die auf der Lauer liegende Einmischung Frankreichs und Englands, welcher die russische auf Seiten des Stillen Meeres schon aus Gleichgewichtsrücksichten hätte folgen müssen. Dabei weiß man aus der Erfahrung alter Geschichte, daß Völker, die einmal eine Nation gewesen sind, sich es nie nehmen lassen, an ihrer Wiederherstellung zu arbeiten. Diese Arbeit äußerte sich nothwendig als Streit um die Hegemonie; damit hätten wir denn das Oestreich-Preußen-Bayersche Gezerr! Kein Wunder, daß sich England und Frankreich, daß sich die europäischen Regierungen im Allgemeinen an solcher Aussicht delektiren. Denn, was soll aus der Welt denn noch werden, wenn diese furchtbare Demokratie wirklich aus dieser Krise mit neugestärktem Nationalgefühl und triumphirender Gesetzesenergie im Strahlenglanze der Freiheit, der Ordnung und des Patriotismus hervorgeht? Europa wird sich jedoch darin fügen müssen, und wenn es nicht die Rolle der alexandrinischen Epigonen Rom gegenüber wiederholen soll, so muß Deutschland — denn von Deutschland hängt Alles ab — sich nicht niedriger Eifersucht, sondern edler Nacheiferung hingeben; den Bullen, da es doch über Amerika so radikal denkt, zu Hause bei sich bei den Hörnern fassen, es sich nach dem Muster amerikanischen Freiheitsmuthes auf eine Million den Tag und die Blüthe der Jugend nicht ankommen lassen und bedenken, daß die Mächte, welche der Union im deutschen Vaterlande im Wege stehen, nur eine veraltete Chikane gegen die Zeit, nicht aber eine tief in den Boden der Gesellschaft und der Weltindustrie gewurzelte lebendige Kraft sind, wie die Baumwollenmacht in Amerika. Wenn es solches recht bedacht und sein redliches Theil gethan hat, dann mag Deutschland auch über den amerikanischen Krieg und über die Pflichten des amerikanischen Volkes gegen sich selbst und gegen Neger



Digitized by Google

philosophiren, und man wird es vielleicht anhören. Gegenwärtig ist es eben das Schmerzliche, daß Niemand es anhört, als ein paar seiner Verbannten aus alter Anhänglichkeit. Sonst muß man in einem der wirklichen Weltstaaten leben, um sich knirschend zu überzeugen, wie Deutschland doch so ganz und gar nicht mitzählt in der Welt. Wenn Oestreich und Preußen sich doch nur einmal im Spiegel der unbefangenen Weltanschauung sehen könnten!

Für den Süden also ist die Sezession, für den Norden die Verhinderung der Sezession eine Existenzfrage. Wenn man aber auch nur die politische Misere und Abhängigkeit, die für den Süden selbst aus der Sezession zu erwachsen droht, in Betracht zieht, so ergiebt sich schon daraus allein, daß die gleiche Noth uns Leben nicht das gleiche Recht zum Leben bedingt. Noch einleuchtender wird das Recht des Nordens, wenn man die Prinzipien, auf welchen der Gegensatz dieser todtfeindlichen Existenzen beruht, ins Auge faßt. Selbst die Möglichkeit angenommen, die Sklaverei könne bestehen, ohne sich auszubreiten, und könne sich ausbreiten, ohne zu herrschen, so wäre schon immer damit ein Großes gewonnen, daß sie, als besiegte Macht unter der Union um ihre Herrschaft gebracht und in ihrer Ausbreitung beschränkt bliebe. Für die Konföderation schwärmen, heißt für den Sklavenhandel schwärmen, und wenn man sich, wie einige deutsche Geschichtsweise, vor dem Zuwachs der napoleonischen Macht in Mexiko fürchtet — was schon an sich eine ziemlich alberne Idee ist, — so erscheint es doch klar wie der Tag, daß diese mexikanische Expedition nur in der Aussicht auf die Unabhängigkeit der Sezessionisten-Republik einen Sinn hatte, nämlich um die neuerstandene Sklavenrepublik in ihren Ausbreitungsgelüsten nach jener Seite hin von vorn herein unter Kontrole zu halten. Sollte Napoleon wirklich aber sich in dem Maße über das Machtverhältniß täuschen, daß er sich einbildet, er könne sich gegen die wiederhergestellte Union auf der amerikanischen Seite der Erdkugel auf die Dauer behaupten, so wird man das Geschwür mit derselben Ruhe reif werden lassen, womit man das Sklavereigeschwür reif werden ließ, nur daß jenes im Vergleich mit diesem eine bloße Hitzblatter bedeutet. Deutschland könnte sich zu solcher französischen Politik nur Glück wünschen.

Der Gegenstand des Krieges war also nicht die Sklaverei, sondern die Aufrechterhaltung der Institutionen und der Integrität des Bundes, die Frage der Existenz und Lebensfähigkeit sowohl der republikanischen Demokratie wie der amerikanischen Nationalität. Nicht nur als Sache der politischen Klugheit bei der Regierung, sondern auch als Sache der politischen Weisheit im Volke durften sich die Amerikaner untereinander nicht um des Negers willen zerfleischen. Daß die Objekte des Krieges zuletzt nicht erreicht werden konnten, ohne die Sklavenstaaten in freie Staaten zu verwandeln, sahen die Meisten zu Anfang dieses Krieges noch nicht ein; sie mußten erst durch die Thatsachen allmälig dazu herangezogen werden. Es war auch viel klüger von der Regierung, wenn sie dabei nur langsam den Thaten nachhalf, als wenn sie sich selbst von vornherein als Partei der Partei gegenübergestellt hätte. Daß Lincoln die Frage der Sklaverei mit dem Herzen ergriffen hatte und einen innern Abscheu gegen das Institut und seine Scheußlichkeiten hegte, das ist gelegentlich in spontanen Ausdrücken voll ungesuchter Wärme bei seinen Proklamationen zum Vorschein gekommen. Um so mehr muß man den Mann

Digitized by Google

bewundern, daß er sich die demokratische Partei Schritt vor Schritt wie einen scheuen Vogel durch scheinbare Gleichgültigkeit gegen die Sklavenfrage zu zähmen wußte. Dennoch war dieses Verfahren wohl kaum Berechnung, sondern vielmehr der schlaue, politische und gesetzliche Instinkt, in welchem der Präsident aufs Glücklichste nur die eigenste Natur und Gewohnheit des amerikanischen Volkes wiederspiegelt. Aber auch in dem Grundton gemüthlicher Theilnahme und ernstlicher religiöser Auffassung seiner Pflichten gegen die unterdrückte Rasse spiegelt er sie wieder. Man stellt sich eben den Yankee ganz falsch vor, wenn man sich sein Bild als praktischen Zugreifer und schlauen Rabulisten erschöpft denkt. Wie im praktischen Egoismus, so ist er in der Religiosität der echte Römer.

### 6. Verschiedene Parteiauffassung über die „Wiederherstellung der Union und die „Aufrechterhaltung der Gesetze."

Der ganze Norden hatte sich also jetzt um Eine Fahne gesammelt: „Die Wiederherstellung der Union und die Aufrechterhaltung der Gesetze". Bei dem verdeckten konstitutionellen Spiele jedoch, wobei es sich in Wahrheit immer um etwas viel weiteres handelt, als die Parteien einander gestehen, konnte man freilich nicht erwarten, daß nun auch wirklich alle Parteiunterschiede und Zwecke auf einmal vergeben und vergessen sein sollten. Der Parteikampf erwachte vielmehr sogleich wieder unter einer anderen Form. Die alten Demokraten und Unionisten nämlich arbeiteten im Ganzen noch immer an der Versöhnung mit dem Süden und der völligen Wiederherstellung des alten Zustandes. Sie machten es sich zur Aufgabe, alle das Sklaventhum begünstigenden Gesetze aufs strikteste zu beobachten und besonders die der nördlichen Armee zulaufenden Sklaven ihren Herren wieder zurückzuschicken. Sie stellten die Theorie auf, die Konstitution der Vereinigten Staaten bestehe ja doch trotz der Sezession nach wie vor. Es sei grade zur Erhaltung dieser Vereinigten-Staaten-Konstitution, daß das Volk sich erhoben habe. Folglich bestehe die Konstitution ebenso gut für die sich abgefallen denkenden Staaten, wie für die anderen. Jene Staaten könnten nicht abfallen, könnten keinen Selbstmord begehen, könnten das gesetzliche Verhältniß zwischen sich selbst und der Bundesregierung durch keine Art von Erklärung in irgend einer Weise verändern. Kein in jenen Staaten wohnhafter Bürger werde durch eine solche Erklärung seiner Pflichten gegen die Konstitution entbunden, folglich auch nicht seines Rechts auf den Schutz der Regierung in dem Genusse seiner konstitutionellen Rechte. Nach diesen Prämissen ist der weitere Pfad eben. Die Konstitution garantirt jedem Staate völlige Unabhängigkeit in Bezug auf seine inneren Institutionen, insbesondere den Sklavenstaaten Freiheit von aller Einmischung der Bundesregierung mit Bezug auf das Institut der Sklaverei. Wenn wir also für die Konstitution unserer Väter das Schwert gezogen haben, wie jeder loyale Bürger behauptet, so können wir allerdings die Führer des Aufstandes als Rebellen, welche die Regierung mit den Waffen in der Hand angegriffen haben, nach dem Gesetze als Hochverräther bestrafen, aber wir können nicht Aufhebung ganzer Staaten oder Staatsrechte, nicht die Abschaffung der Sklaverei für ganze Staaten dekretiren. Durch solches Verfahren würden wir uns selbst zu Rebellen gegen die Konstitution machen.

Hingegen macht die andere Seite geltend, daß es nicht einzelne Individuen

Digitized by Google

als Individuen, sondern ganze Staaten als Staaten seien, welche sich als Staaten gegen die Konstitution und die Bundesregierung der Vereinigten Staaten mit den Waffen in der Hand erhoben hätten. Das Prinzip des Aufstandes sei ja eben das der Sezession eines Staates als solchen, die Staaten also, nicht blos die Individuen darin haben Hochverrath begangen. Damit haben sie sich ihre Rechte als Staaten, nicht blos die Individuen sich ihre Rechte als Bürger verscherzt. Es bleibt demnach von solchen Staaten nichts als das Territorium übrig, welches die Bundesregierung nach ihrem eigenen freien Ermessen zu verwalten, respektive als Staaten neu zu organisiren hat. Es versteht sich von selbst, daß sie die Sklaverei weder in diesen Territorien dulden, noch bei deren Reorganisation als Staaten wieder herstellen wird, da die Sklaverei die offenbare Ursache der Rebellion war und Sklavenstaaten, so lange sie existiren, immer nur mit Gewalt beim Bunde erhalten werden können.

### 7. Einfluß dieser Parteiansichten auf die Kriegführung.

Es war nöthig, diese feindseligen Theorien vorauszuschicken, um die besonderen Schwierigkeiten und gewisse besondere Erscheinungen in der Kriegführung zu erklären. Selbst unter der Monarchie wird die politische Ansicht der Generale, wenn sie eine haben, sich trotz aller militärischen Subordinationsabstraktionen mehr oder weniger Geltung verschaffen. In der Republik sind die Generale nur bewaffnete Parteichefs. Die amerikanischen Generale aus den verschiedenen Proſklaverei-Parteien, alte Freunde und Verbündete der ihnen gegenüberstehenden Sezessioniſten, verfielen bald sehr natürlich auf die Idee, den Rebellen mit der einen Hand die Friedenspalme hinzuhalten. Bei der Rekonstruktion der Union würde dann ja auch die alte Partei, und zwar in verdoppelter Stärke wieder auferstehen. Der Vermittlungsgeneral konnte im Nothfalle den Monk spielen und die Opposition im Norden zu Paaren treiben. Damit konnte man auch wohl Präsident werden! — Ob solche Pläne wirklich im Schwange waren? Jedenfalls ward die Sympathie mit den Rebellen von Seiten mancher Generale ganz offen zur Schau getragen und bis ins Unanständige getrieben; besonders die meisten noch zurückgebliebenen Generale von der regulären Armee überboten sich in Höflichkeiten gegen ihre früheren Kameraden auf der anderen Seite. Durch dieses reguläre Kontingent wurde bei der hinzutretenden Unparteilichkeit des Präsidenten in Besetzung der Generalsstellen bei den Freiwilligen, die Proſklavereipartei unverhältnißmäßig stark unter den höheren Offizieren vertreten. Kein Wunder, daß das Publikum, besonders das republikanische, in demselben Maße jeden militärischen Fehler, wie die ganze zögernde Kriegführung verrätherischen Tendenzen in der Generalität zuschrieb und mit wachsender Ungeduld zum raschen Vorgehen mahnte. Jede Partei machte die Generale der anderen für die Schwierigkeiten der Kriegführung verantwortlich, ja hatte Grund sich über deren Niederlagen zu freuen. Gewiß wäre es auch ein Unglück gewesen, wenn durch rasche Siege die Proſklavereigenerale sich die Macht zur Ausführung ihrer Pläne gewonnen hätten. Kaum hatte sich daher eine Armee von vierzig bis funfzigtausend Mann, meistentheils rohe Miliz in und um Washington versammelt, so erhob sich der allgemeine Schrei: „nach Richmond!“

Digitized by Google

8. Die Rüstungen, Armee und Flotte in vier Monaten geschaffen.

Richmond ist die Hauptstadt Virginiens, des Staates, dessen perfider Politik schon Erwähnung geschehen ist. Zehn Tage nach der Proklamation des Präsidenten trat denn auch der Staat offen zum Sonderbund über und der Gouverneur entbot die Miliz des Staats. Gegen Ende Mai standen sich die Truppen schon überall auf der ganzen Linie der Grenzstaaten gegenüber. Außer Arkansas und Virginien hatten auch noch Tennessee und Nord-Karolina sich der Sezession angeschlossen. In Missouri und Kentucky, welche starke Unionselemente in sich hatten und nach Möglichkeit — die freilich nur sehr schwach war — von der Bundesregierung unterstützt wurden, kam es zum Kampfe zwischen den Loyalen und Rebellen; in den Bergdistrikten von Tennessee und Virginien (ersteres hat die Alleghanies im Osten, letzteres im Westen), wo keine Sklaven waren, trat das Volk gegen seine eigene sezessionistische Staatenregierung zu Gunsten der Union auf. Maryland dagegen konnte nur durch Waffengewalt niedergehalten werden. Somit zog sich die Kriegsgrenze 12- bis 1500 Meilen lang vom Missourifluß bis an den atlantischen Ocean. Dazu kam die Blockade der ganzen ungeheuren Küste von der Nordgrenze Virginiens am Potomac um Florida herum bis an den Rio Grande. Auf dieser Seite hatte man nicht nur mit den Rebellen, sondern auch mit dem bösen Willen der europäischen Seemächte zu kämpfen, welche dem Feinde jeden Vorschub leisteten, fast offiziell seine Zufuhr begünstigten und nur auf den günstigen Augenblick lauerten, um durch Theilnahme am Kampfe die große Republik, deren ungeheure Machtentwickelung sie im Laufe weniger Jahrzehnte in eine Stellung zweiten Ranges zurückzudrängen droht, noch rechtzeitig zu zertrümmern. Das Marineministerium machte daher unglaubliche Anstrengungen. Binnen zwei Monaten war die Flotte zum großen Theile in die Häfen zurückgekehrt und eine ungeheure Menge von Schiffen theils wieder in Stand gesetzt, theils gekauft, theils im Bau begriffen. Um hier die Resultate der ersten vier Monate vorauszustellen: Ende August war ein Blockadegeschwader von sechszig Kriegsschiffen, zusammen von 697 Kanonen, geschaffen, einige achtzig Dampfer und Segelschiffe aufgekauft und zum Theil armirt, sechsundzwanzig mit 1 bis 5 Kanonen bewaffnete Schiffe zur Bewahrung des Potomac aufgestellt, 20 neue Kanonenboote gebaut und die Blokade unendlich wirksamer auf der ganzen ungeheuren Linie, als Englands gerühmte alte, gemächlich zu dem speziellen Zwecke gerüstete Seemacht sie während des letzten Krieges an der winzigen russischen Ostseeküste handzuhaben vermochte. Solchen Leistungen gegenüber, wie sie noch nie in der Welt dagewesen sind und wie sie die Kräfte oder die Energie der größten unter allen Seemächten unter allen normalen Rüstungsverhältnissen nicht zu leisten vermochten, sollte das Naserümpfen deutscher Journalisten über die Schwäche der amerikanischen Republik, im Hinblick auf die deutsche Flotte, sich doch lieber gegen sich selbst kehren.

In denselben vier Monaten hatte auch das Kriegsministerium das Unglaublichste geleistet und die Armee, welche am 4. März nach Hunderten zählte, durch allmälige neue Ausschreibungen auf 310,000 gebracht, während die Werbungen noch immer rüstig fortgingen, um sie auf das Doppelte zu bringen. Das Kriegsmaterial, welches sich am 4. März auf Null reduzirt hatte, war jetzt dem schon organisirten Truppenkörper von 310,000 Mann nicht nur vollständig entsprechend, son-

Digitized by Google

dern schon weit voraus, ein ungeheurer Vorrath von Geschütz, Feldgeräth und Mundvorräthen in den Arsenalen und Magazinen fortwährend für den Bedarf bereit. Die im Einzelnen kolossalen Betrügereien, welche bei der anfänglichen Hast und Nothwendigkeit, außerordentliche Vollmachten zu geben und in jeder Richtung zu improvisiren, unvermeidlich waren, nahmen sich im Verhältniß zu dem kolossalen Ganzen nur wie Sonnenflecke aus. Man braucht sich nur des englischen Kommissariats im Krimkriege zu erinnern, überhaupt aber nur daran denken, wie in den bestorganisirten Armeen zu Kriegszeiten geplündert und gewirthschaftet wird, um der Anstelligkeit und dem organisatorischen Genie der Yankees gerecht zu werden. Man bedenke nur, daß die ungeheure Mehrzahl dieser Soldaten, Offiziere und militärische Verwaltungsbeamten, direkt aus dem bürgerlichen Geschäft in ihren neuen Wirkungskreis trat und keinen Begriff von dem Unterschied zwischen einer Kompagnie und einer Brigade hatte. Der Kriegsminister selbst war nie etwas anders als Banquier und Eisenbahndirektor gewesen. Man kann daraus erfahren, wie die Kriegskunst ebenso wenig ein Geheimniß für geweihte Priester ist, als die Regierungskunst, die auch so lange dafür gehalten wurde. Es versteht sich vielmehr von selbst, daß ein aufgewecktes Volk, wo jeder völlige Freiheit hat, sich in den praktischen Geschäften des Lebens umzusehen und die Gewohnheit sich darin selbst zu helfen, wo ihn der Wechsel des Glückes auch hinstellt, daß jeder aus solchem Volk sich auch ebenso rasch und leicht in die Soldatenpraxis wie in jede andere finden wird. Diese Sachen sind ihrer Natur nach mehr Handwerk als Wissenschaft, obgleich sie von der Wissenschaft in vielfältiger Weise abhängen und Nahrung ziehen. Als interessanter Beleg findet es sich, daß schon jetzt, nach dem ersten Jahre, die militärisch ungeschulten Amerikaner den Land- und Seekrieg um zwei epochemachende Erfindungen nebst unzähligen Verbesserungen bereichert und einige der kühnsten Operationen ausgeführt haben, welchen die Geschichte je den Kranz militärischer Genialität zuerkannt hat. Man erinnere sich beispielsweise an die Verbindung des elektrischen Telegraphen mit dem Luftballon, wodurch das ganze Kriegsspiel, dessen Hauptpointe früher mit in der Geheimhaltung der Stellungen und Bewegungen bestand, für die Zukunft auf ein offenes Schachbrett verlegt ist; dann der eisengepanzerten Schiffe. Nachdem erst so eben der Seedienst durch die Krimschen und Kronstädtischen Erfahrungen fast zum bloßen Blokade- und Transportmittel herabgesunken war, hat diese Erfindung plötzlich das Kriegsschiff zu der furchtbaren Stellung eines wandernden Forts erhoben, welches auf den gewöhnlichen Wasserstraßen ins Herz des feindlichen Landes dringt. Als Beispiel einer genialen Operation endlich erinnert Einen General Pope's rasch gegrabener Mississippikanal bei New-Madrid zum Angriff auf die Insel Nr. 10. an die Schappade der karthagischen Flotte durch ein gleiches Manöver. Allerdings werden Veteranen und erfahrene Offiziere in der Regel unerfahrene Truppen und Offiziere schlagen. Die Erfahrung aber, welche eine Armee im Friedensdienste oder in der Kriegsschule gewinnen kann, erweist sich in dieser Beziehung ganz ebenso unzureichend gegen kriegsgeübte Soldaten, als das völlige Tironenthun, ja schlimmer, da der intelligente Neuling nur das wesentlich Nothwendige bei der Sache ergreift, während der sorgfältig im bloßen Kriegsschein Geschulte an allem möglichen Plunder hängt und zu schleppen hat. Bei Waghäusel schlugen die in der Eile selbstorganisirten

Digitized by Google

Freiwilligenschaaren die prächtig exerzierte preußische Armee, und wenn die Amerikaner ihr Bull Run gehabt haben, wovon sogleich die Rede sein wird, so haben die Preußen ihr Jena und andere Nationen andere Tage gehabt; ja, der panische Schrecken war besonders bei den Römern zu Hause. Wenn daher Deutschland vor den Franzosen ruhig sein will, so ist das Mittel dazu kein herrliches Kriegsheer, welchem man nach eigenem und östreichischem Beispiele, ohne irgend seiner innewohnenden Tüchtigkeit zu nahe zu treten, mit ziemlicher Sicherheit beim ersten Anprall sein Magente und Solferino prophezeien kann; sondern das Mittel ist die unbedingte Freiheit der Bewegung beim Volke, in sozialen, politischen wie allen anderen Dingen, so daß jeder sich auf dem Platz, den er jeden Augenblick betritt, als souveräner Herr seines Schicksals fühlt. Wenn man ihm dazu die militärischen Anfangsgründe beibringt, desto besser; aber so, daß ihm der reguläre Offizier nicht als Stockmeister, sondern als salarirter Lehrer zur Seite stehe. Kein Volk hat sich besser geschlagen als die Deutschen und namentlich die Preußen. Wenn es bei ihnen aber immer lange dauert, bis sie sich in ihre eigene Kriegstüchtigkeit finden, so ist daran vor allen Dingen das militärische Mysterienwesen Schuld. Das sind jedoch Aussichten in die Ferne. Was aber gleich geschehen könnte und hoffentlich gleich geschehen wird, ist kein Opfer zu scheuen, um die deutschen Staaten mit Bezug auf die Panzermarine auf gleichen Fuß mit den großen Seemächten zu stellen. Diese Erfindung hat die Bedingungen für ein großes Marine-Etablissement vollständig verändert und giebt jetzt Deutschland ganz dieselbe Chance wie jeder anderen Nation, wenn es nur den Gedanken herzhaft fassen und dieselben Opfer bringen will, wie die Amerikaner. Man könnte dann versuchsweise zuerst die dänischen Inseln aus ihrer politischen Existenz herausbombardiren, in einem Ausholen, wie man einen Mosquito todtschlägt, die kurze Lösung der langen Schleswig-Holsteinischen Frage!

### 9. Ueberblick der Schlachtlinie zu Lande.

Um auf die Schlachtlinie zwischen dem Norden und Süden zurückzukommen, wie sie vom Mai an allmälig besetzt wurde und bis zu Anfang dieses Jahres nur partielle Einbrüche, aber keine grundsätzliche Veränderung erlitt: Sie begann im Westen des Mississippi am Missourifluß entlang, wo sie in einer Art Guerillakrieg auf- und abwogte. Auf ungefähre Weise kann man von Jefferson City am Missouri die Linie in südöstlicher Richtung nach Kairo am Mississippi streichen lassen. Bei Kairo fällt der Ohio vom Osten her in den Mississippi und drängt sich der freie Staat Illinois als Keil zwischen die beiden Sklavenstaaten Missouri und Kentucky. Von hier ging die Linie in nordöstlicher Richtung durch Kentucky bis zu der nordöstlichen Grenze dieses Staats, wo die Staaten Kentucky, Ohio und Virginien am Flusse Ohio zusammentreffen. Von diesem Punkte schnitt sie von West nach Ost Westvirginien bis an den Shenandoahfluß im Alleghany-Gebirge in zwei Hälften, von dort gerade nach Norden bis an den Potomac, wo sie dann weiter den Fluß auf den Krümmungen seines ganzen Laufes zwischen dem abgefallenen Virginien und dem gebändigten Maryland bis ans Meer begleitete. Diese allgemeine Grenze läßt sich auf jeder Karte verfolgen; im Gröbern kann man sie durch die drei Hauptflüsse Missouri, Ohio und Potomac skizziren.

Digitized by Google

### 10. Die Entscheidung liegt am Potomac.

Der Hauptpunkt auf dieser ganzen Linie war im Osten beim rechten Flügel der Rebellen, dem linken der Unionsarmee. Der Besitz der Hauptstadt hätte die Rebellion legalisirt; ihr Verlust von der Bundesregierung mit dem Nimbus auch das Recht — in den Augen der Welt — benommen, sich noch ferner als Bundesregierung für den alten vereinigten Besitzstand zu geriren. Wenigstens hätte dann eine verzweifelte Energie dazu gehört, die Prätension noch aufrecht zu erhalten; denn jedenfalls hätten sich England und Frankreich dann eingemischt. Für die Konföderirten war daher der Zutritt Virginiens von der allerhöchsten Wichtigkeit. Sie konnten jetzt die Hauptstadt bedrohen. Eroberten sie dieselbe, so war damit voraussichtlich ihre Unabhängigkeit erkämpft. Aber auch wenn ihnen die Eroberung nicht gelang, so konnten sie hier durch ihre Drohung die ganze Militärmacht des Nordens herziehen und gebannt halten.

Damit war der Kriegsplan des Südens von selbst gegeben. An die Offensive gegen die freien Staaten konnte er nicht denken. Es war gar nichts dabei zu gewinnen. Nur als Diversion hätte man gern einen Einfall in Pennsylvanien gemacht und konnte man sich möglicher Weise mit Plänen zu einem Handstreich auf Philadelphia oder New-York tragen. Aber Washington war das Reich, welches zu erobern — wie es von der anderen Seite zu vertheidigen war. Durch seine Lage im Rücken von Washington und zugleich als sezessionistisch gesinnter Staat gewann auch Maryland eine hohe strategische Bedeutung. Es war die Krim dieses Sebastopol. Wenn die Konföderirten es besaßen, so war damit Washington die Zufuhr von der Landseite und die Nordarmee von ihrer Basis abgeschnitten. Ebenso, wenn Washington fiel, so war damit Maryland der Konföderation gewonnen. Die Vertheidigung von Washington durch den Norden schloß folglich die Vertheidigung von Maryland, d. h. der ganzen Potomaclinie und die gewaltsame Zähmung des aufrührerischen Staates in sich. Letztere wurde vom General Butler am 13. Mai begonnen.

Was den übrigen Theil der Linie, nämlich in Kentucky und Missouri betraf, so galt es dort für den Süden, theils den Feind zu beschäftigen und ihn vom Zuzug nach Washington abzuziehen, theils galt es jene Staaten selbst, welche beide gleich bereit waren, sich dem Stärksten zu unterwerfen. Mit Bezug auf Westvirginien, zwischen Kentucky und dem Haupttheil von Virginien eingekeilt, so war sein Besitz sowohl strategisch, wie politisch von höchster Wichtigkeit; strategisch, weil es seinen beiden Nebenländern in der Flanke liegt, so daß von dort aus das konföderirte Lager von Washington hätte können von Bundestruppen in den Rücken genommen werden; politisch, weil es seine Loyalität für die Union und, als Trumpf auf die Theorie des Rechtes zur Sezession, seine eigene Sezession von dem sezedirten Virginien erklärt hatte. Endlich, weil sich sein Geist wie seine strategische Position in dem östlichen Tennessee fortsetzte, welches ebenfalls unionsgetreu und dem benachbarten Nord-Karolina wie Westtennessee in der Flanke war.

Man schlug sich also in Missouri, in Kentucky und in Westvirginien mit wechselndem Glücke, aber so, daß allmälig die Konföderirten weiter und immer weiter zurückgedrängt wurden. Am Potomac dagegen schlug man sich nicht, sondern bot sich gegenseitig Schach. Truppen auf Truppen wurden von beiden Seiten

Digitized by Google

herangezogen, Verschanzungen auf Verschanzungen aufgeworfen, Batterien auf Batterien errichtet.

Es zeigt sich aber gleich von Anfang noch ein viel weiterer, umfassenderer Plan, ein Plan der Offensive auf Seiten der Bundesleitung, ein Plan zur Wiedereroberung des ganzen Bundesgebiets. Die Rüstungen zu Kairo und die Verstärkung des Forts Monroe am Flußeingang nach Richmond, gleich zu Anfang des Krieges, beweisen, daß die großen Züge dieses Planes schon vom alten Scott ausgelegt waren. Davon später.

## 11. Nach Richmond!

Am 24. Mai wurden die Höhen von Orlington auf der virginischen Seite des Potomac, Washington gegenüber, von den Unionstruppen besetzt und verschanzt; ebenso das Städtchen Alexandria auf derselben Seite ein wenig weiter herab am Flusse. Zugleich übernahm der General Mc Dowell (von der Armee) den Oberbefehl der großen Armee am Potomac. Am 8. Juni bewegte sich direkt vom Norden, von Pensylvania her, der General Patterson mit einer Armee von 15,000 bis 18,000 Milizen auf Harpers Ferry weiter oben an der großen Biegung des Potomac. Der Ort war berühmt geworden durch John Brower's Putsch und später am 18. April durch Lieutenant John's brave That, der das Zeughaus verbrannte, um es nicht den Rebellen in die Hände fallen zu lassen. Diese ahmten jetzt den Vorgang nach, indem sie bei Annäherung Patterson's den Ort verbrannten und die Position räumten. Am 20. Juni übernahm der Generalmajor Mc. Clellan von der Armee das Kommando in Westvirginien, woselbst er darauf einen Monat lang einen lebhaften und glücklichen Guerillakrieg führte.

Gewiß war es klug gethan, auch den Beistand und Ehrgeiz der Armeeoffiziere und der alten Breckenridge-Demokraten in der Bekämpfung ihrer eigensten Busenfreunde, der Sezessionisten, zu interessiren. Aber hier waren vier Breckenridge-Demokraten, ursprüngliche Sezessionisten, auf einmal im Kommando sämmtlicher Armeekorps auf dem Hauptschauplatze des Krieges: Buttler, Mc Dowell, Patterson, Mc Clellan waren alle Breckenridge-Demokraten; zwei davon zum Ueberfluß Westpointer, der Spitzname der Regulären, von der Kadettenschule zu Westpoint entnommen. Dies war die Vereinigungspolitik zu weit getrieben. Man konnte es dem Volke nicht verdenken, wenn es bei den gleichzeitig fortgesetzten Friedenskongressen argwöhnisch wurde und in dem vorbereitenden Zögern des Obergenerals nichts als den Plan erkennen wollte, die Regierung und den Norden zu einem entehrenden Frieden mit neuen Konzessionen an die Sklavenmacht zu nöthigen. Die Presse hatte mit amerikanischer Selbstüberhebung einen ungeheuren Lärmen über die ungeheure militärische Machtentfaltung am Potomac geschlagen. Die Armee unter Mc Dowell, die sich etwa auf 40,000 Mann effektiver Truppen belaufen mochte, war zur „Großen Armee" getauft worden, und die Patrioten fingen an sich einzureden, daß ihre „Große Armee" es jetzt jeden Tag mit der ganzen Welt, den alten und neuen Napoleon mit allen ihren Armeen zusammengenommen, aufnehmen könne. Diejenige des Feindes wurde weit unterschätzt; man hatte ihn bisher überall in kleinen Gefechten geschlagen, deren jedes in den Journalen zu „einer anderen ungeheuren Schlacht", zur „furchtbaren Niederlage der Rebellen", zum „großartigen Unionssieg" vergrößert worden war; man hielt sich, im Hinblick auf

Digitized by Google

die unerschöpfliche Freigebigkeit des Volks und die Größe der votirten Summen, auf die mäßigen und ordentlichen Gewohnheiten der nördlichen Arbeiter und Bürger, aus denen die Armee bestand, dem Süden an Verpflegung und Mannszucht unvergleichlich überlegen. Man glaubte Beauregard's Armee, die sich einige zwanzig Meilen von Washington bei einer Eisenbahnverzweigung — die Station hieß danach Manasse's Bahnmündung (Manasse's Junction) — verschanzt hatte, bestehe aus lauter zusammengelaufenem, schlechtdisziplinirten, hungrigen Gesindel. Es war also, diesen Einbildungen zufolge, jetzt Zeit, den Krieg mit einem Schlage zu beendigen, dem Handel wieder aufzuhelfen, den bevorstehenden Anleihen enthusiastische Abnehmer zu verschaffen, jeder Velleität fremder Einmischung die Spitze abzubrechen und die Union in kürzester Zeit wieder fix und fertig auf die Beine zu stellen. Der am 4. Juli wieder zusammengetretene außerordentliche Kongreß, wo nur sechs Senatoren und fünf Repräsentanten in der Opposition saßen, gab dieser Stimmung Ausdruck. Der Kongreß erklärte, als Stich auf die verdächtigen Breckenridge-Generale, er erwarte eine energische Fortsetzung des Krieges. Die republikanische Presse rief: „nach Richmond". Wo die altdemokratische dagegen opponirte, so war es sicherlich nicht, weil sie mehr Einsicht, sondern weil sie in Wahrheit jene verhaßten Sympathien hatte, deren man die Generale verdächtig hielt, und weil sie diese Generale als Parteigenossen unter ihre Flügel nahm.

Es scheint, daß Lincoln selbst zuerst diesem Drängen nachgab. Das Volk wolle durchaus Thaten sehen, Beweise der Aufrichtigkeit der Regierung gegen die Rebellion, woran man zu zweifeln anfange. Dieser Grund *schien* nicht nur, er *war* triftig. Lincoln hatte soviel gethan, um die Demokraten an sich zu fesseln, daß er endlich auch etwas thun mußte, um den Republikanern zu beweisen, daß er nicht gänzlich zur Versöhnungspartei übergegangen sei. Uebrigens war in Bezug auf die ernstliche Kriegführung eine große und wachsende Mehrzahl der Demokraten mit den Republikanern ganz einverstanden; besonders der bisherigen Douglas-Demokraten, deren berüchtigter Führer zum Glücke für die Republik am 3. Juni mit dem Tode abgegangen war. (Die republikanische Presse gab sich das Wort, seiner versöhnend zu gedenken; es ist aber gewiß, wenn er gelebt hätte, so hätte sein maß- und völlig rücksichtsloser Ehrgeiz die gefährlichsten Zerwürfnisse und Intriguen nach allen Richtungen herbeigeführt.)

Der alte Scott gab endlich dem Drängen nach. War das Unternehmen ein militärisches Risiko, so war es eine politische Nothwendigkeit. Mac Dowell wurde mit dem Plan betraut. Wenn er sich aber überhaupt schlagen wollte, so durfte es nicht viel nach Mitte Juli geschehen. Denn die Zeit der Freiwilligen auf drei Monat ging mit starken Schritten dem Ende zu, und diese waren seine besten Regimenter. Man hat die Regierung für die Ausschreibung auf nur drei Monat als für einen großen Mißgriff getadelt. Man darf sich aber nur die Lage von damals noch einmal vergegenwärtigen, um politische Weisheit dieser Zeitbeschränkung anzuerkennen. Es gab in dem Augenblicke noch keine Kriegsstimmung und es war gewiß nicht räthlich, den noch ungeborenen Enthusiasmus durch die Zumuthung eines mehrere Jahre langen Opfers und die Aussicht auf einen langwierigen Krieg im zarten Keime zu erdrücken. Es war etwas Schwunghaftes in den drei Monaten, als werde man in *der* Zeit mit der

Digitized by Google

Rebellion abgethan haben, als brauche der Norden sich blos zu zeigen, um die Union wieder auferstehen zu lassen.

## 12. Die Schlacht von Bull Run.

Bei Winchester, Harpers Ferry gegenüber, welches er, wie oben erzählt, geräumt hatte, stand der konföderirte General Johnson mit etwa 20,000 Mann. Dieser sollte Patterson beschäftigen.

Am 13. Juli rückte die „Große Armee" bis auf 18 englische Meilen von Alexandria auf grader Linie nach Westen vor und nahm von dem Flecken Fairfax Court-House ohne Widerstand Besitz. Der Feind hatte geräumt.

Am Abend des 20. befand sich die ganze Macht Mac Dowells in und um Centreville, einem Dörfchen, halbwegs zwischen Fairfax Courthouse und der Station von Manasses gelegen. Von Centreville führen zwei Wege, der eine, die Chaussee von Alexandria nach Warrenton in grader Linie westlich, der andere, ein Feldweg südwestlich, nach der sechs bis sieben Meilen entfernten Manasses Station. Beide Straßen werden unmittelbar beim Dorfe von einer Hügelkette, dann respektive vier und drei Meilen weiter von dem Bache Bull Run (nicht Bull's Run) durchschnitten. Die Chaussee hat eine steinerne Brücke darüber, der Feldweg eine Furth, genannt Blackburn Ford [1]). Drei Meilen nördlich von der Brücke führt noch eine andere Furth hinüber, Sudley's Ford, zu welchem ein Nebenweg von der Warrenton Chaussee abzweigt.

Bei einer Rekognoszirung am 18. hatte sich ergeben, daß die feindliche Front sich am Bache entlang ungefähr fünf Meilen weit von nördlich der steinernen Brücke bis südlich von Blackburns Ford ausdehnte. Die steinerne Brücke war durch Abattis davor und durch eine Batterie in Position dahinter vertheidigt; Blackburns Ford aber durch maskirte Batterien in dem dort dichten Walde. Selbst wenn man den Uebergang auf dieser Stelle hätte erzwingen können, so wäre man nur der Hauptstellung des Feindes vor der Station von Manasses gegenüber gekommen. Der Plan war daher, bei Blackburns Fort mit einer Brigade (Richardson) einen Scheinangriff zu machen, die Batterie an der steinernen Brücke zu beschießen (Division Tyler), mit zwei Divisionen aber (Hunter und Heintzelmann) die äußerste Linke des Feindes über Sudleys Furth zu umgehen und ihn so in den Rücken zu nehmen, während Tyler zu gleicher Zeit den Angriff von der Front ausführte. Man sieht, es war der Schlachtplan von Magenta, und wenn er nicht ebenso glücklich für den Entwerfer ablief, so ist besonders daran Schuld, daß die Konföderirten keine Oestreicher waren. Denn es wurden dabei viel weniger Fehler von Seiten der Unionstruppen gemacht und Alles ging viel präziser mit diesen rohen Neulingen, die zum ersten Male Pulver rochen, von Statten, als bei jener Gelegenheit unter den kriegsgewohnten Franzosen, wo des zu spät Kommens kein Ende war. Allerdings war auch bei Bull Run Zu-spät-kommen und unter den besonderen Umständen die Folgen nicht wieder gut zu machen. Um halb drei Uhr Morgens setzte sich die Armee in Bewegung. Zwei Stunden Verzug gleich nach dem Aufbruch.

Auf den wichtigen Hügeln von Centreville wurde zwischen den beiden Straßen

[1]) Die konföderirten Berichte haben Mitchells Furth.

Digitized by Google

eine Division (Miles, wobei die deutsche Brigade Blenker) zur Reserve aufgestellt und Verschanzungen aufgeworfen. Von diesem Punkte aus konnte man das ganze Land übersehen.

Um ein Viertel nach sechs waren Richardson und Tyler auf ihren betreffenden Posten und eröffneten ihr Feuer bei Blackburns Ford auf das Zentrum und bei der steinernen Brücke auf den linken Flügel des Feindes. Die Täuschung gelang vollkommen. Von halb sieben bis gegen halb elf dauerte das Feuer, wurde aber vom Feinde nicht beantwortet. Unterdessen hatten die Divisionen Hunter und Heintzelmann das verabredete Manöver ausgeführt, waren über die nördliche Furth (Sudley's Ford) gegangen und eröffneten um halb elf Uhr den Angriff auf der anderen Seite des Baches nördlich von der Warrenton Chaussee. Um diese Chaussee wurde jetzt der Kampf mit veränderter Front geführt, die Unionstruppen im Norden, die Konföderirten im Süden sich gegenüber, die Schlachtlinie anderthalb Meilen lang, von der steinernen Brücke westlich, während Tyler fortfuhr, die Brücke selbst zu beschießen, also der feindlichen Linie in ihre jetzt rechte Flanke zu dringen. Der hitzige Kampf war aber auf dem linken Flügel der Konföderirten, wo auf jeder Seite der Straße ein Hügel stand, von den Rebellen besetzt. Von diesen Hügeln wurde zuerst nach stundenlangem hartnäckigem Kampfe der eine genommen und die dort aufgepflanzte konföderirte Batterie auf den zweiten zurückgetrieben. Um diesen zweiten Hügel oder vielmehr Plateau, welches sich eine Meile südlich von der Straße hinstreckte, wüthete die Schlacht am hartnäckigsten. Hier wurde eine unionistische Batterie (Rickett's, auch Sherman's) dreimal genommen und wieder genommen; bei der dritten Wiedernahme aber der Feind bis auf zwei Meilen südlich von der Straße zurückgetrieben. Auf ihrem linken Flügel hatten sich unterdessen die Unionisten ebenfalls in Besitz der Straße und der Brücke gesetzt und räumten eben die Abattis zum Durchgang für eine Verstärkungsbrigade nebst Artillerie weg. Es war drei Uhr Nachmittags, die Straße oder (auf dem rechten Flügel) meilenweit darüber hinaus im Besitz der Bundestruppen und der Feind offenbar entmuthigt und im Weichen. Siegesnachrichten gingen nach Washington. Doch waren auch die Sieger, solcher Arbeit und besonders des Marschierens ungewohnt, erschöpft. Sie hatten seit zwei Uhr marschiert, sich seit zehn Uhr Morgens geschlagen und nichts gegessen, während die Konföderirten den Angriff wohlgemuth und wohlgespeist bis nach zehn Uhr hinter ihren Batterien hatten erwarten können. Einige besonders hart mitgenommene Milizregimenter von Hunter's Division waren unsicher. Da erschien plötzlich ein neuer Feind auf dem Schlachtfelde. General Johnston hatte, ohne von Patterson gestört zu werden, 26 Meilen von Winchester in forcirtem Marsche gemacht, die Eisenbahn erreicht und brachte nun Zug auf Zug seine Leute angefahren, die er, wie sie kamen, direkt aufs Schlachtfeld warf. Dies brachte zuerst die Schlacht zum Stehen, wendete sie endlich. Johnston brachte 15,000 Mann frischer Truppen ins Feld. Das Plateau im Süden der Warrenton Chaussee wurde wieder gewonnen. Gerade da, wie der rechte Flügel der Bundestruppen das Plateau heruntergetrieben wurde und noch einmal am Fuße Stand hielt, donnert eine Feldbatterie, wie es heißt nach Munition, über den mit Ambulanzen und Proviantwagen dicht gefüllten Weg und wirft diese in Unordnung. Schrecken ergreift die Fuhrleute, sie jagen davon. Die schon unsichern Truppen,

Digitized by Google

die hinter sich die rasselnde Flucht hören, werden von dem Schrecken angesteckt. Sie lösen sich in voller Flucht auf. Die Verwirrung, die Angst, die Flucht ergreift sogleich das nächststehende Kommando und theilt sich unter dem rasenden Lärmen der davon fliegenden Wagen wie ein Lauffeuer der ganzen Armee mit. Jetzt reißt zügelloses Entsetzen sie ohne Aufenthalt fort, auf dem Wege, den sie gekommen sind, zurück. Die Wagen stürzen zerbrochen und sperren die Straße, die Fuhrleute lassen sie liegen, schneiden die Stränge ab und jagen davon; das Hinderniß vermehrt die Verwirrung, den Schrecken. Jeder flieht einzeln, wie er kann. Der General geht allein, ohne Adjutanten, ohne einen einzigen Mann. Die ganze Armee ist in Atome geblasen. Nur zwei reguläre Bataillone stehen als Versuch die Flucht zu beschönigen, eines zuerst auf dem Schlachtfelde, das andere später auf der Chaussee. Die Reserve jedoch auf jener Höhe vor Centreville läßt die Flucht an sich vorüber rasen, ohne sich zu rühren. Der Brigadier Blenker erhält Befehl auf der Warrentoner Chaussee vorzurücken, um den Rückzug zu decken. Dies geschieht. Um acht Uhr Abends erscheint feindliche Kavallerie im Nachsetzen begriffen. Sie feuert. Die Deutschen erwidern das Feuer. Mehrere Sättel werden geleert. Die Verfolger kehren um; auf der Bundesseite nahmen am wirklichen Kampfe Theil 18,000 Mann, auf der anderen 27,000, beides offizielle Zahlen. Der Verlust an Todten, Verwundeten und Gefangenen auf der Unionsseite war 3000, auf der anderen, nach Beauregard, 16,000.

Wenn in diesem Augenblicke Beauregard und Johnston mit der Verfolgung Ernst gemacht hätten, so ist nicht abzusehen, was Washington hätte retten können. Tagelang konnten sich die Kompagnien, geschweige die Regimenter nicht wieder zusammenfinden. Die dreimonatlichen Freiwilligen gingen nach Hause, 75,000 Mann.

Die allgemeine Stimme und Mac Dowell selbst in seinem offiziellen Bericht schoben die Schuld auf Patterson, auf den gerechnet worden und der von Johnston's Bewegungen sehr gut unterrichtet war. Er brauchte jedoch den Vorwand, daß die dreimonatlichen Regimenter alle nach Hause wollten. Diese versichern, es seien nur etwa funfzehn von den achtzehn Tausend Mann gewesen, die ihre Entlassung gefordert hätten. Was auch Patterson's Beweggrund gewesen sein mag, ob Verrath oder Mangel an Selbstvertrauen oder Furcht, sich mit Johnston zu messen, seine sofortige Entsetzung, was bei dem Präsidenten, der alle seine Leute bis auf den äußersten Punkt mit seinem Mantel bedeckt, viel sagen will — bestätigte die allgemeine Ansicht von seiner Schuld.

Beauregard versäumte, wie Hannibal nach der Schlacht bei Cannä, sein Rom zu nehmen und seine Sache zu retten. Mit dieser Versäumniß war sie unwiederbringlich verloren. Die Fälle sind sich sehr ähnlich.

Auch das Repräsentantenhaus begegnete dem Unglück mit römischem Sinne. Es beschloß: „Die Erhaltung der Union und der Konstitution ist uns eine heilige Aufgabe, welche gelöst werden muß. Kein Mißgeschick soll uns von der Erfüllung dieser hohen Pflicht zurückschrecken, und wir sind für die Unterdrückung, Niederwerfung und Bestrafung der bewaffneten Rebellen zu jedem Opfer bereit". Von allen Seiten des Landes, von allen Staaten erschallte dieselbe Stimme. Den Worten entsprach die That. Die dreimonatlichen Freiwilligen hatten sich alle 75,000 aufgelöst. 40,000 dreijährige, die später noch ausgeschrieben waren, blieben allein

Digitized by Google

noch zurück. Die Armee mußte also ganz von Neuem organisirt werden. Auch war man zu der Erkenntniß gekommen, daß sich mit hundert und etlichen tausend Mann dieser Krieg nicht zu Ende führen lasse. Der Kongreß bewilligte also am 2. August eine halbe Million Soldaten auf „drei Jahre oder die Dauer des Krieges“ und eine Kriegstaxe. Mac Dowell wurde im Oberkommando der großen Armee durch Mac Clellan ersetzt, der sich sogleich unter dem Kriegsminister Cameron an das Reorganisationswerk machte. Der alte Scott, der sich seines Nachgebens wegen schuldig fühlte, trat vom Oberkommando der ganzen Armee zurück, welches dadurch direkt an den Präsidenten fiel, obgleich im Volke der Irrthum sehr verbreitet war und geflissentlich von seiner Partei verbreitet wurde, es sei jetzt Mac Clellan der Oberkommandant der ganzen Armee und ihm sei die Oberleitung des ganzen Kriegsplanes anvertraut.

Da die Feinde sie nicht besser zu benutzen wußten, so wandte sich diese Niederlage zum Segen. Das Volk wurde sich jetzt erst des Ernstes und der Mühseligkeit der unternommenen Aufgabe bewußt. Es ernüchterte sich in seiner Selbstüberhebung, ohne deshalb sich in seinem Entschlusse herabstimmen zu lassen. Im Gegentheil wuchs ihm die Entschlossenheit mit der Einsicht in die unerwarteten Schwierigkeiten. Die Prüfung trat ihm näher ans Innere heran und je näher sie heran trat, desto klarer bewußt wurde es sich seiner inneren Stärke. Für die nächsten Monate war die Union jetzt wieder auf die Defensive, die Organisation, die Vorbereitung beschränkt. Da man die Rebellion nicht mehr mit einem Coup de main zu bewältigen hoffte, so wollte man den Kampf auch erst wieder aufnehmen, wenn man ihn nachhaltig bis ans letzte Ende würde durchführen können.

Digitized by Google

# Kunſt und Politik.

Von Adolf Helfferich.

Es iſt eine eigene Sache um die Kunſt: aufs innigſte verwachſen mit den geſchichtlichen Entwickelungen des Völkerlebens, iſt ſie doch ſelten oder nie ein unmittelbares Erzeugniß des politiſchen Fortſchritts. Sie gehört ganz und gar dem ringenden Selbſtbewußtſein, der Phänomenologie des Geiſtes an.

Eine geiſtreiche Feder hat unlängſt in dieſen Blättern den Verfall des deutſchen Dramas charakteriſirt und zum Theil die deutſche Bundespolitik, die Enge ihres Geſichtskreiſes, dafür verantwortlich gemacht. Mit einer nationalen Politik ſoll der ethiſche Faden eines nationalen Schauſpiels auf deutſcher Erde erſt erobert werden. Hoffen wir in dem Sinne, aber hoffen wir nicht zu viel. Literatur-Geſchichte und Kunſt-Kritik haben den Beruf, für Künſtler und Publikum Vergangenheit und Gegenwart der Kunſtleiſtungen in allgemeine Geſichtspunkte, leitende Grundzüge zuſammenzufaſſen und ſo der Zukunft den Spiegel der Vergangenheit vorzuhalten: die Bahn, auf welcher die ächte Kunſtbegabung neuen und verdienten Triumphen entgegengeht, ahnt und findet nur die Kunſt ſelbſt.

Das engliſche Theater erhebt ſich in der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts und erreicht ſeine Höhe mit dem Beginn des ſiebzehnten, alſo in einem Zeitalter, wo der Kampf um politiſche Freiheit ſich erſt ordentlich zu regen begann. Das Urtheil eines unſerer Gelehrten, der zugleich Dichter iſt, über die Umſtände, welche dem engliſchen Theater zu ſolcher Höhe verhalfen, iſt beachtenswerth auch für unſere einheimiſchen Kunſtzuſtände. „Man muß", ſagt Moritz Rapp[1]), „das Theater nicht vom höchſten möglichen Bildungsgrad eines Volkes ableiten, ja die Poeſie, oder vielmehr die Kunſt überhaupt nicht. Man kann auch nicht ſagen, daß die politiſche Freiheit der nächſte Grund war; denn als die politiſche und bürgerliche Freiheit ihre feſte Form fand, war das alte Theater begraben und hat ſich ſeither nie

[1]) Studien über das engliſche Theater 32.



Digitized by Google

wieder zur früheren Höhe erhoben. Aber das muß man sagen: die nämliche Energie, welche das Volk auf die Höhe der Dichtung geführt hat, hat es auch zur Entwickelung der politischen Freiheit geleitet. Es sind zwei Blüthen Eines Stammes, deren Früchte geblieben sind. Ein wesentliches Moment war allerdings die Zentralisirung des Landes in einer Hauptstadt; das wirkte in Madrid und London ganz gleichmäßig; die Provinzialitäten rieben sich an einander ab und daraus resultirte ein Nationalbewußtsein, das die nächste Quelle dieser Kunst war. Schon daraus ist klar, warum Italien und Deutschland kein Nationaltheater in diesem Sinne haben konnten. Warum hat aber das sich zentralisirende Frankreich auch kein solches? In Spanien und England ging das Theater von ganz volksthümlicher Grundlage aus und wurde in dieser indigenen Form nach und nach Hoftheater. In Frankreich war das mittelalterliche Drama ohne Zweifel volksmäßig, es starb aber mit dem Dialekt aus, und als nach schwachen, rein auf gelehrtem Wege gemachten Versuchen Corneille sich der Bühne bemächtigte, nahm man die ganze Form fertig aus Spanien herüber. Das Unglück dieser Bühne ist, daß sie von Haus aus Hofbühne war und nie mehr die völlig volksthümliche Basis rückwärts wieder gewinnen konnte, was überhaupt ein verkehrter Prozeß wäre. Das deutsche Fastnachtspiel fußte noch auf dem gemeindeutschen Volksboden, durch die Reformation wurde dieser untergraben; nun wurden zu einer dramatischen Poesie, wie in Frankreich, von Gelehrten isolirte Versuche gemacht ohne realen Boden, und so bis auf Lessing; da ergriff Shakespeare die deutsche Nation, und mit selbständigen Kräften ausgerüstet, wurde die Kunst, immerhin als eingeimpfte, auf deutschen Boden übertragen. Konnte sie nicht wieder durchaus volksthümlich werden, so ist sie durch Shakespeare wenigstens der Beschränkung durch antike Nachahmung entgangen, welche die ursprünglich spanische Bühne der Franzosen in Fesseln schlug. Wenn aber die Zentralisation einer Hauptstadt ein Haupthebel des Theaters bleibt, so hat sie ein Moment in sich, welches, zweideutiger Natur, eben diesen Zwecken zu dienen scheint. Es ist besonders in der Geschichte des englischen Theaters in die Augen springend, daß in Folge des großen Wohlstandes und der bürgerlich freien Rührigkeit eine unglaubliche Dissolution der Sitten sich einstellte, und diese wird, zumal in der dramatischen Poesie, sich ihrer selbst bewußt, hebt mit die Bühne, wie die Bühne in der That zur moralischen Fäulniß wieder ihren förderlichen Beitrag liefert. Diese sittliche Zweideutigkeit ist auch bei Lope de Vega sehr scharf indizirt, doch nicht in dem Grade, wie in der shakespeare'schen Kunst; bei Calderon faßte sie sich im kirchlichen Interesse in ein äußerlich sittliches Maß zurück, bei Shakespeare's Zeitgenossen, und durch sein Beispiel unterstützt, geht dieselbe in die maßloseste Unzüchtigkeit über, die die Kunst und den Staat an den Rand des Verderbens reißt. Dabei

Digitized by Google

ist wieder ein Moment nicht zu übersehen; bei Lope war es vielleicht eine in ihrem Ursprung sehr zweideutige Fessel der Licenz, daß er Weiber auf der Bühne hatte; dies verhinderte die Frechheit, auf die letzte Grenze des Anstands zu springen. Auf der altenglischen Bühne spielten Knaben die Weiberrollen, und eben durch diese ursprünglich sittlich scheue Institution wurde die Darstellung zuletzt in die maßloseste Indecenz getrieben. Wir Deutschen mögen uns beklagen, daß der Mangel einer politischen Einheit uns die reine Blüthe dieser Kunst verkümmert hat, aber, die Kunst mit den genannten Gebrechen behaftet, wird man doch anstehen, den Wunsch einer Nationalbühne mit solchem Unrath erkaufen zu mögen. Unsere Bestimmung war eine andere. Ich hörte einmal in meiner Jugend von Tieck das harte Wort aussprechen: „Wir brauchen kein deutsches Theater". Es verletzte mich tief, wie Jeden, der in der Illusion der Jugend sich selbst Kräfte in dieser Richtung zutraut. Aber Tieck sprach, wie Jeder sprechen wird, den einmal sein Talent in dieser Richtung enttäuscht hat. Sicher ist in jedem Fall soviel, die Poesie der Deutschen neigt sich nicht vorzugsweise zur dramatischen Form, wie man es von der englischen in einem eminenten Grade behaupten muß." —

Ich kann nicht sagen, daß mich diese Auseinandersetzung Rapp's in allen Punkten befriedigt: wenigstens die Ursachen dort des Gedeihens, hier des Mangels einer wahrhaft nationalen Kunst sind weder vollständig, noch ganz unparteiisch angegeben. Aber zutreffend ist denn doch das Meiste, und was der deutschen Kunst Noth thut, worin ihre angeborene Schwäche besteht, das läßt sich zum Theil daher ableiten. Zunächst bringt uns die Kunstgeschichte, bei unbefangener Betrachtung ihrer Hauptentwickelungsphasen, die Wahrheit entgegen, *daß die politisch größten und glänzendsten Zeiten nicht auch zugleich in künstlerischer Beziehung die reichsten und bedeutendsten sind.* An jenen Grenzscheiden geistiger Bewegung, wenn die elementaren Kräfte eines gesunden Volksthums sich zu regen beginnen, ein gewaltiger Instinkt die Massen ergreift und unbekannten Zielen entgegenführt — in solchen Momenten feiert die Kunst ihre höchsten Triumphe, weil sie nur da zu wirken vermag, wo die Phantasie aus ungebrochenen Naturtrieben heraus schafft und gestaltet. Umgekehrt ruht die Volksfreiheit auf sicherer Grundlage früher nicht, als bis sie ihre Stützen kritisch geprüft und gesichtet hat: der heftige Drang, die augenblickliche Aufwallung vermag wohl zuweilen Großes zu vollführen, aber gerade das Große hat keinen Bestand, wenn es nicht mit vollem Bewußtsein seines Zweckes für das Ganze festgehalten wird.

Man wird das sprüchwörtlich gewordene *Perikleische Zeitalter* als nahe liegenden Einwand vorschützen, weil in ihm der politische Höhepunkt des griechischen Volkes mit seinem künstlerischen zusammenfalle. In der



Digitized by Google

That spricht Manches dafür, in erster Reihe die hochragende Persönlichkeit des Perikles selbst. Von ihm rühmt E. Curtius[1]) in glänzender Lobrede, er habe den athenischen Staat regiert, ohne eine seiner Institutionen zu verletzen, als der erwählte Mann des öffentlichen Vertrauens, als Berather der Bürgerschaft, als Oberfeldherr der Republik, als Aufseher ihrer Finanzen, als Bevollmächtigter der Gemeinde zur Ausführung der öffentlichen Arbeiten. So vereinigte sich in seinem Regimente das Gute der verschiedensten Staatsformen: der unverkennbare Vorzug einer Demokratie, welche Alle zu gleicher Theilnahme am Staatswesen heranzieht, jeden einzelnen Bürger für das Heil des Ganzen verantwortlich macht, Willkür, Einseitigkeit, Mißbrauch der Gewalt, Unredlichkeit der Politik möglichst verhütet und die größte Kraftentwickelung hervorruft. Nicht blos um eine Achtung gebietende Machtstellung dem Auslande gegenüber handelte es sich, sondern auch um eine Ausgleichung der Stammesunterschiede, um eine Verbindung der noch im Gegensatze stehenden Volkskräfte, um eine Aussöhnung alter und neuer Bildung. Abwehren ließ sich die von Innen unaufhaltsam vordringende Aufklärung einmal nicht, und so kam es darauf an, den Glauben der Väter festzuhalten, mit welchem die Volkssitte und die Volkskraft unauflöslich verbunden war, und diese Versöhnung war die Aufgabe der Kunst, wie sie von Phidias und Sophokles geübt wurde. Indem in Athen vereinigt wurde, was bis dahin in den verschiedenen Stämmen und an verschiedenen Orten sich entwickelt hatte, entstand aus der Vereinigung etwas wesentlich Neues, das weder dorisch, noch jonisch, sondern attisch und zugleich ächt hellenisch war. Und alle die großen Leistungen der Stadt in Wissenschaft, Poesie und Bildkunst, sie gehörten nicht einem auserwählten Kreise der Gesellschaft an, sie bildeten nicht den Schmuck eines Hofes, sie dienten nicht zur prahlerischen Schaustellung des erworbenen Wohlstandes, sondern sie gehörten dem Gemeinwesen an, wirkten bildend und läuternd auf alle Angehörigen desselben und kamen durch Betheiligung der ganzen Bürgerschaft zu Stande. Jeder Bürger mußte stolz sein auf eine Vaterstadt, die Solches leisten konnte, ja jeder gebildete Hellene mußte sich in Athen zu Hause fühlen und anerkennen, daß in der Stadt des Perikles das wahre Hellas sei.

Wer wollte das bestreiten? Aber warum übersieht man, daß die Regierung des Perikles in sich selbst gespalten war und mit ihr das geschichtliche Leben Athens? Nicht das hat man ihm vorzuwerfen, daß er unglücklich endete und den Verfall Athens noch erleben mußte: die Frage ist vielmehr die, ob seine Politik mit ihren vermittelnden Tendenzen das Unglück nicht heraufbeschwor. Es geht ein Riß durch das Perikleische Zeitalter, der sich durch keinen Glanz und durch keine Herrlichkeit verdecken läßt. Die 45 Jahre,

[1]) Die Bedingungen glücklicher und großer Zeiten im Leben der Völker.

Digitized by Google

die zwischen der Geburt des Aeschylus und des Euripides liegen, waren entscheidend mit den dazwischen liegenden Geburtsjahren des Phidias, Sophokles, Herodot. Bei Marathon hatte der athenische Volksgeist sich fühlen gelernt: aus der gedrungenen, ungebrochenen, noch nicht zum ganzen Selbstbewußtsein erwachten Einheit dieses Marathonischen Geistes quoll die Blüthenfülle hellenischen Kunstlebens. Gewiß hat Perikles noch an ihr Theil genommen, und zwar in hervorragender Weise; aber die Weltanschauung, die er an das Staatsruder mitbrachte, war bereits von der Naturbasis losgelöste Reflexion, jene Skepsis, die ein freiheitlich geordnetes Staatsleben wohl ertragen kann, nimmermehr aber der volle und reine Erguß der Kunstoffenbarung. Mit dem Eintritt des seiner Zwecke und Mittel vollständig bewußten Pragmatismus verlor die geistige Begabung ihren natürlichen Schwerpunkt: es mußte zum Bruche kommen. Ich lasse mich nicht überreden, daß bei Herodot so gut als bei Thucydides der Staat des Perikles den Mittelpunkt der Geschichtsanschauung bildet, wie ich andererseits nicht glauben kann, daß Phidias in seinen spätesten Werken in künstlerischer Beziehung am höchsten steht. Wären alle seine Meisterarbeiten unversehrt erhalten, so würde, dessen bin ich gewiß, sich ein ähnlicher Wendepunkt aufzeigen lassen, wie in Rafael's Transfiguration.

Bis auf die Perserkriege waren die Athener ein unverdorbenes Bauernvolk, wie es die Römer bis zu ihrer Bekanntschaft mit hellenischem Leben und hellenischen Sitten waren. Ihre dürftige Sprache gab kein Werkzeug für Oeffentlichkeit und Literatur ab; die überlieferte Mysterienlehre zog der Phantasie und selbst der Sitte enge Schranken; die typische Regelmäßigkeit und Einförmigkeit der hergebrachten Götterbilder verlieh der Plastik keine nachhaltigen Antriebe — da erfolgte von Osten her der heftige Stoß gegen die asiatischen Vorposten und vielleicht das Mutterland des Hellenenthums, und dieses, erregt in seinen tiefsten Tiefen, reagirte mit urmächtiger Naturkraft. Als Milet von den Persern zerstört worden war, brachte Phrynichos die Eroberung der Stadt auf die Bühne, um diejenigen, die so wenig für ihre jonischen Brüder gethan, zu beschämen und den Unglücklichen, die sich durch die Flucht gerettet, eine freundliche Aufnahme zu sichern. Wie nun vollends der Angriff der Perser auf das europäische Festland glücklich abgeschlagen war, da erwachte mit einem Male die ganze Fülle griechischen Geistes: es war, als ob mit dem glücklich errungenen Siege über die äußern Feinde alle Bande sich lösten, alle Fesseln sprängen, welche den Genius bisher umschlossen, aber dadurch zugleich seine Kräftigung und naturgemäße Zeitigung ermöglicht hatten. Dieselbe Athena, die zahllose Ueberreste von Kunstdarstellungen im halbverschütteten Athen als Vermittlerin, Helferin und Trösterin in den verschiedensten Beschäftigungen und Zuständen des menschlichen Kulturlebens zur Anschauung bringen, die olympische Jungfrau, die

Digitized by Google

gewappnet aus des Zeus ambrosischem Haupte sprang, ist weiter nichts, als ein Sinnbild jenes überraschenden Umschwungs, der in Folge der kritischen Verwickelungen mit dem asiatischen Despotismus urplötzlich eintrat. Es war keineswegs die Folge einer augenblicklichen Begeisterung, vielmehr hatte der frischerschlossene Intellektualismus eine mächtige *sinnliche* Ader; denn das werden selbst die überspanntesten Idealisten anerkennen müssen, daß eine Kunst, die ihre Motive nicht von einem unverzagten Genusse der irdischen Güter zieht, niemals ein Volk zu ergreifen im Stande ist. Die reiche Beute und das frohe Bewußtsein der glücklich überstandenen Gefahren weckten bisher unbekannte Bedürfnisse, den naturalistischen Trieb nach unbekümmerter Lebensfreude, ohne daß in den schäumenden Becher der Lust die bittern Tropfen trübsinniger Reflexionen über die Vergänglichkeit alles Irdischen fielen. Gerade weil die im Morgenroth der Freiheit gebadete Brust sich ohne Umstände und Bedenken ihren eigenen Eingebungen überließ, unbesorgt um das Morgen, spendeten die Musen als wahre Lieblinge der Götter ihren Segen mit freigebiger Hand. Dankbar nahm ein Jeder, was ihm gern geboten wurde, als ob es nicht anders sein, das Füllhorn nie leer werden könnte.

Was den Universalismus eines solchen Zeitalters ausmacht, das ist nicht sowohl die Vielseitigkeit der Leistungen, als ihr Ursprung von einem gemeinsamen Stamme, ihre Zusammengehörigkeit, ihr harmonisches Zusammenwirken, jene Natürlichkeit, die keine Anstrengung, sondern einfaches Gelingen, kein Suchen, sondern glückliches Finden verräth. Von solchem Schaffen gilt es, was *Schelling* im „System des transzendentalen Idealismus" die schöpferische Macht im Künstler nennt, die seiner eigenen Reflexion als etwas Höheres erscheint, das ihn mit seinen Gaben überrascht und beglückt. Das schmerzliche Gefühl des Widerspruchs, das ihn zur Arbeit treibt, löst sich durch das Schaffen in beseligende Heiterkeit auf. Eben diese Heiterkeit, auf dem Grunde eines kräftig pulsirenden Naturalismus, ergießt sich über das gesammte Treiben des damaligen Hellenenthums: im Leben, in der Kunst, in der Wissenschaft streben Alle nach einem gemeinsamen Ziele, und dieses heißt: *reine Darstellung des hellenischen Menschenthums*. Die Sprache der Attiker gesellte dorische Stärke zu jonischer Milde, und mit solchen Sprachmitteln schuf *Aeschylus* die Tragödie, indem er sein Heldenzeitalter, die großen Thaten, an denen er selbst Theil genommen, mit der überlieferten Mysterienlehre, dem substanziellen Inhalt der Staatsreligion in Eins verschmolz, die Freiheit mit dem vergeltenden Schicksal in einen nothwendigen Zusammenhang brachte. Die vollendete Personifikation, den bis in seine innersten Gefäße durchsichtigen Organismus der hellenischen Weltanschauung bietet aber erst *Sophokles*: seine Kunst steht mitten zwischen der anschaulich gemachten Erhabenheit der Olympier und den in gefäl-

Digitized by Google

ligen Formen der Schönheit vermenschlichten Göttern und Heroen der Späteren, und für jeden Unbefangenen in fühlbarer Uebereinstimmung mit den Bildwerken des Phidias, die aufs glücklichste zwischen der ehrwürdigen Strenge der alten Götter und dem schönen Schein individueller Gemüthsstimmungen vermitteln. Als Geschichtschreiber nimmt Herodot dieselbe Stelle ein: er sieht die Thaten der Menschen nicht mehr als bloße Begebenheiten an, anstatt aber für das geschichtliche Material nach psychologischen Beweggründen zu forschen, sucht er überall Anknüpfungspunkte zwischen dem menschlichen Thun und der göttlichen Vergeltung, als der bestimmenden Macht unserer Schicksale. Perikles selbst steht als Redner diesen seinen Zeitgenossen nahe genug: ausdrücklich wird er von den späteren Rhetoren Denen beigezählt, welche auf den Gehalt, nicht auf die Form des Vortrags die Bedeutung legten. Die schlichte Einfachheit seiner Redeweise hatte etwas Erhabenes und doch zugleich Einschmeichelndes — Natur, Wahrheit, Ueberzeugungstreue wirkten auf der Rednerbühne, so lange die Menge noch nicht verwöhnt und verdorben war.

Aber Perikles war, trotz aller seiner glänzenden Eigenschaften, kein Charakter, sondern eben nur ein wunderbar begabtes Talent. Damit hat er denn auch reichlich gewuchert und ungewöhnliches Glück gehabt. Wenige haben die Umstände besser zu benutzen verstanden, um glänzende Erfolge zu erzielen; allein um die losgebundene Volkskraft zusammenzufassen, zu organisiren und mit ihr auch über das Verhängniß zu triumphiren, dazu hatte der kluge und feingebildete Staatsmann weder Entschlossenheit, noch Entschiedenheit genug. Er war zu sehr der Mann der richtigen Mitte, statt daß er rücksichtslos seinen Gegnern auf den Leib rückte und das Glück an seine Thatkraft fesselte. Man hat es ihm oftmals zum Ruhme nachgesagt, daß er kein selbständiger Parteimann und kein neuerungssüchtiger Demagoge gewesen, daß er, dem ältesten Landesadel entstammt, doch zugleich als Alkmäonide die Idee der Bewegung vertrat, daß er mit Besonnenheit und Gerechtigkeit ausführen wollte, was Themistokles in Hast und gewaltsam erzielte. Allein gerade diese Politik, die mit einer demokratischen Verfassung das unmöglich gewordene Adelsregiment auszusöhnen bemüht war, die Instinkte der Menge nicht zu gebrauchen verstand, mußte an den Schwierigkeiten der Lage scheitern. Für unverschuldetes Mißgeschick soll man Keinen verantwortlich machen — wohl, aber der Staatslenker, in dessen Händen gewaltige Mittel zur freien Verfügung liegen, muß im Sturme die Masten retten, und insofern ist er auch für sein Unglück verantwortlich. Darin gerade bestand die Meisterschaft großer Feldherren und Staatsmänner, z. B. Friedrich's des Großen und jenes Oraniers, der als Wilhelm III. den englischen Thron bestieg.

Der politische Pragmatismus mit seinen ausgleichenden Noth-

Digitized by Google

behelfen hat sich furchtbar an Perikles und seinem Staatswesen gerächt. Einmal auf dem Höhenpunkte ihrer Erfolge angelangt, mußte seine Regierung, eben weil das Talent der Schwungkraft eines durchgreifenden Charakters entbehrte, unaufhaltsam in die Ohnmacht halbbenutzter Kräfte zurücksinken. Zugleich nahm der gesammte geistige Aufschwung, trotz seiner riesenhaften Entwickelungsfähigkeit, unrettbar an der rückgängigen Bewegung Theil. Die Wunderblume war geknickt, so viele Lebenskraft sie auch besitzen mochte, um neue Sprößlinge zu treiben. Der Riß, der mit einem Male durch die gediegene Weltanschauung ging, das kummervolle Bewußtsein des Vergänglichen mitten unter den kühn dem Unendlichen entgegenstrebenden Geistesthaten spricht sich besonders prägnant in der rührenden Klage des Elegikers aus: „Mensch, du bist hinfällig und schwach, das Leben kurz, also entweder genieße es vollständig, oder suche das Dauernde in dir selber, und fliehe jeden Genuß, der unsicher und unbeständig ist". Dieses Entweder-Oder wurde verhängnißvoll: die bildende Kunst pragmatisirte in derselben leidenschaftlichen Erregung, die der Dichter als sinnlichen Genuß predigte. Dem Euripides ist es bereits nicht mehr zu thun um die Schönheit des dichterischen Gedankens, er hascht nach poetischen Schönheiten, setzt an die Stelle des nationalen Ethos die geistreiche Reflexion, giebt statt der Personifikation des Hellenenthums dessen gemeinmenschliches Spiegelbild. In seiner Geschichtschreibung enthüllt Thucydides nicht mehr das Göttliche im Nationalen, vielmehr die menschliche Subjektivität in dem Reichthum ihrer Motive, der Liebe und des Hasses, und Xenophon treibt seinen Pragmatismus so weit, daß ihm bei jeder Schilderung ein beschränkter, sei es moralischer, sei es politischer Zweck vor Augen schwebt, den er dem Leser eindringlich zu Gemüthe führt. Seine Rede endlich richtete Isokrates so ein, daß Rhythmus und Numerus, das Verhältniß der Selbstlauter zu den Mitlautern, der künstliche Aufbau der Gedanken sich in das Ohr einschmeichelten und überredeten, weil sie nicht zu überzeugen vermochten. Je weiter sich die Künste mit ihrer pragmatischen Absichtlichkeit von dem religiösen Mittelpunkt des Staatslebens entfernten, sich spalteten und besondere Richtungen verfolgten, desto mehr verloren sie von ihrem Einfluß auf das Ganze. Was in anderer Beziehung ein Verdienst an Perikles war, daß er die Philosophie im Staate zu Ehren brachte und die weibliche Bildung in ihr Recht einsetzte, das war unter den gegebenen Umständen doch nur ein Symptom des Verfalls.

Denen zwar werden wir nicht beipflichten, die mit dem Tode des Perikles alles Große, was unter seinen Augen geschah, zu Grabe gehen lassen. Hat ja doch jetzt erst die hellenische Philosophie ihre ganze Herrlichkeit entfaltet, und gerade die volle Reife des Selbstbewußtseins indizirte in Athen, wie anderwärts unter ähnlichen Verhältnissen, den günstigen

Digitized by Google

Augenblick zum politischen Handeln, zur festen Begründung der demokratischen Institutionen, wozu Perikles weder den Muth, noch die staatsmännische Befähigung besaß. Armee, Flotte, Staatsschatz wußte er in trefflichen Stand zu setzen: für die Verfassung hat er wenig oder nichts gethan, weil es ihm allein auf das Beschwichtigen und Zügeln ankam. An Mitteln und Kräften fehlte es wahrhaftig nicht: nur eines hervorragenden Kopfes und überlegenen Willens bedurfte es, um die Demokratie zu organisiren. Hätte Alcibiades sich selbst zu beherrschen, mit reinen Absichten und energischen Entschließungen die Wiederherstellung seines Vaterlandes zu verfolgen gewußt, wer wollte sagen, daß es ihm nicht gelungen wäre, nicht hätte gelingen können, der staatsbürgerlichen Freiheit und durch sie der Einheit Griechenlands in Athen eine sichere Stätte zu bereiten, nachdem der Hegemonie-Gedanke in der Form knechtender Unterjochung sich als tyrannisch und unausführbar erwiesen! Seit Grote's meisterhaften Untersuchungen kann kein Unbefangener länger in die herkömmliche Verurtheilung der damaligen athenischen Demokratie einstimmen, und Köchly hat namentlich in der ihm eigenen anmuthigen Frische und edlen Anschaulichkeit den Beweis geführt, daß die Anklage gegen Sokrates keineswegs das Werk blinden und gemeinen Parteihasses war. Es war den Leuten voller Ernst mit ihrem Staatswesen, aber es fehlte ihnen an tüchtigen Führern, weil der Adel von seinen oligarchischen und tyrannischen Gelüsten nicht lassen mochte.

Mit der Glanzzeit der italienischen Kunst verhält es sich im Ganzen ebenso. Die Cinquecentisten sind die goldenen Früchte eines überreichen Vegetationsprozesses, der die politische Wiedergeburt Italiens in Aussicht stellte. Die Ungunst der Verhältnisse hat sie im Keime erstickt, wie einstmals in Hellas. In jener Gährungsperiode, die der kirchlichen Reformation vorausging und sie zum Theil begleitete, haben auf italischem Boden ganz ungeheure Kräfte durcheinander gearbeitet, und zwar mit derselben Beimischung sinnlicher, selbst derb naturalistischer Elemente, ohne die es in der Kunst keine wahre Erhabenheit, keine echte Idealität giebt. Wie in Hellas hatten die Stämme Italiens in Staatsleben und Kunst ihre Sonderentwickelung durchgemacht, großentheils unter dem Einfluß des Wiederauflebens des antiken Staates und der antiken Kunst: das Höchste, wozu er befähigt war, konnte der Genius des Volkes nur dann erreichen, wenn in einem Mittelpunkte alle Richtungen sich vereinigten und aus der Vereinigung Musterbilder italienischer Kunst hervorgingen. Die Wahl lag im Grunde von Anfang an ausschließlich zwischen Rom und Florenz, wie in Hellas zwischen Sparta und Athen; denn Venedig war zu isolirt, Mailand zu sehr mit Fremdem vermischt und den Fremden ausgesetzt, Neapel gleichfalls seinen nationalen Lebensbedingungen entrückt. Aber Rom hatte außer seiner geschichtlichen Vergangenheit vor Florenz seine kirchliche Machtstellung voraus:

Digitized by Google

es war recht eigentlich nicht blos der durch seine Vergangenheit, sondern auch seine Gegenwart berufene Mittelpunkt Italiens, der natürliche Vorkämpfer seiner nationalen Wiedergeburt. Eine Zeit lang schien es in der That, das Papstthum würde sich an die Spitze der Bewegung stellen, so unbefangen und allseitig konnten unter den Augen des bestellten Hüters der Rechtgläubigkeit die freiesten humanistischen Bestrebungen zum Worte gelangen. Wie wenig fehlte, daß eine neue, eine reformatorische Weltanschauung an Stelle der überlebten mittelalterlichen trat! Die vornehme Charakteristik der Florentiner, die Zartheit und Innigkeit der umbrischen Schule, die ausdrucksvolle Tiefe der Lombarden, der duftende Farbenschmelz der Venetianer — sie alle hat Rafael in einen römischen Künstlerkranz geflochten und damit wirklich das Größeste gethan, um die Idee des Christenthums in der Form der Antike und mit der frischen, unbefangenen Gesinnung des Humanismus künstlerisch zu verherrlichen. Aber auch ihm ist es mit der Malerei ergangen, wie früher Phidias mit der Skulptur: der gedrungene Naturalismus seiner Vorgänger und der objektive Zusammenhang mit den nationalen Bildungselementen kam ihm immer mehr abhanden, und so stellte sich ganz unvermeidlich derselbe pragmatische Subjektivismus ein, der die rückgängige Bewegung des Perikleischen Zeitalters kennzeichnet. Michel Angelo war bereits ganz und gar auf seine eigene, allerdings titanisch angelegte Natur gestellt. Kaum noch weiß man in seinen Werken den Faden zu finden, der ihn mit seinen Vorgängern verknüpft, so rückhaltslos folgt er seinen Eingebungen. Zu solchem unumwunden ausgesprochenen Subjektivismus gesellt sich der Universalismus seiner Leistungen. Als Bildhauer, Maler, Architekt, Dichter ist er nicht blos thätig gewesen, sondern hat auf allen Gebieten Unvergängliches geschaffen. Irgend eine Einschränkung durch das Herkömmliche kennt er nicht: so viel er von dem Verlauf der Weltgeschichte weiß, das sucht er bildlich darzustellen. Einen größeren Pragmatiker in der Kunst hat es nicht gegeben, als Michel Angelo. Nur können Nationen einen derartigen Pragmatismus auf die Länge nicht ertragen, weil dazu eine Begabung gehört, die selbst über das Maß des so reich ausgestatteten italienischen Volkes hinausreicht.

Nicht anders stand es um die anderen geistigen Thätigkeiten und ihren Einfluß auf das nationale Kulturleben. An sich keineswegs unbedeutend, griffen die Erzeugnisse nicht ein in das Ganze, standen vereinzelt und ohne Rückhalt. Darüber aber kann kein Zweifel sein, daß für das durch eine reiche Schule der Erfahrung gegangene Geschlecht der Augenblick gar nicht günstiger hätte sein können, um Hand an den politischen Neubau zu legen. Damals war Italien frei und einig zu machen. Gedanken der Art regten sich auch im Vatikan; es trat ein Umschwung von ganz unberechenbarer Tragweite ein, allein weit entfernt, seine politische Stellung und Macht voll-

Digitized by Google

kommenheit im Herzen Italiens zu begreifen und auszufüllen, schlug das Papstthum kopfüber eine rückgängige Richtung ein und steuerte mit vollen Segeln dem mittelalterlichen Traumbild einer geistlichen Weltherrschaft zu. Ueber dem Unerreichbaren und geblendet durch einige überraschende Erfolge verlor es das Erreichbare, die Neubildung Italiens, völlig aus den Augen und ist seitdem, als die Völker einmal anfingen, sich zu ernüchtern und den Weihrauchwirbel von ihren näherliegenden Bedürfnissen hinwegzuscheuchen, von Stufe zu Stufe tiefer gesunken. Dauernd beherrscht eine Macht die Gewissen nur dann, wenn sie auch die Geister und das vernunftmäßige Denken zu gewinnen versteht.

England verdankt seine Größe zumeist dem Umstand, daß die Nation rechtzeitig mit dem Verlangen nach politischer Freiheit in die durch die Reformation wach gewordene geistige Bewegung eingriff. Das Perikleische Zeitalter Englands war die Regierungszeit der Königin Elisabeth. Durch zwei Generationen war die Nation in den gewaltthätigsten und blutigsten Religionsfehden zerfleischt und von den staatlichen Interessen abgezogen worden. Als Elisabeth unverhofft den Thron bestieg, wußte Niemand, welchen Glaubens sie war, ob katholisch oder protestantisch: Perikles, wie er die staatsmännische Laufbahn betrat, ließ es ungewiß, zu welcher Partei er sich schlagen würde. Im Besitze der Macht verfolgte er eine besonnene Vermittelungspolitik eigener Erfindung auf breiter demokratischer Grundlage. Elisabeth schuf sich nach ihren Bedürfnissen eine besondere, die anglikanische Kirche, gleich feindselig gegen Papisten und Puritaner, und regierte den Staat in Uebereinstimmung mit den gesunden Instinkten der Masse. Perikles verstand es, der Adelspartei, zu der er seiner Abstammung nach gehörte, Schritt um Schritt den Boden unter den Füßen wegzuziehen und nach dem Willen des Volkes zu regieren. Wie er die Bundesgenossen zwang, der demokratischen Fahne Athens treu zu bleiben, so hat Elisabeth die unruhigen Barone ihres Reichs mit einer Strenge, die ihres tyrannischen Vaters und ihrer Schwester, der blutigen Mary, würdig war, zu Paaren getrieben und, die sich freiwillig demüthigten, in Gehorsam gehalten. Das auf die Macht Athens eifersüchtige Sparta verlangte die Ausweisung dessen, der eben diese Macht begründet hatte und stützte, des Perikles. Papst Pius V. hatte weniger die Dreistigkeit als den Unverstand, die Königin, deren Rechtgläubigkeit sein Vorgänger aus triftigen Gründen nicht zu bemängeln für gut fand, in einer eigens darüber ausgestellten Bulle des Verbrechens der Ketzerei für schuldig und ihres vorgeblichen Rechts an die englische Krone für verlustig zu erklären. Die Wirkung war die, daß die Papisten in England mit ihrem Kopfe dafür büßen mußten, zumal als es ruchbar wurde, daß Philipp II., der in den Niederlanden gegen seine Ketzer wüthete, bei den gegen Elisabeth angezettelten Verschwörungen die Hände im Spiele hatte.

Digitized by Google

Ganz besonders fällt die Aehnlichkeit ins Gewicht, welche die das Perikleische Zeitalter einleitende Schlacht von Salamis mit der Vernichtung der spanischen Armada hatte. Wie es bei jugendlich aufstrebenden Völkern in der Regel der Fall ist, that das Glück für die Sieger hier und dort weit mehr als Tapferkeit und Geschicklichkeit. Um so unaufhaltsamer trieb und drängte der unerwartete Erfolg die sinnliche Lebenslust und naturalistische Thatkraft, ohne welche der Künstlergeist niemals das Stoffliche, womit er es zu thun hat, vollkommen zu bewältigen im Stande ist. Es mag wohl sein, daß der Athener des fünften Jahrhunderts vor Christus einen edleren und sinnigeren Genuß liebte, als der Engländer des sechszehnten Jahrhunderts nach Christus: mit ganzen Sinnen genossen habe Beide, mochte ein Perikles den Gesprächen der Aspasia lauschen, oder Ben Jonson, nach der leidigen Sitte seiner Zeit[1]), das dichterische Feuer aus dem Becher schöpfen. Elisabeth selbst hat die Genüsse ihrer mit starken und erregten Nerven ausgestatteten Unterthanen nicht verschmäht. Zwar treten immer wieder Geschichtschreiber auf, die aus übel angebrachter Galanterie für den anbrüchigen Ruf gekrönter Frauen eine Lanze brechen. Um über den Platonismus der zwischen der Königin Anna und dem Kardinal Mazarin bestehenden Freundschaft ins Klare zu kommen, genügt ein einziger Brief, den die bereits sechszigjährige Fürstin im Tone widerlicher Verliebtheit an ihren Günstling schrieb. Das Archiv von Simancas verwahrt Gesandtschaftsberichte des Bischofs von Aquila, Alvarez de Quadra, an Philipp II. vom Jahre 1560, worin es heißt, insgeheim sei Cecil zu ihm, dem Gesandten, gekommen und habe ihm anvertraut, die Königin habe Robert Dudley, dessen Frau unter räthselhaften Umständen plötzlich verstorben, zum Herrn der Regierung und ihrer Person gemacht, worauf im Kabinetsrath beschlossen worden, die Königin abzusetzen und Beide im Tower einzukerkern. Man sei jedoch davon abgestanden, weil sich kein passender Nachfolger gefunden, weder Darnley, der Kandidat der Katholiken, noch der streng protestantische Graf von Huntingdon, aus dem Hause York. Bedenke man: wie Elisabeth sich in ihrer Jugendzeit halb dekolletirt malen ließ, so that sie es auch in späterem Alter wieder. Nicht weniger als 3000 Stück Kleider hat sie hinterlassen.[2])

Das war noch das „lustige Altengland“ der goldenen Zeit, nicht jenes finstere, sektenreiche unter Jakob I., der in höchsteigener Person gegen Hexen inquirirte und über den Hexenprozeß mit wüster Gelehrsamkeit angefüllte Bücher verfaßte. Eine so einheitliche, kernige und unverfälschte Dichternatur, wie Shakspeare, hätte schwerlich in einer andern Atmosphäre gedeihen können, denn schon Milton verräth als Dichter bereits eine in sich

[1]) Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk XIII, 147.
[2]) J. Falke, Die deutsche Trachten- und Modenwelt II, 108.

Digitized by Google

gespaltene Reflexionsperiode, und wie hätte vollends das Drama gedeihen können, als William Prym auf tausend Groß-Quart-Seiten seinen „Histrio-Mastix“ schrieb, um zu beweisen, daß alle Theatervergnügungen Teufelswerk sein müssen, „weil die Schauspiele besser bezahlt würden, als die besten Predigten, und weil man Ben Jonson auf besserem Papier drucke, als die Bibel!“ Auch diejenigen Kunstgrößen, die über das Zeitalter Ludwig's XIV. den hellsten Glanz verbreiten, gehören ihrer Entwickelung und Bildung nach dem heroischen Zeitalter der Bürgerkriege, ihrer derben und rücksichtslosen Leidenschaftlichkeit an. So kläglich der politische Fall Deutschlands zu der Zeit war, als unsere größten Dichter ihre Schwingen zu entfalten begannen, so war es eben doch zugleich das Zeitalter Friedrich's des Großen, das sich in mehr als einer Hinsicht mit dem Hellenenthum der Perserkriege vergleichen läßt. Gleichwohl wäre es irrig und schwer mit der geschichtlichen Erscheinung Friedrich's zu vereinbaren, wollte man den geistigen Aufschwung unseres Volkes, so viele Anregungen und Ideen ihm auch die Heldenlaufbahn des Preußenkönigs zuführte, ausschließlich auf seine Rechnung setzen. Es war über die deutsche Nation selbst, trotz ihrer Zerfahrenheit und Zerrissenheit, ein neuer Geist, die Weihe einer gewaltig aufstrebenden Naturkraft gekommen, wie denn Preußen, als Ganzes betrachtet lange nicht die meisten und ausgezeichnetsten Vorkämpfer zu dem edelsten aller Ringspiele gestellt hat. Eben jene trostlose Versunkenheit, die damals an den kleineren Höfen herrschte und von der Schlosser in seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts ein so abschreckendes Bild entwirft, die völlige Zwanglosigkeit, womit die Großen ihren sinnlichen und despotischen Gelüsten fröhnten, haben vielleicht das Meiste dazu beigetragen, den geduldigen und fügsamen Geist des deutschen Spießbürgerthums aus seinem trägen Schlummerleben aufzuscheuchen: — die vielen Millionen Schulden, welche die sächsischen Stände übernahmen, um ihrem Fürsten die Fortsetzung seiner tollen Saturnalien zu ermöglichen; jenes Mecklenburger Fräulein von Grävenitz, das in Gemeinschaft mit einem entsprechenden Bruder und Neffen dem Ministerrath des Herzogs von Württemberg präsidirte; der Minister des Kurfürsten von Würzburg, der bei einem Besuche in Stuttgart täglich zehn Maaß Burgunder trank und sich rühmte, zu Hause gehöre er zu den schwächeren Trinkern, das waren die Leute und die Maßregeln, die Deutschland wirklich in die Höhe brachten. Bald gab es keine Sitte, kein Herkommen, keine Schranken mehr, und gerade da, wo am schlechtesten gewirthschaftet wurde, brausten die frisch erwachten Geister am zügellosesten auf. Ein Ländchen von nicht viel über hundert Quadratmeilen nannte einen Wieland, Schubart, Schiller seine Söhne, wohl weniger obgleich, sondern weil der unglückliche Schubart von der Festung aus seiner Gattin schrieb, in keiner Provinz Deutschlands herrsche mehr Sklaverei im Denken, als im Württemberger

Digitized by Google

Lande[1]). Dasselbe Tübinger Theologen-Stift, dessen „formale und mystisch-apokalyptische Magister" Friedrich Nicolai[2]) so hart tadelte, konnte an Göttingen sechs Professoren abgeben, unter ihnen Spittler, Planck, Stäudlin, und jener „feine spartanische Strich von Gleichförmigkeit"[3]) hinderte nicht, daß die Bildungsanstalt junger Theologen aus ihrer Mitte einen russischen Gesandten am Berliner Hofe (Groß) und einen französischen Konventsminister (Reinhard) hervorgehen sah und die Voltaire'sche Freidenkerei bis zum „trostlosesten Atheismus" trieb.[4])

Derselbe Gotthold Ephraim Lessing, der sechsjährig in rothem Rock, rother kurzer Hose, nebst seinem Bruder Theophilus, der ein Schäfchen füttert, im Barmherzigkeitsstifte zu Kamenz gemalt zu sehen ist, hat bald darauf mit der Stärke eines Herakles die künstliche Kulturhaut abgestreift, wobei ihm zwei kleine Republiken, Hamburg und Zürich, als Stützpunkte dienten. Als erst das Kastenwesen am Boden lag, dem Herder mit die empfindlichsten Streiche versetzte; als auch unsere Künstler anfingen, in vollen Zügen aus der Quelle irdischer Freuden zu trinken; als es im politischen Sinne kein Deutschland mehr gab, aber deutsches Kraftgefühl in allen Fibern zuckte, da waren die Schranken den Heroen der Kunst nach allen Seiten geöffnet. In jener Gährungsperiode, als der Druck der Napoleonischen Gewaltherrschaft am schwersten auf Deutschland lastete, sind, wenn man näher zusieht, die meisten und bedeutendsten Saaten deutscher Kunst und Wissenschaft, von deren Früchten wir noch heutzutage fast ausschließlich zehren, aufgesproßt. Aber auch hiebei traf es sich, daß die geistige Triebkraft erlahmte, sobald die eigentlich politische Aufgabe gelöst werden sollte und in der schülerhaftesten Weise gelöst wurde.

Wäre Deutschlands politische Entwickelung mehr in Uebereinstimmung mit den Wünschen und Bedürfnissen der Nation erfolgt, so stände schwerlich zu bezweifeln, daß die deutsche Kunst an stylistischer Einheit gewonnen, vielleicht aber an Vielseitigkeit verloren hätte. Ob man sich von einer, nur annähernd befriedigenden Lösung der deutschen Frage eine rasche Besserung unserer Kunstzustände versprechen darf, ist sehr fraglich und an der Hand der Geschichte kaum zu bejahen. „Wenn einmal der Tag der Verheißung anbricht, wo die deutschen Stämme sich als ein Volk fühlen und alle Kräfte frei und fröhlich regen werden; wo der Athem eines neuen Lebens den alten Volks- und Kunstgeist wieder aufwecken wird, der wieder schöne Feste schaffen und sie mit seinen besten Blüthen schmücken wird: dann mag man auch des

[1]) D. F. Strauß, Schubart's Leben II, 190.

[2]) Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz XI, 92.

[3]) Spittler, Geschichte Württembergs 163.

[4]) Religionsphilosophische Episteln des Grafen Reinhard, im „Telegraphen" von 1847. Nr. 88 ff.

Digitized by Google

Ammergauer Passionsspiels gedenken und alles dessen, was daran zu knüpfen ist". So schrieb Eduard Devrient im Jahre 1850 aus Anlaß des seitdem wiederholten Passionsspiels, und wie Viele harren des Augenblicks, da die deutsche Einheit auch ein einheitlicheres Kunststreben hervorrufen soll! Immerhin, aber lassen wir uns das Warten nicht verdrießen. Bis über die Ohren steckt unser Zeitalter in der kritischen Reflexion, und diese gerade ist es, die mit dem Tadel des in der gegenwärtigen Lage Geleisteten gar zu gern Aussichten in eine glänzende Zukunft eröffnet. Allein selbst angenommen, unsere nationale Einigung ginge rascher von Statten, als sich erwarten läßt, so dürfte es mit dem Erwachen durchschlagender Idealkräfte schon aus dem einfachen Grunde Verzug haben, weil trotz des lebendig erwachten Nationalitätsprinzips Künste und Wissenschaften von Jahr zu Jahr weltbürgerlicher werden. Und überhaupt ist der heutige Einheitsstaat an künstlerischer und wissenschaftlicher Bildung dem zerklüfteten Deutschland im Großen und Ganzen nicht voraus. Wenn, was ich zuversichtlich hoffe, Italien in dieser Beziehung große Fortschritte verheißt, so hat mittelbar die politische Bewegung ihren Antheil daran: der eigentliche Hebel wird aber doch in dem Wegfall derjenigen Beengungen und Einschränkungen zu suchen sein, deren der deutsche Geist längst Meister geworden ist. Eine Kunstepoche entsteht aus einer neuen Weltanschauung, diese aber ist nichts weniger als gleichbedeutend oder zusammenfallend mit den Wendepunkten des öffentlichen Lebens.

Wer von dem heutigen Frankreich behaupten wollte, es spiele keine bedeutende Rolle in der Politik, ja, wer auch nur der Regierung des Kaisers den Ehrentitel der Ton angebenden Macht in dem europäischen Konzerte streitig machte, der würde sich in sehr fühlbarem Irrthum befinden. Und dennoch haben alle die, zum Theil höchst überraschenden Erfolge zur Hebung und Belebung der Kunst in ihren verschiedenen Verzweigungen nicht nur nichts beigetragen, sondern umgekehrt eine rückgängige Bewegung verursacht, deren Ende und Ziel sich nicht einmal übersehen läßt. Oder ist es Uebertreibung, daß aus der französischen Kunst, wie sie sich aus der Napoleonischen Politik, wenigstens unter ihrem Drucke, entwickelt hat, der Idealismus, die Schwungkraft einer sittlichen Weltanschauung nahezu bis auf den letzten Rest verschwunden ist und nur noch in einigen wenigen greisen Trägern der früheren Ideen ein kümmerliches Dasein fortführt? Selbst Victor Hugo, der doch außerhalb der politischen Bewegung seines Heimathlandes steht, ist der ideenlosen Reflexion und Negation verfallen: sein hervorragendes Talent zerstreut den leuchtenden Strahl des dichterischen Gedankens in eine Menge politischer Pointen, tendenziöser Reflexlichter, überraschend und kitzelnd, aber ohne alle Beseelung und zum Theil auf den wilden Instinkt der Massen berechnet. Der Einwand, darin bekunde sich der gesunde und

Digitized by Google

nüchterne Realismus unseres Zeitalters, das überlegene Geschick des Individualisirens nach Inhalt und Form, läßt sich nicht ganz zurückweisen, trifft jedoch, näher besehen, weit weniger die Sache als die Darstellung. Das ist eben keine Kunst mehr, die durch tendenziöse Genrebilder und geistreiche Kleinmalerei Großes und Ideales darstellt und auf den zweideutigen Erfolg spekulirt, der dem begabten Künstler um so reichlicher zu Theil wird, je leichter er es selbst dem mittelmäßigsten Kopfe macht, zwischen den Zeilen zu lesen und im raschesten Wechsel der Situationen Miterlebtes in melodramatischer Gewandung an dem trüben Spiegel seiner reizbedürftigen Seele vorübergehen zu lassen.

Es ist, als ob diese Art Kunstschöpfung den Naturwissenschaften, wie sie gegenwärtig vorzugsweise betrieben werden, ihr Geheimniß abzulauschen trachtete. Wie der Eifer des Naturforschers sich vorzugsweise, wo nicht ausschließlich, den chemischen und physikalischen Vorgängen im organischen Lebensprozesse zuwendet und im Stoffwechsel, der überall nur denselben Gesetzen gehorchen kann, das Leben selbst nach seinem intellektuellen und sittlichen Gehalte fixiren zu können wähnt, so senkt der Künstler seine Sonde in die Vorgänge des sozialen Lebens und sucht aus den Bewegungen, auf die er stößt, ein Ideal, das selten mehr ist als eine Karikatur, zu entwerfen. Mehr oder weniger sind alle Kunstbestrebungen des heutigen Frankreichs von diesem Grundübel angesteckt: der sinnliche Reiz der äußern Erscheinung wird genreartig bloßgelegt, und was daran geistiges Eigenthum des Künstlers ist, das beschränkt sich auf die Art des *Vortrags* in Wort, Ton, Farbe, Zeichnung, ohne daß die Erfindung tiefer zu gehen hätte, als der geschärfte Blick des Auges, das aufmerksame Lauschen des Ohrs und der geweckte Sinn für die Eigenschaften der Umgangssprache.

Der Charakter der französischen Kunst ist nicht sowohl *konventionell*, als *konversationell*: nicht blos in der Musik und Dichtung, auch in Malerei und Skulptur kann der Kenner ohne Mühe den Geist der französischen Sprache belauschen, und in *dem* Sinne haben die besseren französischen Kunsterzeugnisse ohne Unterschied etwas „*Sprechendes*“. Man begreift darum auch, warum der Franzose, der sich nur in seiner eigenen Sprache gern unterhält, allein bei den Werken französischer Künstler Unterhaltung findet. Nicht sein nationaler Stolz, wie in ähnlicher Lage den Britten, vielmehr sein exklusiver Sinn treibt ihn dazu. Es fehlt ihm das tiefere Verständniß alles dessen, was er sich nicht schon von Kindesbeinen an mit der Muttersprache und durch sie angeeignet hat. Das erste Gesetz der französischen Sprache ist *Klarheit*: sie verabscheut alles Dunkle[1]), da-

[1]) **Philarète Chasles** in seiner Introduction zu Bescherelle's Grammaire nationale.

Digitized by Google

her eine dunkle Redensart nicht mehr französisch sein kann. Auf dem Wege bildete sich eine reine, durchsichtige, für die Detaildarstellung bewundernswürdige Sprache, ein handliches und leichtes Werkzeug für den täglichen Verkehr, jedoch ohne die durchschlagenden Hülfsmittel, treffenden Wendungen, leidenschaftlichen Ellipsen und kräftigen Farben anderer Sprachen. Bettelstolz (une gueuse fière) hat Voltaire die Sprache genannt, die in seinem Tiegel die letzten Reste ihres früheren Bodengeschmacks ablegte. Um durch keine mächtigen Bissen die Ungeduld des Hörers und Lesers zu reizen, giebt das Französische die Sache theelöffelweise: weil es sich nicht verwickelt, verwirrt es nicht und eignet sich darum ganz vortrefflich für den gerichtlichen und parlamentarischen Vortrag.

Das aber ist zugleich der Schlüssel, der die Geheimnisse der französischen Kunst aufschließt. Es kommt bei ihr Alles auf den Vortrag an: auch das Kleinste soll so ausgedrückt, gesagt sein, daß Jedermann es auf den ersten Blick, mit offenem Ohre versteht. Leichtverständliche Detaildarstellung — das ist es, was der Franzose verlangt und erstrebt. Ob ein wohl gegliederter Gedanke dahinter steckt, kümmert ihn nicht. Von der Seite angesehen hat, wie die deutsche Sprache, so auch die deutsche Kunst sich manches Gute von den Franzosen angeeignet, allerdings unter dem gleichzeitigen und schwer zu sondernden Einfluß der bei uns ohne Vergleich lebendigeren und wirksameren Bildungselemente des klassischen Alterthums. Im Besitze einer Stamm- und keiner abgeleiteten Sprache, liebt der Deutsche von Hause aus das Tiefe und Innige. Sein Sinn ist auf das Ganze gerichtet und schon dadurch, daß der verschlungenere Satzbau und die planmäßigere Periodisirung, deren wir uns bedienen, die Aufmerksamkeit stärker fesselt, gewährt das Deutsche den Vortheil, das Nachdenken zu steigern und im gleichzeitigen Zusammenfall mehrerer Gedanken einen Gesammtgedanken zu erzeugen, dessen der Franzose entbehrt. Nicht ohne ein Gefühl von Wehmuth kann man sich bei unbefangener Würdigung unserer heutigen Literatur der Worte A. v. Humboldt's erinnern, womit der Altmeister der deutschen Wissenschaft seinen Dank für die wohlwollende Aufnahme des „Kosmos" ausdrückte: „Wie er so unerwartet hat gefallen können? Es liegt wohl in dem, was die Menschen sich dabei denken, und in der Bildsamkeit unserer deutschen Sprache, die es so leicht macht, etwas anschaulich zu machen, durch Worte zu malen."

Sehr beeinträchtigt wird dieser Gewinn durch die dem verwickelten Satzbau anhaftende Dunkelheit und Unbestimmtheit. Wie Viele glauben tief und gedankenvoll sich auszudrücken, wenn sie in möglichst unklaren Redewendungen sich ergehen! Diese sehr üble und weder in der Wissenschaft, noch in der Dichtung beseitigte Angewöhnung empfindet man besonders schmerzlich, wenn zuweilen unsere Maler, Bildhauer und wohl auch Musiker sich veranlaßt



Digitized by Google

finden, ihren Kunstschöpfungen mit gedruckten Erklärungen zu Hülfe zu kommen. Welch' gespreizter und unklarer Styl kommt bei dergleichen stylistischen Versuchen hin und wieder zu Tage! So schildert ein jüngerer talentvoller Bildhauer den König, den er darstellte, „als Triumphator, getragen von seinem begeisterten Volk, das durch Idealgestalten repräsentirt ist. Diese Idealgestalten sind männliche, weil das männliche Element mehr dem Gedanken als auch dem Begriff der gewaltigen Last der Reiterstatue entspricht, welche zugleich ganz materiell auf den Schultern der Träger zu ruhen scheint". Weit entfernt, dem bildenden Künstler zuzumuthen, daß er mit der Feder so gut Bescheid wisse als mit dem Grabstichel, wird man es dennoch höchst bedenklich finden, wenn ein Künstler sich über seine Kompositionen nicht besser auszudrücken weiß. Wer so schreibt, der kann sich seine Aufgabe unmöglich klar gedacht haben: er sagt etwas, was er selbst nicht versteht, und erweckt damit den begründeten Verdacht, daß seine künstlerischen Intentionen ebenso unverständlich sind, wie seine Ausdrucksweise. Der Vorwurf trifft indessen keineswegs den Einzelnen, sondern die deutsche Kunst überhaupt: in Folge ihres an sich ganz löblichen Bestrebens, sinnig und gemüthvoll zu erscheinen, läßt sie sich häufig genug verleiten, zu „schwimmeln und zu schwebeln"; nach Empfindungen zu haschen, die in ihrer oft mystischen Zerflossenheit sich mit dem Formprinzip und den Darstellungsmitteln der Kunst nicht vertragen. Daher kommt es, daß die Leistungen deutscher Künstler so oft zwischen dem Verlangen nach beseelter Einheit der Komposition und dem Unvermögen, diesen einheitlichen Gedanken in allen seinen Theilen klar und verständlich darzustellen, hin und her schwanken. Es ist somit der Mangel an Vortrag, der sich unter uns besonders fühlbar macht, und da, wo unsere Kunst vorzutragen versteht, geschieht es weniger aus angebornem als anerlerntem Geschick.

Die Halbheit ihrerseits ist unzertrennlich mit der Mittelmäßigkeit verbunden und setzt sich um so zäher fest, je unselbständiger Schulen und Richtungen dem Beispiel Ton angebender Meister folgen. In der Routine, dem mehr oder weniger handwerksmäßigen Nachmachen ersteht der wahren Kunst ihr gefährlichster Feind, weil ohne den Antrieb zum Erfinden sich die noch so geringe Eigenthümlichkeit abstumpft, die dem Führer der Richtung, dem Begründer der Schule Stellung und Einfluß verlieh. Ein Talent, das seinen eigenen Weg geht, wird jedesmal irgend Etwas zur Geltung bringen; ist es blos geführt, tritt es nur in fremde Fußtapfen, so geht es nicht allein dessen verlustig, was es eigenthümlich besitzt, sondern es weiß selbst das nicht ganz zu verwerthen, was es sich angeeignet hat. Durch die Natur zum Idealisten geschaffen und ganz besonders auch durch die Ursprünglichkeit seiner Sprache dahin geleitet, fehlen dem deutschen Künstler der Gegenwart zwar keineswegs ideale Motive, in der Regel aber weiß er sie nicht gehörig

Digitized by Google

geltend zu machen, sei es, daß er in ein sentimentales Spielen verfällt, oder dem realistischen Zuge der Zeit gern Rechnung tragen möchte. In Wahrheit kommt dabei weder der Idealismus, noch der Realismus zu seinem Rechte, und hierin dürfte das Grundübel unserer Kunstzustände zu suchen sein. Nicht etwa als ob Deutschland Mangel litte an bedeutenden Kunstleistungen: nur darüber haben wir uns zu beklagen, daß die wirklich großen Meister immer seltener werden und auf einzelnen Gebieten ganz fehlen. Am schmerzlichsten empfindet man es, daß der Idealismus gerade da, wo er besonders am Platze ist, wie in der Skulptur, von Tag zu Tag mehr verschwindet, woran allerdings der schlechte Geschmack des zu Bestellungen berufenen Publikums, die zuständigen Behörden nicht ausgenommen, und die mit unglaublicher Einseitigkeit betriebenen archäologischen Studien großentheils schuld sind. Wenn todte Gelehrsamkeit das Geschmacksurtheil zu schaffen und zu schärfen im Stande wäre, müßte es ganz vortrefflich um die deutsche Bildhauerei stehen; leider aber findet gerade das Gegentheil Statt und der Zeitgeschmack huldigt mit souveräner Beschränktheit den ausgetretenen Geleisen einiger Meister von Ruf, die für ihre Zeit Werthvolles schufen und anregend auf ihre Schüler wirkten, aber unmöglich kanonische Bedeutung gewinnen durften, sollte ihre Kunst sich nicht zum Stillestehen verurtheilen. Einigen nicht zu übersehenden Anzeichen nach zu schließen, ist es nicht die deutsche, wohl aber eine mit der unsrigen stammverwandte Kunst, bei der sich idealistische Regungen vielversprechender und ausgiebiger Art verspüren lassen; selbst die Vermuthung hat viel für sich, daß Nordamerika in nicht allzu ferner Zeit in diesen idealen Entwickelungsprozeß nachdrücklich eingreifen wird. Vor allen andern Geistern muß der Künstler frei sein, frei namentlich auch von den Ueberlieferungen und Hülfsmitteln, die ihm zu Gebote stehen. Trotz aller ihrer Vorzüge hat nicht die englische Sprache Shakespeare zum großen Dichter gemacht; denn das Englische, weil es aus mehreren ungleichartigen Bestandtheilen zusammengesetzt ist, muß hinsichtlich seiner künstlerischen Verwerthbarkeit den reinen Stammsprachen nachstehen. Shakespeare, wie jeder echte Künstler, verdankt seine Größe der persönlichen Ueberlegenheit seines Dichtergenius[1]), und so kann es überhaupt kein Darstellungsmittel geben, das den innern Gehalt der Kunstleistungen bedingt.

Wir leiden an einem durch den Modegeschmack beeinflußten, der natürlichen Begabung des Künstlers vornämlich gefährlichen Kunstpragmatismus, an der Sucht, sich den Neigungen und Liebhabereien Derer anzubequemen, die in Kunstsachen mitzusprechen und etwas zu verausgaben haben. Nicht darin liegt das Verfängliche, daß man dem Künstler den Stoff, den er behandeln soll, vorschreibt; auch wenn ihm die Wahl frei steht, wirkt der

[1]) Eimele, Die wesentlichen Unterschiede der Stamm- und abgeleiteten Sprachen 28.



Digitized by Google

Druck und die Einschränkung nur um so empfindlicher auf seine Begabung, sobald Auffassung und Behandlungsweise ihm aufgenöthigt sind. Wohin soll es führen, wenn die monumentale Kunst fast ausschließlich auf Geschichtliches und Persönliches eingeschränkt und vom eigenen Schöpfungsvermögen, dem freien Erguß ihres idealen Dranges abgelenkt wird! Nicht von der öffentlichen Meinung bestimmen, zwingen soll der Genius sich lassen, sondern umgekehrt dem Zeitgeschmacke Richtung und Urtheil vorschreiben, die widerstrebende Mittelmäßigkeit nach sich ziehen und fortwährend Aussichten in unentdeckte Kunstwelten eröffnen. Der gelehrte Areopag, womit man den Künstler und sein Werk umstellt, auf daß ja nichts Ungeprüftes sich durchschleiche, ist ein gar verdächtiger Mentor und schwerlich geeignet, den Geschmack zu läutern. Diese Art bestellter Kritik läßt sich fast ausnahmlos von pragmatischen Grundsätzen leiten und ist zu voreingenommen, um unbefangen auf die Absicht des Künstlers einzugehen; was ist also natürlicher, als daß hinwiederum der Künstler sich das Urtheil, beziehungsweise Vorurtheil, seiner kritischen Vormünder dadurch zu gewinnen sucht, daß er ihren Pragmatismus zu dem seinigen macht. So zerfallen die Ideen auch da, wo sie wirklich vorhanden sind, in eine größere oder geringere Anzahl schematischer Gesichtspunkte und die äußere Zweckmäßigkeit bestimmt die Behandlung.

Es wäre ein Leichtes, diese allgemeinen Andeutungen an den besonderen Kunstleistungen der Gegenwart nachzuweisen. Die Dichtung zumal ist ganz und gar dem Pragmatismus verfallen, womit jede Kunstschöpfung unfehlbar ihres Schwerpunkts verlustig geht. Alles wird novellenartig, ohne gleichwohl wirkliche Novelle zu sein. Zum Bessern könnte sich die Sache erst dann wenden, wenn der pragmatisch-kritische Zersetzungsprozeß sich hinüberleiten ließe in eine einheitliche, durch das Leben selbst unmittelbar getragene Weltanschauung. Im Vergleich zu andern Völkern befindet sich das deutsche insofern immer noch im Vortheil, als unser Nationalbewußtsein, weniger trotz als wegen seiner ungeeinten Mannigfaltigkeit, urwüchsige und unzersetzte Elemente genug besitzt, die sich unter günstigen Umständen zu neuen Lebenskeimen sammeln können. Wirft man einen Blick auf das in der Kaiserstadt Frankfurt abgehaltene Schützenfest, so wird man am allerwenigsten den Gewinn für den politischen Einheitsgedanken besonders hoch anschlagen dürfen; herrschte doch in der Beziehung eine Art babylonischer Sprachverwirrung, indem jeder Bruchtheil — und ihrer waren zumal unter den Großdeutschen sehr viele — den Begriff der deutschen Einheit sich nach seinen eigenen Anschauungen und Bedürfnissen zurecht legte. Nur im Gefühle, nicht aber im Gedanken lebte die Einheit Deutschlands, und darauf hin bestand die Einigkeit genau so lang, als die gemüthliche Begeisterung jeder praktischen Lösung ferne blieb. Gewonnen hat dabei keine Partei, aber gegenseitig

Digitized by Google

kennen lernen konnten sich alle. Dagegen durfte der unbefangene Beobachter aus dem Verlauf des Festes die nicht unwichtige Lehre ziehen, daß innerhalb des geographischen Begriffs „Deutschland“ viel Ursprüngliches und Gesundes vorhanden ist, was, vom frischen Hauche der Freiheit angeweht, den Stoff hergeben könnte für ein goldenes Zeitalter der Kunst. Die politische Centralisation käme nur mittelbar in Betracht, insoweit sie die äußern Hindernisse beseitigte, welche die geistige Schwungkraft niederdrücken und lähmen; etwas Anderes wäre es, wenn hervorragende Persönlichkeiten, Männer ersten Ranges aus der Masse der Mittelmäßigkeiten auftauchten und ihren riesigen Schatten auf unser Zwerggeschlecht fallen ließen. Das persönlich Bedeutende, wo und wie immer es wirken mag, weiß auch das Entfernte und Widerstrebende an sich zu ziehen, überall die schlummernden Keime zu wecken und in freudiges Dasein zu rufen. In dem Sinne können selbst die Verirrungen ausgezeichneter Menschen anregend wirken, nie aber vermag der staatliche Entwickelungsprozeß in seinem naturgemäßen Fortgang, die Summe dessen, was an bürgerlicher Freiheit errungen wird, der Kunstthätigkeit neue Bahnen zu eröffnen. Solches kommt nur von Innen heraus, durch die ursprüngliche Begeisterung für das Schöne und Erhabene.

Gesetze zwar lassen sich der Geschichte nicht vorschreiben, aber die größten Kunstepochen geben wenigstens einen Fingerzeig, daß die deutsche Kunst nicht am Vorabend großer Ereignisse steht.

Digitized by Google

# Die Modelle zum Schiller-Denkmal.

Von F. L. Klein.

Die Schaaren, die bei der Grundsteinlegung zum Schiller-Monument in dichten Massen vor dem Schauspielhause und in den benachbarten Straßen sich versammelt hatten, sah man, während der Ausstellungszeit der Modelle zur Schiller-Statue, in dem Konzertsaale, ab- und zuströmend, an denselben vorüberwogen. Zu unserer Freude zeigten sich die unteren Schichten der Gesellschaft am lebhaftesten bei diesem Pilgergange zu den Konkurrenz-Modellen für das Standbild des größten deutschen Nationaldichters betheiligt. Dieser Zug und Drang der Massen nach dem Anblick, nach der schaubildlichen Gegenwart idealer Größe, die keine Persönlichkeit unmittelbarer und überzeugender vor Augen stellt, als Schiller's, entspringt selber aus dem unvertilgbaren Seelenbedürfniß nach idealer Anregung und Stimmung, das gerade in dem ungebildeten, nicht minder durch Beschäftigung und Tagewerk, als durch seine Vergnügungen beengten und getrübten Volksgemüth sich oft um so kräftiger regt, um so entschiedener ausspricht. Solche Schaubegier, solches Hangen und Sich weiden an der Gestalt hingeschiedener Ideal-Schöpfer und Menschenbildner, die selbst gottbegeistert, das Geschlecht durch Begeisterung erziehen für die höchsten, ewigen Ziele der Menschheit; dieser weihevolle Aufblick zu den Bildnissen der Heroen des Ideals und Wohlthäter der Menschheit in Kraft der Versittlichung des Lebens durch schönes Maß und höchste Fülle göttlicher Inspiration — dieser Andrang und Strom der Massen zu solcher Vergegenwärtigung kann für das Gegenbild zu jener Begier gelten, womit in der Unterwelt des alten Dichters die Seelen und Geister der Abgeschiedenen nach dem Genusse des warmen, lebenathmenden Blutes lechzen. Wenn in der Schattenwelt die Luftgebilde der Todten, die körperlosen Schemen und Geister, verzehrt von ihrem Scheinleben, nach einigen Tropfen Opferblutes, nach der Labe wirklichen Lebens, körperlichen Daseins, dursten und schmachten: so dürfen wir uns hier oben, in dem Gewühle der Körperwelt, jene Sehnsucht, die den großen Haufen um das Standbild eines solchen Täufers im Geiste und in der Wahrheit

Digitized by Google

verſammelt, der mit dem lichten Waſſer des Muſenquells, als dem himmliſchen Feuer erhabener Geiſtesfreiheit, taufe — wir dürfen darin das entgegengeſetzte Begehren und Verlangen erblicken: die Begierde der im Wuſte des Gemeinſinnlichen und Alltäglichen verſunkenen Menge nach dem geiſtigen Anhauch, der ihr aus der Scheinwirklichkeit, aus dem Ebenbilde ihres im größten Ideal-Dichter verſichtbarten Nationalgenius entgegenweht.

Hiermit haben wir vorweg unſere Anſicht von der würdigſten Auffaſſung eines Schiller-Standbildes angedeutet. Im Hinblick auf Stadtbevölkerung, auf den großen Haufen, auf Marktgewühl und werkeltägige Schaumenge, gerade in Rückſicht auf dieſe, erſcheint uns als erſte Anforderung an eine Schiller-Statue: der ideale Eindruck; die Wirkung, die Schiller's leibhafte Perſönlichkeit auf ſeinen großen Kunſtgenoſſen, auf Goethe, ausübte, den dieſe Perſönlichkeit zu dem berühmten Nachruf hinriß: „Und hinter ihm im weſenloſen Scheine, Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine"; den Schiller's Perſönlichkeit zu der herrlichen Apotheoſe begeiſterte: „Bei Betrachtung von Schiller's Schädel":

Wie mich geheimnißvoll die Form entzückte!
Die gottgedachte Spur, die ſich erhalten!
Ein Blick, der mich an jenes Meer entrückte,
Das fluthend ſtrömt geſteigerte Geſtalten.
Geheim Gefäß! Orakelſprüche ſpendend,
Wie bin ich werth Dich in der Hand zu halten? — —

Von ähnlichen Empfindungen muß jeder, muß ſelbſt der gaffende Haufen ſich beim Anblick einer Schiller-Statue durchſchauert, erhoben und erhöht fühlen. Schiller's Aeußeres übte ſolche Macht auf Goethe, deſſen Erſcheinung doch ſelbſt den Nahenden gewaltig antrat. „Schiller's Augen", ſagt Goethe zu Eckermann, „waren ſanft, alles Uebrige an ihm war ſtolz und großartig. Und wie ſein Körper, war ſein Talent". Eine Ahnung von der bannenden Gottesnähe, womit das Haupt des olympiſchen Zeus den Beſchauer durchdrang, muß von dieſer Stirne ſtrahlen; ein erhabener Schwung, eine Hoheit und ideale Größe von dieſer Geſtalt ausgehen, die an den vatikaniſchen Apoll, und an Winkelmann's wunderbare, der Schönheit dieſer Statue vollkommen ebenbürtige Schilderung erinnert, aber ohne abſichtliche Schauſtellung und theatraliſches Weſen daran erinnert. Denn das Große, ja Einzige und Beiſpielloſe in Schiller's Perſönlichkeit lag eben darin, daß er ſelbſt keine Ahnung von dem idealen Pathos hatte, das ſeine Erſcheinung ausſprach. Seine Helden mag hin und wieder der Vorwurf eines bewußten Großheits-Pathos treffen: Schiller ſelbſt, der größer war, als ſeine herrlichſten Ideal-Helden, verhielt ſich völlig naiv zu dieſer ſeiner perſönlichen Größe. Niemals war eine große Erſcheinung freier von Schauſtellung derſelben. Kein Zug in dem ganzen Leben dieſes größten Ideal-Helden aller Dichter,

Digitized by Google

kein einziger Zug läßt sich entdecken, der auf die Absicht hinwiese, sich die Miene dieser Größe, sich ein Air zu geben, Stellungen gegen Beschauer und Bewunderer anzunehmen; kein Zug, der es auf Drapirung anlegte; auf ein Ecce Homo im profansten Sinne, im Sinne eitler Selbstgefälligkeit und Selbstbeschauung, was bei Goethe z. B. in so hohem Grade der Fall war, daß er sich förmlich als olympischen Zeus den Besuchern vorstellte. Deshalb scheint uns auch die Aufgabe einer würdigen Schiller-Statue von Scylla und Charybdis umgeben. Zumal für ein Kunstgeschlecht, wie das unsrige, das von Goethe die Selbstbespiegelung geerbt hat ohne sein Genie; ein Geschlecht, das zwischen französischem Realismus, der Nachgeburt des französischen Materialismus, und deutschem Idealismus hin und her tappt, wie Buridan's grauer Freund zwischen den berühmten Heubündeln. Eine Preisaufgabe des würdigsten Schiller-Monumentes konnte auf keine ungünstigere Zeit- und Kunststimmung treffen, als diejenige ist, die gegenwärtig die Geister beherrscht in Theorie und Praxis, in Schule und Leben: Die Stimmung der Eitelkeit, Genußsucht und Frivolität; eine der Schiller-Stimmung, mithin dem deutschen Genius feindselig entgegengesetzte, von Goethe's Kunstgenuß und erotisch spielerischer Behandlung der höchsten Probleme des Heiligsten und Erhabensten angefachte, und von seinen romantischen Epigonen, die er selbst verabscheute, und deren Philosophemen im Innersten verderbte, entmannte und hedonisirte Geistesstimmung: da diese Romantik jenen eiteln Selbstgenuß ins erkünstelt Mystische raffinirte; in ein frevelvolles Spiel mit schöngeistiger Frommgläubigkeit und Inkunabelnherrlichkeit. Noch zuckt diese Kunst-Frivolität dem Geschlecht in allen Gliedern, deren Gegenwirkung, die sogenannte Realistik, den Teufel mit Beelzebub austreiben will, indem ja beide die Genußsucht ihre Amme nennen: jene, die romantisch-frivole Kunst, die mit dem Idealen nur buhlt zur Befriedigung ihres Selbstgenusses und ihrer Selbstvergötterung; die realistische Kunst, die das Kunstobjekt mit der raffinirten Bestialität jenes frechen Gesellen bei Lucian behandelt, der die Statue der Göttin schändet.

Hat doch die Aufstellung der Schiller-Statue vertrocknete Elemente jener mit dem ausschließlichen Goethe-Kultus verwandten romantischen Kunst-Frivolität wieder in brausende Gährung gebracht, bei welcher Gelegenheit die maßlose Ueberhebung Goethe's mit ins Schäumen gerieth, auf Kosten Schiller's und Lessing's, die doch unvergleichlich lauterer und tiefer das deutsche Wesen und Genie darstellen, als der Schöpfer der Clavigo's, der Weißlingen, der Eduarde und ähnlicher männlicher Koquetten und griechisch-französischer Hermaphroditen, als Roman- und Tragödien-Helden. Die ausschließliche Goethe-Idolatrie auf Kosten Schiller's, oder Beider auf Kosten Lessing's, muß jederzeit für ein Symptom kunstkritischer Entnervung und der Nachwirkungen alter Frivolitäts-Sünden gelten. Die Gleichstellung dieser

Digitized by Google

drei gleichmächtigen Schutzgeister deutscher Dichtkunst und Dramatik, als unserer drei obersten Haus- und Nationalgenien, und demgemäß ihre vereinte Gruppe auf demselben Platze, zur Verehrung und Erbauung für Gebildete und Ungebildete, für Stadt- und Landbevölkerung; das ist und bleibt die beste Widerlegung jener hochmüthigen Ausschließlichkeits-Intrigue eigensinniger Kunstpedanten und tiftelnder Kunstsophisten. Denn diese in Einer Gruppe verbildlichte Gleichstellung beruht auf dem Ausspruch eines höheren Kunsturtheils und Bewußtseins, als Koterien oder Komités zu besitzen sich anmaßen dürfen: sie beruht auf dem Richtspruch und Gutachten des Nationalbewußtseins, der öffentlichen Meinung, jener höchsten Instanz allgemeiner Volks-Einsicht und Erkenntniß, von welcher Voltaire sagte, sie habe mehr Geist und Urtheilsfähigkeit, als sämmtliche Akademien Europas, und von welcher ein als Diplomat geborener Volksverächter, Talleyrand, meinte: sie sei sogar geistreicher als Voltaire und mächtiger, als die mächtigsten Potentaten zusammengenommen. Wir fügen hinzu: auch kunstverständiger, als sämmtliche Professoren der Aesthetik und Kunst-Komités und freuen uns von Herzen, daß diese Ansicht von unserer Stadtbehörde getheilt wird, die in Bezug auf die Schiller-Modelle, das öffentliche Urtheil als Grundlage bei der Preiszuerkennung nehmen zu wollen erklärte, und, was die Dreidichter-Statuen betrifft, den Konkurrenten, beim Entwurf des Schiller-Monumentes, die Rücksichtnahme auf jene Gruppe ausdrücklich empfahl.

Auch wir geben unsere Stimme nur als eine vereinzelte aus der Menge ab, mit der Verwahrung, daß wir uns nur beziehungsweise und mit Rücksicht auf die gegebenen Zeitverhältnisse und die obwaltende Zeitrichtung und Stimmung, zu Gunsten eines der ausgestellten Modelle werden erklären können. Jene Scylla und Charybdis, wovon uns die Aufgabe eines würdigen Schiller-Denkmals bedroht schien, liegt einmal, wie schon bemerkt, in dem Schwanken zwischen prosaischer, der sogenannten realistischen, und poetischer oder idealer Auffassung von Schiller's Standbild, welche letztere uns für diesen Dichter, als Ausdruck von dessen innerster Natur und Persönlichkeit, als schlechthin gefordert und bedingt erscheint. Die Klippen der Aufgabe liegen aber für den Plastiker der Gegenwart auch innerhalb der streng idealen Form, insofern diese weder schematisch nach der Antike eine volksthümliche Lebendigkeit zu gewinnen vermag; noch auch aus der Phantasie des Künstlers mit lebenskräftiger Ursprünglichkeit sich wird hervorringen können, und zwar deshalb nicht, weil eben diese Ursprünglichkeit ideal lebendiger Kunstgestaltung, aus den angedeuteten Gründen, in dem Geschlecht selber entnervt und gebrochen scheint, oder doch erst aus neuen thatsächlichen Kämpfen, Entwickelungen und Lebensgestaltungen hervorbrechen kann.

Bei der ikonischen Monumentalbildnerei steigert sich die Schwierigkeit,

Digitized by Google

indem diese Kunst, nach ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit, die äußerlich schlichte bürgerliche Figur eines deutschen Dichters unserer Zeit, entweder zum kolossalen Spießbürger aufstelzen und aufsteifen muß, oder zu einer bloßen statuarischen Phantasie-Figur mit Danecker's Schiller-Kopf drapiren, umgeben von ebenso sinnreichen als leeren und abstrakten Sockel-Emblemen. Was allein den plastischen, den standbildlichen Ideal-Charakter einer Figur, wie Schiller's, vor die Anschauung zu stellen vermöchte: der große Styl, dieses Vermögen ist eben unserer Kunst, insbesondere der Plastik, abhanden gekommen.

Der große ikonische Styl giebt sich in der Herrschaft des Idealcharakters über alles sinnliche Schauwerk zu erkennen. Ein Standbild im großen Styl erscheint vom heroischen Grundzug der Persönlichkeit so beseelt und durchgossen, daß alles Aeußerliche wie verzehrt oder stolz beseitigt verschwindet; gleichviel ob die heroische Dignität von einer geistesschöpferischen oder politischen Persönlichkeit ausgeht. Das bloß Aeußerliche spiegelt vor Allem die Schaustellung, das Repräsentiren, die Emphase. Den großen monumentalen Porträt-Statuen-Styl beglaubigt daher nur eine auf sich selbst gestellte, als Individualität und innerer Charakter, nicht als Schaugeltung sich kundgebende Hoheit. Die monumentale Porträt-Statue im großen Styl tritt an uns heran, so durchdrungen und absorbirt von ihrer subjektivsten, ihrer persönlichsten Stimmung, daß dieses ihr Selbst nur dem Beschauer, nicht der vorgestellten Person gegenwärtig zu sein scheint. Naive Größe, nicht aber Großheits-Gefühl und Selbstbewußtsein wird der erhabene ikonische Styl aussprechen, wird als Nimbus und persönlicher Glanz ein solches Standbild umfließen. Faltenwurf, Mantel, Draperie, die großartigste, breiteste — nichts verschlägt, wo vom Scheitel bis zur Sohle nicht diese idealen Grundzüge des Charakters sich zur monumentalen Persönlichkeit ausprägen. Und hat diese nur die Anschauung des Künstlers erfaßt und in seinem Bildstoff ausgewirkt, wird die Ungunst äußerlicher Zeitformen, stylwidriges, selbst kleinliches und unplastisches Kostüm jener Größe nichts anhaben können. Die Mächtigkeit des Ausdrucks, Geistesadels und der großen Behandlung wird selbst des schwäbischen Zopfstyls spotten, und den Helden, auch aus solchem Nessus-Gewande heraus zum Halbgott verklären.

Unter den „An Personen" gerichteten Gedichten Goethe's (Ausg. in 40 B. VI. S. 76) befindet sich eines „An Schiller" mit einer kleinen mineralogischen Sammlung", das so lautet:

„Dem Herrn in der Wüste bracht'
Der Satan einen Stein,
Und sagte: Herr, durch Deine Macht
Laß es ein Brödchen sein!

Von vielen Steinen sendet Dir
Der Freund ein Musterstück;
Ideen giebst Du bald dafür
Ihm tausendfach zurück."

Halten wir Umschau unter den „vielen Steinen", unter den 27 Gips-Modellen der Ausstellung, und prüfen wir ein Musterstück nach dem andern auf die „Ideen", die jeder dieser 27 Schiller's tausendfach zurückgeben soll.

Die 27 Modelle der 25 Künstler lassen sich nach den schon bezeichneten zwei Richtungen und Darstellungsformen, des bürgerlichen und idealen, gruppiren, als deren Vermittelungs-Gruppe sich auch Uebergangs-Modelle gemischter Formen von bürgerlich-idealisirendem Anstrich darbieten.

Das reinbürgerliche Genre eröffnete Julius Beyerle in Düsseldorf. Die Statuette zeigte ihren Helden im altfränkischen Leibrock, Hose u. s. w. „wie er als Denker und Dichter einem seiner unsterblichen Werke nachsinnt", nämlich mit dem Buch in der Linken, der Feder in der Rechten am Kinn des gesenkten Kopfes. Geberde und Stellung lassen keinen Zweifel darüber, daß wir einen Nachdenker vor uns sehen. Daß dieser Nachdenker zugleich Denker und Dichter ist, mochte ohne Katalog schon weniger leicht zu errathen sein. Daß Herrn Beyerle's Nachdenker gar Schiller vorstelle, glaubten wir selbst dem Katalog nicht. Der Leibrock mag Schiller's sein, auch die Weste, aber das Gesicht gewiß nicht. Nicht eine Spur auch nur äußerlicher Porträtähnlichkeit; nicht ein Zug von Schiller's Physiognomie. Das Modell schien nachzudenken: wie es denn eigentlich in diese Ausstellung gekommen, und der Denker und Dichter nur darin angedeutet: daß sich der Denker aus dem Dichter, der er sein soll, keinen Vers machen konnte, und der Dichter noch weniger aus dem Denker. Nun setzt sich das Modell auch noch in den Kopf, ein Schiller zu sein, „der einem seiner unsterblichen Werke nachsinnt!" — Wir geben dem Modell zehn Jahre Zeit, um fern vom Gensdarmmarkt darüber nachzudenken: wie es sich vom Ofensims eines Dorfschulmeisters in den Konzertsaal des Berliner Schauspielhauses verirrt hat, mit der Anwartschaft, als zehn Fuß hoher Bronze-Koloß den einstigen Schiller-Platz zu beherrschen, und mit den Marktweibern nachsinnend zu überlegen: ob es der Schullehrer ihrer Jungen, oder der Verfasser der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen; ob es ihr Küster oder der Dichter des Wilhelm Tell sei, und ob Herr Julius Beyerle am Ende nicht den Ortsdiakonus Moser von der Dorfkirche zu Lorch, den ersten Lehrer des sechsjährigen Schiller, mit dem Dichter der Räuber verwechselt hat.

Freilich sind einige der unsterblichen Werke, über die das Modell nachdenkt, unten auf dem Postament, und noch dazu „im griechischen Style" als Reliefs vorgestellt. Allein der Sohlenrand der Pallas Parthenos mit

Digitized by Google

der darauf abgebildeten Kentauromachie — selbst diese Schuhsohle würde einen Phidias nicht zum Phidias gemacht haben, wenn die darauf fußende Pallas nicht werth wäre, ihr die Schuhriemen aufzulösen. Womit wir indeß keineswegs die bildwerkliche Parität von Sockel und Figur an unserem Modell verdächtigen, oder gar in Abrede stellen möchten. An Kunstwerth stehen vielmehr beide gleich hoch in unseren Augen und auf völlig gleichem Fuße. Und insofern geben wir Herrn Beyerle's Modell vor manchem andern den Vorzug, wo, gegen die Gesetze der statuarischen Kunst, und bloß im Einklang mit dem Gesetz der Schwere, auch der kunstwerkliche Schwerpunkt aus der Statue in das Postament verlegt ist. Wir glauben nicht, daß der Plastiker Gustav III. nachahmen darf, welcher bekanntlich auch sein Piedestal, seinen Stiefel, in die Reichsversammlung schickte, und sich von demselben darin vertreten ließ.

So bemerkte F. W. Engelhard aus Hannover: „Die Genien, welche den Dichter im Leben begleiteten, umgeben ihn hier am Fuße des Granit-Sockels". Den Dichter selbst, seine Statue nämlich, begleiten sie im Leben nicht. „Die Lyrik, das Epos, das Drama, die Geschichte". Diese Genien mögen recht wacker am Fuße des Granitsockels gedacht und entworfen sein — wenn man nur in der Figur des großen Genius selber etwas davon verspürte. Den Finger der linken Hand ins Buch geschoben, den rechten Arm gesenkt und etwas vorgestreckt, Haarbeutel-Kostüm — giebt das eine monumentale Schiller-Statue? Im Uebrigen zeichnete sich Herrn Engelhard's Figur vor der des Herrn Beyerle durch treuere Porträtähnlichkeit und bessere Haltung aus, obgleich der Rumpf auch an diesem Modell nichts von Schiller's Gestalt zur Schau trägt.

An die Genannten schließt sich, als Genre-Figur im Zeit-Kostüm, H. Eggering an, aus Berlin. Sinnende Stellung; viereckiges Postament; stumpfe Ecken; Eckfiguren. — Schön! „Aber wo bleib ich?" fragt Schiller. Man sieht ein Buch an eine beliebige linke Hüfte gestemmt; sieht den Finger auch hier in die Buchblätter als Lesezeichen eingelegt; sieht in der rechten die obligate Schreibfeder, eine Feder, woran man aber den Vogel durchaus nicht erkennt, denn der Kopf von Herrn Eggering's Schiller könnte auf den Schultern des ersten besten Magisters, oder eines mit dem Hefte freiwortragenden Professors sitzen, aber weder Kopf noch Schultern, noch der gedrungen vierschrötige Wuchs haben Schiller'schen Habitus. Eigenthümlich, daß die Modelle der Realisten gerade das Aeußere Schiller's am wenigsten wiedergeben! Es geht ihnen, wie jenem Kandidaten in Hofmann's Erzählung: sie haben ihr Spiegelbild in Italien zurückgelassen, und stehen nun als leibhafte Realisten vor dem Spiegel, die nie zur Erscheinung kommen und keinen Begriff von Bild und ihrem eigenen Aussehen haben. Wer aber selbst kein Bild giebt, der kann auch keines machen.

Digitized by Google

Michael Arnold in Kissingen legt seinem, im Zeitkostüm dargestellten, klafterlangen Schiller die rechte Hand mit Heft und Griffel ans Kinn des gesenkten Kopfes, „während der linke Arm“ — fehlt. Der Katalog versicherte, er ruhe auf dem Rücken. Thut er das wirklich, so ruht er dort, wie in Abraham's Schooß, den Augen der Lebenden spurlos entrückt. Das beste Auskunftsmittel, die Glieder einer Figur zu Ruhe zu bringen: man legt sie auf den Rücken und hängt darüber einen dicken, faltenreichen Mantel. Dafür hat aber der Künstler die Werke des Dichters ihm zu Füßen angebracht, mit dem Bemerken: „Die auf der Erde liegenden Manuskripte sollen ihn inmitten seines poetischen Schaffens darstellen“. Barbier und Pfarrer, die in Don Quixotes Bibliothek aufräumen, waten so in ausrangirten Büchern bis an die Knöchel. Schiller's Werke, die uns in den Himmel erheben, im Staube auf der Erde — das ist das Loos des Schönen auf der Erde! Bei gesammelten Schriften, die dem Buchhändler auf dem Lager liegen bleiben, möchte die standbildliche Metapher allenfalls am Orte sein. Schiller's Werke aber, die in den Adern der Nation als ihr Lebensblut zirkuliren, zu den Füßen ihres Schöpfers?! — Das schönste Fußgestell freilich! Dann aber hätte der Modellist auch sein auf drei Stufen ruhendes Postament sparen können, worauf wieder nur Scenen aus Schiller's Dichtungen in Reliefs recht brav skizzirt erscheinen, über deren Kunstwerth jedoch nur die Ausführung das nöthige Licht verbreiten kann, das aber, fürchten wir, schwerlich darauf aus der Diogenes-Laterne des Preis-Komités fallen dürfte, die den Menschen, den Schiller, zum Postamente sucht: Hominem quaero!

Zu den Füßen einer Argivischen Dichterin, Telesilla, lagen, wie Pausanias meldet, weggeworfene Bücher. Sie rüstet sich nämlich zur Vertheidigung ihres Vaterlandes und setzt den Kriegshelm auf. Darin liegt Sinn und Bedeutung. Das Abwerfen, Abstreifen ihres Dichterberufes, um sich zu patriotischer Waffenthat zu gürten, aus Schriftrollen und Büchern als Befreierin ihres Vaterlandes hervorzutreten und die Dichterin mit der Kriegsheldin zu vertauschen; das läßt sie als eine Johanna d'Arc des Alterthums erscheinen und ihr Aufsetzen des Helms als ein Vorbild zu der herrlichen Scene in Schiller's Jungfrau von Orleans, wo diese sich mit dem Stahlhelm schmückt und ihre Heerde verabschiedet, wie die Jungfrau von Argos ihre Schriften und Gedichte. Schiller's patriotische Helden- und Waffenthaten aber, welches sind sie? Seine Dichtungen, seine Werke eben. Schiller's Kriegshelm ist seine Jungfrau von Orleans selber; Schiller's Harnisch sein Wallenstein, und sein Geschoß sein Wilhelm Tell. In dieser Waffenrüstung muß sein Standbild geistig strahlen; nicht daß er inmitten seiner gesammelten Schriften dastehe, wie das Modell, als Feldhüter in der Gerste, oder die Stange im Hopfen, und auf der Stange ein süßschäfer-

Digitized by Google

liches Gesicht, das einem Gesner'schen Hirten abgelauscht sein mag, das aber zu Schiller's Kopf sich verhält, wie Gesner zu Schiller. Auch sieht der Griffel am Munde wirklich aus, als ob der Koryden auf dem Haberrohr bliese.

Fügen wir zur genremäßigen Auffassung eines Schiller-Denkmals im Zeit-Kostüm noch J. Alberty's Modell, gelehnt an einen Eichenstamm, „Buch und Griffel zu dichterischer Thätigkeit in der Hand": so hätten wir die Schiller-Modell-Gruppe im Nürnberger Styl beisammen. Daß Niemand von den Realisten Schiller als Regimentsdoktor, nach der Schilderung seines Freundes Scharffenstein, modellirte, nimmt uns Wunder: „An jeder Kopfseite drei steife vergipste Rollen; der kleine militärische Hut, kaum den Wirbel bedeckend; um so dicker der lange Zopf, und der schmächtige Hals (den der Dichter auch seinem alter ego Karl Moor geliehen hatte) in eine sehr schmale roßhaarne Binde eingezwängt; der den weißen mit Schuhwichse befleckten Kamaschen unterlegte Filz, den zylindrischen Beinen einen größeren Durchmesser gebend, als die in knappe Beinkleider eingepreßten Schenkel hatten. Ohne die Knie beugen zu können, bewegte sich der ganze Mann wie ein Storch"..... Welches Modell für die realistische Monumentalkunst! —

Mantel-Studien, womit sich uns der Uebergang zu den idealisirenden genrebürgerlichen Schiller-Modellen zu erkennen giebt, spukten ab und zu schon hier, gleich bei Alberty's z. B., das die Blößen seiner statuarischen Nüchternheit bereits mit dem Faltenwurf eines Mäntelchens verhüllt. Desgleichen Eggering's Modell. Auch Hermann Schubert's aus Dessau, jetzt in Rom, das die linke Hand auf die Brust legt und mit der rechten dem herabfallenden Mantel unter die Arme greift, um ihn mit einigen nothdürftigen Falten aus der Verlegenheit zu ziehen — der einzige Charakter-Ausdruck in Kopf und Haltung. Das Postament gleicht in Form und Höhe einem an den obersten vier Ecken mit Schwänen garnirten Leierkasten. Indessen können diese Mantel-Versuche die hausbackene Prosa des kleinbürgerlichen Genres der genannten Modelle so wenig drapiren, wie der Mantel einen Kurrende-Sigristen zur monumentalen Figur stempelt. Für uns kennzeichnet den Uebergang zur idealen Auffassung weniger der Mantel, als der Ausdruck, das monumentale Pathos, das Schiller-Gepräge.

Erst möchten wir uns aber ein Wort über die Attribute erlauben, womit Porträtstatuen in der Regel, je nach Handtirung, Beschäftigung und Beruf, ausgestattet werden. Man weiß, wie die griechischen Künstler solche Statuen von Schriftstellern, Gelehrten, Philosophen, Dichtern zu bedenken pflegten und „welches bewundernswürdige Talent diese Künstler zeigten, das eigenthümliche Studium und den literarischen Charakter dieser Männer bis in die Fingerspitzen hinein auszudrücken". Der Geometer Euklid z. B.

Digitized by Google

wurde mit auseinandergebogenen, der fingerrechnende Chrysipp mit zusammengekrümmten Fingern, der Sänger der Gestirne, Aratus, mit übergebogenem Nacken gebildet u. s. w. In Visconti's Ikonographie finden sich Proben hiezu die Hülle und die Fülle. Von Rednern und Philosophen in Statuen und Abgüssen Exemplare auch im Berliner Museum, dem alten und neuen. Wir weisen nur vorübergehend darauf hin, um das beliebte Berufs-Attribut an unsern Schiller-Modellen, Feder und Buch oder Griffel und Schriftrolle, dem Bedenken der Künstler zu empfehlen. Sechszehn dieser Modelle sind damit bewaffnet. Abgesehen von der Gewöhnlichkeit und Verbrauchtheit dieses Attributes zur Bezeichnung eines Mannes „von der Feder", — bedarf Schiller solches Erkennungs- und Handwerkszeichens? solcher Beglaubigungsbriefe, Handwerks-Wanderbücher und Ausweise, daß seine Papiere in Ordnung? Ist die Feder vorgeschrieben, dann müßte man sie auch der Büste eines Dichters oder Schriftstellers hinters Ohr, oder gar, wie einem Wilden-Häuptling, als Abzeichen, durch die Nase stecken. Gesteht nur! Griffel und Buch sind weiter nichts als bequeme Lückenbüßer, die man der Statue in die Hand giebt, weil man diese nicht plastischer zu beschäftigen weiß. Die schönste erhaltene Sophokes-Statue, wovon in Welcker's Alte Denkmäler I. und neuerdings in Rafael Garrucci's Prachtwerk Museo Lateran. 1. T. IV. sich eine Abbildung findet, diese herrliche Statue des größten Tragikers der Griechen weiß ihre Hände kunstgerecht und monumental ohne Buch und Griffel unterzubringen. Oder die des Euripides (Clarac pl. 294) u. a. m. Was Lessing von Rafael meint, gilt um so mehr vom Dichter. Homer *schrieb* seine Epen nicht und war doch der Dichter der Ilias und Odyssee. Der Dichter schreibt nur, als sein eigener Kopist, seine Poesien nieder. Troubadour, der „Finder", Dichter, und sein Begleiter und *Schreiber*, der Menestrel, waren ursprünglich getrennt. In der Dichter-Statue wollen wir aber den Poeten, den Erfinder und Schöpfer, nicht den Aufzeichner, den Minstrel, den Kopisten sehen. Schreibmaterialien mögen als Attribute für Kanzellisten, Sekretäre oder Handlungskommis vorbehalten bleiben: das Standbild eines Dichtergenius, wie Schiller, hat mit solchem zufälligen Handwerksbedarf nichts zu schaffen. Zeigt uns den Dichtergeist umweht und umrauscht von den Flügeln seines Genies — die Gänsefeder ist überflüssig. Bei Bildern von Aposteln, die unter den Eingebungen des heiligen Geistes schreiben, und bei denen das bloße passive Aufzeichnen Beruf und Charakter, wie sie selber nur *Werkzeuge* zur Aufnahme göttlicher Diktate sind, da ist Buch und Feder geboten. Die Muse aber diktirt nicht in die Feder. Das Dichten ist ein spontaner Geistesakt, eine innere Offenbarung, die an der Statue aus Stirne, Antlitz, aus der ganzen Gestalt und Erscheinung leuchten muß, ohne Federpose und Papierblatt. Auf einem pompejanischen Gemälde (Pitture d'Ercolano IV. T. 42) kniet gar

Digitized by Google

die Muse vor dem mit silbernem Szepter thronenden Dichter, welche die Worte des begeisterten, zum Gotte Dionysos erhobenen Dichters aufzeichnet. Vor der knieenden Muse liegt die tragische Maske, als Zeichen, daß der mit dem Szepter Thronende ein tragischer Dichter. Ein Dichter, wie Schiller, ist, ein thronender, oder, als Standbild, ein gebietender Herrscher, zu dessen Füßen die Muse Schreiberdienste verrichtet. Und als Herrn und Meister im Reiche der Gedankenbegeisterung soll ihn die Schaumenge, soll ihn sein Volk feiern und verehren, nicht als Federhelden.

Und was haben selbst diejenigen unter unseren Modellen, welche einen Anlauf zu idealerem Ausdruck, zu einem ikonischen Pathos nehmen, durch Griffel und Rolle, Buch und Feder gewonnen? Krücken, geistlose Nothbehelfe für eine inspirirte Dichterstimmung, oder eine inspirirte Geberde, die sich in gehobener Stirn, Aufblick u. dergl. kundgiebt. Der Kopf, vorseithin-hintübergebeugt, läßt die Inspiration über sich kommen; sieht ihr entgegen, ist ihrer gewärtig. Denn hat sie den Dichter schon ergriffen, was hält er mit der Feder an? Was sinnt er noch? Warum schreibt er die Eingebungen nicht nieder? Warum macht er die Worte Schiller's in dem hochtönenden Gedichte: „Die Begegnung" nicht wahr?

„Es faßte mich mit wollustvollem Grauen,
Als ich den Glanz vor mir verbreitet sah;
Doch schnell als hätten Flügel mich getragen,
Ergriff es mich die Saiten anzuschlagen.
. . . . . .
Die Seele war's, die, Jahre lang gebunden,
Durch alle Fesseln jetzt auf einmal brach." . . .

Das Abwarten, mit Feder und Blatt in der Schwebe, scheint mir den Inspirations-Moment, den zündendsten aller Funken, nicht gerade glücklich zu bezeichnen. Ohne Feder und Buch dagegen könnte man in der begeisterten, oder besser, geistig erregten Miene das Dichten selbst zu sehen, den Dichter bei seiner Schöpfungsthat gleichsam zu belauschen glauben. So aber zeigen uns die meisten dieser Modelle den Dichter vorläufig nur auf dem Anstand seiner Inspirationsjagd; er zielt eben nach der Schnepfe, die über ihn hinfliegt, mit dem Schreibrohr — ob er sie aber trifft? Das **Frenzy-rolling eye**, das im schönen Wahnsinn rollende Auge des Dichters, weiß nichts von einer Feder.

Eine ähnliche Aufblicksmiene, wie z. B. das Modell von W. Kerschl in München sich giebt, sieht man auch an Personen, die, mitten im Schreiben, das Niesen ankommt, wo sie dann plötzlich absetzen, den Kopf in den Nacken werfen und mit einer der Inspiration sprechend ähnlichen Geberde, die sehnsüchtig erwartete und wie ein himmlisches Gesicht sie umwehende Erschütterung, als Exspiration, von sich strahlen. Und wer verschuldet derlei

Digitized by Google

profane Nebengedanken und Deutungen des Beschauers? Die Feder; das Innehalten; das Zuwarten; jenes Aspiriren von éternuements, qui vont venir et qui ne viennent jamais; das lechzende Verlangen nach Niesern, die da kommen sollen und doch nie kommen. Herrn Kerschl's Angabe im Verzeichniß behauptete: „Die Statue des Dichters ist, nach den höchsten Idealen strebend, in vorwärts schreitender Stellung, Haupt und Blick nach oben gewandt, dargestellt". „Nach den höchsten Idealen strebend" — das kann jeder sagen! Solche Begeisterungs-Aspiranten, „Haupt und Blick nach oben gewandt", sah man auf dem Gensdarmmarkt, bei Anwesenheit der Japanesen, gar viele. Als ob es keinen andern Ausdruck für das Streben nach höchsten Idealen gäbe, als den Vogelschauer-Blick! „Aus den Wolken muß es fallen, aus der Götter Schooß das Glück". Die höchsten Ideale aber, die fallen nicht aus den Wolken, ihr Herren! So wenig, wie die besten Modelle zu Schiller-Statuen: „Die Gespielin seliger Naturen Wandelt oben in des Lichtes Fluren, Göttlich unter Göttern die Gestalt". Mit dem bloßen Aufblick ist es indeß nicht gethan; Haupt und Blick nach oben, das zwingt „die Gestalt", oder das Kunstideal nicht hernieder. Genie und Studium, innerer Himmel, Götterschooß im Busen, Spiegel der Phantasie — darin erscheint das Abbild jener Schiller-Gestalt, und auch die Gestalt Schiller's. Und die ganze Gestalt muß das aussprechen, was ein Aufblick nur leer und banal andeutet. Einer dieser Verzückungs-Drapirer und Seher-Modelliſten, denen der alte Tobias vorschwebte, welcher auch durch eine Bescherung von oben zum Seher ward — motivirt und versicht im Katalog sein Wolkenguckungs-Modell also: „Das zufällige Aufblicken deutet so natürlich das Streben Schiller's an, die Ideale der Dinge der nackten und oft gemeinen Wirklichkeit gegenüber zu stellen. Und gerade diese Idealität ist charakteristisch für die ganze Person des Dichters, denn sie wurzelt gleich sehr in der pathetischen Organisation seines Geistes, als in der edlen Gefühlsreinheit, welche alles Häßliche weit von sich verbannt"..... Weil die Idealität charakteristisch ist für die ganze Person Schiller's, darum ist es auch das zufällige Aufblicken. Katalogen-Logik! Weil ihr für diese charakteristische Schiller-Idealität nicht seine ganze Person könnt einstehen lassen, darum muß das zufällige Aufblicken herhalten, das so wenig einen Schiller macht, wie einen Schiller-Macher — dieser Schluß scheint uns richtiger und bündiger. Im Uebrigen sind auch bei Herrn Kerschl aus München die Reliefs besser als die Statue; der Boden, worauf diese steht, fruchtbarer, als das Gewächs vermuthen läßt. „Im Mädchen aus der Fremde ist die eigene Dichterseele Schiller's verkörpert", erzählte uns der raisonnirende Katalog. Wollte Gott, die Statue wäre dieses Mädchen aus der Fremde! „Bilde Künstler, rede nicht!" ruft Goethe dem Katalog zu, in Prosa übersetzt: nicht raisonnirt!



Digitized by Google

An Wilhelm Eisenbach in Wien erholte man sich von dem aufblickenden Schiller: sein bronzefarbener Dichter sinnblickt blos vor sich hin, die Hände mit Buch und Griffel übereindergelegt. Langgezogenes Gesicht, mehr Wiener Diplomat als Schiller, verdrießlich, als dächt' er eben an den Handelsvertrag mit Frankreich. Das „einfache Postament" zeichnet sich durch vier große Felder aus, die aber noch brach liegen und fürs Erste nur „bestimmt sind" zu allerlei Musen, die da noch sprießen sollen.

L. Drake's Entwurf gehört zu den ansprechendern: die rechte Seite besonders, die schon darum preisenswerth, weil der Arm blos fragend erhoben erscheint, ohne Feder und Griffel. Die Linke hält um so entschiedener am Manuskript fest und dazu noch an einem Eichenzweig, „als Symbol des deutschen Dichters". Mantel aufgeschlagen und Zipfel über den linken Arm gelegt. An den vier Ecken des Fußgestells die Figuren der Lyrik, Philosophie, des Dramas und der Geschichte. Außerdem in vier Feldern Szenen aus Maria Stuart, Wallenstein, Glocke. Der Entwurf würde, ausgeführt, sich zwar auch nicht über die Statuette erheben, indessen ist es immer eine Schiller-Statuette; Kopf, Stellung, Porträt und Ausdruck nicht monumental, aber auf dem Schreibtische einer Dame würde die Statuette unter anderen Nipsfiguren eine hervorragende Erscheinung bleiben. Eine Stelle, worauf F. Drake's kleiner Marktschreier mit flatternder Medizin-Flaschen-Etikette, als Schriftrolle, in der hoch erhobenen Linken, keinen Anspruch machen darf. Auf der Arznei-Etikette liest man Schiller's Worte: „Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben". Leider oft in unberufene Hände! „Jenes Schillerwort", erklärte der Katalog, der Ausrufer des Dulcamara-Modells, „soll als eine Mahnung an die Bühne gelten, der idealen Bestimmung der Bretter immer lebenswahrer im Festhalten des ewig Schönen zu entsprechen". Das Marktschreier-Rezept vom Karren herunter gilt, ursprungsverwandt, der Thespis-Bühne, die bekanntlich auch nichts weiter als ein Marktschreier-Karren war, welcher im Laufe der Zeiten aus einem wandelnden zum stehenden gediehen, und als statuarischer und monumentaler im Kothe stecken geblieben. Insofern verdiente der Rezept-Schreier vom Preis-Komité allerdings Beachtung.

Ein anderes Verdienst des Provisor-Modells ist das „provisorische" Postament, das allein von allen siebenundzwanzig keine Reliefs enthält und schon deshalb den Preis beanspruchen dürfte, wenn ihm derselbe nicht um des angegebenen Grundes willen zufallen müßte. Der Wegfall des Reliefs wird aus Gründen plastischer Harmonie erklärt: „weil es bedenklich erschien, bei der Absicht, später Goethe und Lessing neben Schiller zu stellen, die letzteren durch schon vorhandene Reliefs zu binden. Die Harmonie des Ganzen schien auch eine Gemeinsamkeit der Reliefs zu fordern". Diese Harmonie wäre vollkommen erreicht, wenn der sinnreiche Künstler sein Be-

Digitized by Google

denken auch auf die Figur hätte ausdehnen wollen. Eines dieser Schiller-Modelle soll ursprünglich ein Arndt-Modell gewesen sein, welches, von dem dortigen Prüfungskomité zurückgewiesen, sich, nach veränderter Aufschrift, aus dem Stegreif in ein Schiller-Modell verwandelt. Sollte unser Provisor auf dem provisorischen Postament dieser improvisirte Schiller sein? — Nicht unmöglich. „Der Gott, der Eisen wachsen ließ", kann auch dem Gipsmodell zu einer Arndt-Statue die eherne Stirne in Berlin haben wachsen lassen, die es zu Schiller's Bronzestatue prädestinirt und genug Stoff in sich hat, um zu einem zehn Fuß hohen Schiller-Erzbild auszuwachsen, aere perennius.

Gustav Bläser in Berlin ist mit zwei Modellen in die Schranken getreten. Der Konzeption zum ersten lagen Schiller's Verse zum Grunde: „Droben über'm Sternenzelt wird ein großer Gott belohnen". Drückt denn aber die Aufrufs-Geberde, der haranguirend erhobene rechte Arm, der lebhafte Anschritt u. s. w. jene Worte aus? Davon zu schweigen, daß keine Dichter-Persönlichkeit, wie bereits angedeutet, von allem schaustellerischen, ostentatorischen, volksrednerischen Konventspathos entfernter war, als Schiller's. Von der begeisterten Rhetorik und dem stürmenden Pathos seiner dramatischen Figuren trug Schiller's eigenes Wesen nichts zur Schau. So groß seine Erscheinung sich darstellte, so wenig wollte sie durch schwunghafte Geberde imponiren. Schiller's Dichtungen wandeln im Sturm und Blitz einher; er selbst blieb, wie jeder tiefe Schöpfergeist, still und einfach: „Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist". Nichts Volkstribunenhaftes, kein Tisch- und Bänkebesteiger, kein Camille-Desmoulins oder Lindenmüller und dergleichen. Die Krönung der Schiller'schen Büste durch Germania und Amerika am hundertjährigen Geburtstage des Dichters ist unter den Postament-Reliefs ein wohlersonnenes Motiv.

Das zweite Modell mit Feder und hochdrapirtem Mantel wollte uns noch weniger zusagen. Hier hat Schiller das Ansehen eines antiken Opferpriesters, mit dem Griffel statt des Schlachtmessers in der Hand. Der Kopf ist gut: er blickt fest und gradvor, nicht in die Höhe, Gott sei Dank!

Auf rundem Piedestal mit hübschen Reliefs und symbolischen Figuren, worunter die Arzneikunde, stellte uns Hugo Hagen in Berlin seinen Schiller vor, in dem wir aber eher einen Lessing zu sehen glaubten. Blick geradeaus. Schriftrolle vor der Brust u. s. w.

Einen ähnlichen Ausdruck zeigt Karl Möller's Entwurf, in einem Mantel „aus Schiller's Zeit" und auf umfangreichem Postament mit erklärungsbedürftigen Symbolen. Zum Beispiel, „die Nike zeigt dem Dichter, daß er zu etwas Höherem bestimmt sei und irdische Glücksgüter ihm nicht beschieden sind". Ein Katalog in Bronze! Feder und Buch, worin der Merkfinger, bedürfen dafür keiner Erklärung.



Digitized by Google

H. Schievelbein's Schiller trägt das Haupt hoch, schreitet mit dem rechten Bein vor. Aufblick nach rechts; offenes Buch an die Hüfte gestemmt. Mantel läßt den Vorderkörper frei, Griffel auf poetische Begeisterung gespitzt, Buch „zur Aufnahme erhabenster Dichtungen bereit", vorläufig also noch ohne dergleichen. Hier sind die allegorischen Figuren in Zwischensätzen untergebracht zwischen korinthischen Säulen: Poesie, Schauspiel nebst Trauerspiel und Geschichte. Schauspiel, das Schiller, unseres Wissens, nicht eigens angebaut hat, und Geschichte „zur Bezeichnung seiner vielseitigen dichterischen Thätigkeit". Für Schiller's philosophische Thätigkeit fand sich keine Nische. Sie mußte ein Unterkommen bei

Julius Moser suchen, wo sie als vierte Eckensteherin mit der tragischen und lyrischen Muse, neben der Geschichte, „ganz frei hervortretend", sich ohne Nische behilft. Auf den vier Seitenflächen des Postaments fehlt es selbstverständlich nicht an sinnreichen Reliefs, worin Schiller als Volkslehrer, Wissenschaftsbeförderer mit Goethe, Herder, Wieland u. A. auftritt und von der Germania den Lorbeer auf der Rückseite empfängt. Auf der Vorderseite „thront die Siegesgöttin mit der Palme und dem Lorbeer und deutet durch diese Attribute an, daß nicht im blutigen Kampfe des Krieges, sondern in dem innern Ringen der Seele, durch die Waffe des Geistes, die Palme des Sieges und der krönende Lorbeer errungen wird". Auf Seite 16 des Katalogs deutet sie dies allerdings an, aber auf der Vorderseite des Moser'schen Postaments fanden wir von dem innern Ringen, von Waffen des Geistes, von blutigem Kampfe des Krieges nicht die Spur. Statt dessen hätten wir lieber die schwungvoll gehobene Feder missen mögen und den über den linken Arm geworfenen Zipfel des um die rechte Schulter drapirten Mantels. Der Bausch auf dem linken Arm giebt keinen hübschen Faltenwurf.

Herr Albert Wolff in Berlin hat sich um die Ausstellungs-Besucher und seine Mitstrebenden das Verdienst erworben, die Quelle im Katalog anzugeben, woraus er selbst und seine Kunstgenossen die stereotype Aufblicks-Geberde sammt Zubehör, nämlich Griffel und Schreibpapier, geschöpft: „Man erzählt von dem Dichter, daß er die Gewohnheit gehabt, ein Schreibtäfelchen in der Hand, im Garten auf- und abzugehen, wobei er von Zeit zu Zeit stillstehend Notizen gemacht und wohl bald gen Himmel, bald zu Boden geblickt habe" . . . Die Folgerungen, die der Künstler den Katalog aus seiner Anekdote ziehen läßt, wurden bereits oben angeführt und gewürdigt. Eine promenirende Statue — das geht nicht. Eine von Zeit zu Zeit stillstehende und Notizen machende, noch weniger. Eine wohl bald gen Himmel, bald zu Boden geblickt habende — am allerwenigsten: was hilft uns nun die Anekdote? Nicht mehr, als der Mantel, wenn er auch gerollt ist und, zum Unterschiede von andern Modellen, links drapirt und gerollt.

Digitized by Google

Ueber das Postament hält der Katalog einen erhebenden Vortrag. Wir leben der Ueberzeugung, wenn der Katalog als Statue auf das Postament stiege und von da herunter auf dem Gensdarmmarkt diese Ansprache an das deutsche Volk über Schiller's Verdienste, Bedeutung, Leiden und Wirken hielte — er würde nicht nur den außerordentlichsten Eindruck hervorbringen; er würde die Schiller-Statue selbst überflüssig machen und bewirken, daß die dafür bereitliegenden 31,000 Thaler dem Goethe-Komité zuflössen. Die Intentionen in den Reliefs können nicht poetischer, empfundener und symbolischer ausgedacht und ersonnen werden. Die Apotheose Schiller's durch Schmerzensläuterung, als Prometheus und Herkules zugleich — ein tragisch schöner Gedanke fürwahr, kühn und groß, würdig des Bildners des Wasser speienden Löwen auf dem Dönhofsplatz, wenn wir nur an der Schiller-Statue diesen Prometheus, diesen Herkules, diesen Dichter-Löwen zu sehen bekämen. Das Alles ist leider aber, trotz manchem anderweitig Verdienstlichen, auch dieser Schiller-Figur in die Schuhe, den Sockel nämlich, geschüttet und gefallen. Haltung, Geberde, Ausdruck, Charakter, sie erscheinen auch hier als ein bloßes Etcetera und Anhängsel zu Danecker's Büste, vor deren Geist und hohem Schiller-Gepräge Herrn A. Wolff's Schiller-Figur sich so zagend und beklommen verbergen muß, wie Adam, nach dem Fall, vor seinem Schöpfer, und wie die Mehrzahl dieser Modelle, die auch nur solche Adams, gebildet aus Thon und Lehm, und bevor ihnen Gott, der Schöpfer, die Seele eingeblasen.

Nicht minder goldene Worte, als sein Namensvetter, legte Herr Wilhelm Wolff in Berlin seinem Cicerone, dem Katalog, in den Mund: „Das Denkmal in seiner Totalität soll allgemein verständlich, volksthümlich seinem Platze angemessen, in seinem Beiwerke ohne gelehrte Allegorie gedacht, erscheinen". Vortrefflich! „Die Statue des Dichters soll in ihrer ruhigen Haltung die konzipirende Thätigkeit desselben ausdrücken". Dazu würde vielleicht Schiller schon den Kopf schütteln. Weshalb denn immer das eine Moment, die Berufsarbeit, das Gedichtemachen, die Thätigkeit und nicht den Mann, den von seinem Leben, Schaffen und Bilden durchgearbeiteten, durchgöttlichten und selbst zu einem großen Gedichte vollendeten Menschen hinstellen, dem höchsten Bildungsziele doch, Schiller's vor Allen, dem Kunst und Dichtung selber nur als Seelenerziehung galten für das schöne Menschheits-Ideal in Staat und Persönlichkeit. Und wie drückt Herr W. Wolff diese konzipirende Thätigkeit an seiner Modell-Statue aus? Wie die Meisten seiner Mitbewerber: durch den erhobenen Griffel, „im Begriff, einen poetischen Gedanken in ein Buch niederzuschreiben". In sechszehn Künstlerköpfen die eine fixe Vorstellung von einer Dichterpersönlichkeit wie Schiller's! — Thaten wir unserem ganzen Kunstwesen nun Unrecht, wenn wir ihm Beruf und Fähigkeit zu einer würdigen Schiller-Statue absprachen? Die

Digitized by Google

beste und gelungenste kann nur als eine vorläufige Studie betrachtet und verwendet werden zu einem Schiller-Monumente, das sich, in voller Ebenbürtigkeit, nur aus dem begeisterten Nationalbewußtsein und aus dem Bewußtsein eines sich als Ein Volk, als Eine große geschichtliche Nation fühlenden Volkes hervorringen kann; das, ein Kunstbildner, wie Hephästus, aus dem dicken und gewaltigen Jupiter-Schädel des deutschen Volkes mit demselben Hammer schlagen wird, der ihm die Stunde seiner Freiheit und Nationaleinheit, ihm die große Tell- und Schiller-Stunde schlägt.

Lasset uns daher mit unsern Kunstjüngern nicht zu streng ins Gericht gehen. Nehmen wir sie nicht für Mängel und Gebrechen in Anspruch, die in der Zeitrichtung, in den Zuständen, in dem Geschlechte selber liegen. Freuen wir uns an dem Bestreben, Wollen und Ringen, ohne darum der Kritik das Geringste zu vergeben, die solche Fehlgriffe unnachsichtlich rügen muß, welche, nach Abzug jener Ungunst der Zeiten, ein gründlicheres Erwägen der Aufgabe und des Vorwurfs, begabte Künstler, wie doch viele darunter sind, leicht hätte vermeiden lassen. Uebersehen wir aber auch im Eifer eines pflichtschuldigen Tadelns und Verwerfens nicht das Lobenswerthe, zum Theil Gute und Schöne, was von Einigen, wenn auch nur im Beiwerk, und in einem oder andern Zuge auch in dem Bilde selbst, ist versucht und geleistet worden. Schon in den bisher genannten hat uns der Unmuth über ein langweiliges, ewig wiederkehrendes Motiv nicht verhindert, das technisch Tüchtige und dem Gedanken nach gut Erfundene und Beabsichtigte zu erkennen. Wir werden in den noch zu besprechenden, worunter einige von namhaftem Werthe, die Vorzüge nicht minder lebhaft betonen, als wir bisher die Schwächen zur Prüfung ziehen mußten. Wir werden aber auch bei einzelnen unter jenen, zu unserer Betrübniß, schwere Kunstsünden hervorzuheben nicht umhin können.

So müssen wir, bei aller Anerkennung der trefflichen Motive in den Reliefs-Entwürfen von Herrmann Heidel in Berlin, seine Schiller-Figur als verfehlt bezeichnen. Verfehlt im Gedanken, wie in der Ausführung. Heidel ist einer der sinnigsten deutschen Bildhauer, der die meisten seiner Genossen an ästhetischer Bildung, Studium der Antike und reinem Kunststreben weit überragt. Sein Kunstvermögen und plastisches Talent ist durch Leistungen beglaubigt und erprobt, die den Zierden der neueren Skulptur beigezählt werden dürfen. Diese Schiller-Figur scheint uns aber in keiner Weise dazu zu gehören. Unbegreiflich, wie ein solcher Künstler, der die Gesetze seiner Kunst auch theoretisch so gründlich durchdacht hat, wie Heidel, buchstäblich ein Dichterwort nehmen und seinem Schiller, im Sinne eines Verses von Goethe: „Indessen schritt sein Geist gewaltig fort", diesen Schritt unter den Fuß geben, seine Statue über das Postament hinweg und davon herunterschreitend, darstellen konnte! Unerklärlich, wie ein in Kunst-

Digitized by Google

regeln und Praxis so gewiegter Plastiker das Schreiten des Geistes „ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen“ als ein Schreiten von der Plinthe herunter auffassen und formen konnte! Und drauflosschreiten — auch du, mein Sohn Brutus! — mit dem Griffel in der Rechten und mit Papierblättern in der Linken! Unaufhaltsam dahinschreiten — ein einziger Schritt: und hinter ihm liegt, im wesenlosen Scheine, nicht das Gemeine, sondern das Beste an dem Modell: das Postament mit seinen zweckmäßig und treffend gedachten Reliefs! Das Schlimmste ist: Er schreitet und kommt nicht von der Stelle. Wäre doch der Schritt gethan! denkt man im Stillen, so bliebe uns doch der Sockel mit der Erato; mit der zur innersten Charakteristik von Schiller's Genius so glücklich angebrachten Vesta, — ein Emblem, dessen Sinn und Beziehung alle Symbole der sechsundzwanzig Basen in Schatten stellt. Denn dieses Ideal-Bürgerliche in Schiller, sein Stolz und seine Größe, „das seinen Marquis Posa zum Bürger derer, welche kommen werden“, erklärt; das sein erhabenes Kulturgedicht: „Das Eleusische Fest“, ursprünglich (Musenalmanach 1799) „Das Bürgerlied“ überschrieb; das jenes einzige Lied von der Glocke, dem keine Poesie ein ebenbürtiges an die Seite zu stellen hat, inspirirte, — ja das Bürgerliche in Schiller, das Vesta-Feuer, als Central-Feuer seines Genius, dem selbst die französische Nationalversammlung den Bürgerbrief ausstellte — dieses Ideal-Bürgerliche in Schiller hat Heidel allein von allen Mitbewerbern empfunden. Schiller bildet auch darin Gegensatz und Ergänzung zu Goethe. Ist Goethe's Lebensideal: ein bürgerlicher Kaufmannssohn, dessen Bildungsgang ihn zum Gatten einer Baronesse emporhebt und verklärt; so ist Schiller's unvergleichlich höheres und im antiken Geiste poetisch tieferes Ideal: die Sittlichung und Vergeistigung der verkommenen höheren Schichten durch das bürgerliche Element. Was ist in Goethe's „Tasso“ die tragische Idee? Die mit allem poetischen Schein und Zauber einer raffinirten Hofpastorale überhauchte Idee von höchstem Weltsittlichkeitsgesetz unverbrüchlicher Weltordnung? was im Tasso das Unnahbare, Heiligste, der tragisch-kategorische Imperativ? Transcendentes Hofschranzenthum! kammerherrlicher Palastkultus! Schiller's: „Ich kann kein Fürstendiener sein“, ins Gegentheil verzückt und verscharrwenzelt: in die Wonne und Seligkeit eines poetischen Lakaienthums, als des schönsten Glückes, das der „Edle“ erstreben könne! Denn — o des würdigen Ausspruchs eines großen, eines deutschen Dichters, der sich selbst den „Befreier“ nannte! — denn „der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein!“ Was auch Lessing und Schiller schwärmen und deklamiren mögen, diese Dichter eines sittlich veredelten Bürgerthums! — „Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein“, sondern zum dienstthuenden valet de chambre, als den auch Voltaire sich zu bekennen stolz war, — ein närrischer Brutus trotzdem freilich, mit dem goldenen Schlüssel auf dem Rücken und dem

Digitized by Google

Schalk im Nacken; — ein Dichter-Höfling, wie Racine auch gewesen, der sich zu Tode grämte, als er, in Ungnade gefallen, es nicht mehr sein konnte. Einem deutschen großen Dichter war es vorbehalten, dieses französisch-spanische Lakaienthum selber zum Vorwurf einer Hof-Tragödie zu machen, die den leisesten Verstoß dagegen als tragische Schuld rächt, und das furchtbare, ganze Fürstengeschlechter zermalmende, den übermüthigen Bruch des bürgerlichen Staats-Sittengesetzes an ihnen sühnende Schicksal zu höfischer Schicklichkeit entnervt; zum unverletzlichen, heilig zu achtenden Kanon einer Palast-Etikette entwürdigt; — einer Tragödie, die die unentrinnbaren Rächerinnen des Staaten erhaltenden Bürger-Sittengesetzes, des Aeschylus Eumeniden, in die goldene Hof-Livree einer goldenen Hof-Poesie einkleidet und sie zu Oberhofmeisterinnen beruft, die kein Titelchen der Hof-Sitte vergeben und darüber mit unerbittlicher Eiferstrenge wachen. Schiller's Kabale und Liebe, Lessing's Emilia Galotti, diese armseligen Bürgertragödien moralisirender Halbdichter, fassen das Tragische freilich am Bürgerzipfel eben: als das Zugrundegehen bürgerlicher Tugend, Sitte, Familienehre in einer sittlich verpesteten Hof-Atmosphäre; und in nothwendiger Mitverwickelung als den Umsturz der staatssittlichen Wohlordnung selber, für deren Sühne die große Tragik und Komik aller größten Dichter und Lehrer der Menschheit, die Tragik des Aeschylus, Shakspeare, Schiller und Lessing, die Komik des Aristophanes, Cervantes, Shakspeare, Molière und Lessing eintrat.

Wie der Erlöser der Welt sich zum niedern Volke herabließ und zu denen, die mit La Bruyère sagen: Je veux être peuple; so ist das „rein Menschliche", — eine Abstraktion, eine Schulphrase, wenn es sich nicht im Wollen und Handeln darstellt — ist das rein Menschliche, in Form urbaner Bildung, die Kalokagathie der Griechen, aus den verderbten höheren Sphären in die mittleren Volksschichten hinabgestiegen, die es durch Bildung, Sitte, Wissen, Kunst, Besitz und edlen Freiheitssinn heutzutage vorzugsweise, wo nicht ausschließlich vertreten.

Und um diese Weltaxe der Geschichte und Kulturen bewegt sich Schiller's ganze Poesie: Freiheit und Sitte. In Schiller hat Lessing's großes Wirken und tiefe Erkenntniß des Lebens, der Gesellschaft und beider Welten: der wirklichen, und der Welt, die sie bedeutet, den begeistertsten Ausdruck und Dolmetsch gefunden. Nicht blos Schiller's erste Dramen athmen diesen Geist. Wallenstein ist ein Hausvater mit dem Feldherrnstab im edelsten bürgerlichen Styl; ein erhöhter, idealischer Bürgerfürst und Feldmarschall, schlicht und groß, nicht als gefürsteter Edelmann und Hofkreatur, sondern im Widerspruche und Kampfe gegen Hof und Hofkabale; ein Held aus freier Machtvollkommenheit, vom Schrot und Korn eines antiken Bürger-Feldherrn oder eines jener italienischen Republiken-Kriegsobersten, die aus einem freien, unabhängigen, stolzen und mächtigen Bürgerthum sich emporschwangen, das

Digitized by Google

allein nur noch im deutschen Volke Lebenskraft und eine Zukunft hat, und das in seinem Dichter, in Schiller, das deutsche Volk, als sein Fleisch und Blut erkennt und mit begeisterter Liebe ins Herz schließt. Was setzt Goethe dem entgegen? Seinen Bürgergeneral! Seine Großkophta! Seine natürliche Tochter! Goethe's Egmont läßt sich zu einem armen Volkskind herab aus aristokratischem Gelüst und zieht das Bürgermädchen, es sittlich zu Grunde richtend, in sein Verderben und in seine Verderbniß. Schiller's Jungfrau von Orleans, die Bauernmagd, die Hirtin, erhebt ihr Vaterland, erhebt das Königthum und rettet beide aus einem Pfuhl von nationaler und sittlicher Schmach und Entwürdigung. Was ist heroischer, erhabener, poetischer? Und jene größte aller Bürger-Tragödien, Wilhelm Tell, die das Junkerthum zermalmt, das sich nicht mit dem Bürgerthum, mit dem Volke, amalgamiren will!

Die einzige größere Schöpfung, die Goethe's Genius durch alle Folgezeit in ungeschwächtem Glanze wird strahlen lassen, die einzige, die ihn Schiller gleich und ebenbürtig stellt, weil sie aus demselben tiefsittlichen Kerne sich entfaltete, aus welchem jede wahre Nationalpoesie, insonderheit die der Hellenen, erwuchs — dies einzige, Schiller's würdige, große Poem Goethe's ist Hermann und Dorothea, — ein bürgerliches Epos; ein Gedicht, das deutsches Bürgerthum, nach dem Vorgange von J. H. Voß, verherrlicht und verklärt. Das Schöne selbst, Unsterbliche, Poetische im „Faust", worin ruht es? In dem, was deutschbürgerlich, was Hans-Sachsisch darin ist, möchte ich sagen: in Gretchen, Valentin u. s. w., in der Volks-Legende. Was die Schulweisheit hinein- und herausgeheimnißt hat, ist das Unpoetische, das Anschauungslose; ist das, was sich dem Abstraktions-Teufel verschreibt, dem Hochmuthsteufel des ausschließlichen Wissens, der Standesweisheit des konstruirenden Professorthums, das in ein frevelvolles und frivoles Spiel mit Begriffsformeln und Trug-Ideen ausartet, die die runzelige Hexe Schulweisheit, wie Druden ihre Strohbälge, an Stelle der lebendigen Kinder in der Wiege zurücklassen.

Im deutschen Bürgerthum liegt der Kern wahren Heils, unserer Nationalgröße und Zukunft, und dieser Kern strahlt aus Schiller's Persönlichkeit und Dichtung. Freiheit und Sitte: Bürgertugenden in ihrem innersten Wesen; Schutzgenien, Laren und Penaten des Familienheerdes. Sitte: die fromme heilige Hüterin des unbefleckten Familiensinnes. Freiheit: der Geist des Bürger-Heldenthums, der Bürger-Heroismus. Sitte: die Schirmerin der Reinheit und Lauterkeit des Vesta-Feuers. Freiheit: die fachende Pflegerin von dessen verzehrender und rächender Gluth. Das Vesta-Feuer — Heidel hat's getroffen! Mag sein Schiller schreiten, wohin er will, mit dem unhemmbaren Wanderschritt des Ewigen Juden: sein Postament mit dem Vesta-Symbol, es ist das einzige würdige Piedestal zu einer Schiller-Statue. Wir, an Heidel's Stelle, wir würden seiner jetzigen Schiller-Statue eine goldene Brücke bauen, unfigürlich gesprochen, den Laufpaß geben, und

Digitized by Google

aus dem Sockel einen Schiller heraufbeschwören, der Hand und Fuß hat; aber keine Hand mit Feder und Notizenbuch und keinen Fuß zum Davonlaufen, noch auch einen Kopf von ähnlicher Beschaffenheit, und keinen Schiller mit einem mauersteifen Predigerrock, den man für den Thonmantel von Schiller's Glocke zu halten versucht sein könnte:

„Schwingt den Hammer, schwingt,
Bis der Mantel springt!"

Das bürgerliche Zeitkostüm also, die Bürgerfigur an Schiller, das ist es wahrlich nicht, was uns die Mehrzahl der Modelle verleidet. Im Gegentheil scheint uns jede Herausdrapirung Schiller's und Bemäntelung seines bürgerlichen Wesens und Erscheinens eine Verkehrtheit und Verirrung. Aber stolz und großartig, nach Goethe's Wort, soll dieses Wesen an uns herantreten; im edelsten, im idealen großen Styl; eine bürgerliche Persönlichkeit im Sinn und Geiste Schiller's. Eine Ahnung hiervon finden wir nur an einem einzigen unter den im bürgerlichen Styl aufgefaßten Schiller-Modellen: in Adolph Siemering's Denkmal-Entwurfe. Eine Ahnung, eine Empfindung, ein plastischer Instinkt für diese schlichte Bürgergröße, die sich in Siemering's Schiller-Figur aber noch nicht zu jener Hoheit entfaltet, die den Charakter, nach Goethe's Bezeichnung, stolz und großartig erscheinen ließe, und gleichwohl ohne schauspielerisches Selbstbewußtsein. Siemering's Schiller steht da im Zeitkostüm, ohne Mantel, mit vorgesetztem rechten Beine, die rechte Hand an die Brust gelegt, eine Stellung, die der Figur vielleicht eine für Schiller zu volksrednerische und äußerliche Geberde giebt, indessen der Würde des standbildlichen Eindrucks keinen Abbruch thut. Kopf und Antlitz in Charakter und Haltung edel, ernst und bedeutsam. Hals frei. Der gesenkte linke Arm hält eine Schriftrolle. Die ganze Figur und Gestalt von Schiller'scher Persönlichkeit erfüllt. In technischer Beziehung erschien uns das Modell als das am saubersten und sorgfältigsten ausgeführte und bis auf Kleinigkeiten, z. B. das zu starke Knie des linken zurückgestellten Beines, die, bei solcher Voranstellung des rechten Beines, vielleicht zu gestreckte Haltung des Oberkörpers, vortrefflich und durch und durch lebenvoll modellirt. Wir treten, in Betreff der Figur, der allgemeinen Stimme bei und erklären diesen Entwurf in der Reihe der von uns bisher gemusterten, ähnlich stylisirten Modelle für den gelungensten, ja allein brauchbaren. Dagegen sind wir mit dem Postamente weniger einverstanden. Die Reliefs mögen unangefochten bleiben. Die Seitenfiguren aber, zwei weibliche Sitz-Statuetten, Embleme der „sittlichen Freiheit" und der „Wahrheit", können sich in dieser henkelartig hervortretenden, im Verhältniß zur Statue viel zu vordringlich ausgeladenen Völligkeit für die Ausführung nicht empfehlen. Der talentvolle junge Künstler wird wohl ohne besondere Schwierigkeit dem Uebelstande

Digitized by Google

abzuhelfen wissen. Heidel's Postament und Siemering's Statue würden für uns das geeignetste Schiller-Denkmal abgeben.

Dem kleinern Theile der Entwürfe, der uns noch zu erledigen bleibt, weisen wir diejenigen Modelle zu, bei denen es die Künstler darauf anlegten, das Ideale als das Charakteristische hervorzuheben und das Bürgerliche zu verhüllen. Nach unseren Ausführungen können wir dieses Bestreben, so löblich und schulgerecht es vom Standpunkte der abstrakten Plastik erscheinen mag, nicht als zweckentsprechend erkennen. Wir glauben dargethan zu haben, daß bei Schiller vor Allen der ideale Charakter sich gerade aus der Idee des Bürgerthums hervorgebildet, und daß der Deutsche den Dichter, der tiefer und begeisterter als irgend ein anderer aus dem Herzen und Wesen, Geist und Genius seines Volkes heraus Ideale geschaffen, nun auch in dessen Standbilde schauen, erkennen und sich daran weiden und erheben will. Den hehrsten aller Dichter, den Dichter hochfliegend schwärmerischer, transcendenter Helden-Ideale, *den* als unseresgleichen dem Beschauer vor's Auge stellen, und uns gleichwohl aus diesem naturgetreuen Ebenbilde, in Ausdruck und geistigem Charakter, den Schöpfer jener Ideale hervorleuchten lassen, gleichsam unser nationales ideales Selbst in unserem größten Nationaldichter uns monumental vergegenwärtigen: das scheint uns die Aufgabe für ein Schiller-Denkmal. Und dieser Aufgabe wird, unseres Erachtens, die abstrakte Plastik, diejenige nämlich, die nach dem Schulideal allgemeiner Schönheitsformen eine solche Persönlichkeit ausstatten und herausputzen will, am wenigsten nachkommen. Nicht das Aeußere der griechischen Stylisirung, sondern das Wesentliche der Styl-Idee griechischer Plastik: die mächtige Ausprägung des individuellen Ideal-Charakters im Standbilde, das allein heißt im griechischen Geiste formen und gestalten, und dieser Geist und diese plastische Styl-Idee kann ein völliges Aufgeben jener äußern Stylisirung nach griechischen Vorbildern bedingen und geradezu fordern. Bei einer Schiller-Statue glauben wir diese Forderung, als eine **conditio sine qua non**, außer Frage gestellt zu haben. Die uns dargebotenen Versuche von griechischer Ideal-Modellirung möchten eben nicht geeignet sein, unsere Ansicht zu modifiziren oder gar zum Wanken zu bringen.

Schon das erste Modell in dieser Manier, das von Voß, zur Zeit in Rom, konnte uns nur, bei aller sonstigen plastischen Tüchtigkeit, ja Beseeltheit der Figur, in unserem Bedenken befestigen und bestärken. Das Inspirirte, der göttliche Anhauch, Grundstimmung alles poetischen Schaffens, jedes Dichters, ja jeder großen, kühnen Konzeption, wie soll dies als dargestellter *Moment* die volle Individualität eines Geistes und Charakters, wie Schiller, standbildlich erschöpfen? Die Begeisterung ist bei einer Natur, wie Schiller, so zur zweiten Natur geworden, ist mit seiner Persönlichkeit so verwebt und verschmolzen, daß, sie als flüchtige Eingebung plastisch festhalten und auf die

Digitized by Google

Spitze Eines inspirirten Momentes stellen, den entgegengesetzten Eindruck giebt: die Empfindung eines nur stimmungsweise über den Dichter kommenden Schaffens. Die Modell-Figur des Herrn Voß ist der Beleg dafür. Sein Schiller könnte ebenso gut einen italienischen Improvisator vorstellen. Der berühmteste dieses Schlages, Ricci, bereitete sich zu dem Inspirations-Momente durch zwölfstündiges Fasten, regungslose Ruhe bei verhangenen Fenstern vor, horizontale Lage im Bette, und den Kopf tief eingewühlt in die Federkissen. Dann trat er vor, triefend von inspiratorischem Transpirations-Schweiß, und der Geist aller Gänsefedern schien ihn zu umwehen, die Bettpolster sich als Schwingen zu entfalten, die ihn bis in die höchsten Regionen der improvisirten Begeisterung trugen, sternenhoch; so hoch, wie der Blick von Herrn Voß' Modell-Figur nur dringen, ihr halbgeöffneter Mund nur hinaufechzen mag, um den Hauch des poetischen Geistes in sich aufzunehmen. Die Technik der Figur bezeugt den fertigen Plastiker. Der Mantel, bis auf die schurzfellartige Umgürtung um Leib und Hüften kunstgemäß drapirt; Griffel und Rolle inspirationsgerecht in der Schwebe. Kopf und Nacken von edlem Schwung und Wurf. Die ganze Erscheinung, eine Figur aus der Zeit von Louis XIV. Von Schiller, bei aller Begeisterung, kaum ein Hauch.

Eine kleinere Statuette von demselben Künstler bildet das Gegenstück dazu. Sie zeigte uns Schiller mit gesenktem Haupte, die rechte Hand an die Brust gelegt, in der linken die Schriftrolle haltend, in sinnender Stellung, mit Mantel und Lorbeer. Sie ist die bloße Negation von jener, ohne etwas für sich selbst zu bedeuten.

Ein anderer deutscher Bildhauer, Friedrich Shery, auch „zur Zeit in Rom", hat uns gar einen Schiller als Apollon Kitharodos, im pythischen Kostüm, beim Päan schreitend oder tanzend, zugemuthet. Der Katalog bemerkt erläuternd: „Schiller ist als der gefeierte Dichter gedacht, so wie er jetzt noch unter uns weilt". Während der vierzehntägigen Ausstellung der Modelle weilte und langweilte er freilich, zu unserm Erstarren, so unter uns. Mittwoch, am 13. August, Punkt vier Uhr Nachmittags, hat aber der tanzende und Kithar spielende Schiller-Apollon im pythischen Kittel seine Rückreise von den Hyperboräern in die Werkstatt des Herrn Friedrich Shery, zur Zeit in Rom, angetreten, wo er hoffentlich nun wohlbehalten angelangt sein wird, um daselbst seinen dauernden Standort zu nehmen und unter den andern Modellen des Herrn Shery, als deren Vortänzer, bis zur Auferstehung aller todten Gipsfiguren zu weilen. „Unten am Sockel sind Kinderfigürchen angebracht, die das Denkmal mit Blumen und Fruchtgewinden zu schmücken beschäftigt sind": Manibus date lilia plenis! Streut, Kinderchen, aus vollen Händchen Lilien aufs Grab dieses Phoibos Apollon mit der thonreichen Kithar!

Digitized by Google

G. Kaupert aus Kassel, jetzt in Rom, hat von Goethe's Anweisung zu einer Schiller-Statue: „stolz und großartig", sich nur das „stolz" gemerkt. An Stolz fehlt es diesem rechten, mit kühnem Ausschritt vorhingestellten Schenkel durchaus nicht. Haupt und Blick gradvor, kühn und stolz. Griffel und Blatt, nichts wie stolz. Der Mantel, um Rücken und Schultern in einen Kranzwulst zusammengerollt und über den besagten verwegenen Schenkel straff gespannt, dieser Mantel gleicht zwar mehr einem in der Eile als nasses Gewand umgeschlagenen Bettlaken, als einer Mantel-Drapirung, aber er läßt den ganzen Stolz dieses Schenkels fühlen und unverkürzt hervortreten. Plastische Begabung läßt sich nicht verkennen, und ist der Künstler noch in dem Alter, um selbst den Schritt von Goethe's an Schiller hervorgehobener erster Eigenschaft zu der zweiten, zum „Großartigen", zu thun: scheint er uns zum Werkmeister einer künftigen Schiller-Statue wohl angelegt und berufen. „Die Begeisterung" auf dem Postament, „von einem Adler dem Höchsten zugeführt", gefiel uns besser, als „die Göttinnen der Anmuth", auf dem Felde gegenüber. Sie haben den Fehler, daß sie das nicht scheinen, was sie vorstellen.

Einen Anhauch von den wirklichen Göttinnen der Anmuth, den Charitinnen der griechischen Plastik, athmet der Schiller-Kopf von Th. Kalide in Berlin. Sein Modell trägt zwar auch den Kopf hoch, emporschauend in sinnender Begeisterung und lauschend dem poetischen Gedanken, der, wie der Segen in der „Glocke" hier über deren Dichter selber „kommt von oben"; Kalide's Schiller hält zwar auch den gesenkten Griffel in der zum Niederschreiben sich anschickenden Hand, und das offene Buch an die Brust gestemmt, wie Einer, der stehend nachschreibt, was ihm aus den Wolken diktirt wird: allein über dieses edle Antlitz, diese geistbeglänzte Stirne ist eine so liebliche Heiterkeit ergossen, eine so stille Lust poetischer Inspiration, daß man den Aufblick, um seiner Entzückungs-Verwandtschaft willen mit dem der Rafael'schen Cäcilie, gerne folgt, und daß den Beschauer selbst der Glaube überkommt: dieser Aufblick sei eine innere Schau; dieser heitere Lichtglanz sei nur der Reflex eines innern Aufleuchtens; der Silberblick einer mitten im Dichten und in der „Fülle der Gesichte" sich genießenden Schöpferlust. Von einem Schüler Schadow's hat uns dieser feine, geistige Ausdruck stiller Begeisterungs-Seligkeit um so mehr überrascht. Könnten wir uns solche Stellung und Geberde überhaupt mit der Schiller-Stimmung und als monumentales Gepräge vollends vereinbart denken; müßten wir nicht den leisesten Anflug von verzückter und im Standbilde gar festgehaltener Selbstentäußerung bei dem denkkräftigsten, philosophisch durchgebildetsten und reflexionsmächtigsten aller Dichter für eine Trübung seines Wesens und poetischen Charakters halten, des Dichters, der selbstbewußter, als irgend ein anderer, die Begeisterung aus der Gedankenfülle schöpfte:

Digitized by Google

„Wie der Quell aus verborgenen Tiefen:
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunklen Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen" —

stände uns nicht dieses Schillerbild vor Augen: ja dann würden wir unbedenklich dem Kopfe von Kalide's Schiller-Statue den Preislorbeer zuerkennen. Dem Kopfe, auch der Stellung, der ganzen Figur, mit Ausnahme des Mantels, der, von der linken Seite betrachtet, als Kapuzinerkutte drapirt ist, um welche der Pater Kapuziner in Wallenstein's Lager seinen Schöpfer beneiden könnte. Die gerechte Strafe für eure Marotte: mit der griechischen Plastik in Manteldrapirungen zu wetteifern, die ihr euren steifen Paletot kaum regelrecht anzuziehen und zuzuknöpfen versteht, während die griechischen Künstler, wie überhaupt die Griechen und Römer, aus dem Umlegen und Drapiren des Mantels das ernsteste, angelegentlichste und gebotenste Toiletten-Studium machten. Das Mantellegen war für jeden gebildeten Griechen und Römer, Redner und Staatsmann, ein integrirender Theil der freien Künste, des Staatswesens, des Erscheinungs-Anstandes, der Euprepeia. Eure lächerlichen Mantelbestrebungen erinnern nur an die Verlegenheiten des Schläfers unter kurzer Bettdecke, dessen plastische Ruhe darin besteht, daß er bald die Beine, bald den Oberleib entblößen muß, um zu dieser Ruhe zu gelangen, die er doch nur durch stets vereitelte, als leidige Ruhestörungen sich zu erkennen gebende Versuche symbolisch ausdrücken kann. Eine andere Bewegung in der plastischen Ruhe bringt auch ihr mit euren Manteldrapirungen nicht zu Stande, unter deren kümmerlicher Decke sich die arme Figur auf der einen Seite strecken, auf der andern krümmen muß.

Mehr oder weniger zeigen alle Mäntel dieser Modelle dieses Verkniffene, das sie für malerischen Faltenwurf ausgeben. Allen hängt er hinten, der Mantelkragen nämlich, als akademischer Zopf. Und denen er nicht so hängt, wie bei Kalide, bauscht und kuttet er wieder auf der Schulter; oder rollt er sich um den Rücken, zum Kranze zusammengewickelt, wie Soldaten ihre Mäntel auf dem Marsche tragen, oder Küper ihr Bund Faßreifen. Z. B. bei Kaupert's Schiller; um von den Kochschürzen und Schurzfellen zu schweigen, zu denen sich die Manteldraperie vorne gürtet, wie bei Voß, während er bei andern wieder nur durch den Gips auf den Schultern haften bleibt, ohne welchen Kitt er unhaltbar niedergleiten und aufs Postament fallen müßte, wie z. B. bei

R. Begas in Weimar, dessen Entwurf bei Künstlern und, in Folge von deren Eingebungen, auch bei der Tageskritik bewundernde Anerkennung gefunden und als das präsumtive Preismodell über allen Zweifel erhoben worden. Den Anhängern der formellen Plastik und abstrakten Aesthetik muß freilich beim Anblick dieses imposanten Entwurfes der Mund voll Wasser

Digitized by Google

laufen, das sich dann nachträglich als enthusiastisches Gesprudel in Zeitungsblättern ergießt, mit dem Brunnenwasser um die Wette, so in die Schalen des Postamentes zu Herrn Begas' Schiller-Denkmal voraussichtlich, und durch Einfluß jenes Gesprudels aus allen Ritzen und Spalten der Tagesblätter, binnen Jahresfrist auf dem Gendarmmarkte plätschern wird, zum Bedarf der Marktweiber und schöpfender Mägde und zur Tränkung des feilgebotenen Feder- und sonstigen Viehes. Nur daß jener Zeitungssprudel nicht, wie an Begas' Schillerbrunnen, aus Löwenköpfen hervorquoll.

Das Modell, das ein großes plastisches Talent verräth, leidet, unseres Dafürhaltens, an Gebrechen und Uebelständen, die dessen Ausführung nahezu unmöglich erscheinen lassen. Es verstößt erstens gegen zwei Hauptbedingungen des Konkurrenz-Ausschreibens, welches den Künstlern zur Aufgabe stellt: das Postament mit der Figur des Dichters auf Grundlage eines den Standort und die Umgebung des Platzes berücksichtigenden Situationsplanes zu entwerfen. Das Modell des Herrn Begas, nach den Maßverhältnissen des Entwurfs ausgeführt, würde den vorgeschriebenen Raum, der „in seiner Breite dem mittleren Raum des Schauspielhauses entspricht", bei Weitem überflügeln. Nach geringern Maßverhältnissen ausgeführt, würde das Imposante des Monumentes, das dieses eben nur den massenhaften, wuchtigen, schematisch großartigen Formen, der Eckfiguren insbesondere, verdankt — dieses Imposante würde dann, in ein bescheidenes Maß aus dem Kolossenhaften zurückgewiesen, verschwinden, und um so sichtbarer die Mängel hervortreten lassen, die, unseres Dafürachtens, in der blos scheinbaren Großartigkeit der sitzenden Eckfiguren liegen; in dem Mißverhältniß der Statue zu diesen Figuren, bezüglich der Dimensionen sowohl, als des Styls und der Behandlung, endlich in der, wie uns scheint, für ein Schiller-Monument wenig passenden, städtisch dekorativen Nebenbestimmung eines Marktbrunnens. Scheinbar großartig nennen wir die Eckfiguren, einmal, weil es eigentlich Sibyllen sind in der Manier des Michel Angelo, nur mit den Attributen der Symbole, die sie vorstellen: der Lyrik mit der Lyra; der tragischen Muse mit dem Dolch; der Philosophie mit dem linken Bein über das rechte Knie geschlagen, das Kinn gestemmt in die Hand des auf dieses Knie gestützten linken Armes, den Blick emporschauend erhoben und eine Schriftrolle in der rechten Hand. Die Geschichte schreibt eifrig auf eine Tafel mit dem wohlbekannten Clio-Griffel. So groß und mächtig diese Figuren geformt sind, so bleiben sie doch nur, in unsern Augen, Geburten der abstrakten Plastik, nicht ihrer Sinnbildlichkeit wegen, sondern weil wir sie für nichts anderes als treffliche Studien nach Michel Angelo halten können, die weder dem Zweck, noch dem Charakter, noch dem Schausinn unserer Bevölkerung entsprechen, die folglich entlehnt, fremdartig, nicht wahrhaft idealistisch, d. h. nicht individuell ursprünglich aus der Anschauung des Bildners und der

Digitized by Google

Anschauung seines Volkes herausgeboren, kurz nur akademisch stylisirt wirken, eine Augenweide für Schwärmer-Dilettanten der ästhetischen Hohlformen und der abstrakten Plastik; leere Kolossalfiguren für den Verehrer Schiller's, dem dessen Standbild Hauptsache ist, und dem alles Untergeordnete, das sich auf Kosten der Schillerfigur breit machen will, Anstoß und Aergerniß erregt.

Die Statue selbst erscheint denn auch schon im Entwurfe gedrückt und zu kurz gerathen, im Verhältniß jener großartigen Sibyllen, und unterscheidet sich in der Auffassung, die, wie bei den andern auch, die des begeisterten Aufblicks ist, blos dadurch, daß, von der Seite betrachtet, die Parallelstellung der beiden Arme, des rechten mit dem Griffel, des linken mit der vor der Brust gehaltenen Schreibtafel, ein unplastisches und unschönes Nebeneinander von Armen und Tafel zur Schau trägt. Die bedenkliche Mantellage haben wir schon angedeutet. Von der empfohlenen Rücksichtnahme auf die vorbehaltenen Seiten-Statuen von Goethe und Lessing kann bei der Raumbeanspruchung dieses Denkmal-Kolosses, für das erst ein geeigneter Gendarmmarkt aus dem Boden gestampft werden müßte, schon gar nicht die Rede sein. Herrn Begas' Schiller-Denkmal würde Schauspielhaus, Freitreppe, sammt Treppenwangen und den darauf befindlichen Bronze-Katzen, würde die beiden Gendarmthürme todtschlagen und unter seiner Wucht begraben, geschweige die beiden beabsichtigten Statuen, die Goethe's Götzendiener und Baalspfaffen schon vor der Geburt begraben möchten, und aus diesem Grunde allein sich für das Begas'sche Denkmal erklären müssen.

Wir, unseres geringen Ortes, wir wagen an der entwurfgemäßen Ausführbarkeit dieses Schiller-Modelles, aus den angegebenen Gründen, zu zweifeln und glauben, daß es, gerade wegen seiner in den groben Umrissen so imposanten Großartigkeit, ein ungeleckter Bär bleiben wird. Nimmt der Berliner Bär es gleichwohl auf seine Kappe und leckt die zottig grandiose Gipsmasse und Gipsmaske von Michel Angelo's reckenhafter Sbozzo-Manier zu Schiller's eherner, hochherrlicher Gediegenheit, zu einem Schiller-Sonnenkoloß mit dem Strahlenkranz bürgerlicher Idealwürde und Hoheit, dann wird unser Atta Troll sein Wunder erleben: Er wird sein Schiller-Denkmal zu einem Marktbrunnen geleckt haben, an dessen vier Ecken, statt grandioser Gebilde, er vier bronzene Wulstpuppen vor sich sehen wird. Der echte Schiller wird in den Brunnen gefallen sein und an seiner Stelle ein vierschrötiger bleierner Thorschreiber oder Marktaufseher ragen, der in seine Schreibtafel notiren wird, wie viel Hasen und Hühner die Bäuerinnen verzollt haben. Den Feinden aber von Atta Troll's Drei-Statuen-Projekt wird die Eselstränke mit dem Marktaufseher Wasser auf ihre Mühle sein. Denn wo in aller Welt sollen neben dieser kolossalen Tränke mit den vier Symbolen des ewig Marktweiblichen, wo sollen Goethe's und Lessing's Statuen da noch ihr Unterkommen finden?

Digitized by Google

Ein Denkmal für sich bildet das Schiller-Modell eines Würzburgers, Gustav von Dornis, der seiner Konzeption den Schiller'schen Vers zum Grunde gelegt hat:

„Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!"

und demgemäß den Dichter in seiner Sturm- und Drangperiode dargestellt hat, mit wuthgeballter Faust, wahnsinnigem Augenrollen, schäumendem Munde, kettentollem Gebahren; eine Berserker-Statue, die den Gensdarmmarkt in eine menschenleere Einöde verwandeln, und selbst die „gräulichen Katzen", die bronzenen Bestien auf der Freitreppe vor Schrecken in die Flucht jagen würde. Würzburg, berühmt durch seine Pfefferkuchen und großdeutschen Konferenzen, hat in diesem Modell ein Erzeugniß geliefert, das die Geographieen der Zukunft, neben jenen beiden, als die dritte größte Merkwürdigkeit Würzburgs nennen und aufbewahren wird für die späteste Nachwelt.

Wäre ein nachzügleriſches Votum nicht die Stimme in der Wüſte und wären die Würfel über das Schiller-Denkmal nicht ſchon gefallen, und hätte das preisrichterliche Erkenntniß nicht ſchon den Rubikon des Marktbrunnens überſchritten: ſo würde unſer Gutachten unter den 27 Modellen als die drei beſten und rühmenswürdigſten hervorheben: Das von Begas, um des großen plaſtiſchen Talentes willen, des Stylgefühls, des Sinnes für formelle Großartigkeit; um des glücklichen Abguckens willen, wie ſich Michel Angelo räuſpert und wie er ſpukt. Aber wir würden es zugleich als unausführbar, in ſeiner gegenwärtigen Geſtalt nämlich und im Hinblick auf das Programm des Konkurrenz-Ausſchreibens, mit einem Lorbeer gekrönt, in den Akt- und Modell-Saal ſprechen, zum Studium cum grano salis für junge Akademiker und zur Kräftigung des darniederliegenden plaſtiſchen Formen-Styls. So blieben für uns nur die zwei ausführungswürdigen Schiller-Modelle: Siemering's und Kalide's übrig. Dieſes jedoch, aller Ehren werth, des ſchönen Kopfes und Ausdrucks wegen, kann ſich mit dem von Siemering in anderer Beziehung, insbeſondere aber, was Zweckmäßigkeit, beſcheidene Würde und Schiller'ſches Gepräge anlangt, nicht meſſen. Zu dem Stimmen-Uebergewicht, das ſich während der Ausſtellung zu Gunſten des Modelles von Siemering ausſprach, legen wir daher auch unſer kleines Steinchen, unbekümmert um die Stimmſteine des Areopags, worunter nicht immer der Stein der Weiſen, oder der weiße Urnen-Stein der Pallas-Athene, der, wie bei Aeſchylus die Eumeniden, auch die Erinnyen der Kritik künftiger Geſchlechter verſöhnt.

---



Digitized by Google

# Der Zauberer von Rom und die römische Frage.

Von Ludwig Seeger.

Gutzkow's neunbändiger Roman, der Zauberer von Rom, befindet sich schon allzulang in den Händen des Publikums und unter den anatomischen Messern der Kritik, als daß wir den Anachronismus begehen und jetzt noch etwa eine Analyse desselben, ein Referat über den Gang der vielverzweigten Fabel des Romans zu geben uns veranlaßt sehen könnten. Wir wollen nur, wie so Viele vor uns, jeder von seinem Standpunkt aus, hinweisen auf die Großartigkeit des Werkes, das Gutzkow unter den Augen seiner Zeitgenossen im lebendigsten Wechselverkehr mit der Zeitgeschichte und den dieselbe bewegenden Kräften, aus der reichen Welt der Wirklichkeit mit sicherem Auge und erfindungsreicher Künstlerhand herausgearbeitet hat. In der That, man hat nur mit gerechtem Maße die Leistungen eines Mannes gemessen, dessen Verdiensten, vielleicht nicht ganz ohne seine eigene Schuld, nicht immer die gebührende Anerkennung der Mitwelt geworden ist, wenn man im Zauberer von Rom und in den Rittern vom Geist zwei der bedeutendsten Werke zu erkennen glaubte, welche der deutsche Geist in neuester Zeit auf dem Gebiet der schönen Literatur hervorgebracht hat.

In beiden Romanen sehen wir ein Spiegelbild des Lebens der Gegenwart, das heute noch beherrscht ist von der romantischen und der romanischen Politik, und dessen Inhalt die Kämpfe wider das romantische Prinzip im Staat wie der Kirche bilden. Die Verkörperung der politischen Romantik auf dem Gebiet der Kirche ist die römische Hierarchie. Die katholische Welt, ihr Leben und Wesen, der Einfluß des Romanismus, Papismus, Ultramontanismus, Jesuitismus, der kanonischen Partei im weitesten Sinne des Worts auf das Familien-, Gesellschafts-, Staats- und Volksleben der Gegenwart, vor Allem auf das deutsche Leben ist der Gegenstand der kulturhistorischen Dichtung, die uns hier beschäftigt. Der Dichter hat sich mit bewundernswürdigem Fleiß in das Studium der katholischen Weltanschauung, Sitte und Unsitte vertieft, ja, man kann sagen, er ist mit Liebe in seinen Gegenstand eingedrungen, und selbst die Subtilitäten des kanonischen Rechts sind seinem Gedächtniß so präsent, daß er spielend die Waffen aus dem großen, dunkeln Arsenal der Gegner schwingt und gelegentlich damit gute deutsche Hiebe austheilt, die um so tiefer sitzen, als diese Streiche mit einer Gewandtheit und Sachkenntniß geführt werden, zu der man nur durch längeres Verweilen und Beobachten, ich möchte fast sagen, durch ein Zuhausesein auf dem ultramontanen Fechtboden kommt. Er hat

Digitized by Google

das nöthige gelehrte Wissen, ohne damit zu prunken, er hat „mit voller Hand geschöpft und läßt nur gelegentlich die Tropfen durch die Finger rinnen.“

Eben noch hat uns der Dichter die ganze blendende Herrlichkeit, das ganze phantasiebetäubende, sinnverwirrende Farbenspiel dieser katholischen Romantik vor das Auge geführt, mit einer poetischen Gerechtigkeit, Unparteilichkeit und Vorurtheilslosigkeit, deren nur ein Deutscher und ein moderner Protestant fähig ist. Aber gleich darauf klingt auch wieder die warnende Stimme des treuen Eckart durch die verführerisch lockende Musik hindurch, und seine Worte der Mahnung haben ungefähr den Sinn der Goethe'schen, die dem Mephistopheles in den Mund gelegt sind: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft, Des Menschen allerhöchste Kraft, Laß nur in Blend- und Zauberwerken Dich von dem Lügengeist bestärken, So hab' ich dich schon unbedingt“, und wir kennen diese Blend- und Zauberwerke von Rom, wir kennen sie aus allerneuesten wie aus allerältesten Erfahrungen.

Der Gutzkow'sche Roman, der uns diese Blend- und Zauberwerke in ihrer ganzen Schönheit zugleich und Verworfenheit schildert, umfaßt die Zeit etwa vom Jahre 1832 an bis in die neueste Zeit mit einer visionären Perspektive in die nächste Zukunft. So lange ungefähr ist es auch her, daß wir das Wühlen der schwarzen Maulwürfe in Deutschland und der Schweiz in allernächster Nähe zu beobachten und zu bekämpfen Gelegenheit hatten. Wir sahen immer, wie mit der politischen Apathie der Völker die Macht Roms über die Staaten und die Seelen diesseits der Alpen wuchs; wie aber mit der Kräftigung des nationalen Geistes und der volksthümlichen Elemente den Händen des Zauberers von Rom die magische Ruthe entglitt, mit der er die Völker abwechselnd streichelte und geißelte. Seit den Jahren 1849 und 1850, wo das Hagelwetter der Reaktion die jungen Saaten des nationalen Geistes fast bis auf den letzten Halm zerschlagen hatte, und nicht nur die Fürsten, sondern auch die Völker, voran die obersten und die mittleren Schichten, die „bablichen“ Klassen, die letzteren aus blinder Angst vor der Herrschaft des Proletariats, sich den Staatsrettern in die Arme warfen, selbst solchen, die sie tief verachteten, ist der Ultramontanismus planmäßig zur Wiedereroberung seiner mittelalterlichen Obergewalt über Fürsten und Völker vorangeschritten. Die oberrheinischen Bischöfe eröffneten im Namen der Selbständigkeit und Autonomie der Kirche den Feldzug gegen die Regierungen ihrer Sprengel, und diese Regierungen, anfangs zum Widerstand geneigt, ließen aber, bei der immer noch herrschenden, vorher freilich von ihnen selbst künstlich und gewaltsam herbeigeführten Gleichgültigkeit der Völker, selbst der protestantischen, bald die Waffen sinken, und wir haben sie erlebt, diese ekelerregende Zeit der Konkordate, die zum Theil unter den Schürzen alter Theaterprinzessinnen (selbst diesen Zug hat der Dichter nicht übersehen) waren ausgebrütet worden. In der Mitte der vierziger Jahre war dem lebendigen Eifer des Volkes, seiner Theilnahme z. B. an der deutschkatholischen Bewegung, die eine durchaus nationale Farbe hatte, gelungen, was der bureaukratischen Polizeigewalt, die einen Erzbischof von Köln, von Posen zu verhaften, aber nicht mit den entsprechenden geistigen Waffen zu besiegen vermocht hatte, mißlungen war. So war es auch in den letzten Jahren wieder. Als die Regierungen die Knechte der Knechte Gottes geworden waren und die kirchliche Reaktion und die politische Arm in Arm



Digitized by Google

mit einander ihr Jahrhundert in die Schranken forderten, als der ultramontane Klerus, mit dem Adel, dem Fürstenthum, der Bureaukratie, ja selbst mit dem höheren protestantischen Klerus verbündet, sein schwarzes Leichentuch, die Konkordate, über ein Land nach dem andern ausbreitete, da war es wieder das Volk, das plötzlich für den ekeln Modergeruch wieder eine Nase hatte, da der italienische Krieg ihm seine Sinne wieder gereizt, geschärft hatte.

Die Sturmglocke des Krieges, der Aufschwung des nationalen deutschen Lebens läutete bald die Korkordate, die zum Theil zur Rettung Oberitaliens für Oestreich geschlossen worden waren, zu Grabe, und der Uebermuth der klerikalen Partei, die Hybris, die den Neid und Zorn der Götter und den Haß der Menschen herausforderte, erfährt eine Züchtigung nach der andern. Das badische, das württembergische Konkordat, die Kettler'sche Konvention, — wo sind sie jetzt? Nur Eins steht noch, das östreichische Konkordat, und auch dieses kann fallen über Nacht. Der Papst will es nicht revidiren lassen, er hat Recht; wozu das Flickwerk? Nicht den Schneider, den Todtengräber muß man rufen. Diese Attentate auf unser nationales Leben, auf unsere Denk- und Gewissensfreiheit, durch welche selbst unsere Universitäten in Jesuitenseminare und die Schulen des Volks in Erziehungsanstalten für Kretins und Leibeigene verwandelt werden sollten, — welchem deutschen Manne von Kopf und Herz hätten sie nicht die Röthe der Scham und des sittlichen Zorns auf Stirn und Wange getrieben?

Hier ist ein Dichter, der zugleich ein Mann der freien Bewegung ist, und er hat, was das Herz der Nation bewegt, nicht gefühllos an sich vorüberrauschen lassen, er hat, wie der Herausgeber dieser Revue[1]) vom „wahren Dichter" mit Recht fordert, wie vom „wahren Volksfreund", er hat die poetischen Keime in der Gegenwart erkannt und hat die schöne Mannigfaltigkeit des Lebens auf die Freiheit der Bewegung zu begründen gesucht. Er ist keiner jener „halben Poeten, die sich in die Vergangenheit versenken und über die Gegenwart jammern, die sie nicht verstehen". Gutzkow versteht die Gegenwart, er liebt sie selbst in ihren fremdartigsten, abnormsten und verworrensten Erscheinungen, er studirt sie, und das Studium eines wahren Dichters kann nie unfruchtbar sein, er empfängt „der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit". Er liefert einen werthvollen Beitrag zu jener wahrhaft volksthümlichen Literatur, von welcher in diesen Blättern (am angegebenen Orte) gesagt war: „Wenn ich die Wahl habe zwischen einer wahrhaft demokratischen Verfassung und einer wahrhaft volksthümlichen Literatur, so wähle ich letztere: denn mit dieser ist jene sicherer zu erreichen, als umgekehrt."

Gutzkow selbst hat sich gelegentlich als ein Kind seiner Zeit bezeichnet und seine Laufbahn als eine Zwischenstation auf dem Wege, den die Muse, die nach Schiller und Goethe wieder neue Kränze vertheilen wolle, zu ihrem wahren Heiligthum auf den olympischen Höhen zu wandeln habe. Gutzkow hat ein Recht, so von sich zu reden; denn — „es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken."

Er stellt sich die höchsten Aufgaben, die ein moderner Dichter sich stellen kann und er löst sie mit kühner, zuweilen vor Aufregung zitternder, aber im Großen und Ganzen glücklicher Hand. Wenn die Ritter vom Geiste norddeutsche Zustände

[1]) Deutsche Jahrbücher Bd. 1. Heft 2. 1861. S. 317.

Digitized by Google

in den ersten Jahren der Reaktion zeichneten, so liegt im Zauberer vor uns ein Panorama, ein großes Sittengemälde, umfassend den katholischen deutschen Süden an sich und in seinen Beziehungen zu Rom, oder, wie man kürzer noch gesagt hat: „Deutschland, ein Opfer Roms"; ein Gemälde, das in vier größere Lebenskreise, vier Gruppen sich gliedert: das Leben in Westphalen (beiläufig auch Hamburg), das Leben am Rhein mit dem Mittelpunkt Köln, das Leben in Wien und zuletzt das Leben in Italien, in Rom. Ueberall ist der Dichter zu Hause, überall schildert er uns Land und Leute mit gewissenhafter Treue, frappant oft zum Erschrecken ähnlich; seine ethnographischen Charakteristiken, liebevoll ausgemalt bis ins Einzelnste und mit feinfühlender, gerecht ausgleichender Vertheilung von Licht und Schatten, überraschen und entzücken uns durch den Reichthum an Anschauungen und Studien nach der Natur, durch die scharfen Umrisse und Mannigfaltigkeit der kulturhistorischen Genrebilder, die er bietet — Bilder, naturwahr, deutlich und klar, realistisch, wie gelungene Photographien, farbenreich, wie Freskogemälde und doch in idealen Aether getaucht, wie dissolving views.

Man hat schon anderwärts auf das merkwürdige Zusammentreffen von Wahrheit und Dichtung, auf einen merkwürdigen Zusammenhang zwischen Geschichten und Gedichten aufmerksam gemacht, man hat daran erinnert, daß die Ritter vom Geist 1850 und 1851, nicht lange Zeit vor dem Untergang jener nordisch romantischen Politik erschienen seien, der Zauberer von Rom aber, die ersten Bände wenigstens, im Jahre 1858, am Vorabend der italienischen Verwickelung. Zur Zeit, wo die römische Frage immer mehr eine brennende wurde, da ist auch der politische Dichter, — ein ächter Zeitgenosse seiner tiefaufgeregten Zeit, die unendlich größer und reicher an Kräften und Stoffen ist, als die verhältnißmäßig idyllische, einfach beschränkte Zeit unserer ersten klassischen Dichter, die sobald sich von der Theilnahme an ihrer, ihnen unangenehm gewordenen Gegenwart in die stille Welt der schönen Formen zurückgezogen hatten — zugleich mit den geheimnißvollen weltbewegenden Mächten der Gegenwart, in seiner Weise an die Lösung der römischen Frage gegangen. Diese seine Weise ist keine prosaisch „tendenziöse, propagandistische"; er verfolgt in seinem Kunstwerk keine Zwecke, die außerhalb der Kunst liegen, er behandelt seinen Stoff, die ultramontane Welt, nicht um irgend einer Sache zum Sieg zu verhelfen, nicht als Oppositionsmann, nicht gebunden durch irgend ein Parteiprogramm, sondern in freiester künstlerischer Bewegung und Entfaltung. Kein Wunder, daß, eben wegen dieses geistig freien Standpunkts, die Einen in dem Werk kryptokatholischen Anschauungen begegnet sein, andere darin willkommenes Material für protestantische Kontroverspredigten gegen katholische Dogmen und Ansprüche gefunden haben wollen. Ich kenne selbst gelehrte Geistliche der evangelischen Kirche, die den Zauberer von Rom, nach ihrem eigenen Eingeständniß, mit Vergnügen gelesen haben und als gute Protestanten unverhohlen preisen. Andererseits haben wir (im Morgenblatt) die Aeußerung aus dem Munde eines katholischen Prälaten gelesen, die, was das Thatsächliche betrifft, wohl nicht ins Gebiet der Fiktion gehört, daß Gutzkow's Zauberer von Rom in allen Kloster- und Stiftsbibliotheken Zutritt gefunden und unter den Standesgenossen des katholischen Würdeträgers überall Aufmerksamkeit, vielfach zwar leidenschaftlichen Widerspruch, aber doch stellenweise auch Zustim-

Digitized by Google

mung erweckt habe. Diese Erscheinung erklärt sich allerdings nur aus dem poetisch-objektiven Standpunkt, auf dem Gutzkow steht, der aber darum die subjektive Betheiligung und Wärme nicht ausschließt, vielmehr zur Voraussetzung hat. Der Dichter hat Charakter, hat seine eigenthümliche Weltanschauung; also wird auch sein Werk Charakter haben, aus einer bestimmten Weltanschauung heraus geschrieben sein. Dies ist nun freilich auch Tendenz, aber Tendenz im besten Sinne des Worts. Der Verfasser, der schon im Jahre 1838 gegen Goerres und Konsorten „die rothe Mütze und die Kapuze" geschrieben hat, ist derselbe, der im Jahre 1858 seinen Zauberer begonnen, während des italienischen Kriegs weiter und im Jahre 1861 zu Ende geschrieben hat.

Was die Komposition dieses Werks betrifft, so ist sie nicht fehlerlos; die Verwicklung — sie ist so komplizirt, daß sie ein förmliches Studium erfordert — befriedigt ungleich mehr, als die Entwicklung, die zuletzt auf ein wahrhaft summarisches Verfahren hinausläuft. Es geht z. B. über das Romantische hinaus und tief ins Melodramatische hinein, wenn auf Einer Seite (Bd. IX. S. 48) vier Personen hintereinander, man möchte sagen, abgeschlachtet werden, wenn der „Abtödter" Hubertus mit zwei Hauptpersonen der Geschichte, unter jedem Arm Eine, sich ins Feuer stürzt. Der Roman ist allerdings von Figuren — ihre Zahl geht in die Hunderte — so überwuchert, daß am Ende eine gewisse poetische Husarenjustiz unvermeidlich, zum nothwendigen Uebel wird. Es geht dem Dichter ähnlich, wie seinem Kronsyndikus, von dem er sagt: sein Umfang an Lebensbezügen und Erinnerungen sei so außerordentlich groß, daß er unausgesetzt Neues aufs Tapet bringe. Man hat auch, und wie uns scheint, nicht mit Unrecht, „die symbolisirende Manier" getadelt, die unbestimmten oder fingirten Namen statt der wirklichen: da ist eine „mitteldeutsche Residenz" mit schnurgeraden Straßen, voll Schilderhäuser und Wachtparaden: warum nicht Kassel? — so gut wie Hamburg, Kiel, Wien, Rom u. s. w. Die „Residenz des Kirchenfürsten, der Bischofsfitz" — Jedermann muß auf Köln kommen — warum will der Name nicht heraus? Warum Lindenwerth und nicht Nonnenwerth, Witeborn und nicht Paderborn? — Wir hätten noch Manches zu sagen über etwas gar zu wohlfeile und verbrauchte Hebel und Fiktionen, wie die geheimnißvollen Familienurkunden, um die sich die ganze lange Geschichte dreht u. dergl. Doch „ubi plura niteut", da wird man leichter derlei Menschlichkeiten übersehen.

Nicht so leicht können wir hinweggehen über gewisse Nachlässigkeiten des Styls, die bei einem sein Instrument, die Sprache, sonst so meisterhaft spielenden Künstler doppelt unangenehm auffallen. In vielen, zumal in bewegten Scenen ist die Sprache schwungvoll, hinreißend, edel. In anderen Stellen stören uns langathmige Perioden mit in einander gefilzten Zwischensätzen, ein sprachliches Gestrüpp, durch das man sich nur mühsam und verstimmt hindurcharbeitet. Bei aller Herrschaft über die Sprache, die wir dem Verfasser zuerkennen müssen, vermissen wir manchmal das Wirken jenes feinen, hoch sensitiven Sprachgefühls, das dem Dichter auch in der hastigen Unruhe des Schaffens, auch in unbewachten Augenblicken, auch „wenn der Kopf raucht", die Hand führen und ihn vor Inkorrektheiten und Unebenheiten der Schreibart, vor Versündigungen gegen unser „geliebtes Deutsch", unsere herrliche Muttersprache bewahren wird, die ja so bereitwillig oft für uns dichtet und denkt,

Digitized by Google

wenn wir liebevoll und zart mit ihr umgehen. — Soll ich Belege anführen? Ich muß es, um nicht in den Verdacht unmotivirten Tadels zu gerathen, und so am Ende auch das Lob verdächtig erscheinen zu lassen. Was sagen Sie zu einem „aufgeregt umstandenen Haus“ (III. 14)? Was ist ein „mannigfach verpflichtetes Andenken“ (19), „ein gefertigt gewesener Sammthut“ (47)? Die „Nur-aufgottbezogenheit“ (162) hat uns an die Waßmannsdorf'schen „Vorschläge zur Einheit in der Kunstsprache des deutschen Turnens“ erinnert, in denen wir auch Wortungethüme finden, wie: „Flügelliukshalbhangsitzhaltung“, „Wechselkletterstreckstellung“ u. dergl. m. V. 187 finden wir: „Das Wiedersehen war hoch erfreut .... sogar mit ironischem Lächeln“. III. 291: „Wir Frauen heben nicht den Arm auf, *ohne nicht* zu berechnen, wie unser herabströmendes Blut ihn weißer machen muß“. Wir finden IX. 38: „Bücher, die ich früher gestohen war“; ib. 469: „der helle Sonnenstrahl des immer höher und höher über dem Meeresspiegel heraufgegangenen *Sonnengeschirrs*“, „nachdem er sein Befinden als wohl bezeichnet“, „um daß“, „Armgart starrte dem Allem“, „meerumbuchtete Landzungen“, „Bewunderung der aufgetragen gewesenen Erbsen“, „eine von mir arrangirt gewesene Uebung“, „der .... hat es selbst an die Leute gesagt“, „Erinnerung auf Etwas“, „schauerlich durfte es ihr erklingen“, „sie durfte damals noch das Aeußerste für Benno fürchten“, „sie durfte erbangen über ein Wiederbegegnen mit Hubertus“, „selbst *am* brausenden Donner*ton* des Wasserfurzes nistet ein Vogel“..... Diese ewigen .... und die zahllosen „*fast*“ haben uns *fast* zur Verzweiflung gebracht. Ihre Zahl ist wie Sand am Meer..... Doch genug, damit wir nicht allzuschulmeisterlich auf Solözismen Jagd zu machen scheinen. — Das sind **lapsus calami**, die mit der Entstehungs- und Erscheinungsweise des Werkes zusammenhängen mögen. Die Letztere hat überhaupt dem Erfolg des Romans mehr geschadet als genützt. Doch das sind vorübergehende Mängel, die sich bei jeder neuen Auflage ausmerzen und wieder gut machen lassen.

Das Bleibende an dem Buche ist das Schöne, das Große. Und das tritt am klarsten hervor, wenn wir uns vergegenwärtigen, was der Dichter geleistet in Schilderung von Personen und Sachen, der Charakter- und Situationenzeichnung, der Enthüllung der Mysterien der Psychologie, der Leidenschaft in allen ihren Höhen und Tiefen, der plastischen Ausprägung der interessantesten, mannigfaltigsten und gemischtesten Individualitäten, der nahezu erschöpfenden, unübertrefflichen Darstellung großer kulturhistorischer Erscheinungen, wie die römische Hierarchie eine ist. Ueber die immerhin psychologisch höchst interessanten Gestalten der beiden Hauptcharaktere, des idealen Priesters Bonaventura und der abenteuerlichen Lucinde, die „blaue Eidechse“, die alle Zauber Roms, „jener Welt, die von Schiller und Goethe Nichts weiß“, und alle Zauber der raffinirtesten modernen Kultur in sich vereinigt, wird man sich noch lange hin und her streiten. Das wird nur für den psychologischen Reichthum und Scharfsinn sprechen, aus dessen Fülle heraus der Dichter seine Charaktere gezaubert hat. Die klerikale Welt, die der Dichter „kennt wie seine Hosentasche“, schwebt in den mannigfaltigsten Gestalten, als heilige, als Karrikaturen des Heiligen von allen Nuancen an uns vorüber. Wir sehen den weltmännisch gebildeten, epikureischen, von Wessenberg'schen Reformideen angehauchten feinen Pastor, „fast“ Abbé, den deutschen Bauer in der Soutane, den polter-

Digitized by Google

den, rülpsenden Kontroversprediger gegen alle protestantische und moderne Kultur, der aber unter der Hand die zartesten Sionsklänge ersäuseln und drucken läßt, — Ketzerhammer und Stimmhammer zugleich; wir sehen den schwarzen Gamaschenknopf, den strammen, unerbittlichen Soldaten der Kirche, den Konvertiten Sebastus (Klingsohr), einen Verwandten der Zacharias Werner und Friedrich Schlegel, den nomadischen Eremiten und Abtödter, Bruder Hubertus, den waldensisch infizirten, kaum noch katholischen Einsiedler Federigo, den Jesuiten[1]) im kurzen und langen Rock, die ganze lange Reihe italienischer Priester- und Pfaffengestalten, Kardinäle von der Sorte der Ceccone (der Lambruschini und Antonelli) und Fefelotti, Repräsentanten der hierarchischen Fäulniß, aber auch, neben Bonaventura, Ambrosi, Einen der Vertreter der Reform und Reformfähigkeit des römisch-kirchlichen Lebens und endlich — wo bleibt der Zauberer von Rom selbst?

„Seine Heiligkeit ließ damals den Kardinal Ceccone schalten und walten — und, um Nichts zu verschweigen, sagen wir es offen und aufrichtig: der Zauberer von Rom war bitter krank..... Der „Träger der Himmelsschlüssel", der „Patriarch der Welt", der „Vater der Väter", der „Erbe der Apostel", der „Hirt der Heerde" war ein armer Mensch, er fürchtete den Gesichtskrebs zu bekommen"[2]). .... VIII. 55. Das ist Gregor XVI.

Also das wäre „der Prospero von Rom? Nicht doch! Es ist nur sein Kleid." ....

Wir machen auch eine Papstwahl mit, wir sitzen mit im Konklave und sehen, wie man einen wunderlichen Homunculus, einen neuen Zauberer von Rom macht. Ob es der letzte ist?

---

[1]) Es gab deren, nach einer vom Jesuitengeneral veröffentlichten statistischen Notiz, Ende 1861 7231, darunter 2203 Franzosen. Wie groß ist die Zahl der statistisch nicht verzeichneten Jesuiten?! — Vergl. Bd. IX. 56. „Innere Mission" u. dergl. m.

[2]) Kardinal Wiseman's „Erinnerungen."

Digitized by Google

# Briefe aus Bayern.

Aus der Pfalz. Ende August.

II. [1])

Zwei Dinge sind es, die in neuester Zeit besonders tief unser Staatsleben bewegen, nehmlich:

1) Die Einführung umfassender Rechtsreform-Gesetze und

2) Die Ablehnung des französisch-preußischen Handelsvertrages von Seite unserer Staatsregierung.

Die neuen großen Gesetze, die auf unserem letzten Landtage votirt wurden, traten am 1. Juli l. J. in Kraft. Es sind diese namentlich: Die beiden Strafgesetzbücher nebst ihrem Einführungs-Gesetze, das deutsche Handelsgesetzbuch, die Gesetze über die Gerichtsorganisation und das Notariat, das Gesetz über die Trennung der Justiz von der Verwaltung, das Hypotheken-Gesetz, das Gefängniß-Gesetz und endlich eine neue Schwurgerichtsverfassung für die Pfalz.

Es greifen diese neuen Gesetze in den sieben älteren Kreisen Bayerns ungleich tiefer und mächtiger umgestaltend in das Volksleben ein, als in der Pfalz. Die neuen Strafgesetzbücher sind es weniger, welche diese gewaltige Umgestaltung bewirken, als die neue Gerichtsorganisation, die Trennung der Justiz von der Verwaltung und das Notariat. Das sind in den sieben älteren Kreisen Bayerns lauter fremde Rechtsinstitute, neue Kompetenz-Verhältnisse, neue Behörden, neue Rechtselemente, in welche sich das Volk erst allmälig hineinleben muß. Anders stellt sich die Sache in Rheinbayern. Daselbst gelten zwar schon lange Institutionen, die für die älteren Provinzen etwas ganz Neues sind, wie z. B. das Notariat, die Trennung der Justiz von der Verwaltung und die Hypothekenämter. Indeß auch für die Pfalz sind die neuen Strafgesetzbücher und die neue Schwurgerichtsverfassung von Bedeutung. Auch ist das neue deutsche Handelsgesetzbuch für die Pfälzer, die bisher unter der Herrschaft des französischen Handelsgesetzbuches (Code de commerce) lebten, nicht in dem hohen Grade eine Neuerung, wie für die sieben älteren Provinzen Bayerns, weil dieselben vor dem 1. Juli 1862 einer gleichförmigen, vollständigen, in sich abgeschlossenen Handels-Gesetzgebung ermangelten.

Anlangend insbesondere das neue Strafgesetzbuch, so ist dasselbe, im Großen und Ganzen genommen, unzweifelhaft ein strafgesetzlicher Fortschritt, gegenüber

[1]) I. Siehe im Oktober-Heft 1861. (T. I. H. 1.)

Digitized by Google

dem in der Pfalz in Kraft gewesenen Code pénal. Das französische Strafgesetzbuch, abgesehen von den paar mildernden Bestimmungen, die durch die Justus Gruner'schen und die k. bayerschen Verordnungen demselben einverleibt wurden, ist bis zum 1. Juli in der Pfalz der Hauptsache nach unverändert geblieben mit all seinen Härten, Lücken und Mißgriffen. Das neue Strafgesetzbuch suchte so viel als möglich diese Härten abzuschleifen, diese Lücken auszufüllen und diese Mißgriffe zu beseitigen. Die strafrechtlichen Härten sind es vor Allem, welche von jeher und von allen Seiten dem Code pénal zum Vorwurfe gemacht worden sind. Die Franzosen haben daher schon vor länger als dreißig Jahren durch neue Spezialgesetze ihr formelles und materielles Strafrecht, und zwar namentlich durch die Gesetze vom 4. März 1831 und vom 28. April 1832 zeitgemäß abzuändern gesucht. Das ganze Strafsystem des neuen Gesetzbuches ist ungleich milder, als das des alten Code pénal. Der strenge rein subjektive Gesichtspunkt, der fast allen französischen Kriminalstrafen ausschließlich zum Grunde liegt, hat dem humaneren objektiven des neuen Gesetzbuches das Feld räumen müssen. In der Lehre vom Diebstahle, der strengsten des Code pénal, ist dieser objektive Gesichtspunkt ganz besonders vorherrschend; der bayersche Gesetzgeber ist sichtlich bemüht, durch den Buchstaben des Gesetzes die Milderungen einzuführen, die man in der Pfalz schon seit einer Reihe von Jahren durch das sogenannte Korrektionalisiren in die Praxis einzuführen suchte, d. h. dadurch, daß man eben Handlungen, die nach der Strenge des Gesetzes vor das Schwurgericht gehörten, nur zuchtpolizeilich zu qualifiziren suchte. Eine große Neuerung und zugleich auch eine bedeutende Milderung besteht insbesondere darin, daß nach dem neuen Strafgesetzbuche der Diebstahl als eine bloße Uebertretung aufgeführt ist, vorausgesetzt, daß der Werth des gestohlenen Gegenstandes die Summe von zehn Gulden nicht übersteigt. In diesem Falle kann das Gericht auf bloßen Arrest erkennen, d. h. auf höchstens 42tägiges Polizeigefängniß, während der Code pénal bei dem Diebstahl nie eine Uebertretung, sondern nur ein Vergehen annimmt und deshalb mit ein- bis fünfjährigem Gefängniß bestraft. Auch die Strafe des Diebstahls als Vergehen ist milder in dem neuen Gesetze, indem deren Minimum nur einen Monat, im Code pénal dagegen, wie soeben bemerkt, ein Jahr beträgt, bei fast gleichem Werthe der gestohlenen Gegenstände. — Die Unterscheidung zwischen Mord und Todtschlag und die daran geknüpften Strafen sind humaner, als im Code pénal. Der Kindsmord wird nach dem neuen Strafrecht nicht mehr mit dem Tode bestraft. Auch die Verbrechen und Vergehen gegen die guten Sitten sind mit humaneren Strafen belegt. Der Begriff von Kuppelei ist auf das Schärfste bestimmt, und dem bisher üblichen interpretativen Zusammenwerfen von Kuppelei und habitueller Unzucht auf eigene Rechnung, das zu den größten Härten geführt, ist der Boden abgegraben. Anlangend endlich die politischen Verbrechen und Vergehen, so ist auch hier dem Geiste der Zeit durch eine humanere Rechtsanschauung Rechnung getragen. Das Strafsystem ist milder. So ist z. B. aus dem altbayrischen Strafgesetzbuche von 1813 die Abbitte vor dem Bildnisse des Königs und die Verurtheilung auf unbestimmte Zeit, d. h. jene Verurtheilung, wonach man erst nach sechszehn Jahren Zuchthaus um eine Begnadigung nachsuchen durfte, aus dem neuen Strafgesetzbuche beseitigt worden. Ueberhaupt war der

Digitized by Google

Gesetzgeber ernstlich bemüht, die strengen Spuren der Feuerbach'schen Abschreckungs-Theorie, die man fast auf jedem Tritt und Schritt in dem aufgehobenen altbayerischen Strafgesetzbuche von 1813 findet, so viel als möglich zu beseitigen.

Anlangend insbesondere das neue Polizeigesetzbuch, so hat sich in der Pfalz gegen den Entwurf desselben eine heftige Opposition erhoben. Um die Grundverschiedenheit zwischen dem neubayerischen und dem altfranzösischen, in der Pfalz bestandenen Polizeikodex mit einem Worte zu charakterisiren, wollen wir nur anführen, daß das Strafmaximum des alten Code pénal nur eine Gefängnißstrafe von höchstens fünf Tagen und eine Geldstrafe von höchstens fünfzehn Franken beträgt. Aus dieser Kompetenz-Verschiedenheit geht natürlich klar hervor, daß eine ganze Reihe von Straffällen dem Polizeirichter zugewiesen und dem als Kollegium sprechenden Zuchtpolizeigerichte entzogen worden ist. Viele Handlungen, die früher gar nicht strafbar waren, sind von nun an mit polizeilichen Strafen belegt worden. Wir müssen zwar gerecht sein und anführen, daß von Seiten der Gesetzgebungs-Ausschüsse den vielen, aus der Pfalz eingelaufenen Ausstellungen an dem neuen Polizei-Gesetzentwurfe vielfach Rechnung getragen worden ist. So wurde z. B. die Stellung unter Polizeiaufsicht und die Verwahrung in einer Polizeianstalt nur auf einzelne schwere Uebertretungen beschränkt, wie namentlich auf rückfällige Arbeitsscheue, Landstreicherei, Bettelei und Gaukelei. Die Sonntagsfeier wurde in einer Weise unter Androhung von Polizeistrafen geboten, daß das Gebot weniger anstößig erscheint; einzelne Straffälle, die nach dem Entwurfe von dem Polizeirichter abzuurtheilen waren, sind den kollegialisch besetzten Zuchtpolizeigerichten zugewiesen worden. Allein es sind in dem neuen Polizeigesetzbuche noch immer allerlei Bestimmungen vorhanden, bei denen auf die Art und Weise der Anwendung ungemein viel ankommt. Das neue Polizeigebot ist jedenfalls ein sehr großes; das ist ein Hauptvorwurf, den man dem neuen Polizeikodex zu machen hat, es wird eben darin viel zu viel gestraft; der zweite Vorwurf ist der, daß er zu viele Bestimmungen enthält, die sehr leicht zu großen Vexationen mißbraucht werden können, wie dies zwar in gewöhnlichen Zeiten nicht der Fall ist. Allein schlimme Erfahrungen wurden in der letzten zehnjährigen Reaktions-Epoche gemacht, wo z. B. der sonst so mild strafende französische Polizeikodex in der Pfalz durch das daselbst in die polizeirichterliche Praxis eingeführte System der Kumulationen herhalten mußte, um politisch oder sonst mißliebige Persönlichkeiten über die Gebühr zu bestrafen. Solche unter Umständen vexatorische Bestimmungen sind z. B. die über die Sonntagsfeier, oder über den obligatorischen Schulbesuch, über den blauen Montag, über Trunkenheit, über leichte Sittenverletzungen, über Konkubinat, über Lärm und Unfug bei Tag oder bei Nacht u. s. w. Der neue Polizeikodex ist jetzt seit fast zwei Monaten in Wirksamkeit, und wir müssen gestehen, daß bis jetzt im Allgemeinen über den Vollzug durch die betreffenden Behörden keine Klage geführt worden ist. Die Behörden haben nur gestraft, wenn wirklich ein Aergerniß gegeben, wenn wirklich das Recht eines Andern verletzt, wenn wirklich die öffentliche Ordnung gestört, wenn endlich wirklich den guten Sitten Hohn gesprochen worden ist. Die Polizeibehörden haben bis jetzt nicht vergessen, daß die Strafgesetze als Ausnahmegesetze human zu interpretiren sind. Wenn irgendwo leicht das materielle Recht auf eine schiefe Ebene geführt und der alte

Digitized by Google

Satz „summum jus, summa injuria“ zur Wahrheit werden kann, so ist dies in Strafsachen! So sehr man sich in der Pfalz gegen die Einführung der neuen Polizei-Strafgesetzbücher gesträubt hat, so sehr hat man sich darüber gefreut, daß daselbst die schlechte altnapoleonische Schwurgerichtsverfassung von 1809 aufgehoben und die, seit dem Jahre 1848 in den sieben ältern Provinzen Bayerns bestehende, freisinnige Schwurgerichtsverfassung vom 1. Juli l. J. an auf die Pfalz ausgedehnt worden ist. Nach dem französischen Strafprozesse von 1809 wurden nämlich die Geschwornen von der Regierung gewählt; nach der neuen, jetzt auch in der Pfalz gültigen Schwurgerichtsverfassung haben die Geschwornen aus Volkswahlen hervorzugehen. Man braucht nur auf politische Prozesse oder auf Preßprozesse hinzuweisen, um den ungeheuren Unterschied zwischen jetzt und vormals in die Augen springen zu machen.

Die Thätigkeit unserer Staatsregierung in rechtsreformatorischer Beziehung beschränkt sich indeß nicht auf die so eben besprochenen Strafgesetzbücher. Es ist vor geraumer Zeit von der Regiernng auch eine allgemeine Civilprozeßordnung im Entwurfe mitgetheilt und imgleichen ein allgemeines Civilgesetzbuch für ganz Bayern in Aussicht gestellt worden.

Anlangend diesen Entwurf einer neuen allgemeinen Civilprozeßordnung, so ist nur zu wünschen, daß derselbe so bald als möglich zu Stande komme, um so mehr, als wir mit Vergnügen wahrgenommen haben, daß derselbe auf der Grundlage moderner Gesetzgebungswissenschaft basirt ist. Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der gerichtlichen Verhandlungen, Kollegialgerichte, Einführung der Staatsanwaltschaft in Civilsachen, Reinheit und Integrität der Richterfunktionen durch Uebertragung der Prozeßleitung auf die Anwälte und durch Uebertragung des Vollzuges der Urtheile auf besondere Vollzugs-Beamte, Erweiterung der summarischen Prozeßarten, Beschränkung des Zeugenbeweises u. s. w. — das sind in der Hauptsache die Grundlagen einer modernen Kodifikation, d. h. der französischen Civilprozeßordnung (Cod. de procédure civile). Den einzelnen Ausstellungen, welche namentlich in Bezug auf das Verfahren vor den Landgerichten (puncto citationum) mit vollem Rechte gemacht worden sind, dürfte im Laufe der Kammer-Verhand, lungen oder schon durch die Gesetzgebungs-Ausschüsse der beiden Kammern selbst abzuhelfen sein.

Die Einführung von Strafgesetzbüchern für das ganze Königreich Bayern, imgleichen die Einführung einer allgemeinen Civilprozeßordnung bietet keine großen Schwierigkeiten, und zwar aus dem einfachen Grunde nicht, weil zwischen Rhein- und Altbayern keine sozialen Grundverschiedenheiten bestehen. Mord, Todtschlag, Diebstahl, Betrug, Brandstiftung, kurz, alle Verbrechen und Vergehen sind in der Pfalz so strafbar wie in Altbayern. Es gilt völlig gleich, ob die Uebelthäter nach diesem oder nach jenem Gesetze bestraft werden, wenn sie überhaupt nur bestraft werden. Der Code civil würde im Wesen seiner Bestimmungen durch das jenseitige Verfahren in bürgerlichen Streitigkeiten ebenso wenig alterirt, als der Codex Maximilianeus durch die pfälzische, resp. französische Prozeßordnung alterirt werden würde; oder mit andern Worten: über die prinzipiell verschiedensten Privatrechte kann nach einer gleichen Civilprozeßordnung abgeurtheilt werden.

Digitized by Google

Ganz anders und zwar weit schwieriger stellt sich die Sache, wenn es sich um die Einführung eines Civilgesetzbuches für das ganze Königreich Bayern handelt.

Der in der Pfalz geltende Code civil ist bekanntlich ein Produkt einer gewaltigen politischen und sozialen Umwälzung, welche alle die Theile der bürgerlichen Gesetzgebung umgestaltet hat, die mit ihrem Hauptprinzipe, d. h. mit der Gleichheit der Rechte, mit bürgerlicher Freiheit, mit der Trennung des Staates von der Kirche, mit der Befreiung des Eigenthums von Feudallasten, unvereinbar waren. Die ersten und wichtigsten Reformgesetze waren daher gegen das alte Personen-, Erb-, Familien- und Eigenthumsrecht gerichtet. Und alle diese so tief in alle gesellschaftlichen Verhältnisse eingreifenden Rechtsformen bilden bis auf den heutigen Tag noch die Grundlagen des in der Pfalz geltenden Civilrechts. Freiheit der Person, Gleichheit vor dem Gesetze, Freiheit des Eigenthums und der Gewerbe, Leichtigkeit der Ansässigmachung und der Verehelichung (Civilehe), Abschaffung aller und jeder Personal- und Real-Privilegien (befreiter Gerichtsstand, Majorate, Realrechte) — kurz, alle diese neuen Rechtsgrundsätze müßten in das bayrische Civilrecht der Zukunft übergehen, sollte die Pfalz nicht ganz andere Dinge, als ihren alten Code pénal, sollte sie nicht Ungeheures verlieren, soll nicht ihre ganze gesellschaftliche Ordnung über den Haufen geworfen werden. Die sieben älteren Kreise Bayerns sind der Pfalz gegenüber jedenfalls im Vortheile. Sie können bei einem neuen Civilrechte nur gewinnen, die Bewohner der Pfalz dagegen müssen sich schon glücklich schätzen, wenn sie nur das erhalten, was sie bereits besitzen, in was sie sich seit mehr als einem halben Jahrhundert friedlich eingelebt haben.

Zweierlei sind die Vortheile der altbayrischen Provinzen, wenn das Allgemeine bayrische Civilrecht auf den modernen Gesellschafts-Grundsätzen des französischen Civilrechts aufgebaut wird. Einmal, daß überhaupt ein großer legislativer Fortschritt begründet und das soziale Leben förmlich umgestaltet wird; und dann insbesondere, daß der heillose altbayrische Civilrechtszustand oder besser Wirrwarr von Grund aus beseitigt, daß namentlich die Unsumme von buntscheckigen Privatrechten — circa 50, sage fünfzig, an der Zahl — aufgehoben wird. So sehr wir wünschen, daß eine allgemeine bayrische Civilgesetzgebung auf dem Grund der französischen zu Stande kommen möge, ebenso sehr fürchten wir, daß in dieser Beziehung Alles beim Alten bleiben wird. Denn dieselben materiellen Bedenken und volkswirthschaftlichen Hindernisse, die bisher die großen Civilrechtsreformen verzögerten, dürften zur Stunde noch bestehen und daher auch einen allgemein bayrischen Civilkodex sehr in Frage stellen! —

Die Ablehnung des französisch-preußischen Handelsvertrags hat im Königreich einen sehr verschiedenartigen Eindruck hervorgebracht. Die sieben ältern Provinzen Bayerns sind allem Anschein der Majorität nach mit dieser Ablehnung einverstanden, wenn nach den Aeußerungen der altbayrischen Presse auf die Stimmung des Volks ein Schluß gezogen werden darf. Fast alle größern Organe haben sich für die handelspolitischen Anschauungen des Staatsministeriums ausgesprochen. Im „Würzburger Korrespondenten von und für Deutschland" hat einer der hervorragendsten Führer der Majorität unserer zweiten Kammer bereits seine feste Position gegen jenen Handelsvertrag eingenommen. Herr v. Lerchenfeld ist

Digitized by Google

ein entschiedener Gegner des Vertrages, und wir haben die feste Ueberzeugung, wenn die Regierung diesen Handelsvertrag vor die Kammer gebracht hätte, so würde im ablehnenden Sinne entschieden worden sein. Ganz anders verhält sich diese Angelegenheit in Bezug auf die Pfalz. Hier haben sich fast alle Handels- und Fabrikräthe und zwar theilweise in vortrefflich motivirten Gutachten für den Beitritt zum französisch-preußischen Handelsvertrage erklärt. Dabei ist noch zu bemerken, daß einzelne Fabrikanten, obwohl sie Manches an dem neuen Handelstarife auszusetzen, insbesondere nicht unbedeutende Modifikationen desselben gewünscht hatten, nichtsdestoweniger sich für den Handelsvertrag aussprachen. Diese Ablehnung hat in der Pfalz, zumal auf die Wein und Taback produzirende Bevölkerung einen um so unangenehmeren Eindruck gemacht, als von Seite Preußens nicht blos eine Herabsetzung, sondern eine völlige Aufhebung der sehr lästigen Uebergangssteuern auf Wein und Taback, also ein bedeutendes Zugeständniß in Aussicht gestellt war, falls Bayern sich bereit erklärt haben würde, dem französisch-preußischen Handelsvertrage beizutreten. Indeß glauben Sie ja nicht, daß man in der Pfalz für den neuen Handelsvertrag schwärmt, sondern man hat ruhig und unbefangen sowohl die möglichen Folgen der Annahme als auch der Ablehnung erwogen. Bezüglich der Folgen der Annahme erwartet Niemand in der Pfalz für die Gegenwart große Vortheile oder große Nachtheile. Man streitet sich in der Pfalz nicht über die Bilanz dieser Vor- oder Nachtheile, sondern ist im Allgemeinen der Meinung, daß eine kommerzielle Annäherung von Deutschland und Frankreich im Ganzen und Großen in der Zukunft nur segensreiche Folgen haben kann und daß man diese daher nicht wegen vermeintlicher oder wirklicher kleiner Nachtheile im Einzelnen von der Hand weisen soll. Ein Moment ist es insbesondere, der ganz entscheidend in verliegender Beziehung ins Gewicht fallen dürfte: es ist dies die Besorgniß, daß die definitive Ablehnung des Handelsvertrags durch Bayern die — Sprengung des deutschen Zollvereins nach sich ziehen würde. Man weiß in der Pfalz, wie segensreich der Zollverein gewirkt hat; man weiß namentlich, daß die Pfalz vor der Gründung des Zollvereins arm war, trotz dem Reichthume ihres Bodens und trotz der Gunst ihrer geographischen Lage an der großen Verkehrsader eines gewaltigen Stromes und an der Grenzmark zweier reichen Kulturvölker. Ja, die Pfalz war vor dem Zollverein arm, trotz eines fünfzehnjährigen Friedens, trotz reicher Frucht- und Weinernten. Bis 1830 galten ihre Produkte so wenig, daß kaum etwas mehr als die Baukosten herauskamen, die Güter waren im Werthe fast so gesunken wie in der französischen Revolutions- und Kriegsperiode, die Pfändungen und Zwangsveräußerungen waren an der Tagesordnung, Industrie gab es keine, alle Gewerbe lagen darnieder, und nur die Gerichtsboten, die Vollzieher der Exekutionsurtheile, saßen im Rohre und schnitten sich Pfeifen. Wie hat sich Alles anders gestaltet mit dem Bestehen des Zollvereins! Der Landmann verkauft von Jahr zu Jahr seine Produkte um gute Preise, die Güter sind im Werthe so hoch gestiegen, wie noch nie zuvor, und die Zwangsveräußerungen schrumpfen von Jahr zu Jahr zu immer kleinern Ziffern zusammen.

Was ferner eine Zolleinigung mit Oestreich anlangt, die man als einen Ersatz für die Ablehnung des französisch-preußischen Handelsvertrags in der Ferne zeigt, so ist man in der Pfalz fast einstimmig der Meinung: es hieße dies, das

Digitized by Google

Sichere aufgeben und das Zweifelhafte annehmen. Manche in der Pfalz sind aber gar nicht zweifelhaft, sondern fürchten die entschiedensten Nachtheile aus einer Zolleinigung mit Oestreich; sie fürchten namentlich, daß die Einnahmen der Zollkassen bedeutend spärlicher zufließen würden: einmal wegen der geringen Konsumtion von Kolonialwaaren, die die Hauptquelle der Zolleinnahmen bilden. Die Pfalz allein soll an Kaffee und Zucker mehr konsumiren, als das ganze Königreich Galizien; in Kroatien und Slavonien ist ebenfalls kein bedeutender Konsum an Kolonialwaaren. Und doch will Oestreich pro rata an den Zolleinnahmen partizipiren. Dann ist nicht zu übersehen, welche ungeheure Massen von Zöllnern Oestreich an seinen lang gedehnten Grenzen halten muß: gegen die Schweiz, Italien, Rußland und die Türkei; so daß auch dadurch die Zollkasse im Verhältniß zu den übrigen Zollvereinsstaaten ungemein belastet werden würde. Endlich fürchtet man die Ueberfluthung mit dem entwertheten östreichischen Papiergelde. Die letzte Hoffnung, daß der Zollverein erhalten und der französisch-preußische Handelsvertrag schließlich angenommen werde, setzt man in der Pfalz auf die Plenarversammlung des deutschen Handelstages, der am 16. Oktober in München abgehalten werden soll. In dieser Versammlung wird der Süden und Norden, angesichts der äußerst wichtigen Fragen, die daselbst zur Verhandlung gebracht werden sollen, gleich stark vertreten sein. Möge dieser Versammlung Zweierlei gelingen: einmal eine Verständigung und Annäherung zwischen dem Süden und Norden Deutschlands anzubahnen, und dann: die ablehnenden Regierungen von Bayern und Würtemberg zu bewegen, daß sie über ihre politischen Antipathien nicht das Interesse ihrer Völker aus den Augen verlieren.

Digitized by Google

# Politischer Monatsbericht.

Von H. B. Oppenheim.

Berlin, 3. September 1862.

Wir hatten in unserem vorigen Monatsbericht den neuesten Wiener Ministerialkonferenzen gänzliche Erfolglosigkeit und ein stilles Entschlafen prophezeiht; die Begebenheiten haben uns insofern Lügen gestraft, als die zu Wien versammelten Konferenzminister es sich angelegen seyn ließen, ihre absolute Unfähigkeit rasch durch ein thatsächliches Zeugniß zu bekunden; die kreisenden Berge haben geboren, aber es war nicht einmal eine Maus. Ob und für wen es eines solchen Zeugnisses noch bedurfte, ist schwer einzusehen; sollte es aber wirklich noch gläubige Naturen in Deutschland geben, die bis gestern nicht völlig aufgeklärt waren, so bin ich neugierig, an was für einen loyalen Nothanker sie sich in ihrer Vertrauensseligkeit morgen anklammern werden. Vielleicht könnte man es als einen Fortschritt der Zeit betrachten, daß die Wiener Ministerialkonferenzen, deren frühere Auflagen der Entwicklung unserer Rechtszustände so verderbenbringend in den Weg traten, heute nur noch lächerlich sind, daß die olympischen Donnerkeile der Hofburg zum Kindergespötte herabgesunken sind und kaum mehr einen ernsten Protest hervorrufen; ja, daß die Konferenzler selbst sich das Ansehen geben müssen, an der Befriedigung der nationalen Bedürfnisse zu arbeiten! Daß aber deutsche Minister es noch immer mit solchen Konferenzen versuchen können, daß die publizistischen Kammerdiener von Augsburg und anderen Orten dabei erwartungsvoll am Schlüsselloch lauschen und ihr Lesepublikum einige Wochen lang mit dem angeblich Erlauschten hinhalten dürfen, dieser ganze Apparat von Kinderei und Demüthigung beweist doch auch den Schneckengang der Deutschen Geschichte. Und am Ende gehört Dergleichen vielleicht gar zum Nationalcharakter; wenigstens sagte schon Aeneas Sylvius vor mehr als vier Jahrhunderten, daß die Deutschen Reichstage niemals unfruchtbar seyen, weil sie immer einen neuen Reichstag zur Welt brächten.

Wie war der Jubel so laut im Lager der Großdeutschen! Welche Verheißungen auf und nach dem Schützenfeste! Die noch unreifen Aehren der

Digitized by Google

versprochenen Aernte wurden schon auf dem Halme verwerthet; die auf das Haus Oestreich gezogenen Wechsel der Deutschen Freiheit standen höher, als das sonst mit Oestreichischen Valuten der Fall zu sein pflegt. Professor Wildauer, der neueste Apostel ob der Ens, hatte es ja in Frankfurt verkündigt und Kuranda ihm dafür eine Addresse defretirt. (Nachträglich ergiebt sich aus einem königlichen Handschreiben, daß dieser merkwürdige Mann auch Bayerns eigentlichen Beruf, nämlich die Einheit mit dem Partikularismus zu vermitteln, zuerst erkannt hat.) — Die Oestreichischen Staatsmänner können ungenirt mit liberalen und nationalen Phrasen um sich werfen, weil sie nicht, wie das bei Preußischen Staatsmännern der Fall wäre, der Gefahr ausgesetzt sind, beim Worte gehalten zu werden. Ihre, aus den verschiedensten Parteien zusammengewürfelten, Anhänger begnügen sich mit den hohlen Phrasen, in dem dunkeln Gefühl, daß Oestreich in den Deutschen Nationalangelegenheiten so wenig, als in Sachen der Staatsfreiheit, etwas Positives leisten kann, und hüten sich wohl, Jene für ihre volltönenden Verheißungen vor Gericht zu fordern. — Manche unserer laueren Freunde in der mitteldeutschen Presse haben sich aber wirklich für einen Augenblick einschüchtern lassen. Ein großdeutscher Verein, unter der Oberleitung einiger Wiener Apostaten, die von früher her mit demokratischen Formeln umzugehen wissen, mit geheimen Beziehungen zu Schmerling und einer Succursale in Hannover, der Nordmark des großdeutschen Kaiserthums, sollte ins Leben treten. Leider wurde diese Organisation durch die zu frühe Veröffentlichung der Wiener Bundesreform-Vorschläge im Keime geknickt. „Und sieh, der Bovist platzt entzwei!“

Seitdem ist es auf dieser Seite wieder etwas stiller geworden. Das Fiasko muß erst verwunden werden. Was ließe sich auch über diese Vorschläge sagen! Sie entziehen sich jeder ernsthaften Kritik; wenn man sie fassen will, bleibt Nichts in der Hand. Das also sind die Eier, die — der Bundestag ausbrüten soll! Denn es sind nur Vorschläge zu Anträgen für Kommissionen, die der Bundestag nach Einholung der sämmtlichen Instruktionen ernennen soll. Wenn das Deutsche Volk so lange Geduld hat, mag es sich auch weiter gedulden. — Der Bundestag, der viel verläumdete, ist in der That keiner Reform fähig: er ist wirklich, was er seyn kann, das vollkommenste Geschöpf sui generis. Sit ut est aut non sit! Metternich's logisch richtige Auffassung derjenigen bestehenden Verhältnisse, die er einer Ausgleichung werth hielt, ist durch die Geschichte eher bestätigt, als widerlegt worden. Auf die Souveränetät sämmtlicher Dynastien und die Selbständigkeit der Einzelstaaten gebaut, kann er weder gerechte, noch einheitliche Institutionen, weder einen raschen Geschäftsgang, noch eine konzentrirte Führung, noch die Mitwirkung des Volks oder auch nur ständischer Vertretungen zulassen. Da Jedermann das weiß, so wäre es doch wahrhaftig endlich an der Zeit, das



Digitized by Google

Wort Bundesreform (auch „durchgreifende Bundesreform", wie es in der Bernstorff'schen Note heißt) gänzlich aus unserem Wörterbuche zu streichen!

Ein Bundesschiedsgericht könnte immer nur als Organ der Bundesversammlung bestehen, auf deren Wink und unter deren Kontrolle nach den Naturgesetzen ihres Bestehens funktioniren, nimmermehr aber dieselbe einschränken; weit entfernt, zu kontroliren, würde es kontrolirt werden. Dieses Geschöpf würde sich schwerlich jemals gegen seinen Schöpfer auflehnen; selbst wenn Andere, als von der Pferdten und Linde, die großen Civilisten des Bundestags, mit der Abfassung betraut würden!

Die Delegirten-Versammlung, welche den heißen Durst von vierzig Millionen nach volksthümlichen und parlamentarischen Einrichtungen stillen soll, käme zuweilen auf die übereinstimmende Erlaubniß von dreißig Souveränen, als geringes Anhängsel, gleichsam als Zöpfchen am Zopfe des Bundestages zum Vorschein, — zunächst mit dem ausgesprochenen Zwecke, den betreffenden Landständen die Berathung über die gemeinsame Gesetzgebung für Obligationenrecht und Civilprozeß, unter vorbehaltener Genehmigung, erleichternd vorzubereiten; in Wirklichkeit wohl nur, um die eigentliche Wirksamkeit der Landstände gelegentlich noch mehr zu beschränken. Mit welchem Auge die Konferenzregierungen selbst ihre kühne Schöpfung betrachten, geht unter anderen auch daraus hervor, daß die bedeutenderen derselben die betreffenden Materien zu Hause auf dem Wege der Partikulargesetzgebung ohne alle Rücksichtnahme ruhig weiter betreiben lassen. Zum Ueberfluß wurden die „Vorschläge auf Anträge" kurz vor den langen Bundestagsferien in die hohe Versammlung geschleudert; es wird also keiner der Herren Gesandten am Schreck über diese Brandfackel gestorben seyn. Auch dürfte zu gründlicher Beruhigung erinnerlich seyn, daß der Bundestag, fast schon so lange er besteht, an der Bildung eines Bundesgerichts laborirt, daß schon 1834 ein Anlauf dazu genommen wurde und ein betreffender Ausschuß dafür speziell unter dem 8. Juli 1851 niedergesetzt worden ist. Es ist demnach weder eine Ueberstürzung zu befürchten, noch daß mit solchen Anstrengungen das gesunkene Ansehen des Bundestags wieder aufgerichtet werde. Sogar die gemäßigtesten Politiker, welche noch so lüstern auf „Abschlagszahlungen" sind, werden zugeben müssen, daß dem Hungrigen ein Stein keine Abschlagszahlung auf Brod ist.

Die Würzburger Anträge haben aber den Vortheil gehabt, dem Preußischen Kabinet die Gelegenheit zu einer guten Antwort zu verschaffen. Bei diesem, wie bei manchem anderen Anlasse der letzten Zeit (Oestreich, Bayern, Dänemark gegenüber) ließen die Ergüsse der Preußischen Diplomatie an Entschiedenheit des Ausdrucks und Schärfe der Entwicklung wenig zu wünschen übrig. Um so dringender wäre es für die Ehre des Staates geboten, daß die That den Worten entspräche und daß die, trotz scharfer Redensarten

Digitized by Google

allgemein angezweifelte Autorität konsolidirt würde. Ist es zum Beispiel Preußens würdig, über Das, was dem Deutschen Volke Noth thut, annähernd Richtiges mit Energie zu verkünden, ohne einen Schritt zu dessen Verwirklichung zu thun, ohne auch nur den anerkannt und einigestandenermaßen falschen Weg des Bundestags selbständig zu verlassen?! Gehört schmollende Passivität zur Rolle einer Großmacht? — Uebrigens beruht das Prinzip der freiwilligen Vereinbarung, auf das die Preußische Diplomatie seit dreizehn Jahren immer wieder zurückkommt, auf derselben Voraussetzung der Partikular-Souveränetät, wie der Bundestag selbst, und würde im glücklichsten Falle immer wieder zu einem, wenn auch kleineren, aber kaum beweglicheren und handelnsfähigeren Bundesorgan führen.

Einige unerfahrene und phantasiereiche Leute, die aus den Aeußerungen der Diplomatie naive Schlüsse auf tief angelegte Pläne ziehen, haben sich die Zeit her mit dem Wahne eines kühn den Knoten durchhauenden Preußisch-Deutschen Programms getragen, zu dem Herr v. Bismarck-Schönhausen Gevatter stehen sollte. Da das Gerücht, welches, trotz Hohn und Gelächter, die bekannte Seeschlange abzulösen bestimmt ist, immer wieder auftaucht und, vielleicht absichtlich, mit der Militärfrage in Verbindung gesetzt wird, so sey hier die Erwähnung gestattet, wenn auch nur „zur Signatur der Zeit". Eine intime Allianz mit Frankreich in Verbindung mit einer feudalen Reaktion im Innern, wäre ein Unding, denn die feudale Reaktion ist naturgemäß zu eng mit Oestreich verschwistert. Herr v. Bismarck müßte also von allen Beziehungen zur Kreuzzeitungpartei abgelöst gedacht werden, ehe sein Projekt Glauben verdiente. Im Zusammenhang mit dem militärisch-büreaukratischen Absolutismus aber wäre eine französische Allianz für Preußen zwar möglich, aber sehr bedenklich; denn nur eine Preußische Regierung, welche sich auf das Volk, auf die Deutsche Nation stützt, kann mit Frankreich gemeinsam die Lösung der in Nord und Süd schwebenden Fragen in Angriff nehmen, ohne schließlich doch in die Gefahr von Gebietsabtretungen verwickelt zu werden.[1])

Wir müssen uns also wohl noch eine Weile ohne bestimmte auswärtige Politik behelfen, wenn uns nicht etwa das Gebahren der Würzburger Regierungen eine solche aufnöthigt. Die Erklärung derselben gegen den Handelsvertrag, welche einer indirekten Kündigung des Zollvereins gleichkommt und

---

[1]) Mit wie wenig realer Sachkenntniß an dergleichen diplomatische Kombinationen oft gegangen wird, das war kürzlich auch aus dem bekannten Essay über Graf Pourtalès zu ersehen, dem darin die Lösung der schwierigsten Probleme: der deutschen, der italienischen, der orientalischen Frage, in den Mund gelegt wird, — Alles, wie im Hand umdrehen, ohne Erwägung oder Würdigung der Schwierigkeiten im Detail, wo doch die verschiedenartigsten Hemmnisse sich gegenseitig bedingen.



Digitized by Google

in der Antwortnote des Berliner Kabinets (vom 26. August) auch so aufgefaßt wird, muß zwar jedem Verständigen als eine leere Drohung erscheinen, da die noch drei Jahre lang laufenden Zollvereinsverträge ihnen Zeit genug zum Rückzuge lassen. Preußen und Sachsen können Bayern und Württemberg gut entbehren, zumal wenn sie den französischen Markt und Frankreichs Absatzwege gewinnen; allein was soll aus Bayerns und Württembergs Industrie werden, wenn sie von allen westlichen Absatzwegen und selbst vom Zollverein abgesperrt wird?! Einstweilen aber hofft man in München und Stuttgart, Preußen, auf dessen vielerprobte und vielgeprüfte Langmuth sie bauen, rücksichtslos zu „majorisiren" und dadurch in seinen auswärtigen Beziehungen soweit zu schwächen, daß ihm künftig jede selbständige Handelspolitik unmöglich wird, und es so direkt oder indirekt an Oestreich zu ketten, welches nachträglich aus dem verjährten Traktat von 1853 eine dauerhafte Schlinge zu drehen gedenkt. Dabei übersehen Bayern und Württemberg ihre eigenen, früher ertheilten Vollmachten, an die sich Preußen bei den Verhandlungen mit Frankreich äußerst rücksichtsvoll gebunden. Im Ernste werden sie sich hüten, auszutreten. Mag ihnen auch das Wohl der Massen erst in zweiter Reihe kommen, so steht doch das Gewicht der Staatskassen jedenfalls in erster; und beim Uebertritt aus dem Preußischen in einen Oestreichischen Zollverband würde, nach Maßstab der bisherigen beiderseitigen Einnahmen, ihre Zolleinnahme per Kopf um wenigstens drei Viertel verringert. Ein wohl zu bedenkender Umstand! Wären es noch Freihandelsstaaten, so könnten sie es mit der Isolirung risquiren; aber gerade der hohe Schutzzoll ist es, was sie, neben der politischen Intrigue, zu der absurden Forderung verführt, daß die deutsche Industrie erst das geringere Interesse mit Oestreich befriedige, ehe sie dem überwiegenden Interesse des Verkehrs mit dem Westen von Europa Rechnung trage, oder vielmehr: daß durch Negotiation mit Oestreich die andere, die wesentliche Maßregel beseitigt und für immer vereitelt werde. Der Buchstaben der Legalität legt uns ohnedies schon eine dreijährige Versäumniß auf, in welcher die norddeutsche Industrie unvermeidlich von ihren ausländischen Konkurrenten überflügelt werden wird. Und nun denke man sich gar, wie die mittel- und norddeutschen Rekalzitranten (Hannover z. B. oder Kurhessen) ihre Zolllinien ohne Zollverein auf den verzwickten Grenzen herstellen wollten, so daß dieselben bei hohen Zöllen auch nur die Kosten deckten! Das zöge in diesen Staaten einen allgemeinen Ruin nach sich, bei welchem selbst die kleine Schaar der aussaugenden Fabrikherren nicht lange ihre Rechnung fände. Und sollte Preußen im Zeitalter der Eisenbahnen wirklich noch willig und friedlich ertragen, was schon vordem unerträglich schien, daß die großen Adern des Welthandels zwischen den getrennten Preußischen Gebieten plötzlich durch ein modernes Raubritterthum unterbunden werden!

Digitized by Google

In allen diesen Fragen fallen die volkswirthschaftlichen Gesichtspunkte mit den rein politischen zusammen: der Zollverein, wie er jetzt konstituirt ist, ist nichts anderes, als eine Art Bundestag auf nationalökonomischem Gebiete, und Preußen steht annähernd in demselben schiefen Verhältniß zu ihm, wie zum Bundestage. Auch dem Zollverein ist nicht durch die Einberufung bloßer Delegirtenversammlungen zu helfen, sondern nur durch eine gründliche Verlegung des Schwerpunkts der Macht. (Die Machtfrage ist es ja auch, was die Gegner ausschließlich beschäftigt.) Auch hier wäre die Delegirten-Berufung keine Abschlagszahlung auf durchgreifende Reform, sondern eine Bestärkung und Bestätigung der bisherigen Mißbräuche. — Preußen hat sich endlich zu einem entschiedenen Schritt in Sachen des Handelsvertrages ermannt, es wird auch in dieser Sache allein stärker seyn und weiter gehen können, als mit zweideutigen, ja verrätherischen Bundesgenossen; hoffen wir nur, daß der vorwärts gethane Schritt nicht einmal halb zurückgethan werde!

Die Situation im Innern wird durch die berühmte „Verfassungslücke" der offiziösen Zeitung bezeichnet.[1] Die Lücke ist nicht da, wo die Sternzeitung sie sucht, oder vielmehr entdecken möchte; sie liegt viel mehr im Artikel 109, der die Forterhebung unbewilligter Steuern anordnet, als im Artikel 62, in welchem dem Herrenhause formell das Recht der totalen Steuerverweigerung eingeräumt ist. Zwar ist dieser Satz analogen Einrichtungen der Belgischen Charte, wie der Englischen Verfassung entlehnt; aber in beiden Ländern sind Senat und Oberhaus ganz andere Institute, als unser Herrenhaus; der Beweis dafür liegt schon darin, daß eine Zeitungs-Redaktion in England oder Belgien, welche sich die Hypothese der Sternzeitung „aneignen" würde, einem „writ de lunatico inquirendo", oder etwas Aehnlichem ausgesetzt wäre. (Da die Leitartikel der Sternzeitung[1]) wohl nicht zu den „Anordnungen der Obrigkeit" gehören, ist uns hoffentlich diese Bemerkung erlaubt.) Eine Lücke also, die unter äußerlich gleichen Verhältnissen in keinem konstitutionellen Lande jemals vorgekommen ist, hat sich in Preußen von den scharfsinnigen Publizisten der offiziösen Presse in kürzester Zeit glücklich auffinden lassen, um einen Nothstand zu begründen, der nur existirt, wenn man ihn gerade braucht. Selbst Stahl, Arnim-Boitzenburg, Walter und wie sie Alle heißen, die Heißsporne der Reaktion, keiner von ihnen hat bei der Berathung der bezüglichen Artikel das gemeint oder vorausgesehen, was jetzt hineingelegt werden soll, sie glaubten Dämme

[1]) Da diese Zeitung für die von ihr aufgestellte Statistik der Militärbedürfnisse der Europäischen Staaten die Widerlegung der liberalen Presse provozirt hat, so erlauben wir uns, ihr zu bemerken, daß sie für ihre Angaben schon früher in unseren Heften eine ausführliche Berichtigung hätte finden können, nämlich in Pfeiffer's Vergleichung der Staatshaushaltungen, Maiheft 1862 (T. III. H. 2), besonders S. 225—226, 236—237 u. s. w.

Digitized by Google

gegen das Recht der Steuerverweigerung aufzurichten[1]) und dachten nicht daran, ein neues Steuerverweigerungsrecht zu schaffen. Unter allen Umständen steht fest: Der Staatshaushaltungs-Etat soll im Voraus veranschlagt werden (Art. 99.), und: Nicht bewilligte Ausgaben dürfen nicht gemacht werden (Art. 100.). Die Forterhebung der Steuern zieht also durchaus nicht deren willkürliche Verwendung nach sich. Die Etats-Ueberschreitung vorbehaltlich nachträglicher Bewilligung kann nur als Ausnahme statthaft seyn; wird sie aber zum herrschenden Prinzip der ganzen Staatsverwaltung erhoben, so gleicht sie der Aufhebung der Verfassung durch Staatsstreich. Ein übelgesinntes Ministerium brauchte ja nur das Budget jedesmal zu spät, oder ein ganz unmögliches Budget, z. B. von zwei- bis dreihundert Millionen, vorzulegen, um thatsächlich ohne die Kammer zu regieren. Damit wäre die Verfassung ad absurdum geführt. Eine allgemein gültige Rechtsregel besagt aber, daß Gesetze wie Verträge so zu verstehen seyen, wie sie einen Sinn haben. (Pacta interpretanda sunt magis ut valeant quam pereant.) Die Verfassung darf unmöglich so ausgelegt werden, daß ihre Quadern sich zu Münchhausen's Luftsteinen verflüchtigen. In der That löst sich die vorgebliche Schwierigkeit nur darin, daß ein konstitutionelles Ministerium an das von ihm vorgelegte Budget, auch wenn es im Abgeordnetenhause verkürzt worden, weiter gebunden ist, denn das Minus steckt ja im Plus; es hat also dasselbe auch mit allen verfassungsmäßigen Mitteln durch das Herrenhaus zu bringen, was ihm nicht schwer fallen kann. Oder es muß abtreten und gewandteren Nachfolgern die Sorge, rasch ein Kompromiß herbeizuführen, überlassen. Keinenfalls aber kann ohne vereinbartes Budget regiert werden. Daß ein so einfacher Satz noch 1862 in Preußen diskutirt werden muß!

Das Argument, daß für das Budgetjahr 1862 das Mehr schon verausgabt ist, kann nicht dessen bedingungslose Bewilligung begründen, sonst hätten wir über's Jahr ganz denselben Fall, und sofort bis an das Ende aller Tage; immer unter dem Vorwande, daß das Streichen doch nur auf einer Fiktion beruht. Wenn freilich durch das Streichen das verausgabte Geld nicht zurückgebracht wird, so geschieht das durch das Bewilligen ja auch nicht. Und da das verausgabte Geld schließlich doch aufgetrieben werden muß, so läge auch die Bewilligung von Anleihen und neuen Steuern nicht mehr in der Gewalt der Landesvertretung. Resümiren wir die Theorie des offiziellen Blattes; sie lautet: Das Budget ist zwischen drei Faktoren zu vereinbaren; will der eine Faktor, welcher die Regierung heißt, nicht zustimmen, so regiert, erhebt und verausgabt er ohne die anderen weiter; er kann auch das Nein durch das Herrenhaus formuliren lassen. Die Bedingung

[1]) Siehe die erste von Stahl's „Siebzehn Reden."

Digitized by Google

der Vereinbarung existirt demnach nur für die Volksvertretung, aber weder für das Ministerium, noch für das Herrenhaus. Das soll in Preußen Verfassungsrecht seyn! — Anhang zu dieser Theorie: Jede einmal gemachte Ausgabe muß gebilligt werden, denn die Minister sind — wie es gelegentlich der Rentenkonversion geradezu ausgesprochen ward — weder pekuniär, noch überhaupt persönlich verantwortlich. Wie sind sie es denn? Das ist die Frage.

Der Preußische Juristenstand, namentlich die Mitglieder der Obergerichte, sollte es sich als eine Ehrenpflicht angelegen seyn lassen, sich darüber zu verständigen, wie nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen und den bestehenden Gesetzen die persönliche Verantwortlichkeit der Minister zu verstehen sey.

Was wurde von der verfassungsfeindlichen Partei nicht Alles aufgeboten, seitdem sie in den Wahlen so gründlich auf das Haupt geschlagen worden! Bald sollte ein Sturm von sogenannten Loyalitäts-Addressen an die Krone aufgeführt, bald sollte die Kammer als eine Schaar theoretisirender Schwätzer, welche die materiellen Interessen des Volkes vernachlässigen, dargestellt werden; endlich kam im Haupttreffen die erwähnte Theorie. Jedoch die rechtsverdreherischen Sophismen wurden verlacht, die Hetzereien nicht angehört; kein Stand, keine Klasse war noch mit so plumpen Mitteln zu beirren. Auch der erbittertste Reaktionär muß eingesehen haben, daß der Rechtssinn im Volke auf fester Basis ruht und daß die Verantwortlichkeit für einen etwaigen Konflikt unvermeidlich auf Diejenigen zurückfallen würde, welche ihn provozirt haben!

Die unerwartete Wendung, welche der **Katechismusstreit in Hannover** nahm, ruft auch hier ein **disce justitiam** dazwischen. Selten hat eine Regierung einer so demüthigenden Niederlage sich unterzogen, selten wurde sie von so unbewehrten Feinden besiegt. **Ein** gewissenhafter Landpfarrer gab den Ausschlag. — Vor zwanzig Jahren behauptete einmal ein bekannter Politiker in Baden, den Rhein entlang ließe sich noch immer ein Religionskrieg entzünden; — auch den Niedersachsen steckt es, wie es scheint, noch immer im Blute, daß ihre Vorfahren für die reine Lehre Leib und Leben, Hab und Gut und selbst des Vaterlandes theuren Boden in langen, barbarischen Kriegen daran gesetzt haben. Was der dreißigjährige Bürgerkrieg am Staatssinn dauernd geschädigt, hat er vielleicht in dieser Richtung ersetzt. Wie rege würde noch heute das religiöse Leben in den Gemeinden seyn, wenn die Staatskirche nicht überall jede spontane Bewegung erstickte! (Man vergleiche die Petitionen der freien Gemeinden in Preußen.) Das Wenige, was das Volk auf diesem Gebiet gerettet, will es sich nicht noch mehr verkümmern lassen. Seit der Bewegung gegen das Konkordat in Baden trug keine andere in Deutschland ein solches Gepräge der Einmüthigkeit: es war ein Aufstand der Weiber und Kinder, unwiderstehlich

Digitized by Google

gerade durch die Schwäche seiner Bestandtheile. Er stürzte die neue Welfen-Religion mit ihrem wieder ausgegrabenen Teufelsglauben, Fasten, Bekreuzigen, Beichten und anderen katholisirenden Tendenzmitteln.

Das Ministerium Borries — es trat nicht ab, weil es *gegen* den neu eingeführten Katechismus war, es wurde auch nicht dem empörten Gefühle der Bürger als Sühnopfer dargebracht. Graf Borries, dessen langwieriges Regiment — es waren die sieben magersten Jahre des unglücklichen Landes — vor der Krisis schon von einer weitergehenden Reaktion unterhöhlt war, mußte nachderhand abgehen, *weil* er diesmal Recht gehabt hatte und sogar, gegen seinen Wunsch und Willen, durch die Thatsachen Recht behielt. Börne sagt einmal: „Minister, wie Butterbrode, fallen stets auf die gute Seite". Richtiger wäre wohl zu sagen, daß auch der schlechteste Minister in seiner Art nicht Konsequenz genug besitzt, um nicht gelegentlich überboten zu werden. Daß die büreaukratische Reaktion von der hierarchischen und aristokratischen überrannt wird, ist unter gewissen Umständen unausbleiblich. Die Widerstandskräfte, die ein geordnetes Staatsleben bietet, werden erst von dem reinen Büreaukratismus ertödtet, dann treten die positiveren Elemente der Reaktion siegreich ein, wo Jener ihnen vorgearbeitet hat. Komisch ist aber die Sage, Borries sey auch in seiner antipreußischen Politik als nicht entschieden genug befunden worden. Waren denn alle die Chikanen gegen die Jahdebahn und den Küstenschutz, gegen die Buxe-Kreienser Bahn, der Anschluß an die identischen Noten, die Verstocktheit in der Elbzollsache, und schließlich die Negation des Handelsvertrages (dessen niedere Zölle Hannover, wiewohl im Wesentlichen ein ackerbautreibendes Land, zurückweisen muß) Nichts? Was soll denn noch geschehen? Soll Preußen der Krieg erklärt, soll es dem Erdboden gleich gemacht werden?

Im Königreich Hannover stehen allgemeine Wahlen bevor; was für ein Ministerium wird die neue Kammer empfangen?

Bei den allgemeinen Wahlen in beiden *Hessen* siegt die Fortschrittspartei, die sich auch dort, wie in vielen anderen deutschen Bundesstaaten, nach dem Vorgange der Preußischen konstituirt hat; sie siegt, obgleich im Darmstädtischen Dalwigk's oktroyirtes Wahlgesetz so exklusiv ist, daß es von mehr als 860,000 Einwohnern höchstens etwa 1600 Wähler zuläßt, unter welchen wieder, neben dem großen Grundbesitz und den Höchstbesteuerten die überaus abhängigen, durchweg uniformirten und bis auf das Bartsystem disziplinirten Staatsbeamten die Mehrheit bilden; und obgleich in Kurhessen die ganze Situation noch unklar und verworren ist und durch die verfrühte Erörterung von Veränderungsvorschlägen für das Wahlgesetz noch mehr verwirrt ward.

In *Baden*, wo das Ministerium der Landesvertretung in Freisinnigkeit voranleuchtet, begrüßen wir eine Amnestie, wie sie auf deutschem Boden noch nicht erlebt worden. Da ein freudiger Anlaß, gleich dem, der in Baden

Digitized by Google

der Amnestie als Datum dient, auch in Preußen stattfand, hätte man auch hier eine Erweiterung der früheren Amnestie hoffen dürfen; zumal der leitende Minister kürzlich durch einen unangenehmen Vorfall an die Verzeihlichkeit der Ausschreitungen in der allgemeinen Erregtheit des Jahres 1848 erinnert wurde.

Wir haben oben der neuesten Preußischen Note in dem papiernen Feldzuge gegen den eiderdänischen Gesammtstaat gedacht: eine richtige Auffassung ist immer auch von praktischem Nutzen. Der Protest gegen die Dänische Verfassung vom 2. Oktober 1855 hätte schon früher in dieser Form auftreten müssen; das Zurückgehen auf die Verträge von 1851 und 1852 darf aber blos den Zweck haben, dieselben zu kündigen, um wieder auf den einzig gesetzlichen Zustand, den vor 1846, zu führen. Denn die Verträge von 1852, die eine „organische und gleichartige Gliederung" der verschiedenen Bestandtheile der Dänischen Monarchie ausbedingten, bieten in der That keine bestimmte Garantie: Die unter sich uneinigen Großmächte, zum Theil für Dänemark, zum Theil für den Frieden um jeden Preis, zum Theil froh, sich mit nur anscheinender Satisfaktion aus der Affaire zu ziehen, haben sich damals mit zweifelhaften Versicherungen begnügt und theilweise mit offenen Augen täuschen lassen. In einer Zeit, wo der Schein-Konstitutionalismus so riesige Fortschritte gemacht hat, wird von einem solchen Gegner auf diesem Wege nie viel zu erreichen seyn. — Die dynastische Frage ist und bleibt die Hauptsache. Durch sie wird die reale Lostrennung der Herzogthümer bedingt, welche das einzige wirkliche Rettungsmittel ist. Holstein hat den Protokollprinzen ohnehin noch nicht auf gesetzlichem Wege — wie Dänemark 1853 — als Thronerben anerkannt. (Der Versuch, mit einer Dotation für dessen Sohn seine Anerkennung indirekt zu erschleichen, wurde noch nicht durchgeführt.) Aber gerade die dynastische Frage gestaltet sich jetzt ungünstig: Die bevorstehende Heirath des Prinzen von Wales mit der Dänischen Prinzessin mag zwar — im Gegensatz zu der gleichfalls projektirten Verschwägerung der Dänischen Dynastie mit dem Schwedischen Königshause — ohne politische Verabredungen abgeschlossen werden, da englischerseits bei solchen Gelegenheiten die Politik aus dem Spiele bleiben muß; aber sie wird, weil doch alle diplomatischen Chancen der deutschen Sache widerwärtig sind, am Ende gegen uns zu verwenden seyn.

Im Russischen Reiche folgt auf das Schreckniß der Petersburger Feuersbrünste das entsetzlichere der Warschauer Attentate — eine furchtbare Mahnung gegen die herzlose Staatskunst, deren Versöhnungsversuche, erst durch die Noth erzwungen, zu spät kommen.

Zuletzt sprechen wir von dem Ereignisse, das alle Köpfe beschäftigt, alle Herzen erfüllt und so viele Augen befeuchtet. Garibaldi's Gefangen-



Digitized by Google

schaft ist der erschütterndste Eindruck seit langer, langer Zeit[1]). Der edle Held, groß durch die höchste Uneigennützigkeit, durch unübertroffene Selbstverleugnung, Träger einer in ihm verkörperten Idee, wie kein Anderer, ging an einem wahrhaft tragischen Konflikte unter: Zwei berechtigte Mächte traten sich schroff, ohne Austrag und Ausgleichung gegenüber, und Garibaldi's ideale Willkür brach sich an der steinernen Gesetzestafel des Staats. Allein das ist, wie Hegel ungefähr sagt, die Schlauheit der Idee, daß sie auf Umwegen, oft durch scheinbare Niederlagen, zum Siege gelangt. Nur können solche Entwickelungen nicht immer nach Monaten oder Jahren berechnet werden. Mit Garibaldi's Verhaftung ist die Römische Frage vielleicht ebenso, vielleicht mehr gefördert, als wenn er die Franzosen aus Rom verjagt hätte. Es ist der Segen seiner Größe, daß er Nichts unternehmen kann, was nicht seinem Vaterlande nütze; das wissend, ist er mit ruhiger Klarheit zum Opfer geschritten. — Diese große Römische Frage, an der früher das ganze Kirchenthum und die Orthodoxie der alten Welt zu hängen schienen, ist nur noch ein kleiner Besatzungs-Konflikt, über den die civilisirte Welt im Reinen ist (da sogar die Anerkennung der Großmächte erfolgt ist, nachdem Rom feierlichst vom italienischen Parlament als künftige Hauptstadt Italiens proklamirt war), und der dazu beiträgt, Napoleon III. in den Bann der Humanität zu thun. Der Napoleonide weiß auch, daß er seine Dynastie nicht auf Stützen, die er selbst angesägt hat, befestigen kann. Und es ist kein kleines Resultat, daß die italienische Nation durch Garibaldi so entschieden mit jeder Möglichkeit französischer Schutzherrlichkeit gebrochen hat und daß hierdurch das Nationalitätsprinzip überhaupt von der kompromittirenden Verbindung mit dem Autokraten erlöst ist. Italien wird seine Befreiung nur noch sich selbst zu verdanken haben! — Das Papstthum als weltliche Macht muß sich zuletzt noch von einem dreifach verrätherischen Ueberläufer, wie La Guerronnière, offiziell vertheidigen, von einer Schürzen-Intrigue, die an gewisse Situationen des Oströmischen Reichs erinnert, protegiren lassen. Und die auswärtige Politik Frankreichs, die einzige Staatsfunktion, mit der Napoleon bisweilen kurzsichtige Patrioten zu versöhnen verstand, sinkt so tief in absolute Prinziplosigkeit, daß kein Aufraffen, kein Krieg die tiefinnerste Beschämung abwaschen wird.

Und nun Garibaldi vor Gericht! Wird nicht vielmehr Rattazzi vor ihm auf der Armensünderbank sitzen? Denn Garibaldi ist das Gewissen des Volkes, seine Höhe ist der nationale Maßstab. Was habt Ihr aus

[1]) Der dritte Aufsatz dieses Heftes schildert die spannende Situation in Italien beim Beginn der Schilderhebung Garibaldi's. Der unerwartet rasche Ausgang nimmt dem Interesse an der Darstellung Pulszky's und der von ihm mitgetheilten Stimmung Rich ts. Wo wir in den Schlußfolgerungen von ihm abweichen, das ergiebt sich aus unserem obigen Bericht.

Digitized by Google

dem jungen, begeisterungsträchtigen Staate gemacht, wenn Garibaldi keinen Platz mehr darin findet! Einen Garibaldi zu verwenden, die demokratischen Kräfte in dem Gesammtspiel des Organismus einfügend unterzuordnen, dazu gehörte ein Staatsmann, wie Cavour. Aber Rattazzi beging den großen Fehler, die Elemente, welche in Garibaldi ihren Meister erkennen, erst zu Schein-Demonstrationen mißbräuchlich aufstellen und dann beliebig bei Seite schieben zu wollen. Die Fluth durchbrach die schwachen Dämme, das Gewissen der Nation empörte sich gegen das freche diplomatische Spiel. Es gährt im ganzen Lande, Rattazzi kann nicht Minister bleiben, nachdem er die schmutzige Arbeit gethan; er ist der letzte italienische Minister, der auf einen Vorschlag aus den Tuillerien ernannt ward. Und Viktor Emmanuel ist nur König unter der Bedingung, daß er sich zur Ausführung des Garibaldi'schen Programms verpflichtet.

Wie gesagt, die Römische Frage ist nur noch eine Frage der Zeit; seitdem sie aufgewühlt ist, ist sie gelöst. Die letzten Blitze des Vatikan haben nicht eingeschlagen; die Hierarchie, einmal in Frage gestellt, war auch gerichtet. Unter dem ersten schweren Tritte des erwachten Volkswillens wankte das Gebäude, mit dem nächsten bricht es zusammen. Napoleon, er weiß es und sagt es sogar, beschützt wohl noch den Papst, nicht mehr das Papstthum.

Auch damals, als er seinen Gesandten aus Turin zurückzog, war die Lage gespannt; er mußte doch selber an dem neuen Prachtbau des italienischen Staates weiterbauen helfen. Oestreichs Hoffnungen auf eine große Konflagration in Italien sind vorläufig wiederum vereitelt. Das Englische Ministerium hat sich dem Turiner Kabinet noch mehr genähert; sobald die orientalische Krisis zum Ausbruch kommt, muß Napoleon ernsthaft an Versöhnung denken.

---

Für die Verlagsbuchhandlung verantwortlich Franz Bahlen. Redaktion: Dr. H. B. Oppenheim.
Druck von Franz Duncker's Buchdruckerei in Berlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 063967580

Digitized by Google